This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

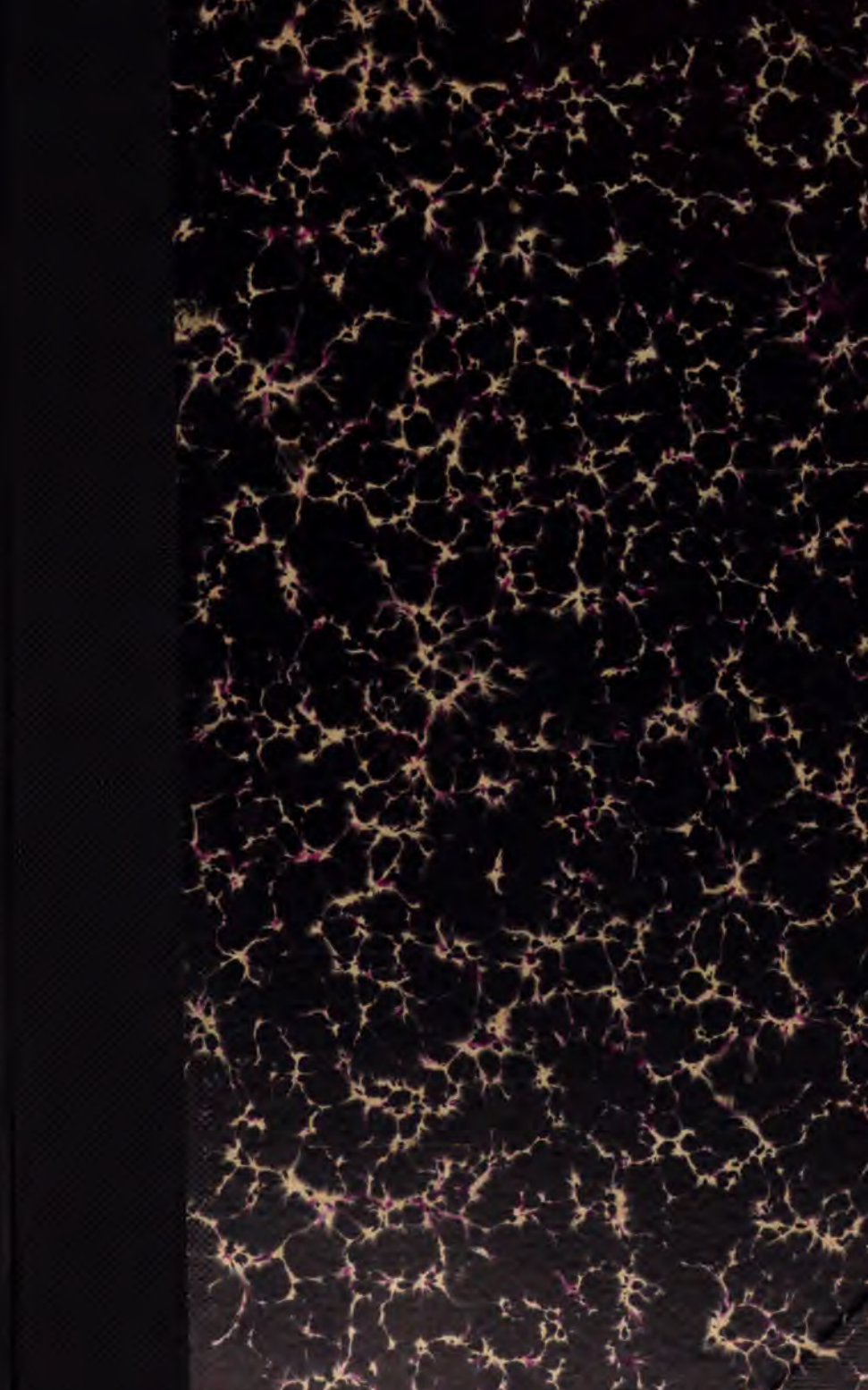
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

F. Würz.

REDAKTION DES
EV. MISSIONSMAGAZINS
BASEL, Missionsstr. 21

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. J. M. Zahn,
Missions-Inspektor in Bremen

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben
von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Siebenundzwanzigster Band.

Berlin 1900.
Verlag von Martin Warneck.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
AUG 2

BV4304
.A6

Die evangelische Mission an der Wende zweier Jahrhunderte (1800 u. 1900).

Vom Herausgeber.

Mit dem Jahre 1900 geht ein Jahrhundert zu Ende, das als eins der ereignisreichsten der Weltgeschichte bezeichnet werden muß. In politischer, wissenschaftlicher, kultureller und sozialer Beziehung ist von der letzten Jahrhundertwende an eine Entwickelung eingeleitet worden, deren Ergebnis die moderne Welt ist. Und angesichts dieser Thatsache wird der Eintritt in das Jahr 1900 einer Flut von Säkularbetrachtungen die Schleusen öffnen, gediegenen Rückblicken wie rhetorischen Phrasenklingeleien.

Für den Missionshistoriker wäre es geradezu eine als Undankbarkeit zu bezeichnende Versäumnis, wenn er am Schlusse eines Jahrhunderts, das mit Recht den Namen eines Missionsjahrhunderts trägt, sich von diesen Säkularbetrachtungen ausschließen wollte. Die Mission, speziell die evangelische Mission der Gegenwart, die bezüglich des Umfangs ihres Gebietes, der Zahl ihrer Arbeiter, der Organisation ihres Betriebs und der Höhe ihres Aufwandes jede Missionsperiode der Vergangenheit übertrifft, ist mit den großartigen Ereignissen, die das zu Ende gehende Jahrhundert charakterisieren, so sehr verwachsen, daß man sagen muß, ohne dieselben wären sie nicht, was sie ist.

Es hat ja freilich eine protestantische Mission gegeben auch vor dem neunzehnten Jahrhundert, aber ein protestantisches Missionszeitalter ist erst mit diesem Jahrhundert angebrochen. Was vorher seitens der holländischen Kolonialregierung, seitens der englischen Kolonisten in Amerika, seitens Egede's und seiner Nachfolger in Grönland und namentlich seitens der dänisch-halleschen Missionare in Indien und der Brüdergemeine in drei Erdteilen geschehen ist, das hat nur eine ähnliche Bedeutung für die gegenwärtige Weltmission wie die Reformatoren vor der Reformation sie für die Reformation haben: es hat eine große Missionsbewegung vorbereitet und eingeleitet, von der jetzt der gesamte Protestantismus ergriffen ist und deren Wellenschläge fast über die ganze Erde gehen.

Daß dieses Missionsjahrhundert überhaupt einsetzen und daß es sich intensiv und extensiv so machtvoll entfalten konnte, das hat seinen Grund darin, daß mit dem neunzehnten Jahrhundert eine Fülle der Zeit eintrat, welche für die Ausbreitung des Christentums Bedingungen schuf

und Anregungen wie Antriebe gab, dergleichen vorher teils noch gar nicht, teils nur in beschränkter Weise vorhanden waren. Im Zusammenhange mit einer religiösen Erweckung hat der die Zügel des Weltregiments in seinen Händen haltende Gott durch die großen geographischen Entdeckungen, die schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzten und dann im 19. Jahrhundert immer wachsendere Dimensionen annahmen, durch die nach ihnen und später gleichzeitig mit ihnen gemachten großen Erfindungen, welche ganz neue Kommunikations- und Produktionsmittel erzeugten, durch den dadurch immer mehr ins riesige gesteigerten Weltverkehr und die immer umfangreichere Weltbesetzung seitens der europäischen, vorwiegend protestantischen Mächte — dadurch hat Gott die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch gemacht, daß der König der Ehren einziehe. Und so ist die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts sich immer erweiternde Weltöffnung, die die Geschichte der Nationen je länger je mehr zur Menschheitsgeschichte verallgemeinert hat, eine Missionswegbahnung und zugleich ein Missionssignal geworden, welches wie mit allen Glocken in die zum alten Bibelglauben neu erweckte Christenheit hineingeläutet und dem fast vergessenen Missionsbefehle wieder Gehör und Gehorsam verschafft hat: Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker.

Zwar um die Wende des vorigen Jahrhunderts sah es — wenigstens vor Menschenaugen — nicht so aus, als ob ein Missionszeitalter im Anzug wäre. Ganz abgesehen von den Kriegswirren, die damals soviel Not über halb Europa brachten und an Veranstaltungen zur Bekehrung ferner Heiden kaum denken ließen, fehlte es der alten Christenheit an den inneren Missionsmotiven, welche lediglich der in der Liebe thätige Glaube giebt. Die Aufklärung, die fast die ganze Christenheit unter den Einfluß eines philiströsen Rationalismus stellte, war soweit von jedem Missionsverständnis und jedem Missionsantriebe entfernt, daß sie sich vielmehr wie ein Mehltau auf das dürftige damalige Missionsleben legte, der dänisch-halleschen Mission die Wurzeln abgrub und, wie z. B. der bekannte Vorgang in der schottischen Generalsynode 1796 zeigt, jeden Missionsantrag niederstimmte. Nur die Brüdergemeine hielt ihre Missionen über Wasser, aber auch in ihr trat eine stille Zeit ein. Die herrschende Entwertung des seiner Geheimnisse entleerten biblischen Glaubens, die Indifferenz gegen den Anspruch des Christentums, im Besitze der absoluten Wahrheit zu sein und die Toleranz, welche Christen wie Nichtchristen jeden nach seiner Façon wollte selig werden lassen, ließ die Mission als etwas

ebenso Überflüssiges wie Aussichtsloses erscheinen. Ein angesehener englischer Advokat, Blackstone, der in London von Kirche zu Kirche ging, um alle namhaften Prediger jener Zeit zu hören, bezeugt: „Ich hörte nicht eine einzige Predigt, die mehr Christentum zum Inhalt gehabt hätte als die Schriften Ciceros, und es war mir unmöglich zu entdecken, ob der Prediger ein Anhänger des Koufucius, Mohammeds oder Christi sei.“ Und bei der Majorität der nichtenglischen Rationalisten würde man viel mehr spezifisch Christliches auch kaum gehört haben. In England stand es allerdings besonders schlimm. „Die meisten Geistlichen“ schreibt Bischof Ryle, „jagten, schossen, farmten, fluchten, spielten, tranken, aber predigten selten und wenn sie predigten, war es so schlecht, daß es ein Trost war, daß sie vor leeren Bänken redeten.“ Auch die Sittenverderbnis, namentlich in den höheren Ständen, hatte einen hohen Grad erreicht. In Deutschland war der Rationalismus sittlich ernster und auch religiös nicht so heruntergekommen wie in England, wo es der Ton des Tages war, ein Religionsspötter zu sein, aber eine Missionskraft wohnte auch dem deutschen Rationalismus nicht inne, und als die Missionsbewegung begann, war er ihr schärfster Opponent.

Aber auch der *Wandel* war bereits im Gange. Die große Revivalbewegung hatte schon eingesetzt, die der Ausgang für die Auferstehung der Christenheit aus diesem religiösen Tiefstande geworden ist. Eins der trostvollsten Ereignisse in der christlichen Kirchengeschichte, angesichts dessen bei sich wiederholenden Niedergängen der Glaube den Mut nicht verlieren darf. Der Gott, der Jesum von den Toten auferweckt, hatte in den Tagen Wesleys und Whitefields begonnen, die Totengebeine lebendig zu machen und zu Ende des 18. Jahrhunderts stand eine *zweite Generation* erweckter Geistlicher und Laien auf dem Plane, welche bewies, daß das Revival tief gehend und von Dauer war. Allerdings bildeten sie nur eine kleine Minorität, der allerlei Spottnamen beigelegt wurden und die Bischöfe hielten es für eine ihrer Hauptaufgaben, ihre Sprengel von der „Pest dieses Methodismus“ zu reinigen. Aber die Kraft Gottes war in den kleinen Kreisen dieser Erweckten und zwar so lebendig, daß eine christliche Unternehmung nach der andern aus ihnen hervorgegangen ist und speziell die Missionsbewegung durch sie ihren Anstoß erhalten hat. Dieser Ursprung der modernen Mission, nicht aus den Palästen der Könige oder der fürstlichen Handelsgesellschaften, sondern aus den Hütten der Stillen im Lande hat ihr allerdings eine Knechtsgestalt gegeben, aber eine Knechtsgestalt, die weihnachtliches Gepräge trug und die es ihr ermöglichte,

von vornherein apostolische Bahnen zu gehen. Das Schlimmste war, daß die amtliche Kirche den Dienst versagte, ja daß sie sich zu den Missionsgegnern schlug. Aber aus dieser Notlage wurde *die freie Assoziation* innerhalb der Kirchen geboren, eine Institution, die sich in der Folge nicht nur für den Missionsbetrieb als praktischer erwiesen hat denn staatskirchliche Sendungsveranstaltungen, sondern die auch die Kirchen selbst mit korporativen Neugestaltungen bereicherte, die ihnen zum Segen geworden sind und speziell der späteren inneren Missionsthätigkeit die geeignetsten Organisationen bereitet haben.

Der praktische Niederschlag dieser Missionsbewegung war die im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts sich vollziehende Gründung der drei ersten modernen evangelischen Missionsgesellschaften: der Baptistischen 1792, der Londoner 1795, der Kirchlichen 1799 und 1800 auf deutschem Boden: der ersten Missionsschule, der Jänickeschen in Berlin. Das war neben den wenigen Missionsveranstaltungen, welche 1792 bereits bestanden, unter denen damals eigentlich nur die der Brüdergemeine wirklich fungierte, der Anfang des gegenwärtigen Missionszeitalters; in der That ein geringer Anfang, sowohl wenn man auf die bescheidenen Mittel blickt, die diesen paar Missionsorganen zu Gebote standen, wie auf die Arbeitsgebiete, auf denen sie ihre wenigen Sendboten stationierten. Aber daß es ein *Anfang* war, das war das Ereignis. Der Stein war ins Rollen gebracht, das Senfkorn war in den Boden gelegt, der *Frühling* war angebrochen. *Für die moderne Mission fiel die Wende des 18. Jahrhunderts mit der bedeutungsvollsten Wende ihrer Geschichte zusammen.*

Nicht immer decken sich die großen chronologischen Abschnitte, welche den Zeitverlauf in Jahrhunderte teilen, mit den großen Perioden, in die der Verlauf der Weltgeschichte sich gliedert. Ob die Wende des 19. Jahrhunderts wieder eine Geschichtswende in der christlichen Mission bedeutet, das vermögen wir heute noch nicht zu prognostizieren. Jedenfalls tritt mit dem 20. Jahrhundert die Mission in eine Zeit *reifender Ernten* ein, welche neue große Aufgaben namentlich kirchenorganisatorischer Art an sie stellt und wird das zweite Missionsstadium, das die Christianisierung vermittelst Sendung durch die Christianisierung vermittelst *Assimilierung* ergänzt, erkennbarer hervortreten; dazu wird die mächtige *kolonialpolitische Ära*, die seit den letzten Jahrzehnten eingesetzt und noch keineswegs das Ende ihrer Bewegung erreicht hat, auch in den Fortschritt der Mission, wenn nicht gar in die Weise ihres Betriebs viel energischer

eingreifen als es bisher geschehen ist, eine Koinzidenz, von der man nicht a priori sagen kann, ob sie mehr zum Segen oder zum Schaden des Werkes ausschlagen wird; jedenfalls birgt sie Versuchungen in sich, gegen welche die evangelische Mission sich wappnen muß. Und wenn nicht alles täuscht, wird neben der Ausdehnung in Afrika, das kommende Jahrhundert den Kampf mit den großen asiatischen Buchreligionen der evangelischen Mission zu einer Hauptaufgabe machen, was eine Religionenvergleichung auf dem Schlachtfelde bedeutet, welche die Indienststellung der tüchtigsten Kräfte fordert. Vielleicht ist die studentische Missionsbewegung, die seit länger als einem Jahrzehnt unter der akademischen Jugend Nordamerikas und Englands eine so wirksame Werberin für den praktischen Missionsdienst geworden ist, und die jetzt auch den europäischen Kontinent zu beeinflußen beginnt, vielleicht ist sie dazu in Gang gekommen, um die Streiter für diesen großen Kampf zu stellen.

Aber lassen wir die Zukunftsblicke. Auch wenn die jetzige Jahrhundertwende nicht gerade eine epochemachende Bedeutung für die christliche Mission haben sollte, immer ist sie ein Markstein in ihrer Geschichte, an dem man nicht vorübergehen darf, ohne geschichtliche Orientierung zu suchen. Nicht bloß was geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben, sondern auch was geschehen ist, ist uns zur Lehre geschehen. Zwar das versparen wir uns für eine besondere Betrachtung, einen Blick zu thun in die Entwickelung der evangelischen Mission im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch die bloßen Thatsachen, welche der Stand der Mission am Ende dieses Jahrhunderts vor unsere Augen stellt, reden eine lehrreiche Sprache. Und nur diese Thatsachen wollen wir jetzt konstatieren. Ein Teil derselben läßt sich in Zahlen darstellen und ich gebe zuerst diese Zahlen. Ich entnehme sie der Einleitung des Missionary Report der Free Church of Scotland, May 1899, freilich unter der Reserve, daß sie nur annähernd richtig sind. Zwei Rubriken sind überhaupt nicht brauchbar.[1]) Der Autor, vermutlich der

[1]) Jedenfalls hat der Verfasser die Bahlschen Statistiken als Unterlage benutzt; hätte er meine — von dem verstorbenen Bahl als zutreffend anerkannte — Kritik seiner letzten Schrift: Missions to the heathen in 1895 and 1896. A statistical review (cf. A. M.-Z. 1898, 188 ff.) gekannt, so würde er eine Reihe offenbarer Unrichtigkeiten vermieden haben. Ich schrieb damals: „Ich fürchte, besonders in England und Amerika wird man die Bahlschen Summen ungeprüft nachdrucken und so falsche Zahlen in Kurs setzen.“ Das ist hier thatsächlich geschehen. Offenbar ist es in 2 Rubriken: 1. In der der Schüler, in die der schottische Autor auch noch dadurch eine Begriffsverwirrung hereinbringt, daß er ihr die Überschrif

Sekretär der freischottischen Missionen Dr. G. Smith, teilt die Mission des 19. Jahrhunderts in 2 Hauptperioden, die er durch das Jahr 1859 von einander abgrenzt. In diesem Jahre kam nach dem großen Militäraufstande Indien von der Herrschaft der ostindischen Kompanie unter die der englischen Krone und besuchte Livingstone nach seinen ersten epochemachenden Reisen zum erstenmale Europa.

Erste Periode: Saatzeit (1799—1859).

	1799	1820	1830	1845	1859
Einnahme in Pfund Sterling . .	10 000	121 756	226 440	632 000	918 000
Missionare (Männer)	(?) 50	421	734	1 319	2 032
Missionarinnen (unverheiratet) .	—	1	31	72	76
Eingeborene ord. Pastoren. .	—	7	10	158	169
Andere eingeborene Helfer . .	80	166	850	3 152	5 785
Kommunikanten	(?) 7 000	21 787	51 322	159 000	227 000
Schüler oder Katechumen [1]) . . .	5 000	15 728	102 275	165 000	252 000
Missionsorganisationen bezw. Gesellschaften	6	20	25	65	98

Zweite Periode: Wachstum (1859—1897).

	1859	1889	1895	1897
Einnahme	918 000	2 130 000	2 865 000	2 902 794
Missionare	2 032	4 135	6 369	6 576
Missionarinnen	76	1 689	3 390	3 982
Eingeborene Pastoren	169	3 327	4 018	4 185
Andere eingeborene Helfer . .	5 785	41 754	61 124	67 754
Kommunikanten	227 000	850 000	1 057 000	1 448 861
Schüler [1])	252 000	650 000	864 000	447 145 [1])
Missionsorganisationen [2]) . . .	98	262	365	365 [2])

gibt: Schüler oder Katechumen. Wahl hatte pro 1895: 742426 und pro 1896: 447145 Schüler berechnet. Eine unmögliche Abnahme von ca. 300000 in einem Jahre. Ich rechnete nach und fand, daß ein Additionsfehler vorlag; es kamen pro 96: 938343 heraus. Aber unser schottischer Autor hat die falsche Summe ohne Nachprüfung eingesetzt. Daß er daran keinen Anstand nahm ist um so weniger zu begreifen, als er im Text ausdrücklich bemerkt, die Wahlsche Angabe pro 1895 sei zu niedrig. Und 2. sind die Angaben unzutreffend bezüglich der Missionsorganisationen. Was ist eine Missionsorganisation? Hierüber fehlt jede Klarheit. Wird unter ihr eine selbständige Sendungsanstalt verstanden, so sind die betreffenden Zahlen viel zu hoch. Es ist aber verwirrend, wenn man auch

Wirft man zuerst einen Blick auf die Heimat, von der die Sendung ausgeht, so stehen wir vor einer der Glauben stärkendsten Thatsachen der christlichen Kirchengeschichte: eine im rationalistischen Schlaf liegende Christenheit, der das Missionsgebot eine Thorheit war, ist so erweckt worden, daß sie heute in allen ihren Kirchenabteilungen von einem mächtigen Missionsgeist durchweht wird. 1900 Jahre nach seiner ersten Erteilung ist der Missionsbefehl wieder so lebendig geworden, daß er eine Bewegung hervorgebracht hat, von der die ganze christliche wie nichtchristliche Welt ergriffen ist. Dies Wort Jesu war fast wie begraben, aber es ist auferstanden von den Toten. Wir sagen nicht, daß die alte Christenheit am Ende des 19. Jahrhunderts ihrer Missionspflicht voll genügt: im Gegenteil, sie bleibt hinter dem, was sie leisten soll und auch leisten kann, noch weit zurück. Aber die Erkenntnis hat sich doch allgemein durchgesetzt, daß die Ausbreitung des Christentums in der nichtchristlichen Welt eine der Hauptaufgaben der Christenheit ist und zwar so sehr, daß die einst verachtete Mission, der die amtlichen Kirchen den Dienst versagten, aus den Konventikeln in die Kirchenhallen eingezogen ist, daß die amtlichen Diener der Kirchen die Hauptträger und -pfleger des heimatlichen Missionslebens geworden sind, ja daß man sich wiederholt mit dem Projekt einer Verkirchlichung der freigesellschaftlichen Sendungsveranstaltung getragen hat. Aus 6 evangelischen Missionsorganisationen im Jahre 1800 sind etwa 150 selbständig aussendende Organe geworden, von denen der vierte Teil bedeutende Sendungsanstalten repräsentiert. Ein heimatlicher Apparat, der fast ein Luxus ist und statt der Vermehrung des Zusammenschlusses bedarf.

Von ihren Anfängen an war die moderne evangelische Mission für ihre Betriebskosten lediglich auf die christliche Freiwilligkeit angewiesen; reiche Ordensvermögen, wie die katholische, besaß sie nicht, und Regierungsunterstützungen hat sie erst später und verhältnismäßig nur im geringen Umfange für ihr Schulwesen erhalten. Man kann nicht genau angeben, wie hoch im Jahre 1800 die Gesamtsumme der Gaben für die Heidenmission gewesen ist, vermutlich hat sie 300000 Mk.

Missions-Hilfsgesellschaften unter diese Rubrik subsumiert und vollends, wenn die getroffene Auswahl — wie bei Vahl — eine ziemlich willkürliche ist.

Ich fürchte, auch in den übrigen Rubriken tragen die Zahlen die in meiner Kritik der Vahlschen Statistik aufgedeckten Mängel, so daß sie auf absolute Zuverlässigkeit kaum Anspruch werden machen können.

[1]) u. [2]) sind unbrauchbare Kolonnen. Vergl. vorige Anm.

nicht überstiegen. Heute beläuft sie sich auf 55 Millionen, eine Summe, zu der Deutschland mit der Schweiz nur $4^1/_2$ Millionenen beiträgt. Nichts anderes hat die evangelische Christenheit so zum Geben erzogen wie die Heidenmission. Und unter den gesteigerten Gaben für diese hat die Fürsorge für die heimatlichen Notstände nicht nur nicht gelitten, sondern sie ist erst recht geweckt worden. Im Jahre 1800 war von den großartigen Werken, die wir heute unter dem Gesamtnamen: Innere Mission zusammenfassen, so gut wie noch nichts vorhanden; heute lassen sie sich kaum übersehen und die freiwilligen Gaben, die jährlich für sie einkommen, übersteigen die für die Heidenmission vielleicht um das Zehnfache, in unserm Vaterlande wohl noch um mehr.[1]) Durch die Arbeit für die Heidenmission hat Gott die heimatliche Kirche gesegnet, indem er sie arbeiten, beten und geben lehrte, auch für alle heimatliche Not. Die sendende Christenheit hat von der Heidenmission mehr Gewinn zurück empfangen, als sie Opfer auf sie verwendet hat.

Sehr klein war zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Zahl der Missionare, wenn es hoch kommt 120, von denen die Mehrzahl auf die Brüdergemeine entfiel. Theologen fanden sich nach dem Absterben der dänisch-halleschen Mission überhaupt keine, man mußte, wie einst Jesus, „ungelehrte Leute und Laien" in Dienst stellen. Man kann nicht sagen, daß alle diese Leute ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären, aber die Reihe derer ist doch ziemlich lang, die aus ihnen Hervorragendes geleistet haben, z. B. Zeisberger, Rhenius, Carey, Riedel, Pfander, Gobat, Kölle, Christaller, Hebich, Dieterle, Ramseyer, Lechler, H. Hahn, E. Faber, Nommensen, Schlegel, Behrens, Kropf, Merensky, Calvert, Moffat, Livingstone, Williams, Horden, Mackay, H. Taylor, Grenfell, Bentley, Paton u. s. w. Mit der Zeit sind die Missionsseminare immer gründlichere Bildungsanstalten geworden und der Prozentsatz der Theologen ist besonders seit dem letzten Vierteljahrhundert in der englisch redenden Welt bedeutend, in Deutschland doch ein wenig gestiegen. Jedenfalls ist es nicht mehr wie 1800 ein verspottetes kleines Fähnlein christlicher Sendboten, das zerstreut und ohne Erfahrung in einigen Teilen der Heidenwelt steht; es ist 1900 aus ihm eine stattliche Armee geworden, die mehr als 6000 Mann zählt und Posto gefaßt hat über fast den ganzen zugänglichen Teil der Erde hin. Und was diese Männer geleistet haben

[1]) Statistik der inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche. Bearbeitet und herausgegeben von dem Central-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Berlin. 1899.

auch für die verschiedensten Zweige der Wissenschaft wie für die Civilisation der Menschheit, das hat ihnen Achtung verschafft auch in solchen Kreisen, die für ihre eigentliche religiöse Berufsaufgabe wenig Verständnis haben. Nimmt man dazu, daß ihnen ein Hilfskorps von 4000 unverheirateten Frauen, die vornehmlich als Lehrerinnen unter der verkommenen und geknechteten heidnischen Frauenwelt thätig sind, zur Seite steht und ein anderes von 680 studierten Ärzten und Ärztinnen, die ein immer ausgedehnteres und gewürdigteres Samariterwerk an den teils vernachlässigten teils übel behandelten Kranken üben, so wird man in aller Bescheidenheit sagen dürfen, daß in diesen Tausenden von Trägern des Evangeliums die evangelische Christenheit eine wirkliche Heilsarmee in der nichtchristlichen Welt unterhält, die, weil sie ein Salz und ein Licht in ihr ist, dieser Welt einen *segensreicheren* Dienst leistet als Welthandel und Weltpolitik zusammengenommen.

Vor 100 Jahren bezifferte sich der statistisch registrierbare *Missionserfolg*, wenn man hoch schätzt, auf 70000 Heidenchristen; heute übersteigt er 4 Millionen, von denen ca. $1^1/_2$ Million Kommunikanten, d. h. erwachsene, selbständige, abendmahlsberechtigte Gemeindeglieder sind. Und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrt sich diese Zahl, wie ein Kapital, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird. In einem einzigen Jahre ist jetzt die Zahl der getauften Heiden noch einmal so groß, als der ganze Bestand im Jahre 1800. Angesichts der riesigen Zahl von 1000 Millionen Nichtchristen erscheint das bisherige numerische Missionsergebnis freilich gering; aber was bis jetzt gethan worden ist, das ist wesentlich Grundlegungsarbeit, und Grundlegungsarbeit geht langsam. Unsere Missionare kommen als Fremdlinge in eine ihnen fremde Welt und erst wenn sie heimisch werden in dieser fremden Welt, wenn sie nicht blos die fremden Sprachen reden als ihre Muttersprachen, sondern in die ganze fremde Weltanschauung und Sitte sich eingelebt haben, wird das Wort ihrer Verkündigung wirksam. Der wirkliche Missionserfolg geht weit über jede Statistik hinaus. Das vorbildliche Leben der Tausende von Missionaren mit der Fülle von Werken der Barmherzigkeit, die sie üben und die von einer Million Schüler und Schülerinnen besuchten 20000 Missionsschulen der verschiedensten Grade samt der kaum übersehbaren einheimischen Litteratur, insonderheit von wenigstens 340 missionarischen Bibelübersetzungen, mit dem Reichtum an Bildung, sittlicher Hebung und christlicher Erkenntnis, den sie weithin durch die Völker vermitteln, das bedeutet eine geistige, ethische und religiöse Macht, unter deren der Christianisierung

wegbahnendem Einflusse fast unwissentlich auch diejenigen Kreise der Missionsobjekte gestellt werden, bei denen die direkte Wortverkündigung noch keine erkennbare Wirkung übt. Aufklärung, Reform der Sitten und der sozialen Verhältnisse, Erschütterung des heidnischen Aberglaubens und allmähliche Bildung einer von christlichen Anschauungen getränkten Atmosphäre ist auf den älteren Missionsgebieten weit über die christlichen Gemeinden hinaus verbreitet. Dazu ist die wachsende Schar von eingeborenen Mitarbeitern: über 4000 ordinierte Pastoren und mehr als 60000 sonstige Gehilfen, wenn sie auch zur Zeit ganz vorwiegend nur den Dienst von Unteroffizieren thun, eine Christianisierungsmacht, die ebenso wirksam an der Einwurzelung des Christentums im fremden Boden, wie an der Hebung des gesamten Volkslebens arbeitet.

Kurz, es geht überall aus der Enge in die Weite. Ein Jahrhundert missionarischer Grundlegung liegt hinter uns, ein Jahrhundert des Aufbaus und Ausbaus wird folgen. Das 19. Jahundert ist die Lehrzeit der evangelischen Mission gewesen und wir haben manche Fehler gemacht; aber wir sind jetzt im Besitz einer Missionserfahrung, die unsere Lehrmeisterin im 20. Jahrhundert sein wird. Die bis heute gethane Arbeit ist die Aussaat künftiger Ernten. Missionserfolge werden nicht nach Jahren sondern nach Jahrhunderten gemessen. Wie Jesus einst den ersten Missionaren im Blick auf den sichtbaren Erfolg ihrer Arbeit verhieß: ihr werdet größere Werke thun denn ich, so wird es auch von den Missionaren des 20. Jahrhunderts heißen: sie haben größere Werke gethan denn die des neunzehnten. Und es freuen sich miteinander der da säet und der da schneidet.

Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

Das Riesenreich China, das lange Zeit für stillstehend galt, bewegt sich. Konfuzius sagt einmal: „Wer die Herrschaft ausübt vermöge seiner Tugend, der ist wie der Nordpolarstern, der fest an seiner Stelle steht, während alle anderen Sterne sich um ihn herum drehen.“ Wenn das heutige China noch ziemlich auf derselben Stelle zu stehen scheint, wie zu Zeiten des Konfuzius, so rechnen gar viele Chinesen sich das zum Lobe an und finden es ganz in der Ordnung, daß das Reich der Mitte still steht

und daß die übrige Welt sich um dasselbe herum dreht. Übrigens zeigt die genauere Beobachtung der Neuzeit, daß der Nordpolarstern, ja der Himmelspol selber, doch nicht fest steht, sondern sich bewegt und einen Kreis beschreibt. Aber es geht langsam. Es soll über 25000 Jahre dauern, ehe er herumkommt. Auch China bewegt sich, obgleich es langsam geht. Und es bahnt sich neuerdings ein schnellerer Umschwung der Dinge an, den alle Mandarinen des Reichs nicht mehr werden aufhalten können. Ist diese neue Wendung der Dinge zum Teil mit eine Wirkung der Mission, so erwächst um somehr der Kirche auch wieder eine neue besonders wichtige Aufgabe für das größte Missionsland der Erde, welches versucht, aus den ausgefahrenen Geleisen der Jahrtausende alten Vergangenheit herauszukommen, ja zum Teil unsanft herausgehoben ist und nun neue Bahnen einschlagen muß. Um die Aufgaben der Zukunft besser verstehen zu lernen, ist es nützlich, in die Vergangenheit zu blicken. Nicht mit Unrecht hat man das zu Ende gehende Jahrhundert ein Missionsjahrhundert genannt, und wenn die Wende desselben zu so manchem Rückblicke Anlaß giebt, auch auf dem Missionsgebiet, so ist ein Rückblick auf die Geschichte der evangelischen Mission in China jetzt gewiß besonders angezeigt.

Es geht nun aber nicht gut an, daß wir den ersten evangelischen Missionar in China aussetzen, wie auf einer Robinsoninsel oder als wäre das Land im Jahre 1807 ganz neu aus dem Meere aufgetaucht; wir müssen uns doch, wenn auch in möglichster Kürze, daran erinnern, was für eine Geschichte China schon hinter sich hatte.

China vor der evangelischen Mission.

Natürlich müssen wir hier dem Reize widerstehen, nach den Forschungen von Terrien de Lacouperie in das vorgeschichtliche China einzudringen und etwa an seiner Hand die Chinesen vom Tigris aus nach dem Osten Asiens zu begleiten. Wir können es auch dahin gestellt sein lassen, ob man das von Konfuzius geordnete und herausgegebene Schu-king (Buch der Geschichte), das nach der Annahme etwa mit dem Jahre 2000 v. Chr. beginnt, als im ganzen glaubwürdige Geschichte Chinas gelten läßt, oder erst die von Konfuzius unter dem Namen „Frühling und Herbst“ geschriebene Geschichte seiner Heimat, des kleinen Lehnsstaates Lu vom Jahre 722 v. Chr. an. Für unsern Zweck genügt es, sich daran zu erinnern, daß den Chinesen das Schu-king wirkliche Geschichte ist, daß die Kaiser Jau und Schun, mit denen dasselbe beginnt und die Konfuzius

seinem Volke als Muster hingestellt hat, in allen Folgezeiten als Musterkaiser angesehen sind und als solche auf die Geschichte gewirkt haben. Den dann folgenden „großen" Jü stellt Konfuzius den beiden erstgenannten fast gleich. Er begründete das Herrscherhaus Hia. Doch war keiner seiner Nachfolger ihm gleich, sie wurden immer schlimmer, bis der 16te Kie' Kuei durch öffentliche Unterdrückung des Volks und persönliche Beeinträchtigung ihres Eigentums es so weit trieb, daß seine Unterthanen sich unter Thang dem Vollkommenen gegen ihn erhoben. Thang rechtfertigte seinen Beinamen dadurch, daß er den Kaiser absetzte und sich zum Herrscher aufwarf. Denn nach der Ansicht der alten Chinesen, die Konfuzius stillschweigend und sein Schüler Menzius ganz ausdrücklich billigt, ist es die Pflicht eines Volkes, einen Herrscher abzusetzen, der beständig im Widerspruch mit den Gesetzen des Himmels regiert.

Die Geschichte des Hauses Schang oder Jin, wie es später genannt wurde, ist nur eine Wiederholung von der des Hauses Hia. Der tugendhafte Anlauf, den sie unter Thang genommen hatte, ließ unter seinen Nachfolgern bald wieder nach, bis die ungezügelten Laster des Tschau Sfin ihm von einem Untergebenen, Sfi-pe' ernste Vorstellungen im Namen des Himmels und als diese nicht fruchteten, den Sturz zuzogen. Menzius bemerkt über ihn: „Tschau-Sfin war ein Grobian und ein Schurke, so war er kein Kaiser, sondern ein gemeiner Mensch. Nicht ein Herrscher ist zu Tode gebracht, der gemeine Mensch Tschau ist abgethan."

Sfi-pe's Sohn Wu-wang wird als erster Herrscher des Hauses Tschau genannt. Er (und noch mehr sein Bruder, der Herzog von Tschau) wird von Konfuzius kaum weniger gepriesen, als die großen Herrscher des Altertums Jau und Schun. Er gab Gesetze für das Reich und wußte die Sitten des Volkes, die unter der vorhergegangenen Tyrannei sehr gesunken waren, wieder zu heben. In dem Maße aber, wie die Herrscher des Hauses Tschau schwächer wurden, erhoben die Lehnsfürsten ihr Haupt und weigerten sich, die Oberhoheit des kaiserlichen Hauses anzuerkennen, so daß schließlich nicht mehr von Provinzen des Reichs, sondern nur von einer großen Zahl mehr oder weniger unabhängiger Staaten die Rede sein konnte. Das Übel wurde noch dadurch verschlimmert, daß die Herrscher meist nur ihrem Vergnügen, nicht aber dem Wohle ihrer Staaten lebten.

Zu solcher Zeit wurde Konfuzius im Jahre 551 v. Chr. in dem Lehnsstaate Lu in der heutigen Provinz Schantung geboren. Er sagt von sich selbst, er sei kein Neuschöpfer, sondern nur ein Überlieferer. Er hatte

sich nach der kaiserlichen Hauptstadt Lo', nahe dem heutigen Ho-nan Fu begeben, und im dortigen Staatsarchiv gründlich die Urkunden des Altertums studiert. Er stellte das Altertum als das Muster hin, nach dem China sich bilden müsse, um aus dem innerlichen und äußerlichen Verfall seiner Zeit sich wieder zu erheben. Er wurde in seiner Heimat Minister der öffentlichen Arbeiten, später Justizminister und als solcher vom Volke abgöttisch verehrt, so daß sein Name in ihren Liedern lebte. Da aber der Herrscher von Lu von einem benachbarten Fürsten, der auf das sichtliche Emporblühen von Lu eifersüchtig war, sich zu allerlei Vergnügungen verführen ließ, die ihn gegen die weisen Ratschläge des Konfuzius taub machten, so zog sich dieser, 56 Jahre alt, ins Privatleben zurück und widmete seine Zeit teils Reisen, die er mit seinen Jüngern von einem Staat zum andern machte, teils litterarischen Arbeiten. Außer den schon genannten geschichtlichen Werken gab er das Buch der Lieder, das Buch der Wandlungen und das Buch der Ceremonieen heraus.

Er hat seinen größten Einfluß nicht als Staatsmann, sondern als Staatrechts- und Sittenlehrer geübt; ja vielleicht hat gerade sein freiwilliger Rücktritt mit dazu beigetragen, seinen Einfluß auf die Nachwelt zu verstärken. Eins darf selbst bei einer so kurzen Darstellung nicht unerwähnt bleiben, das ist das Gewichtlegen auf bestimmte herkömmliche und vorgeschriebene Sitten und Gebräuche. Wohl schätzte er den sittlichen Charakter noch höher, als die äußeren Formen der Höflichkeit, doch hielt er dafür, daß letztere mit zu ersterem führten und daß es für das allgemeine Wohl noch besser sei, wenn feindselige (oder auch schlechte) Gesinnung durch die Formen der Höflichkeit in Schranken gehalten würde, als wenn sie sich ungehindert äußern könnte. Nach Legges wohlbegründeter Ansicht schließt das Wort Li, das man durch Anstand, Höflichkeit, Ceremonien übersetzt, auch geradezu Religion ein. Die Anschauungen des Konfuzius über Li sind dem ganzen chinesischen Volke aller folgenden Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen. Man weist immer wieder darauf hin, daß Konfuzius kein Religionsstifter war. Er war auch nichts weniger, als ein eigentlicher Religionslehrer, wofür u. a. folgendes Vorkommnis zeugt: Einer seiner Jünger wollte gern wissen, ob die Toten ein Bewußtsein hätten, oder nicht. Darauf erwiderte Konfuzius: „Wenn ich sagte, sie haben ein Bewußtsein, so würden pietätvolle Söhne all ihr Vermögen auf Trauerfeiern und Grabdenkmäler verwenden, wenn ich sagte, sie haben kein Bewußtsein, so würden pietätlose Söhne die Gräber ihrer Vorfahren vernachlässigen. Frage jetzt nicht danach, du wirst es nachher

ſelbſt erfahren." Dennoch nennt man nicht gerade mit Unrecht den Konfuzianismus eine Religion. Man verſteht darunter nicht nur die religiös-ſittlichen Anſchauungen, die er direkt gelehrt hat, ſondern auch die er hat beſtehen laſſen und die in den von ihm geprieſenen Büchern enthalten ſind. Es gehört vor allem dazu die Anerkennung eines höchſten Weſens, Schangti (öfter ans Unperſönliche grenzend: Himmel) und die Ahnenanbetung. Wir halten dafür, daß der Konfuzianismus die einflußreichſte der drei Religionen Chinas iſt, bezw. den ſtärkſten Zuſatz liefert zu dem verſchwommenen Religionsgemiſch, das ſich die meiſten Chineſen aus Konfuzianismus, Tauismus und Buddhismus zurecht machen. Konfuzius ſtarb 479 v. Chr.

Als Stifter des Tauismus nehmen die Anhänger dieſes Syſtems den Lau-ze, den älteren Zeitgenoſſen des Konfuzius, in Anſpruch. Er war Verwalter des oben erwähnten Staatsarchivs von Tſchau in der Hauptſtadt Lo'. Als Konfuzius dorthin kam, fragte er den Lau-ze u. a. über das Ceremoniell der Alten. Dieſer gab eine Antwort, in der er die höchſte Gleichgiltigkeit, ſowohl gegen das Ceremoniell, wie gegen das Altertum, an den Tag legte und dann einen ſo hohen Gedankenflug nahm, daß Konfuzius ihm nicht folgen konnte und ihn mit einem über die Wolken zum Himmel fliegenden Drachen verglich. Lau-ze zog ſich ſpäter in die Einſamkeit des Auslandes zurück, ſchrieb aber zuvor an der Grenze auf Bitten des Paß-Aufſehers ſein einziges Werk, dem Tau-te'-king, das Buch vom Logos und der Tugend. Vergleiche darüber den intereſſanten Aufſatz im 1. Jahrgang dieſer Zeitſchrift von V. v. Strauß, den v. d. Gabelentz den einzigen kongenialen Erklärer des Lau-ze nennt. Er findet in den tiefſinnigen Spekulationen des Lau-ze ſogar eine Ahnung der göttlichen Dreieinigkeit. Die angeblichen Anhänger des Lau-ze haben ſein Leben in der fabelhafteſten Weiſe ausgeſchmückt. Von ſeiner Lehre haben ſie wohl nichts verſtanden. Das einzige, worin ſie ſich mit Recht auf ihn berufen können, iſt die Empfehlung eines zurückgezogenen, ſtill beſchaulichen Lebens, das aber bei ihnen gelegentlich zum gedankenloſen, dumpfen Hinbrüten, etwa auch zum beſtändigen Stieren in die Sonne wird. Sonſt haben ſie anſtatt ſeiner vergeiſtigten Anſchauungen nur ein Syſtem des albernſten Aberglaubens, das aber auf einer gewiſſen Kenntnis der Natur beruht. Sie wollen Gold machen, die Pille der Unſterblichkeit herſtellen u. dergl. Im Volke gehen die Tauiſten-Mönche umher als Ärzte, Zauberer und Sucher von glücklichen Plätzen für Häuſer und Gräber. In den Tauiſtenklöſtern des Lofaugebirges, die ſämtlich gegen

die winterlichen Nordwinde geschützt, dem im Sommer wehenden kühlenden Südwinde frei ausgesetzt, mit Leitungen des köstlichsten Wassers versehen und sonst in jeder Weise beneidenswert gelegen sind, rühmen sich die Mönche ihres Verständnisses von Fung-Schui (s. A. M. Z. 1880, 16 ff.) und man versteht da wohl, daß der „Wind und Wasser"-Lehre ein gut Teil Erfahrung über günstige Lage zu Grunde liegt; aber sie wird hauptsächlich benützt, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Der Taoismus soll Krankheit und Not abwehren und in dieser Welt glücklich machen.

Die Übelstände unter dem Herrscherhause Tschau nahmen trotz der Warnungen von Konfuzius und Lau-ze zu bis im Jahre 255 v. Chr. das kurzlebige Haus Thin an seiner Stelle trat. Es ist besonders bekannt dadurch, daß einer seine Fürsten im Jahre 221 dem Lehnswesen mit einem Schlage ein Ende machte und sich zum Schi Huang-ti „ersten allgemeinen Herrscher" erklärte. Als die Gelehrten sich dem widersetzten, befahl er rücksichtslos die Tötung derselben und die Verbrennung der klassischen Bücher. Er ist auch der Erbauer der großen Mauer.

Die dann folgende Regierung des Hauses Han von 206 v. Chr. bis 221 n. Chr. wird von den Chinesen als eine der glänzendsten Zeiten angesehen, z. T. wegen des neuen Aufblühens der Litteratur. Gern nennen sich die Chinesen Söhne des Han. Wenn Gützlaff sich Gai-Han nannte, so sollte das „Liebhaber der Chinesen" bedeuten. Am wichtigsten ist diese Zeit, durch die Einführung des Buddhismus (s. A. M. Z. 1880, 145 ff. 210 ff., 262 ff.) unter dem Kaiser Ming-ti im Jahre 61 n. Chr. In den folgenden Jahrhunderten wanderten Scharen von buddhistischen Mönchen aus Indien nach China, brachten ihre heiligen Schriften mit und übersetzten sie. Sie haben oft Förderung von den Herrschern erfahren, doch manchmal auch arge Verfolgungen erdulden müssen, die ärgste unter dem Herrscherhause Thang (618—907). Während noch im Jahre 819 ein angeblicher Knochen des Buddha aus Indien her im Triumphgepränge durch das ganze Land geführt und in feierlicher Prozession in den kaiserlichen Palast eingeführt wurde, während Han Jü, einer der verehrtesten chinesischen Schriftsteller in die Verbannung geschickt wurde, weil er dem Kaiser Vorstellungen gegen diese Reliquienverehrung gemacht hatte, in einer berühmten Denkschrift, die noch jetzt in den Schulen gelesen wird, so veranlaßte im Jahre 845 der von Taoisten erzogene Kaiser Wu-zung eine Verfolgung gegen die „faulen und unnützen Glieder der Gesellschaft," in der 44600 Buddhistenklöster zerstört, über 265000 Mönche und Nonnen zur Rückkehr ins weltliche Leben gezwungen worden sein sollen. Im

ganzen hat der Buddhismus auf die Denkweise des chinesischen Volkes wenig eingewirkt, sondern ist vielmehr durch dieselbe vielfach umgestaltet. Während heutzutage sehr allgemein Buddhistenpriester zu Seelenmessen bei Begräbnissen herangezogen werden, finden sich, außer in den Klöstern ziemlich selten Leute, die als Vegetarianer leben und mit Begeisterung vom kwei kän hung hü vom Zurückkehren ins Nichts, reden. Meist ist in der Anschauung der chinesischen Buddhisten an Stelle des Nirwana das westliche Paradies getreten.

Unter dem Herrscherhause Thang blühte die Litteratur, kriegerische Züge fügten dem Reiche nach Westen größere Gebiete hinzu. Nach ihm wird China vielfach Thang-schan „die Berge von Thang“[1]) genannt und sich selbst nennen die Chinesen, wenigstens in Kuang-tung, fast nie anders als Thang-Leute.

Uns interessiert die Zeit der Thang besonders, weil damals zum erstenmale das Christentum nach China kam. Der nestorianische Mönch Olopun erschien im Jahre 635 mit vielen seiner Genossen vom Westen her und erhielt vom Kaiser Thai Zung Erlaubnis zur Verbreitung seiner Lehre. Ein im Jahre 781 in Si-ngan Fu, der Hauptstadt von Schenßi errichtetes Denkmal mit einer ausführlichen Inschrift teils in chinesischer, teils in syrischer Sprache bekundet, daß sie bis dahin einen nicht unbedeutenden Erfolg gehabt hatten. Aber derselbe Erlaß des Kaisers Wu-zung, der wie oben gesagt, die Buddhisten so schwer traf, verordnete auch, „daß die nestorianischen Mönche, über 3000 an Zahl, zu den Wegen des gewöhnlichen Lebens zurückkehrten und daß ihr nichtiges Geschwätz nicht weiter gehört werden sollte.“

Von diesem Schlage hat sich der Nestorianismus nicht wieder erholt. Wu-zungs Nachfolger wurde den Buddhisten wieder günstig, aber es stand kein Kaiser auf, der sich Olopuns erinnerte. Die 3000 unterdrückten Mönche waren eine unbedeutende Zahl gewesen gegenüber den 265000 buddhistischen Mönchen und Nonnen. Ihre Mission hatte den Todesstoß erhalten: sie haben kaum eine Spur in China hinterlassen. Unter demselben Herrscherhause ist endlich auch der Mohammedanismus durch arabische Kaufleute allmählich und unangefochten nach China gekommen und ihre Anhänger haben sich nicht nur durch Zuzug, sondern auch durch Geburten allmählich sehr vermehrt und zählen in manchen Provinzen nach Millionen.

[1]) Daher der Titel eines sehr nützlichen, auf kurzem Raum viel Stoff bietenden Missionshandbuches von Beach „Dawn on the Hills of T'ang Morgenrot auf Thangs Bergen oder China als Missionsfeld“ New-York und London 1898.

Das Haus Thang erlosch im Jahre 906; nach fünf unbedeutenden Herrscherfamilien folgte dann im Jahre 960 das Haus Sfung, das 300 Jahre regiert hat. Man hat ihre Regierung das Augusteische Zeitalter der chinesischen Litteratur genannt. Der bedeutende Gelehrte Tschu Hi schrieb u. a. seine berühmten Kommentare zu den Konfuzischen Klassikern, welche noch heute von den Gelehrten auswendig gelernt werden, weil sie beim Regierungsexamen allein maßgebend sind. Es wurden geistige Kämpfe zwischen dem Konfuzianismus, Tauismus und Buddhismus ausgefochten, die damit endeten, daß man sich dazu verstand, verträglich neben einander zu leben, bis die Herrschaft des Dschingis Khan sich über China und fast ganz Asien ausbreitete und die Völker des Westens bedrohte. Im Jahre 1260 wurde ein Sohn des Dschingis, der bekannt ist unter dem Namen Kublai, Kaiser von China und begründete die Regierung der Jüen oder Mongolen (1260—1368). Unter seiner Herrschaft gelangten zwei Gebrüder Polo aus Venedig nach der Hauptstadt Jen-king nicht weit vom jetzigen Peking und wurden von ihm mit einem Brief zum Papste zurückgesandt. Als sie mit Marco, dem Sohne des einen, zurückkehrten, wurde dieser Marco Polo ein Liebling Kublais und ist 17 Jahre in China geblieben, teilweise in hohen Ämtern. Nach Europa zurückgekehrt hat er seine berühmten Reisebeschreibungen verfaßt. Der Papst Nikolaus IV. sandte den Missionar Johann von Monte-Corvino nach China. Derselbe wurde von Kublai freundlich aufgenommen und sandte unter seinen Nachfolgern so günstige Berichte heim, daß er vom Papst Clemens V. im Jahre 1307 zum Erzbischof von Khanbalik oder Kambalu, d. i. Hauptstadt des Khan ernannt wurde. Größere oder dauernde Erfolge scheinen die Franziskaner und Dominikaner, die in dieser Mission wirkten, nicht erzielt zu haben.

Erst unter dem folgenden Herrscherhause Ming (1368—1644) gegen Ende des 16. Jahrhunderts begannen die großen römisch-katholischen Missionen in China, die dort jetzt noch existieren. Die Gründer der Jesuiten-Mission waren Michael Rugiero, der 1579 von Goa aus ankam und Matteo Ricci, ein Italiener, der nebst anderen Ordensmitgliedern direkt von Italien ausgesandt, 1581 in China landete. Der letztere namentlich war ein ganz hervorragender Mann von hoher Begabung und großer Thatkraft und Beharrlichkeit, der die Vorzüge der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung genossen hatte und umfassende Kenntnisse besaß. Die Missionare wurden aber keineswegs willkommen geheißen und faßten nur unter großen Schwierigkeiten Fuß zuerst im Süden des Reichs. Endlich drang Ricci zur Hauptstadt vor, wo er vom Kaiser Schen Zung

günstig aufgenommen wurde und 1610 starb. Er hatte viele gelehrte Bücher geschrieben, meist mathematische aber auch Katechismen und andere Bücher religiös-christlichen Inhalts. Er gewann viele Anhänger auch solche von hohem Range, unter ihnen einen sehr reichen Mann Sü Kuang-ßi, ein Mitglied der Han-lin-Akademie, der ihm später half ein mathematisches Lehrbuch ins Chinesische zu übersetzen. Er wurde mit dem Namen Paul getauft. Eine seiner Töchter, Candida, soll auf ihre Kosten 39 Kirchen in verschiedenen Provinzen gebaut und 130 christliche Bücher haben drucken lassen. Wie jetzt evangelische Missionare in Peking Blinde, die sie im Lesen der Braillesschrift unterrichtet haben, an geeigneten Orten die Evangelien daraus vorlesen lassen, so soll schon Candida Blinden die biblischen Geschichten beigebracht haben, damit sie dieselben weiter erzählten.

Nach Riccis Tode kamen andere ihm ebenbürtige Missionare, Jesuiten, wie Adam Schall [1]) aus Köln und Verbiest, außerdem Franziskaner, Dominikaner und Leute anderer Orden. Während das Haus der Mantschus (seit 1644 bisher) sich anschickte, das Reich zu erobern, hatten die Missionare mit vielen Gefahren zu kämpfen, doch konnte sich Schall in Peking halten durch seine astronomischen Kenntnisse, indem er den Kalender verbesserte und eine Gießerei errichtete, wo er Kanonen für die Mings gegen die Mantschus herstellte. Diese Stellung behielt er auch bei, als die letzteren siegreich waren. Er wurde Minister für Astronomie und Mathematik und wurde ein Liebling des ersten Mantschukaisers, obwohl er sich nicht scheute, ihm über einige Gewaltmaßregeln Vorstellungen zu machen und ihn zu Gerechtigkeit und Milde anzuhalten suchte. Er konnte im Jahre 1650 den Grundstein zu einer mächtigen Kirche in der Nähe des kaiserlichen Palastes legen.

Der zweite Mantschukaiser, der berühmte Khang-hi, war vielleicht der tüchtigste und einsichtsvollste Kaiser, der je auf Chinas Thron gesessen hat. Er regierte 61 Jahre. Schall und nach ihm Verbiest berechneten den Kalender und gossen Kanonen für ihn. Regis und andere leiteten eine Landesaufnahme im ganzen Reich, die als das vollkommenste geographische Werk gepriesen wird, das außerhalb Europas (jetzt müßte man hinzuzufügen und Amerikas) ausgeführt ist.

Meinungsverschiedenheiten, die von Anfang an zwischen den Missionaren geherrscht hatten, wurden inzwischen zu erbitterten Streitigkeiten. Ricci hatte sich den religiösen Anschauungen, Ausdrücken, Sitten und Gebräuchen

[1]) In englischen Büchern merkwürdiger Weise stets Schaal geschrieben.

der Chinesen angepaßt in einem Maße, daß es nicht nur den Dominikanern und Franziskanern, sondern auch einigen seiner Ordensgenossen zu weit ging. Er war nicht nur der Meinung, daß die Chinesen den christlichen Gott meinten, wenn sie von Thien (Himmel) und Schang-ti (Höchster Herrscher) redeten, sondern er behauptete auch, die Verehrung, die dem Konfuzius dargebracht zu werden pflegt, oder die den Eltern und Vorfahren bei Trauerfeiern gezollt wird, sei nicht religiöser Art, sondern nur ein Ausdruck der dankbaren Huldigung für den Weisen oder der kindlichen Liebe und dürfe daher von den Christen beibehalten werden. Von einer Anpassung anderer Art, die auf einer jesuitischen reservatio mentalis beruhte, wie daß dem Götzenbilde im geheimen ein kleines Kreuz angeheftet und dieses dann verehrt wurde, soll hier nicht die Rede sein. Aber jene oben genannten beiden Ansichten erschienen vielen Missionaren als eine Billigung des Götzendienstes. Man berief sich auf den Kaiser und auf den Papst. Der Kaiser erklärte sich für die Ansichten Riccis; der Papst gab ihm in beiden Punkten Unrecht. Er verlangte, daß für Gott der Ausdruck Thien-tschu, Himmelsherr gebraucht werden sollte. Der Kaiser fand es höchst anmaßend, daß jener „Religionskönig" sich herausnähme, über die Sprache und Gebräuche seiner Unterthanen Entscheidungen zu treffen. Doch brach das Gewitter, das sich zusammenzog, erst unter seinem Nachfolger los.

Im Jahre 1724 veröffentlichte der Kaiser Jung tscheng einen Erlaß, der „die Religion des Himmelsherrn" im Reiche verbot und allen Missionaren, die nicht zu wissenschaftlichen Zwecken in Peking nötig waren, gebot, das Land zu verlassen (vgl. auch A. M. Z. 1893, 40). Viele haben dies auch gethan, andere wollten ihre Herde nicht verlassen und blieben im Verborgenen mit Gefahr ihres Lebens. Gegen die chinesischen Christen erhoben sich Verfolgungen und manche erduldeten den Märtyrertod.

So ungünstig blieben die Verhältnisse für das Christentum über ein Jahrhundert lang und so standen die Dinge in China, als die evangelische Mission auf den Plan trat. Ihre Geschichte gliedert sich ungezwungen in drei Abschnitte, die wir überschreiben wollen:

1. Das verschlossene China, eine Zeit der Vorbereitung für die Missionare 1807—1842.

2. Fünf aufgeschlossene Häfen 1842—1860.

3. Ganz China dem Namen nach aufgeschlossen 1860 bis zur Gegenwart.

Die gegenwärtige Lage in Madagaskar.[1])

Von D. G. Kurze.

I. Das französische Regiment.

Die Ausbreitung der französischen Herrschaft über die große ostafrikanische Insel hat in den letzten Jahren, dank der thatkräftigen Leitung des Generalgouverneurs Galliéni,[2]) der freilich in der Wahl seiner Mittel weder Gewissensbedenken noch Rücksichten kennt, beträchtliche Fortschritte gemacht. Der anfangs so bedrohliche Aufstand in den Binnenprovinzen war schon Ende 1897 völlig niedergeschlagen, so daß es Galliéni im Dezember jenes Jahres wagen konnte, den Belagerungszustand, der auch der Mission manche Belästigung verursacht hatte, für die Provinzen Imerina und Betsileo aufzuheben; als letzter unter den obersten Anführern der Aufständischen ergab sich der berüchtigte Rabozaka am 4. März 1898 den französischen Behörden. Die Ruhe, die zur Zeit im Binnenlande und an der Ostküste Madagaskars herrscht, ist freilich in der Hauptsache nur eine äußerliche, die ihren Grund in der Furcht vor den französischen Bajonetten hat; im Geheimen glimmt das Feuer der Unzufriedenheit und der Erbitterung über die Fremdherrschaft in den Herzen der meisten Madagassen weiter. So gährte es z. B. gelegentlich eines Erdbebens, welches in der Nacht vom 2. zum 3. November 1897 Imerina heimsuchte, nicht unbedenklich unter der Bevölkerung; denn der heidnische Teil derselben sah in diesem Naturereignis eine Äußerung des Zornes der Geister der alten Könige, welche der gegenwärtigen Generation der Madagassen grollten, weil sie die Unabhängigkeit des Vaterlandes preisgegeben hätten. Um wenigstens die eingeborene Bevölkerung Antananarivos etwas zu beruhigen, ließ Galliéni am 12. November 1897 im größten Saale des Palastes des verstorbenen Premierministers vor einem zahlreichen Zuhörerkreis von Eingeborenen, die durch das offizielle Hovablatt „Voavao“ eingeladen waren, von seinem Dolmetscher Julien einen populären Vortrag über Erdbeben und ihre Ursachen halten.

Ende Mai 1898 wiederum schwirrten in der Hauptstadt allerlei Gerüchte über einen bevorstehenden Aufstand durch die Luft. Galliéni,

[1]) Statt der Rundschau. Bei der Bedeutung, welche die französische Okkupation Madagaskars für die evang. Mission hat, ist ein detaillierter Spezialartikel über die gegenwärtige Lage geboten. D. H.

[2]) Seit Mai v. J. weilt Galliéni auf Urlaub in Frankreich im Schoße seiner Familie; in Madagaskar wird er durch einen Kriegskameraden, den General Pennequin, vertreten, der sich bisher der Mission gegenüber freundlich gestellt hat.

welcher damals gerade im Begriff war, eine Rundreise um die Insel anzutreten, erklärte zwar die Befürchtungen für unbegründet, schickte aber doch gleichzeitig mehrere hochgestellte Hova, Verwandte des alten Premierministers, in die Verbannung.

Am meisten macht den Franzosen noch die Unterwerfung des Westens und Südens der Insel zu schaffen, wo die im Geheimen von indischen und arabischen Handelsleuten mit Waffen und Munition versorgten Stämme der Sakalava, Bara, Mahafali und Tandroi dem Vordringen der Franzosen einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen. Der Ausgang des ungleichen Kampfes ist freilich nicht zweifelhaft; denn schon jetzt überziehen die Militärbehörden den Westen mit einem Netz von Militärstationen und französische Kanonenboote befahren die größeren Flüsse, welche auf der Sakalavaküste münden.

Unter solchen Umständen wird es freilich erklärlich, daß Madagaskar zu den kostspieligsten Kolonieen Frankreichs gehört; während der letzten 4 Jahre sind aus dem französischen Staatsschatze nicht weniger als 151 Millionen Franks für die Insel aufgewandt worden, ganz abgesehen von den schmerzlichen Opfern an Menschenleben, welche die Besitznahme derselben bisher der französischen Armee und Marine auferlegt hat. Daneben wird auch die finanzielle Leistungsfähigkeit der Madagassen selbst sehr in Anspruch genommen. Ein Blick in das Budget für Madagaskar vom Jahre 1898 zeigt, daß die Insel die Summe von 7 637 069 Franks — darunter allein direkte Steuern der Eingeborenen in der Höhe von 4 264 426 Franks — aufzubringen hat. Galliéni hat es verstanden, die Steuerschraube bei der eingeborenen Bevölkerung in der Gestalt von direkten Abgaben oder Frondiensten, die er derselben auferlegt, anzuziehen, so daß zahlreiche Madagassen das alte Hova-Regiment zurückwünschen, unter dem sie es trotz der oft ungerecht gehandhabten Fanompoana in mancher Hinsicht bequem hatten.

Um einen Begriff von der Besteuerung der Eingeborenen zu geben, seien hier nur einige Beispiele aus den einzelnen Provinzen und Stammesgebieten, die sich auf der Insel meist decken, herausgegriffen. So haben die männlichen, im Alter von 16—60 Jahren stehenden Betsimisaraka der Provinz Tamatave eine jährliche Kopfsteuer von 7 Fr., und ihre Frauen und Töchter eine solche von 3 Fr. zu zahlen. In Imerina beträgt die Kopfsteuer für die männliche Bevölkerung $3^1/_2$ Fr. Daneben gehen aber noch eine ganze Anzahl Abgaben von Gebäuden, Reisfeldern u. s. w. einher. Endlich ist jeder männliche Eingeborene im Alter von 16—60 Jahren, mit Ausnahme der Soldaten und Zollbeamten, jährlich zu 30 Tagen — anfangs hatte Galliéni sogar 50 Tage bestimmt — Frondienst für staatliche Zwecke

verpflichtet; gewisse Kategorieen von Eingeborenen können sich gegen eine jährliche Zahlung von 15 Fr. an die Staatskasse von dieser Verpflichtung freikaufen. Wenn nach dem Wortlaut des Gesetzes die Arbeitsplätze der zum Frondienst Befohlenen auch nicht über 5 Stunden von ihrem Heimatorte entfernt sein sollen, so wird doch in vielen Fällen von den französischen Offizieren und Beamten wenig Rücksicht darauf genommen. Während der gegenwärtigen kriegerischen Operationen auf der Westküste besteht z. B. für eine größere Anzahl Eingeborener aus Imerina und Betsileo der Frondienst darin, daß sie auf wochenlangen, beschwerlichen Märschen durch das fieberreiche Sakalavaland eine Menge Tragelasten, Munition und Lebensmittel nach den dortigen französischen Militärposten zu transportieren haben.

Große Verdienste hat sich Galliéni unbestreitbar um die Schaffung und Ausdehnung der Verkehrswege auf der in dieser Hinsicht früher so stiefmütterlich behandelten Insel erworben. Die Hauptverkehrslinie von Antananarivo nach Tamatave wird jetzt als 5 Meter breite, solid angelegte Kunststraße zwischen der Hauptstadt und Mahatsara — den Flußhafen des an der Ostküste mündenden Jaroka — ausgebaut und dürfte im nächsten Jahre in ihrer ganzen Länge dem Wagenverkehr übergeben werden. Auf dem letzten Drittel des Weges, welches parallel der Ostküste von Andevoranto nach Tamatave verläuft, kursieren bereits Wagen; doch soll hier hier demnächst unter Benutzung der ausgedehnten Strandseen Dampferverbindung eingerichtet werden; zur Zeit arbeitet die „Société des Pangalanes“ an der Durchstechung der die einzelnen Lagunen trennenden niedrigen Landrücken; ja auf der letzten Strecke zwischen Ivondroma am Nordende der Tamatave zunächst gelegenen Lagune und dieser Hafenstadt ist bereits eine 10 Kilometer lange Eisenbahn im Betriebe. Gegenwärtig legen die Postkuriere die 350 Kilometer lange Strecke von Tamatave nach Antananarivo in der kurzen Zeit von 3 Tagen und 5 Stunden zurück. Wenn nicht ganz ungewöhnliche Hindernisse eintreten, hofft der Generalgouverneur nach Ablauf von 6 Jahren die beiden genannten Städte durch eine Eisenbahn verbunden zu sehen, die in ungefähr 10 Kilometer Abstand neben der Trace der Fahrstraße gebaut werden soll.

Von der Hauptstadt aus führen ferner Straßen, die vorläufig allerdings nur in der trockenen Jahreszeit für den Wagenverkehr brauchbar sind, gen Nordwesten nach der Hafenstadt Majunga und südwärts nach Fianarantsoa, dem Hauptorte der Betsileo-Provinz. Auch verbindet bereits ein Telegraphennetz Antananarivo mit Majunga, Fianarantsoa und Tamatave, und von letzterer Stadt aus folgt eine Telegraphenlinie der Ostküste bis hinab nach Mananzary. Quer durch das unruhige Sakalavaland haben die Franzosen eine optische Telegraphenlinie geschaffen, welche den Verkehr zwischen Morondava und Antananarivo vermittelt und gerade in der jetzigen Zeit viel benutzt wird. Alle diese Verkehrserleichterungen, sowie die regelmäßigen Postverbindungen, welche sich über die ganze Insel erstrecken, soweit sie sich

im thatsächlichen Besitze der Franzosen befindet, werden nicht zum wenigsten auch von den Missionsgesellschaften als eine große Wohlthat empfunden.

Einen ganz besonderen Eifer entwickelt Galliéni in der Förderung seiner Landsleute, die sich nach der Eroberung der Insel als Kolonisten und Geschäftsleute dort eingefunden haben. Jede mögliche Gelegenheit und jedes Mittel wird benutzt, um den französischen Handel im Gegensatz zu dem Wettbewerb fremder Nationen zu heben; der Eifer in dieser Beziehung geht soweit, daß Galliéni und seine Offiziere und Beamten es nicht verschmähen, den Eingeborenen es als eine Pflicht des Patriotismus hinzustellen, nur Kleidungsstücke aus französischen Stoffen und nach Pariser Mode gefertigt zu kaufen und zu tragen. Natürlich suchen die Eingeborenen in ihrer sklavischen Furcht vor den Eroberern den ihnen gegebenen Rat zu beherzigen, soweit es in dem geldarmen Lande möglich ist.

Sehr störend hat in die Entwickelung der Kolonie die an vielen Orten zur Hungersnot ausartende Teuerung eingegriffen, welche in den letzten Jahren die Binnenprovinzen Madagaskars heimsuchte. Während des lang anhaltenden Aufstandes war die Bestellung der Reisfelder vernachlässigt worden, dazu kam, daß die französische Militärbehörde durch ihre übermäßige Inanspruchnahme eingeborener Träger für ihre Transporte der Landwirtschaft einen großen Teil der Arbeiter entzog; so war es kein Wunder, daß es mit einem Mal an dem Hauptnahrungsmittel der Madagassen, dem Reis gebrach. Trotz der Einfuhr von auswärts wurde der Reis achtmal so teuer als in gewöhnlichen Zeiten bezahlt, und entsprechend stiegen auch die andern Lebensmittel und Preise, so daß viel Not unter der eingeborenen Bevölkerung herrschte. Die Sammlungen, welche Galliéni durch Rasanzy, den Generalgouverneur von Imerina, veranstalten ließ, waren gut gemeint, hatten aber doch nur die Wirkung des Tropfens auf den heißen Stein. Zu der Teuerung gesellte sich dann noch als zweiter unheimlicher Gast die asiatische Beulenpest, welche Ende 1898 in Tamatave eingeschleppt worden war. Dank der energischen Absperrungsmaßregeln und den in Tamatave vorgenommenen Sanierungsarbeiten verschwand die Seuche bald wieder. Doch sind im vorigen Herbst einige neue Fälle dort vorgekommen. Die Nachrichten über die jüngste Reisernte lauteten hoffnungsvoll.

Da für die französischen Kolonisten, welche sich auf Galliénis Aufmunterung hin in Madagaskar niedergelassen haben, die Beschaffung von billigen und zahlreichen Arbeitskräften zur Hebung der Bodenschätze eine Lebensfrage ist, so hat der Generalgouverneur auch nach dieser Richtung hin das Möglichste gethan, um seine Landsleute zufrieden zu stellen. So hat er z. B. für die Provinz Betsileo den schon unter der alten Hovaregierung eingebürgerten Schulzwang neuerdings wieder auf-

gehoben, weil die dort ansässigen Plantagenleiter über Mangel an Arbeitern klagten; ferner ordnete er an, daß jeder Eingeborene, welcher einen Arbeitskontrakt auf ein Jahr mit einem französischen Kolonisten abschloß, während dieser Zeit von jeglichem Frondienst befreit sein solle; wer in Imerina auf 5, in den Küstenprovinzen auf 3 Jahre sich als Arbeiter an einen Franzosen verdingte, erwarb sich dadurch Befreiung vom Militärdienst oder der an dessen Stelle tretenden Loskaufsumme. Doch hat die mißbräuchliche Ausnützung dieser Bestimmungen seitens einer Anzahl habgieriger Kolonisten den Generalgouverneur genötigt, diese Vergünstigungen zu sistieren.

Dafür ist er der Frage näher getreten, was von Regierungswegen gethan werden könne, um die Seelenzahl der eingeborenen Bevölkerung, die ja allerdings im Vergleich zu andern Ländern eine verhältnismäßig dünn gesäete ist, zu steigern. Das Antananarivoer Amtsblatt vom 23. Juni 1898 enthält einen interessanten Erlaß über diese Frage, dem wir einige Notizen entnehmen. Um zunächst auf eine Vermehrung der Bevölkerungszahl in der Centralprovinz Imerina hinzuwirken, welche Galliéni nach den vorläufigen Erhebungen auf 780000 Seelen schätzt — die gesamte Inselbevölkerung berechnet er auf nur 4 Millionen, also 6,6 Bewohner auf den Quadratkilometer —, hat er allen über 25 Jahr alten unverheirateten Hova eine jährliche Steuer von 15 Francs und den unverheirateten Hovamädchen eine solche von $7^1/_2$ Francs auferlegt; das Vorhandensein von unehelichen (!) oder adoptierten Kindern befreit von der Steuer. Diejenigen jungen Hovaväter, welche mindestens ein eheliches Kind haben, genießen Befreiung vom Militärdienst, während denen, welche 5 eheliche Kinder ihr eigen nennen, jeglicher Frondienst erlassen wird. Wo in einer Hovafamilie 7 Kinder vorhanden sind, soll eins von ihnen auf Staatskosten erzogen werden und später irgend eine Anstellung erhalten. Gleichzeitig wurde für Imerina die obligatorische Eheschließung vor dem Standesbeamten eingeführt; jeder Geistliche, welcher ein Paar ohne vorhergegangenen Eheschließungsakt traut, verfällt in eine Strafe von 250 Francs. Um die Kindersterblichkeit zu vermindern, sollen von Staatswegen im Hauptorte eines jeden Bezirkes Waisenhäuser und Hospitäler eingerichtet werden; ferner sollen an arme kranke Mütter und bedürftige Kinder von den Regierungsbeamten Nahrungsmittel, Arzeneien und Kleidungsstücke verteilt werden. Gleichsam als Krönung der verschiedenen Maßregeln hat dann schließlich Galliéni angeordnet, daß jedes Jahr am ersten Aprilsonntage in ganz Imerina ein offizielles Kinderfest gefeiert

werden soll. Unter dem Patronat des Bezirkshauptmanns sollen dann öffentliche Spiele der Kinder mit Geschenkverteilung stattfinden; unter den Zuschauern wird denjenigen Vätern und Müttern, welche die zahlreichsten Kinder haben, vor allen andern Familien ein Ehrenplatz eingeräumt.

Wir fürchten freilich, daß diese Anordnungen des Generalgouverneurs keinen durchschlagenden Erfolg haben werden, so lange die Mehrzahl der französischen Beamten, Soldaten und Kolonisten mit ihrer unsittlichen Lebensweise den Eingeborenen ein so böses Beispiel geben. Besonders in Antananarivo und in den übrigen größeren Garnisonorten sieht es in dieser Beziehung sehr traurig aus. Systematisch wird die weibliche Jugend verdorben, und es ist schon soweit gekommen, daß es junge Madagassinnen für eine Ehre ansehen „Vadinivazaha" (Europäerfrauen) zu werden, auch wenn sie Monat zu Monat, ja bisweilen sogar von Woche zu Woche ihre Gebieter wechseln müssen. Unter solchen Verhältnissen nimmt es nicht Wunder, wenn nach Galliénis eigener Schätzung 60—75 % der Hovabevölkerung syphilitisch sein sollen. Eng verschwistert mit der zunehmenden Unsittlichkeit ist die Steigerung im Vertriebe berauschender Getränke. Obwohl Galliéni für seine eigene Person sich aller Spirituosen enthält und der zunehmenden Trunksucht gern Einhalt gebieten würde, so hat er doch bisher aus Rücksichtnahme auf das fiskalische Interesse nichts Ernstliches zum Schutze der eingeborenen Bevölkerung gegen den Spirituosenimport unternommen.

Eine unerfreuliche Folge der französischen Okkupation ist es auch, daß der Sonntag den Charakter des Ruhetages immer mehr verliert. Handel und Wandel gehen an ihm in gleicher Weise wie an den Wochentagen fort, und wenn auch dem Gesetz nach z. B. am Sonntag kein Eingeborener zum Frondienst zugezogen werden soll, so nehmen doch in der Provinz manche Offiziere und Beamte hierauf nicht die geringste Rücksicht. In diesem Punkte war die alte Hovaregierung, so viel sie sonst zu wünschen übrig ließ, dem jetzigen Regimente weit überlegen.

Was Galliénis Verhalten der Mission gegenüber anlangt, so legt er vor der Öffentlichkeit offenbar Gewicht darauf, eine wohlwollende Neutralität gegenüber den evangelischen und katholischen Missionaren zu beobachten. Auf seinen Vorschlag hin ist, um nur ein Beispiel anzuführen, zugleich mit dem Jesuitenpater Roblet, der Superintendent der norwegischen Mission, Dr. Borchgrevink, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden. Die früher so verfemte Londoner Mission ist seit dem Besuch des Direktors dieser Gesellschaft in Madagaskar — Näheres dar-

über im folgenden Abschnitt — bei Galliéni wieder zu Gnaden angenommen, so daß von oben her jetzt sämtlichen evangelischen Missionsgesellschaften keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden. Thatsächlich aber genießt doch noch die katholische Mission Meistbegünstigungsrechte, indem Galliéni aus Rücksicht auf die klerikale Strömung in Frankreich die Übergriffe der katholischen Missionare und ihren eingeborenen Gehilfen, soweit sie direkt vor sein Forum gebracht werden, nur sehr milde rügt, was natürlich manchen französischen Offizier und Beamten dazu ermutigt, auch fernerhin den Patres den weltlichen Arm bei deren lichtscheuen Praktiken zu leihen.

Einen eigentümlichen Kommentar zu der so viel und oft betonten Neutralität gegenüber den beiden christlichen Konfessionen liefert die Thatsache, daß Galliéni einen Vertrag mit den katholischen Schulbrüdern und Schulschwestern abgeschlossen hat, wonach er ihnen auf Staatskosten den Unterricht in den religionslosen staatlichen Volksschulen überträgt. Auf der anderen Seite hatte die Regierung für die gleichen Zwecke bisher nur eine einzige evangelische französische Lehrerin in Anspruch genommen. Auch mutet es sonderbar an, daß entgegen dem gesetzlichen Verbot, außerhalb der gottesdienstlichen Stätten religiöse Aufzüge zu veranstalten, die Jesuiten in Antananarivo alljährlich mit allem möglichen Pompe ihre Fronleichnamsprozession abhalten dürfen.

In der offenbaren Absicht sich auf dem Gebiete des Volksschulwesens möglichst unabhängig von den Missionsgesellschaften zu machen, hat Galliéni der Gründung des Staatsgymnasiums und der Handwerkerschule in Antananarivo die Errichtung von mehreren hundert offiziellen „Laien-Schulen" in den Städten und Dörfern Imerinas und den übrigen unterworfenen Provinzen folgen lassen, die teils von französischen Unteroffizieren, teils von eingeborenen Lehrern geleitet werden und in der Hauptsache eine oberflächliche Kenntnis der französischen Sprache im Volke verbreiten helfen sollen. Derartige Schulen sind in rücksichtsloser Weise oft an solchen Orten ins Leben gerufen worden, wo bereits die Mission ihre eigenen Schulen im vollen Gange hatte; und manche französische katholische Offiziere oder Beamte haben ihre Macht dazu mißbraucht, die Laienschulen auf Kosten der Missionsschulen zu füllen. Dem Gesetze nach hatte bisher jede Konfession das Recht, die ihr angehörenden Zöglinge der Laienschulen nach Schluß der offiziellen Schulstunden zum Religionsunterricht um sich zu sammeln; thatsächlich aber hängt es von der Gesinnung der jeweiligen nächsten Regierungsvertreter ab, inwieweit

die Freiheit der religiösen Unterweisung gewahrt wird. Auch insofern waren bis Mitte vorigen Jahres die Missionsschulen den Regierungsschulen gegenüber im Nachteil, als die eingeborenen Lehrer an letzteren neben einem garantierten auskömmlichen Gehalte auch die sehr wichtige Befreiung von Fron- und Militärdienste, sowie von der Kopfsteuer genossen.

Von seiten der evangelischen Missionsgesellschaften hatte man beim Generalgouverneur vergeblich um die gleiche Vergünstigung für die regelrecht angestellten Missionslehrer petitioniert, die ja auch unter der alten Hovaregierung von solchen Lasten befreit waren. Nicht einmal der katholischen oder der Pariser evangelischen Mission zeigte er sich in dieser Hinsicht willfähig; nur das eine erreichte man, daß diejenigen eingeborenen Lehrer, welche einen sogenannten „Schulmustergarten" einrichten, oder neben den übrigen Fächern zugleich Handarbeitsunterricht erteilen, von dem Frondienst befreit sein sollten.

Auch die eingeborenen Pastoren der verschiedenen Missionsgesellschaften genießen nicht die geringste Vergünstigung. Am drückendsten ist für die eingeborenen Missionsgehilfen und Lehrer die in den Provinzen Imerina und Betsileo eingeführte Militärdienstpflicht, der zufolge alle über 21 Jahr alten tauglichen Männer 5 Jahre unter den Waffen zu dienen haben, und zwar müssen sie es sich gefallen lassen, während dieser Zeit auch in den ungesunden Küstengegenden, ja sogar in anderen französischen Kolonieen verwendet zu werden. Das für die meisten unerschwingliche Loskaufsgeld schwankt, je nachdem es sich um teilweise oder gänzliche Befreiuung vom Militärdienste handelt, zwischen 50 und 150 Frs. Der Mission sind durch diese Verordnung große Lasten aufgebürdet worden, da es sich ja um tausende von Lehrern handelt; entweder wird an vielen Orten die Arbeit unterbrochen, oder die Missionskassen müssen die Ausgabe für den Loskauf der Ihrigen zum größten Teile selbst übernehmen. Auch hier fahren die Katholiken wieder besser als die Evangelischen, weil die von den Patres abhängigen eingeborenen Gouverneure vielfach die Aushebungslisten zu Ungunsten der evangelischen Missionsgehilfen und Lehrer fälschen.

Eine der üblen Folgen der Begünstigung der Laienschulen zeigt sich bereits in dem Überhandnehmen der religiösen Gleichgiltigkeit in gewissen Schichten des madagassischen Volkes. Daraus, daß die Regierung in ihren Schulen der Religion keinen Raum gewährt, schließen die Eingeborenen, daß der einzelne, um bei der Obrigkeit sich beliebt zu machen, am besten thue, wenn er sich gleichmäßig sowohl vom evangelischen als vom katholischen Gottesdienste fern halte; nicht wenig trägt auch das gottlose Leben vieler Europäer dazu bei, einen derartigen Gedankengang bei den Eingeborenen zu begünstigen. Ein drastisches Beispiel dafür fanden wir in einer Nummer des „Journal officiel de Madagascar", in

welcher der Kommandant Hondschoete von Midongy berichtet, wie in Fitampito der alte König Andriambeandro, um es allen Parteien recht zu machen, die eine Hälfte seiner Familie in der evangelischen, die andere in der katholischen Lehre unterweisen lasse, während er selbst erklärt habe, sich von jeder Religion frei halten zu wollen.

Um den vielen berechtigten Beschwerden in betreff der Schulpolitik des französischen Gouvernements ein Ende zu machen, hat Galliéni endlich unterm 19. April vorigen Jahres ein neues Schulgesetz ausgehen lassen, das den Missionsgesellschaften zwar schwere Lasten auferlegt, aber in mancher Beziehung doch einen Fortschritt gegen den bisherigen unsicheren Zustand bedeutet. Diesem nicht weniger als 84 §§ (!) enthaltenden Schulgesetze zufolge ist in der Hauptstadt Antananarivo eine aus 12 Mitgliedern bestehende oberste Schulbehörde ins Leben gerufen worden. Ein Teil der Mitglieder gehört dem Kollegium kraft ihrer Beamtenstellung an, andere unterliegen der Wahl. So hat z. B. die evangelische und katholische Mission das Recht, je einen Vertreter in den Schulrat zu entsenden; diese anscheinende Parität gestaltet sich thatsächlich zu einer Benachteiligung der Evangelischen gegenüber den Katholiken, da die ersteren ihrer Seelenzahl und Bedeutung nach mit mindestens 2 Abgeordneten vertreten sein müßten. Ferner haben die Privatpersonen, welche Schulen gründen und unterhalten, das Recht, ihre Interessen durch einen Vertreter im Kollegium wahrnehmen zu lassen. Die Kolonisten werden durch 2 Abgeordnete, die vom Kolonialrate in der Hauptstadt gewählt werden, vertreten. Über den Wirkungskreis und die Machtvollkommenheit dieser obersten Schulbehörde enthält das Gesetz keine näheren Bestimmungen, es wird nur im allgemeinen gesagt, daß sie alles, was das Unterrichtswesen betrifft, in Erwägung ziehen und auf Vereinheitlichung der Jugenderziehung hinwirken soll. Die Oberaufsicht über die Regierungsschulen der Kolonie liegt in den Händen eines besonderen Schuldirektors, der auch die Missions- und Privatschulen zu inspizieren hat, soweit sie Subvention vom Staate erhalten.

Das Gesetz sieht zwei Kategorien von Schulen vor, Regierungsschulen und private Schulen. Erstere zerfallen wiederum in 3 Klassen. Zur obersten Klasse gehören die höheren staatlichen Unterrichtsanstalten in der Hauptstadt, zur zweiten die höheren Schulen in den Hauptorten der einzelnen Provinzen und Militärbezirke; den untersten Rang nehmen die gewöhnlichen Volksschulen ein. Die hauptstädtischen und die Provinzialschulen sind der Leitung französischer Schulmänner unterstellt, denen je eine französische Lehrerin zur Seite steht, während an den gewöhnlichen Volksschulen eingeborene Lehrer arbeiten. Auch die Besoldung ist im Gesetz geordnet; die französischen Lehrer an der Spitze einer Schule in der Provinz erhalten ein jährliches Gehalt von 4500 Frs., die Lehrerinnen von 3000 Frs. und

die Volksschullehrer von 360—720 Frs., daneben kommen den letzteren auch noch Naturalbezüge an Reis zu Gute.

Die privaten Schulen zerfallen in subventionierte Schulen und in solche ohne Staatszuschuß. Letztere können von den verschiedenen Missionsgesellschaften und von Privatleuten ins Leben gerufen werden. Der Staat beansprucht über dieselben keine besondere Kontrolle, solange sich die Lehrer an den privaten Schulen keine gröblichen Verstöße gegen die Sittlichkeit zu Schulden kommen lassen, und die Schulen selbst keine unmoralischen oder staatsgefährlichen Zwecke verfolgen; auch müssen die Schulgebäude in sanitärer Beziehung billigen Anforderungen entsprechen. Von irgendwelchen Begünstigungen dieser Schulen seitens des Staates ist keine Rede. Die an ihnen thätigen Lehrer müssen sich wie der gemeine Mann dem Fron- und Militärdienste unterziehen, wenn sie das wehrpflichtige Alter (21 Jahre) erreicht haben.

Von diesen Lasten sind dagegen diejenigen Lehrer befreit, welche an den privaten Schulen mit staatlicher Unterstützung arbeiten. Doch müssen sich dieselben, um eine derartige Schulstelle bekleiden zu können, einem Staatsexamen unterwerfen, welches zum erstenmale im Juli vorigen Jahres in Antananarivo abgehalten wurde. Von den 200 Lehrern, die damals das Examen bestanden, gehörten 108 der evangelischen, 62 der katholischen Mission an, während 30, darunter viele Evangelische, in Laienschulen thätig waren.

Bei der Bedeutung, welches dieses Staatsexamen für das Missionsschulwesen hat, dürfte ein näheres Eingehen auf die an die Examinanden gestellten Anforderungen nicht ohne Interesse sein. Das Examen ist ein schriftliches und ein mündliches. Bei ersterem haben die Kandidaten ein leichtes französisches Diktat, einen ganz leichten französischen Aufsatz, einen madagassischen Aufsatz und Übersetzungen aus dem Madagassischen ins Französische und umgekehrt zu liefern. Bei der mündlichen Prüfung wird von dem Examinanden verlangt, daß er zur Zufriedenheit eine Seite in einem französischen Buche vorliest, übersetzt und erklärt, ferner in einem madagassischen Buche eine Seite vorliest, ins Französische übersetzt und erläutert und ein Gespräch in französischer Sprache führt. Daneben wird noch mündlich in Arithmetik, dem metrischen System, Geschichte und Geographie geprüft. Endlich hat der Examinand sich noch gewissen praktischen Übungen zu unterziehen. So hat er z. B. in einer von dem Prüfenden ausgewählten Schulklasse eine Probelektion im Französischen abzuhalten, ferner eine leichtere Arbeit in Holz oder Eisen in einer Werkstätte anzufertigen, eine leichte Zeichnung auszuführen und Unterricht in Baumpflege und Gartenbau zu geben.

Für die Zöglinge der von der Regierung subventionierten Schulen sind Prämien zur Belohnung des Fleißes und zur Aufmunterung vorgesehen. In Bezug auf diese Prämien und auf die Staatsunterstützung teilt man die subventionierten Schulen in 3 Klassen ein. Die erste umfaßt die Schulen, mit welchen eine Werkstätte verbunden ist und in welchen außer in Französisch auch in Handelslehre unterrichtet wird. Zur zweiten Klasse gehören diejenigen Schulen, in welchen der Handarbeitsunterricht wegfällt, und nur in Gartenbau, Handelslehre und Französisch unterwiesen wird. Der dritten Klasse sind alle Schulen eingereiht, in welchen Französisch der einzige Unterrichtsgegenstand ist.

Die Zöglinge der Schulen der ersten Art sind vom Militär- und Frondienste befreit, vorausgesetzt daß sie von einem europäischen Lehrer oder einem diplomierten Madagassen unterrichtet werden. In den Schulen der zweiten Gattung genießen die Schüler nur Befreiung von der Fronarbeit, und in den Schulen der dritten Klasse besteht die einzige Vergünstigung darin, daß sich die Schüler um die Hälfte der sonst üblichen Summe von der Fronarbeit freikaufen können.

In den von der Mission unterhaltenen Schulen, auch in denen, die Subvention erhalten, ist es den Lehrern unverwehrt, auch Religionsunterricht zu erteilen. Das Schulgesetz übergeht diesen Punkt mit Stillschweigen.

Alle Einsichtigen werden es mit Freude begrüßen, daß in diesen gerade nicht durch pädagogische Weisheit sich auszeichnenden Schulordnungen wenigstens die unsinnige Bestimmung, wonach in allen Volksschulen das Französische die Unterrichts*sprache* (nicht bloß Unterrichtsgegenstand) sein sollte, im neuen Gesetze beseitigt ist.

Noch einige Worte über die neueste Wendung in dem Leben Ranavalonas III., der schwergeprüften Exkönigin von Madagaskar. Dieselbe hat im letzten Frühjahr ihren bisherigen Verbannungsort Réunion mit einem anderen vertauschen müssen. Da die französischen Behörden nämlich befürchteten, daß bei der verhältnismäßig geringen Entfernung dieser Insel von Madagaskar die Madagassen immer noch an der Hoffnung auf die dereinstige Wiederkehr ihrer Herrscherin festhalten könnten, brachte man die Königin am 1. Februar 1899 an Bord des nach Marseille bestimmten Postdampfers; auch diesmal verfuhr man unnötig rücksichtslos gegenüber der schutzlosen Frau, indem man ihr erst in letzter Stunde von ihrer beschlossenen Abreise Mitteilung machte und sie über das Reiseziel im Ungewissen ließ. Am 5. März ist die Königin in Algier eingetroffen, wo ihr die Regierung in der gesundgelegenen Vorstadt Mustapha eine Villa zur Verfügung gestellt hat. Mit ihr sind dahin ihre Tante, ihre Schwester und Großnichte, sowie einige eingeborene Dienerschaft übergesiedelt. Die Nonnen in St. Dénis auf Réunion, welche in jenem abgelegenen Erdenwinkel die Königin nach Herzenslust mit Bekehrungsversuchen quälen konnten, ohne viel Eingreifen von evangelischer Seite befürchten zu müssen, werden die Übersiedelung Ranavalonas nach Algier sehr bedauern. Wie Direktor Dahle von der Norwegischen Missionsgesellschaft gelegentlich eines vorübergehenden Besuches in Algier in Erfahrung bringen konnte, genießt die Königin ziemliche Freiheit. Sie verkehrt in den Familien der evangelischen Geistlichkeit Algiers und erfreut sich in ihrem Privatleben des besten Rufes. Das Gerücht, daß sie in Réunion zur katholischen Kirche übergetreten sei, hat sich also nicht bewahrheitet.

Die Religious Tract Society und ihr Helferdienst in der Heidenmission.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

Durch die imposante Jubelfeier der englischen Kirchenmission „etwas verdunkelt", aber dafür über die Staatskirche hinaus von herzlicher Teilnahme in allen Denominationen und vor allem in Missionskreisen begleitet, ist im Mai 1899 in London die Jahrhundertfeier der Religous Tract Society (R. T. S.) begangen worden. Sie verdient diese Teilnahme nicht nur als die größte evangelische Traktatgesellschaft der Welt, welche im letzten Jahre allein 35 Millionen Bücher und Traktate, im ganzen einschließlich des Umsatzes der Tochtergesellschaften über 59 Millionen Druckschriften in 230 Sprachen verbreitet hat und den Traktatvereinen anderer Länder fortgesetzt hilfreiche Hand leistet, sondern auch als hervorragende Helferin der Heidenmission, deren Dienste von den Arbeitern draußen als unschätzbar anerkannt sind.

Ihren Ursprung hat auch die R. T. S. in der von Wesley und seinen Freunden ausgehenden Bewegung. Während andere Länder durch den Geist der Revolution erschüttert wurden, blieb England im ganzen davor bewahrt, weil eben damals eine neue starke religiöse Bewegung die mittleren und unteren Klassen der Bevölkerung durchdrang, welche „die ungestümeren Reformer zum Teil in sich aufnahm". In besonders charakteristischer Weise äußerte sich die religiöse Begeisterung und Arbeitsfreudigkeit in der seit 1795 bestehenden Londoner „Missionssozietät", in welcher Presbyterianer und Independenten, Bischöfliche und Methodisten sich der großen Gemeinsamkeit des evangelischen Geistes bewußt wurden. Aus ihren Kreisen stammten die Gründer der Traktatgesellschaft. Als am 8. Mai 1799 die Missionssozietät ihr Jahresfest in Surrey Chapel feierte, begaben sich nach dem Gottesdienste die anwesenden Geistlichen auf Einladung eines Rev. Burder in das angrenzende Schulzimmer, wo ihnen Burder seinen Plan vorlegte: „eine Gesellschaft zu gründen zur Verbreitung christlicher Traktate, welche noch eingehender als es Frau Hannah More in ihren trefflichen Flugschriften gethan, die evangelischen Wahrheiten der Schrift auslegen sollten". Wegen vorgerückter Stunde verschob man die Besprechung auf das gemeinsame Frühstück am nächsten Morgen. Von den 40 Männern, die sich dann früh 7 Uhr im Kaffeehause an der Paulskirche versammelten, wurde die Gründung der R. T. S. beschlossen. Unter ihnen ragte namentlich Dr. Bogue hervor, welcher durch seinen Aufsatz

im Ev. Magazin 1794 zur Bildung der Missionssozietät vor anderen beigetragen hatte. Aus seiner Feder ging jetzt auch die erste Schrift der neuen Gesellschaft hervor: „Zuschrift an Christen über Verbreitung christlicher Traktate". Darin gab er u. a. die bis heute als klassisch geltende Definition eines guten Traktates. Ein solcher müsse 1. biblisch sein, d. h. ohne konfessionelle Gehässigkeit das lautere Evangelium enthalten, in welchem alle Jünger des Lammes, die auf das ewige Leben durch Christi Gnade hoffen, mit Freuden übereinstimmen und zwar so, daß jeder Traktat irgend etwas vom Heilswege zeige, 2. schlicht verständlich, 3. packend, 4. unterhaltend, 5. voll Gedanken. Er dürfe weder langweilig noch seicht noch süßlich sein.

Nach diesem Programm ging die R. T. S. an die Arbeit. Sie bot zunächst nur Flugblätter und kleine Schriften, welche die religiöse Bewegung der Zeit ausbreiten und verstärken halfen. Ein Aufsatz Dr. Bogues über die Inspiration des Neuen Testamentes fand seinen Weg selbst nach St. Helena zu dem gefangenen Bonaparte, dessen Bleistiftstriche von aufmerksamer Lektüre zeugten. Bald wuchsen aber unter der Arbeit die Aufgaben. Schon 1802 erfolgte die bekannte Bitte des Rev. Charles um Gründung einer Bibelgesellschaft für Wales; am 10. Jan. 1804 beschloß die R. T. S. auf Vorschlag ihres Sekretärs Hughes die Gründung einer solchen für die Welt. Hughes wurde der erste Sekretär der Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft. In gleichem evangelischen Geiste sammelt diese die Freunde aus allen Denominationen und ist mit ihrer Mutter, der R. T. S. in so vollkommener Harmonie geblieben, daß an vielen Orten nicht nur in England, sondern auch in Indien und China ihre Depots unter einem Dache, zuweilen sogar unter einem Verwalter vereinigt sind. Je strenger die eine Gesellschaft sich auf die Verbreitung der Bibel ohne jede Zuthat beschränkt, um so unentbehrlicher ist ihre Ergänzung durch die andere, welcher es obliegt für Bibelerklärungen, Andachtsbücher, Katechismen und jede übrige Art christlicher Schriften zu sorgen. Im J. 1825 begann die R. T. S. mit Brooks Kostbaren Heilmitteln, Bunyans Heiligem Krieg, Adams Vertraulichen Gedanken, Doddridge Entstehung und Wachstum des geistlichen Lebens und Bogatzkys Schatzkästlein, die Herausgabe von Klassikern der Erbauungslitteratur, durch welche sie weit über das englische Sprachgebiet hinaus reichen Segen gestiftet hat. Dazu kamen später Kommentare und allerlei praktisch exegetische Werke, unter welchen die 1894 von D. Green neubearbeitete „Annotated Paragraph Bible" und die in bisher 22 Bänden das Gebiet biblischer Archäologie und Zeitgeschichte

behandelnden „By-paths of Bible knowledge“ hervorzuheben sind. Seit 1814 erschienen schon Kinderschriften, seit 1824 die Blätter „Light in the Home“ und „Childs Companion“. Um die Mitte des Jahrhunderts begann das Wachstum der Unterhaltungslitteratur und damit auch der Zeitschriften; es traten ins Leben 1852 das Unterhaltungsblatt „Leisure Hour“, 1854 „Sunday at Home“, 1861 „Cottager and Artisan“, 1878 „Boys Own Paper“, und „Girls Own Paper“. Jetzt umfaßt der 116 S. starke Katalog der englischen Schriften das ganze Bereich der populären Litteratur und befriedigt jedes erdenkliche Bedürfnis christlicher Bestrebungen. Als leitenden Grundsatz bezeichnete der Dean von Norwich bei der Centenarfeier die Tendenz „das Böse zu überwinden mit Gutem“ und nannte als die drei Hauptfeinde: Die Litteratur des Lasters, den salonfähig gewordenen Unglauben (Rationalismus, Agnostizismus, Materialismus) und die Sahara des Romanismus. Wie die R. T. S. gegen diese Feinde kämpft, das zeigen 1. ihre Unterhaltungsblätter und Jugendschriften, diese beste Sonntagslektüre, 2. ihre trefflichen „present day tracts“, in welchen die Apologetik gegen den Unglauben besonders im naturwissenschaftlichen Kleide von Schriftstellern aller Kirchen getrieben wird zum Beweise dafür, daß es in den Fundamentalwahrheiten eine Einheit aller Evangelischen giebt, 3. ihre neueren Schriften zur römischen Frage. Aus Anlaß der letzteren, welche gegenwärtig die evangelischen Kreise Englands lebhaft erregt, hat die R. T. S. kürzlich erst einen Preis von 2000 Mk. für die beste populäre Verteidigung gegen Romanismus und romanisierende Bestrebungen ausgesetzt.

Obgleich die Zahl der gleichgesinnten Verleger in England gewaltig gestiegen ist, so behauptet die R. T. S. auf ihrem Gebiete noch heute eine führende Stellung und ihr Einfluß ist ein sehr großer. Schon der Umfang ihres Buchgeschäfts läßt dies ahnen. Ihr Reingewinn aus dem Buchhandel, nach Abzug aller bedeutenden Verwaltungs- und Produktionskosten sowie der Gehälter, belief sich 1898 auf 768420 Mk., 1897 sogar auf über 2 Mill. Mk. Sie ist demnach in der Lage alle Mitgliederbeiträge und Sammlungen, 1898: 322180 Mk. unverkürzt in den „Missionsfonds“ fließen zu lassen, welcher die Gratisverteilungen und die Bewilligungen an Geld, Papier und Schriften besonders an die Zweiggesellschaften bestreitet. Da die Ausgabe des „Missionsfonds“ meist die Einnahme überschreitet (sie betrug 1898 428390 Mk.), so ist jedes Jahr noch ein bedeutender Zuschuß aus dem Handelsgeschäft nötig. (Die Generalrechnung für 1898 balanciert mit 2654220 Mk.).

Über die Hälfte des „Missionsfonds“ kommt England zu gute. Um den Bibelunterricht in den Schulen zu fördern, gewährt die Gesellschaft Preise an die durch Prüfungen sich ausweisenden Schüler und verwendet darauf große Summen; ganze Bibliotheken werden an die Colleges und an die einzelnen Theologiestudierenden verteilt, zu Weihnachten wandern viele Hunderte von Bücherpacketen in die Hospitäler und ähnliche Anstalten; alle Gesellschaften für Innere Mission (City-M., Openair-M. u. s. w.) beziehen von der R. T. S. Traktate. So geht von ihr ein Strom des Segens auf die englischsprechende Welt in allen Erdteilen aus.

Was uns aber vor allem wichtig ist und von den Leitern der R. T. S. als ihre größte Aufgabe angesehen wird, das ist ihr „foreign work“ in der gesamten außerenglischen Welt. Sie ist überall am Platze, wo es gilt durch Schriftenverbreitung einer evangelischen Bewegung zu Hilfe zu kommen. Dazu versendet sie nicht bloß von London aus Traktate in allen europäischen Sprachen, sondern unterstützt besonders die Traktatgesellschaften anderer Länder, weil sie mit Recht der Meinung ist, daß die Welt nicht von London aus versorgt werden kann und jedes Land seine evangelischen Schriften am besten selbst hervorbringt.

Nach Deutschland flossen 1898 Zuschüsse an die Traktatgesellschaften in Berlin (4000 Mk.), Gernsbach (1600 Mk.), Elberfeld (100 Mk.), Hamburg, jetzt Kassel (600), Striesen (500), die Droschkenkutscher-mission der Mrs. Davies-Berlin (200), P. Flad-Kornthal (100), ferner Traktate für Seeleute, Italiener ꝛc. und andere Sendungen, in Summa 9637 Mk. Die niedrigsten Beträge finden sich in der Rechnung für Norwegen (150), Holland (210) und Dänemark (694), die höchsten kommen auf Frankreich (20822), Österreich-Böhmen ausschließlich Ungarn (14340) und Spanien (12774), im ganzen auf das außerbritische Europa 101847 Mk. man sieht wie sehr die Evangelisation in römisch-katholischen Ländern die R. T. S. in Anspruch nimmt.

Es ist hier nicht der Ort diese Thätigkeit ausführlich zu schildern, aber es leuchtet ein, daß nur eine so ökumenische Gesellschaft in der Lage ist jeder religiösen und zeitgeschichtlichen Bewegung zu folgen und dadurch dem Reiche Gottes auf der Erde die segensreichsten Dienste zu leisten. Handelt sich's darum den Seeleuten aller Nationen in asiatischen oder südamerikanischen Häfen oder dem Völkergemische auf den Goldfeldern Alaskas das Evangelium nahezubringen, wird irgend ein frommer Engländer nach Goa verschlagen und möchte den Goanesen in portugiesischer Sprache das Evangelium mitteilen, thut sich unerwartet eine Thür auf wie auf Kuba und den Philippinen, immer richtet sich der suchende Blick nach London, bei der R. T. S. darf man immer anklopfen, um sich aus ihrer großen Rüstkammer einige Waffen zu holen. Wenn der Reiseprediger der

französischen Protestanten den Deutschen unter der Fremdenlegion in Algier und Tonkin nicht predigen kann, so schreibt er nach London um deutsche Blätter und Traktate. Der Gedanke daran muß auch den, welcher sich noch so unsympathisch berührt fühlt von allem was an englische Traktate erinnert, zur Anerkennung nötigen.

Wir kommen zu den Diensten der R. T. S. in der Heidenmission. Vorweg sei bemerkt, wieviel Anregung ihr das heimatliche Missionsleben verdankt. In ihrem Verlage erscheint jährlich eine ganze Reihe guter Beiträge zur Missionslitteratur.[1]) Einer ihrer Sekretäre ist Rev. Lovett, der Herausgeber der Bücher über James Gilmour; von ihm ist soeben eine große Geschichte der Londoner Missionsgesellschaft erschienen. — Die größten Verdienste der R. T. S. liegen aber auf dem Gebiete der Litteratur für die Missionsfelder draußen. Für die evangelische Mission, welche den Völkern die Bibel bringt und in ihrer Muttersprache predigt, sie lesen und schreiben lehrt, ergiebt sich die Bedeutung der litterarischen Arbeit von selbst. Wir mögen an den englischen Brüdern in dieser Hinsicht manche Kritik üben, aber wir müssen bekennen, daß sie die Notwendigkeit der Presse als Ergänzung der Predigt erkannt haben und danach handeln. Sie überschätzen wohl oft die Wirkung der bloßen Traktatverteilung; sie vergessen oft, daß die Missionsschrift je nach Arbeitsfeld und Zweckbestimmung sich mannigfaltig gestalten und z. B. wo sie Heiden heranziehen soll, anderer Art sein muß als da, wo sie Heidenchristen geistlich stärken und bilden will; sie überstürzen sich zuweilen im planlosen Übersetzen englischer Bücher, wie wir z. B. nicht recht verstehen, daß man den bekannten amerikanischen Roman „Ben Hur" in Urdu (Pandschab) zu übertragen für nötig hält; sie kümmern sich zu wenig um die Arbeiten anderer, wie denn in China erst eine Autorität wie D. Faber es bewirkt hat, daß deutsche Missionare mehr als früher in den editorial committees vertreten sind; sie nötigen den Eingeborenen oft zu viel englische Sprache und Litteratur auf, wenn z. B. Archid. Crowther am Niger in seinen Sonntagsschulen Englisch treibt, um den Kindern englische Bibeln und Jugendschriften in die Hand zu geben, — aber trotz alledem stehen wir mit anerkennender Bewunderung vor der christlichen Weltlitteratur, die sie geschaffen haben. Die R. T. S.

[1]) 1897: S. Gulick, The growth of tho Kingdom of God; Stair, Old Samoa; Drake, Among the darkhaired race in the flowery land; Egerton Young, On the Indian trail. 1898: Lucy Guinness, Across India at the down of the 20. century; Storrow, Our Indian sisters; Ballard, Fairy tales from Far Japan; God First, or: Hester Needhams work in Sumatra.

ist die Magd (handmaid) aller Missionsgesellschaften, indem sie ihnen Druck und Verbreitung ihrer Schriften ermöglicht. Als eine „Gesellschaft der Gesellschaften“ befördert sie die Entstehung von Traktatvereinen auf den Missionsfeldern, welche mehr oder weniger selbständig handeln, aber von ihr unterstützt werden (in Indien 19, in China 12). Es ist erklärlich, daß, wo es sich um Übersetzungen handelt, nicht bloß die von englischen Christen am meisten geliebten Schriften zuerst in Frage kommen,[1]) sondern namentlich auch die Schriften der R. T. S. als Vorlage dienen. Fast kein Missionar verläßt London, ohne ein Bücherpaket aus Paternoster Row mitzunehmen; die Bibliotheken der Missionsstationen und -schulen werden von hier aus ergänzt; so gehören die Schriften der R. T. S. zum Handwerkszeug vieler Missionare.

Allerdings ist die R. T. S. nicht die einzige auf diesem Felde. Abgesehen von den eigenen Leistungen der Missionsgesellschaften tritt ihr für die anglikanischen Missionen die S. P. C. K. zur Seite, für die amerikanischen die Amer. T. S. Leider hat die letztgenannte Gesellschaft 1898 aus Mangel an Mitteln alle Zuschüsse für die Heidenmissionen zurückgezogen, was in der Türkei und in China sich schmerzlich fühlbar macht. Sie hat mit einer vielsprachigen Einwanderung zu thun und unterhält, abweichend von ihrer älteren englischen Schwester, aber durch die Verhältnisse geboten, eine ausgedehnte Kolportage durch 96 hausbesuchende, teilweise auch als Wanderprediger thätige Boten.

Ehe wir nun eine Rundschau über die Missionsgebiete geben, haben wir zu bemerken, daß Indien (53649 Mk.) und China (20816 Mk.) in der Rechnung der R. T. S. obenanstehen. Ganz Afrika erscheint dagegen nur mit 7335 Mk., Summa für die außereurop. Erdteile 121080 Mk. In diesen Zahlen fehlen aber die aus der allgemeinen Rechnung schwer auszuscheidenden Beträge für Papier, Druck, Versand, Depots, Gehälter ꝛc. In runder Summe lassen sich die Aufwendungen der Gesellschaft für die Heidenmission auf jährlich 300000 Mk. berechnen.

Unsere Rundschau, welche nur die letztjährigen wichtigsten Publikationen nennt, beginnen wir mit Afrika. Von den 41 im Kataloge vertretenen Volkssprachen entfallen auf Westafrika 15: Grebo, Ga, Tschi, Fanti

[1]) Bunyans Pilgerreise pflegt nächst der Bibel das Erste zu sein. Die von der Universitätenmission hergestellte Übersetzung in Tschinjandscha (Njassa) ist die 91. im Kataloge der R. T. S. Der Traktat „Come to Jesus“ ist in 41 Sprachen vorhanden. „Peep of Day“, „Line upon Line“, „Precious Remedies“ u. a. Titel kehren immer wieder.

Nupe, Igbira, Ibo, Ibzo, Efik, Isubu, Dualla, Fan, Kongo, Umbundu, Kimbundu. Die T. S. in Sierra Leone versorgt die Kolonie mit englischen Schriften und vertreibt nur ganz spärlich Traktate unter Mohammedanern. In Joruba half die R. T. S. zum Druck des Büchleins eines eingeborenen Pastors, worin Aussprüche des Ifa (heidnischen Orakels) kommentiert und christlich beleuchtet werden. Am Niger trug sie 1898 die Kosten des in London gedruckten Ibo-Liederbuches und lieferte Papier für die Presse in Onitscha; den Baslern in Kamerun illustrierte sie eine neue Ausgabe der Pilgerreise; den Baptisten am Kongo half sie Übersetzungen von „Peep of Day" und bibl. Gesch. drucken. In Kimbundu giebt Rev. Withey von Pundo Andengo „More about Jesus" heraus.

In Südafrika sorgt für die englische Litteratur die South African T. S. in Kapstadt. Von Volkssprachen nennt der Katalog: Otschiherero, Nama, Setschuana, Sessuto, Kafir, Sulu. Namentlich die Pariser Bassutomission erhält Unterstützung für ihre Druckerei, welche 1896 Pilgerreise (stereot.), Bibelkatechismus, 1897 Gesangbuch mit Noten, 1898 Lukaskommentar, Line upon Line 13. Aufl. und bibl. Gesch. herausgab. Eine illustrierte Übersetzung der im Verlag der R. T. S. erschienenen biblischen Geschichte „Von Adam bis Mose" für die Kaffern hat Rev. Morris in Beaconsfield besorgt.

Reicher wird der Katalog wieder für Ostafrika. Es sind vertreten: Manganbscha, Tschinamwanga, Tschinjandscha, Mambwe, Suaheli, Kinika, Kigogo, Dschiriama, Jao, Taveta, Pokomo, Kisukuma, Luganda. Für Uganda lieferte die R. T. S. das Gesangbuch mit 72 Liedern, Pilgerreise und Pilkingtons freudig begrüßtes Buch über die römischen Irrlehren (Anonya Alaba = Wer sucht, der findet). Zum Liederbuche in Kisukuma (C.M.S. in Nassa) trug sie 100 Mk. bei, den Neukirchener Brüdern gab sie zu Barths bibl. Gesch. in Pokomo 500 Mk., den Freischotten zu Line upon Line in Tschinamwanga 400 Mk. und zur Pilgerreise in Tschinjandscha die Bilder.

In Madagaskar hat jetzt die Presse erhöhte Bedeutung. Sowohl die Londoner wie die Quäkermission erhält Papier geliefert. Die Londoner druckten u. a. 1897 Liederbuch und bibl. Gesch., 1898 Bibelwörterbuch, Kommentare, Katechismen, Kalender, Hodge' Outlines of theology, 1899 Predigten, Gesch. der Camisarden; sie verbreiteten 1898 114000 Ex., ihr Monatsblatt „Teny Soa" (gute Worte) wird in 1000 Ex. gelesen. Die Quäker liefern meist kleinere Schriften, Sonntagsschullektionen, auch 2 Zeitungen. Die Mauritius T. S. bezieht engl., franz. und Tamiltraktate von London.

In Nordafrika bestehen Depots in Alexandria, Port Said und Algier. Schriften für Moslem werden aus Beirut und Madras bezogen. In Heluan wird die Presse der C. M. S. unterstützt, welche gute Schriften für Moslem liefert, besonders Auszüge aus dem N. T. (Bergpredigt, Kreuzigung).

Im türkischen Reiche sind es zunächst die Missionare des Am. Board, welche von der R. T. S. fast als von „unserer G." sprechen, auf deren Hilfe sie bei dem Defizit des Board und dem Ausbleiben der Zuschüsse der Amer. T. S. angewiesen sind. Sie erhalten jährlich 5000 Mk. für ihre Arbeiten in Armenisch, Türkisch und Griechisch (Traktate, Zeitschriften, Sonntagsschullektionen, bibl. Gesch., Liederbücher). Verkauft wurden 1898 37497 Bücher, verteilt 19677 Traktate. In Albanien ist Rev. Thomson gestorben, aber seine Arbeit wird fortgeführt, außer albanischen Traktaten verbreitete er Schriften in Jüdisch-Spanisch, namentlich bibl. Gesch. Der Traktatverein in Smyrna erstreckt seine Thätigkeit über das ganze Ägäische Meer, er druckte 1898 6 neue jüdisch-spanische Traktate. Die eigentliche Centralstelle für die Levante ist die R. T. Commitee in Beirut. Hier erscheint die gesamte arabische Litteratur der R. T. S., oft gehindert durch die argwöhnische türkische Censur; 1817: Anselm, Cur deus homo, Bunyans und Moodys Predigten, Jessikas erstes Gebet, Teddys Knopf, 1898: bibl. Gesch., das geistl. Leben, arabische Predigten. Die Leistungen der amerikanischen Missionsdruckerei in Beirut sind allerdings weit bedeutender. Die von dieser herausgegebene Zeitschrift „Neschra" erhält von der R. T. S. 1200 Mk. Ihre starke Luthernummer (aus Anlaß der deutschen Kaiserreise) fand weiteste Verbreitung. Von Beirut gehen die Traktate nicht nur zu Anstalten und Missionen in Syrien und Palästina, sondern durch die mohammedanische Welt bis nach Indien. Die unter Moslem bewährten Schriften „Beacon of truth" und „Sweet first fruits" sind von Bisch. Stuart (C. M. S.) in Dschulfa ins Persische übersetzt und mit Hilfe der R. T. S. im Pandschab lithographiert worden.

In Indien steigt mit der Schulbildung die Buchdruckerei. Am 31. März 1818 erschien auf der Missionspresse in Sirampur die erste Zeitung in einer Landessprache, jetzt giebt es über 230 mit $^1/_2$ Million Lesern. Im Jahre 1898 erschienen 5000 Bücher, von denen 500 Übersetzungen, 4500 Orginalarbeiten waren. Von dieser Fülle ist ein großer, stets wachsender Bruchteil heidnisch, unsauber und direkt antichristlich. Der von einer Evangelistenfahrt durch Indien zurückgekehrte F. B. Meyer berichtet:

„In Lakhnau und Kahnpur giebts etwa 50 Druckereien, die wöchentlich Tonnen antichristlicher Schriften hervorbringen, ohne daß sie Not haben durch Breakfasts und Meetings die Mittel zusammenzubringen. Ein Mohammedaner gab 5000 Dollars, ein Hindufürst verbreitete eine Million Traktate. In Madras verläßt kein Student die Universität ohne ein Paket ungläubiger Schriften. In Ceylon übersetzen die Buddhistenpriester Schriften von Ingersoll u. a. Diese Art Litteratur bedroht die englische Herrschaft in Indien .... Der große Kampf des nächsten Jahrhunderts wird nicht gegen den Aberglauben, sondern den Unglauben zu führen sein. Die heidnischen Systeme fallen vor der Schulbildung von selbst, sie sind morsch (rotten crumbling) . . .“

Auch die Missionskonferenz in Kalkutta 1898 wies auf die heidnischen Druckereien in Bengalen und die von England einströmende Flut der Schauerromane, Kriminalgeschichten und atheistischen Bücher. Für das in den Regierungs- und Missionsschulen herangebildete Geschlecht müsse mehr geschehen; die R. T. S. möge auf Anstellung eines Missionslitteraten für Bengalen bedacht sein. Die Gesellschaft äußerte sich ablehnend wegen ihrer sonstigen Verpflichtungen; es sei Sache der Missionsgesellschaften, litterarisch begabte Männer aus ihren Arbeitern eigens hierfür frei zu machen, wie man dies für das Schulwesen zu thun pflege. Ähnlich hatten sich die letzten großen Missionskonferenzen Indiens geäußert.

Man darf aus solchen Wünschen nicht auf bisherige Vernachlässigung dieses Arbeitszweiges schließen; es ist im Gegenteil Erstaunliches geleistet worden. Neben der R. T. S. ist als ganz Indien umspannend zu nennen die Christian Litterature Society, welche 1883 aus der nach dem Aufstande 1858 gegründeten Christian Vernacular Education Society hervorging. Ihr Generalsekretär, der jetzt 80jährige Dr. Murdoch in Madras ist ein ungemein rühriger, anregender Mann, welcher namentlich auch um die Schulbücher der Regierung sich verdient gemacht hat, da er selbst anfänglich im Regierungsschuldienste gestanden. Auf seinen Rundreisen durch Indien giebt er der R. T. S. vom Stande der Presse und neuen Bedürfnissen Bericht. Auf seinen Antrag bewilligte sie unter dem Eindrucke der armenischen Greuel ihren indischen Tochtergesellschaften 4000 Mk. Extrazuschüsse zu Schriften für Mohammedaner.

Unsere Übersicht beginnen wir mit Bengalen. Die Calcutta T. S. steht im 67. Jahre. Ihr Vertrieb belief sich 1898 auf nahezu $1^1/_2$ Mill. Ex., darunter 1 Mill. Traktate. Über der massenhaften Verbreitung der 4 Seiten großen Traktate, in deren Format auch zwei Zeitschriften erscheinen, ist die Herausgabe größerer Schriften zu kurz gekommen. Die zwei größten Publikationen sind eine Bibelerklärung in Bengali und bibl. Gesch. in Santali. Die Psalmen mit Anmerkungen in Bengali sind in Vorbereitung,

Monier Williams Hinduismus ist übersetzt. Regelmäßig ausgegebene englische Traktate greifen in die religiösen Kämpfe des Tages ein, genügen aber nicht gegenüber den dickleibigen Veröffentlichungen der orthodoxen und freisinnigen Hindu. Die Goßnersche Mission erhält Zuschuß für ihre Druckereien in Musaffirpur (Fibel in Kaithi-Hindi) und in Rantschi (Hindizeitung Garbandhu im 19. Jahrg., bibl. Gesch. in Hindi, Augustins Konfessionen in Urau). Die North India T. S. in Allahabad druckt vorwiegend Hindi. „Obgleich diese Sprache von 70 Mill. gesprochen wird, ist die christliche Litteratur in ihr eine der dürftigsten. Keine Konkordanz, keine Einleitung in die Bibel, keine Bibelerklärung, keine Hausandachten! Wir haben die Bibel und gute Liederbücher, aber sonst fast nichts zur Pflege tieferen geistlichen Lebens unter Christen, die nur Hindi verstehen." Im Verlag 30 Nummern, darunter Pilgerreise, Kommentare zu Jeremia und Markus, „Hindu controversy", 1898 Leben Jesu für Kinder; Traktate auch in Urdu und Englisch. In der Sprache der Gonds ist ein Schulbuch für die Waisen der C. M. S. erschienen. Als erstes Buch für die Luschai (Assam) ließen Lorrain und Savidge von der „Arthington Aborigines-M." einen Katechismus in Allahabad drucken; Grammatik und Wörterbuch hat die Assam Secretariat Press geliefert, die jetzt auch Luschailegenden und eine kleine Zeitung herausgiebt (die Luschai-M. ist jetzt von den Welsh C. Methodists übernommen). Von dem Zuschuß für Moslemlitteratur wurden ältere Traktate neu aufgelegt, ein Buch von Maulwi Safdar Ali ist im Druck. Miss. Janvier (Am. Presb.) giebt in Urdu mit romanischen Lettern die Zeitschrift „Makhzan i Masihi" heraus. — In Lakhnau verwenden die amerik. Methodisten englische Bücher zu Schulpreisen, ihre Presse druckt jetzt „The silent comforter" mit romanischen Lettern. — Die Punjab R. B. S. besteht seit 32 Jahren und ist besonders eifrig. Vertrieb 1898 359400 Ex., davon 262000 Urdu, 4400 Paschtu, 8000 Pandschabi; ferner Schriften in Persisch, Sindhi, Gurmukhi u. a. Sprachen der Grenzstämme. Hervorragende Leistungen sind die Urdukommentare zu Math., Ev. Joh. und Ap. G. von Clark und Imadeddin. Das Neuere meist Übersetzungen; in Urdu: Sell, Religion des Islam; Nachfolge Christi, Ben Hur, Schriften von F. B. Meyer und Andrew Murray, in Pandschabi Pilgerreise. Für Moslem wurde Imadeddins Lehre Mohammeds neu aufgelegt und „Beacon of truth" in Urdu, „Sweet first fruits" in Paschtu übersetzt. Die Brüdermission in Lahul erhielt Papier zu tibet. Traktaten. In Lodiana geben die amerik. Presb. eine von R. T. S. unterstützte Zeitung in Persisch

Urdu heraus, an der 5 eingeborene Christen mitarbeiten. Die Bombay T. and B. S. ist durch die Heimsuchungen der letzten Jahre fast unterbrochen worden. Die Muttergesellschaft zahlte ihr 1898 3000 Mk. und Papier für 2000 Mk. Die Marathi-M. des Am. Board erhält Papier für ihre Zeitschriften und für die Traktatpresse in Satara, das Gleiche geschieht für die Gujarat T. S. (134 Nummern vom 8 S. langen Traktat bis zum Buche von 480 S., Verbreitung meist durch Evangelisten, welche 25% erhalten), die kanad. Presb. in Ratlam (Traktate, Zeitschrift Gyan Patrika in Englisch und Hindi) und die Orissa T. S. (Baptisten-Druckerei in Katak, Vertrieb 62500 Ex., 1897 neu: Line upon Line, Kinderlieder, ein Buch für Frauen; früher: Pilgerreise, Bates Story of Jesus u. a.). — Die Madras R. T. S. ist die älteste in Indien, 1818 von Rhenius gegründet, an Umfang der Leistungen alle Schwestern überragend. Die Hindutraktatgesellschaft zur Bekämpfung des Christentums ist eine Quittung auf den Erfolg. Vertrieb 1898 nahezu 2 Mill. Ex., darunter 1250000 in Tamil. Ausgabe 18953 Rs. Neu 44 Nummern in Tamil, 12 in Telugu, 9 in Englisch. Tamil steht im Vordergrunde mit vielen Orginalbeiträgen eingeborener Christen und einer gediegenen Zeitschrift „Messenger of the truth", von der auch eine Telugu-Ausgabe erscheint. Neue Bücher 1898: eine bibl. Gesch. von Abraham bis Josua in Versen, Instruktion für Katechisten, Trostbücher für Traurige und Kranke von Rev. Rao Sahib (Tinnevelly), Stanfords Vaterunserauslegung, Spurgeons Predigten, Smiths Daily readings, Murray's Abide in Christ von Rev. Devasagajam u. a.; in Telugu bibl. Geographie, Kalender, Ullmanns, Religion weighted (über den Hinduismus); in Englisch Zeitschrift „Progress", Flugschriften über Svami Vivekananda u. a. — Vor 3 Jahren wurde die Malayalam T. S. in Kottajam von Madras abgezweigt. Vertrieb 37000 Ex. Neu: Pilgerreise, Monatsblatt für die syrischen Christen. Die Bangalore T. S. beschäftigt viel Kolporteure, hat auch eine Presse in Maisur. Vertrieb 78805 in Kanaresisch, 16831 in Tamil, 10011 Telugu, 2665 Urdu, 36244 Englisch. Neu: Fibel, Traktate, kurze Biographieen in Kanaresisch, das revid. kanaresische Liederbuch, Leben Jesu für Kinder. Die Wesleyaner in Maisur erhalten Papier für ihre Zeitschrift. In Ottakamund ist ein kleines Depot. Die Basler Druckerei in Mangalur erhält von der R. T. S. Papier. Vertrieb 1898 in Kanaresisch, Tulu nnd Malajalim 67287 Ex. Zu erwähnen die kanaresische Zeitschrift „Licht der Wahrheit" und Kalender, neu in Tulu Leidensgeschichte, in Malajalim Dr. Gunderts Leben. Etwa $^1/_3$ der Verbreitung geschieht durch Kolporteure,

welche neuerdings auf heftigen Widerstand seitens römischer Priester, mohammedanischer Buchhändler und der Boten der Hindutraktatgesellschaft in Madras stoßen. — Die South Travancore T. S. (Nagercoil) erhält Papier zu Traktaten und nicht weniger als 4 Zeitschriften, neben denen noch 2 von der Christian Litterature S. bestehen. In Ceylon hat die R. T. S. ihre Niederlage gemeinsam mit der Ch. Litt. S. in Colombo mit Zweigniederlagen an anderen Orten. Vertrieb 369236 Ex., darunter 204000 Traktate und 71233 Schulbücher, ferner die einzige protest. Zeitschrift in Singalisch. In Dschaffna ist eine eigene T. S. mit Bibliothek, Lesezimmer, Traktatvertrieb in Tamil und Englisch. — Für Barma besteht in Rangun eine Bible and T. S.

Zahlreiche Sendungen an Büchern, Bibelkarten, Wandsprüchen gehen von London direkt nach Indien an einzelne Besteller, auch Beamte und Offiziere. Sehr viel englische Litteratur wird verbreitet, namentlich Traktate unter Soldaten und gebildeten Eingeborenen. Die Studenten in Kalkutta und Madras erhalten zu der Bibel, welche ihnen die Bibelgesellschaft beim Abgange überreicht, einen Wegweiser der Bibelerklärung von der R. T. S. geschenkt.

China, das Land der „Litteraten", ist schon immer das dankbarste Feld für litterarische Missionsarbeit gewesen. Durch die seit dem japanischen Kriege eingetretene Bewegung ist aber das Bedürfnis außerordentlich gewachsen. Im November 1898 erschien ein kaiserlicher Bote im Depot der Amerik. Bibelgesellschaft zu Peking, wo auch die Schriften der North China Tract S. zu haben sind, kaufte je 1 Ex. und bestellte alle Publikationen der „Gesellschaft zur Verbreitung christlichen und allgemeinen Wissens" in Schanghai, mehrere hundert Nummern. Im Palaste wurde jedes Buch in chinesischer Form für den Kaiser umgeschrieben. Die Reformpartei ist jetzt zwar unterdrückt, aber das Verlangen nach europäischen Büchern hält noch an, selbst im fremdenfeindlichen Hunan haben sich Leseklubs gebildet. Die Zahl der chinesischen Zeitungen ist von 19 im Jahre 1895 auf über 70 gestiegen, darunter mehrere in Schensi, Hunan und Kiangsi. An erster Stelle unter den Begründern einer christlichen Litteratur in China ist unser jüngst heimgegangener Landsmann D. Faber zu nennen. Sein Name steht denn auch in hohen Ehren bei den Vertretern der Schriftenverbreitung. Zu bemerken ist noch, daß in China die Agenten der Bibelgesellschaften, besonders der schottischen, mehr als anderwärts an der Traktatverbreitung direkt beteiligt sind und diese sonst nicht beliebte Verbindung in China allgemein gebilligt wird. Nach dem Bericht

der R. T. S. hat sich in jüngster Zeit eine eigene Traktatgesellschaft eingeborener Christen gebildet. Näheres darüber ist nicht ersichtlich.

Die North China T. S. in Peking, 1883 gegründet (Ausgabe 1898 9620 Mk., Zuschuß 4800 Mk.), vertrieb 1898 480000 Bücher und Traktate, darunter solche in Blindenschrift für Murrays Blindenheim. Murray will jetzt das Neue Testament und mehrere Traktate mit „Brailletypen" drucken, welche es Blinden ermöglichen sollen, Sehende zu unterrichten. — In der Mantschurei ist bei der starken christlichen Bewegung, der römischen Konkurrenz, dem unzureichenden Personal der Mission das Schriftenbedürfnis sehr groß. Eine Tract Committee in Mukden unter Leitung des Bibelagenten bezieht Schriften aus Peking, druckt aber auch selbst und kann doch nicht befriedigen. — Für die Mongolen ist außer einer veralteten Übersetzung des Neuen Testamentes, einem kleinen Katechismus und drei Traktaten Gilmours nichts vorhanden. Die Schweden im Westen sind mit neuen Arbeiten beschäftigt. Es wird sehr über Vernachlässigung der Mongolenmission geklagt, Gilmour müsse in England ganz vergessen sein. (Schluß folgt.)

Litteratur-Bericht.

1. **Kurze:** „Samoa, das Land, die Leute und die Mission." Berlin 1900. 2, geb. 3 Mk. Ein sehr zeitgemäßes Buch, welches in 10 Kapiteln das alte Samoa und in 8 Kapiteln die Christianisierung des Archipels samt ihren Ergebnissen ebenso treu wie anschaulich schildert. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt der den Lesern dieser Z. als Kenner der Südsee wohlbekannte Verfasser bei den heidnischen Zuständen des kleinen Inselreiches, damit der Leser instand gesetzt werde, durch die Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt ein gerechtes Urteil über die heutigen Samoaner zu fällen. Kurze ist weit davon entfernt, das christianisierte Samoa zu idealisieren, Licht und Schatten werden mit historischer Nüchternheit gezeichnet; aber wenn man das, was gewesen ist, dem gegenüberstellt, was geworden ist, so muß man doch sagen: der Tag ist angebrochen. Vielleicht wäre die Missionsapologie noch wirkungsvoller geworden, wenn in einem besonderen Kapitel die Hemmungen noch eingehender dargelegt worden wären, durch welche infolge des Eingriffs der fremden eifersüchtigen Mächte in die Geschicke der Samoaner ihre religiös-sittliche Entwickelung in einer so bedauerlichen Weise gestört worden ist. Hoffentlich bringt die deutsche Herrschaft dem durch Parteikämpfe zerrütteten Lande nicht nur dauernden Frieden, sondern leitet auch eine neue Periode religiöser und sittlicher Hebung ein.

2. **Warneck:** „Abriß einer Geschichte der protest. Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart." Sechste Auflage. Berlin 1900. 5 geb. 6 Mk. Auch diese neue Auflage ist nicht unbeträchtlich — namentlich in der ersten

Abteilung — vermehrt, vielfach verbessert und selbstverständlich, soweit das berichtliche Material bis zum Druck in meinen Händen war, bis auf die neuesten Ereignisse und die neueste Statistik fortgeführt. Auch ist diese Auflage mit einem ziemlich ausführlichen Register versehen worden, das vielen eine willkommene Beigabe sein wird.

3. **Kähler:** „Die Bedeutung der Mission für Leben und Lehre der Kirche." Vortrag auf Veranlassung des Vereins für evang. Mission in Kamerun am 25. Sept. 1899 in Stuttgart. Verlag der dortigen Buchh. der evang. Gesellschaft. Der Inhalt dieses schätzenswerten Vortrags führt folgende in 3 Abteilungen (1—4; 5—7; 8—12) gruppierte 12 Thesen aus: 1. Die Heidenmission ist das Vermächtnis des auferstandenen Heilandes an seine erwählten Sendboten oder Apostel zur Durchführung seiner eigenen Sendung an die Menschheit. 2. Die unterschiedslose Mission an alle Menschen bringt den vollendeten Universalismus der Heilsoffenbarung und dadurch das Grundrecht zur Geltung, auf dem unser kirchliches Dasein ruht. 3. Die Missionsaufgabe ist mit unter die Grundpflicht der Kirche befaßt, nämlich unter den Dienst am Wort. Durch sie bleibt die Kirche als apostolische von jeder Kulturkirche unterschieden. 4. Die Mission hat ihren Grundtrieb an der Notwendigkeit des Bekennens, die dem Glauben innewohnt. 5. Die gehorsame Ausführung der Missionspflicht in Kraft der Hoffnung ist wesentliches Lebenszeichen der Kirche in den Kirchen. 6. Ihr Erfolg daheim und draußen ist Kraftprobe für die Kirche und gereicht deshalb zur Stärkung des Glaubens, aus dem sie hervorgeht. 7. Die Treue in diesem Dienst der Menschenliebe wird den Gläubigen zum Bindemittel, zum „Band der Vollkommenheit." 8. Die Kirchen des Wortes leben durch die Dienste der Lehre, und diese empfangen entscheidende Förderung in ihren Aufgaben für Erbauung und Verteidigung durch die gegenwärtige Mission. Sie veranschaulicht das grundlegende Verhältnis zwischen der heiligen Schrift und der Kirche und lehrt, beide richtig zu schätzen. Insbesondere aber gilt das Folgende: 9. Was die Mission vorfindet, zeigt uns die Wirklichkeit des Menschenlebens ganz ohne Evangelium. 10. In ihrer Arbeit überführt sie davon, wie allein im biblischen Evangelium die Kraft zur Rettung geboten sei. 11. In ihren Ergebnissen erleichtert sie das Verständnis der Apostelzeit und damit die Erkenntnis der Grundzüge kirchlichen Christentumes. 12. Ihre Erfolge geben einen gerechten und billigen Maßstab für die Beurteilung der Kirche in Vergangenheit und Gegenwart an die Hand.

4. **von Schubert:** „Aufgaben und Aussichten der evang. Mission und die Verantwortung der luth. Kirche." Eine Umschau und ein Weckruf an der Wende des Jahrhunderts. Vortrag, gehalten auf der 3. schleswig-holsteinischen Missionskonferenz zu Schleswig am 25. Oktober 1899. Schleswig 1900. Mit großer Energie, Wärme und Klarheit zeigt der Kieler Professor, daß die Kirche bezüglich ihrer Missionspflicht gegenwärtig in einer großen Entscheidungszeit steht. Der Weltverkehr, die soziale und religiöse Zersetzung der nichtchristlichen Welt, der bevorstehende Kampf mit den mächtigen asiatischen Buchreligionen, die kolonialpolitische Weltlage, die katholische Konkurrenz — das alles stellt der evang. Mission die denkbar größten Aufgaben und ist eine nachdrückliche Aufforderung auch an die luth. Kirche und speziell an die luth. Kirche Deutschlands mehr Kraft als bisher an das Werk der Ausbreitung des Christentums zu setzen; die Stunde Gottes ist da und die Aussichten sind hoffnungsvoll.

5. **Laury: „A history of Lutheran missions."** Pilger publishing house. Reading Pa. 265 S. Eine wohlgemeinte und auch fleißige Arbeit, die aber den Namen einer Geſchichte der luth. Miſſionen nicht führen ſollte. So ſehr wir uns der Weitherzigkeit freuen, die im Unterſchiede von Plitt (Geſch. der luth. Heidenmiſſion) auch die luth. Miſſionsgeſellſchaften innerhalb der Union, wie die 3 Berliner, ja ſelbſt thatſächlich unierte, wie die Rheiniſche und die Baſeler, unter die luth. Miſſionsorgane aufnimmt, ſo vermiſſen wir doch eine Beſtimmung des Begriffs: lutheriſch, welche eine beſtimmte Grenze für die in Rede kommenden Miſſionen feſtſetzt. Vermutlich wird ſich z. B. der Allg. evang.-proteſt. Miſſionsverein wundern, daß auch er als lutheriſch regiſtriert wird, weil er „auch von Lutheranern Schleswig-Holſteins unterſtützt" werde (228). Was der Verf. giebt, das iſt keine Geſchichte, ſondern neben einer Menge von abgeriſſenen biographiſchen Notizen lediglich eine geographiſch — man kann nicht ſagen geordnete, aber — disponierte, leidlich trockene und wenig klare Überſicht darüber, wo die von ihm als lutheriſch regiſtrierten Miſſionen thätig ſind ſamt einer ſtatiſtiſchen Regiſtrierung ihres Erfolges. Nur ſind die Zahlen — mit Ausnahme der über die beſonders ausführlich behandelten Miſſionen der amerikaniſchen Generalſynode und des Generalkonzils S. 110 und 154 — weder die neueſten noch immer richtig; ſo wird z. B. von der Berliner Miſſion I behauptet, daß die „getaufte Bevölkerung" auf ihrem ſüdafrikaniſchen Gebiete 50 000 Seelen betrage (S. 185), oder daß die Rheiniſche Miſſion in der Kantonprovinz 41 000 members zähle (220) oder daß die Norwegiſche Miſſionsgeſellſchaft „almost 24 000, woman's auxiliary societies (187)" habe. Auch ſonſt laufen neben reichlichen Verworrenheiten Irrtümer in Menge unter, z. B. daß die Goßnerſchen Miſſionare ihre Ausbildung in Halle erhielten (158), daß (der 1851 geſtorbene) Gützlaff bei ſeinem Beſuch in Kopenhagen 1861 die Däniſche Miſſionsgeſellſchaft bewogen habe, eine Miſſion in Hankau zu beginnen[1]) (222), daß „Seine erhabene Majeſtät" der engliſche Biſchof (in Auſtralien) die durch die deutſchen Anſiedler bekehrten Eingeborenen für die engliſche Miſſion reklamiert habe (234), daß der zweite Baſeler Miſſionsinſpektor, Wilh. Hoffmann, „den Seminarkurſus erweitert habe durch Einführung des Studiums der Naturwiſſenſchaften in denſelben" (95), daß in dem Barmer Miſſionsſeminar bis 1881 die Zöglinge nur vorbereitet worden ſeien to do industrial mechanical work, bis nach dem Bankerott dieſer Schulmethode the course later (1881) embraced mostly religious instruction, daß die Rh. M.-G. u. a. in „König" Wilhelmsland und Neuguinea arbeite und ihr chineſiſches Arbeitsgebiet an Baſel und Berlin abgetreten habe (241) ꝛc. — Die allgemeinen Schilderungen des religiöſen und ſittlichen Zuſtandes Geſammtindiens und Afrikas ſind geradezu Schülerarbeiten. Die politiſche Überſicht über Afrika

[1]) Ich gebe den betreffenden Paſſus, um an dieſem einen Beiſpiel zu illuſtrieren, was ich Verworrenheit nenne. „Die Däniſche Miſſionsgeſellſchaft beeinflußt durch einen Beſuch (1861) Gützlaffs beſchloß, eine Miſſion in China zu beginnen. Die erſten Miſſionare beſuchten auf ihrem Wege nach China viele däniſch-luth. Gemeinden in den Vereinigten Staaten. Als ſie 1892 landeten, machten ſie Hankau zu ihrem Hauptquartier. Aber Herr und Frau N. konnten nicht bleiben, die Krankheit der letzteren nötigte ſie zur Rückkehr. Bolvig und Knudſen wurden an ihrer Stelle ausgeſandt und arbeiteten, um Seelen zur Erkenntnis des Herrn zu bringen."

wird in folgenden Zeilen abgemacht: „Das Territorium Afrikas ist folgendermaßen geteilt: Marokko, die Sudanstaaten, die südafrikanische Republik und der Oranjefreistaat sind unabhängig; Ägypten ist tributär der Türkei, der Kongofreistaat ist unter der Souveränität des Königs der Belgier. Von dem Rest gehört Frankreich mehr als 3 Mill. Quadratmeilen, Großbritanien über 2 Millionen, Deutschland fast 2 Millionen, Portugal und Italien jedem fast 2 Millionen, Spanien fast 1/4 Million.“ Und damit genug. Nimmt man dazu die ganz unproportionale Stoffbehandlung und Stoffverteilung und den Mangel an Klarheit in der Darstellung selbst in den Kapiteln über die lutherischen Missionen Amerikas, so ist der Nachweis erbracht, daß man ein solches Buch eine Geschichte nicht nennen kann. Gerade Amerika hätten wir eine wirkliche Geschichte der luth. Missionen gewünscht, die durch ihre Gediegenheit imponierte. Wck.

6. The Spiritual Expansion of the Empire. London, 1900. Pr. 1 Mk. Eine Festschrift der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), welche am 16. Juni 1901 ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern wird. Der Titel ist bezeichnend. Das Werk der Gesellschaft ist mit der Ausbreitung des Britischen Reichs im Auslande vollständig verwachsen. Sie ist eine Kolonialgesellschaft mit der Aufgabe, die Weißen in den Kolonieen nach den Ordnungen der anglikanischen Kirche kirchlich zu versorgen und die nichtchristlichen Eingebornen in dieselbe einzuführen. Nach einem ganz kurzen Abriß der englischen Kolonialgeschichte wird in dem vorliegenden Bändchen die Entwicklung der Mission in jedem der auswärtigen 94 Bistümer einzeln durch die 2 Jahrhunderte verfolgt. Natürlich bekommt man nur eine skizzenhafte Übersicht, obgleich eine Anzahl guter Bilder eingefügt sind, die aber keine weitere Erklärung finden. Wer ausführlichere Nachrichten wünscht, wird auf die bereits 1893 erschienene — auch sehr trockene — Verarbeitung des wichtigsten Inhalts der Berichte (Classified Digest of the Records of the S. P. G.) verwiesen, welche in neuer Auflage, bis auf die Gegenwart fortgeführt, erscheinen wird. R. Gr.

Notiz.

Unsere Leser haben wohl erwartet, daß diese Zeitschrift schon jetzt sich mit dem englischerseits so freventlich provozierten südafrikanischen Kriege beschäftige, der auch die evangelische Mission, speziell die deutsche, in verhängnisvolle Mitleidenschaft zieht. Aber bei der Unsicherheit und Dürftigkeit der zur Zeit zugänglichen Nachrichten haben wir geglaubt unsere Besprechung noch zurückstellen zu sollen. Die bloßen kriegerischen Ereignisse, über welche die politischen Tageszeitungen ja reichlich berichten, gehören nicht in das Ressort der A. M.-Z.

Auch den Nekrolog des am 26. September 1899 in Tsingtau verstorbenen Missionars D. Ernst Faber, der jahrelang ein geschätzter Mitarbeiter der A. M.-Z. und bis zuletzt ein Freund ihres Herausgebers gewesen ist, haben wir absichtlich noch verschoben, weil wir erst die von seinen chinesischen Mitarbeitern in Aussicht stehenden Urteile über seine bedeutende wesentlich litterarische Thätigkeit abwarten wollen. Wck.

Herrosé & Ziemsen, Grüfenhainichen.

Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China.[1]

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

II.

1. Das verschlossene China, eine Zeit der Vorbereitung für die Missionare 1807—1842.

Es war die Londoner Missionsgesellschaft, welche zuerst auf China, als ein Feld der evangelischen Mission, den Blick richtete. Zwar wußten die Leiter, als sie im Jahre 1806 den Beschluß faßten, dort die Arbeit zu beginnen, ganz wohl, daß dies zunächst nur Vorarbeit sein könne, da China ein verschlossenes Land war. Sie gaben deshalb ihrem ersten Missionar den Auftrag, womöglich eine Bibelübersetzung und ein vervollkommnetes Wörterbuch in chinesischer Sprache herzustellen. Dieser erste Missionar war Robert Morrison.

Geboren am 5. Januar 1782 in der nordenglischen Stadt Morpeth, als Sohn geringer und frommer Eltern, war er in seiner Jugend Arbeiter in einer Spinnerei und führte ein ziemlich gedankenloses Leben. Nachdem die große, heilsame Veränderung der Bekehrung mit ihm vorgegangen war, beschloß er, Pastor zu werden und bereitete sich in einem der Prediger-Seminare zu London darauf vor. Sobald im Jahre 1806 der Ruf, als Missionar nach China zu gehen, an ihn ergangen war, widmete er sich mit Eifer dem Studium des Chinesischen, was ihm durch einige Bücher, die er im britischen Museum fand und durch die Bekanntschaft mit einem Chinesen ermöglicht wurde. Im Jahre 1807 wurde er ordiniert. Da die ostindische Handelsgesellschaft, welche in jener Zeit den Verkehr nach dem Osten beherrschte, sich weigerte, Missionare auf ihren Schiffen mitzunehmen, so sah Marrison sich gezwungen, über Amerika zu reisen. Dort wurde er zwar herzlich willkommen geheißen und ihm auf einem Schiffe, das von New-York nach Kanton fuhr, gern ein Platz gewährt, doch ereignete sich am Abend vor seiner Abreise der bekannte Vorfall, daß der Rheder ihm die Frage vorlegte: „Sie glauben also wirklich, daß Sie auf den Götzendienst des großen chinesischen Reiches einen Eindruck machen werden?“ worauf der Missionar mit ungewöhnlichem Ernst antwortete: „Nein, mein Herr, ich glaube, Gott wird es thun.“ Morrison landete in Kanton am 8. September 1807.

Die Chinesen wollten damals von den Ausländern nichts wissen. Sie dünkten sich allgenugsam in sich selbst. Wohl war ihr Reich das älteste und ausgedehnteste der Erde. Es reichte von dem Himmels- und Altai-Gebirge, wo der Schnee nie gänzlich schmilzt, bis zur Insel Hainan, wo es sich nie bis auf den Gefrierpunkt abkühlt, vom gelben Meere bis

[1]) Vergl. u. a. Aufsätze im Chinese Recorder von Rev. W. Muirhead D. D., Rev. A. P. Parker D. D. und namentlich Rev. Wm. Ashmore D. D.

zu den Quellen der Riesenströme Jangzekiang und Huangho, ja noch doppelt soweit westlich bis nach Kaschgar. Sie waren stolz auf ihre bewunderungswürdige uralte Kultur. Sie hatten seit den ältesten Zeiten Thee, Seide und Porzellan, was die Europäer erst durch sie kennen gelernt haben. Sie kannten vielleicht ebensolange oder länger als die Europäer Kompaß, Buchdruck und Schießpulver. Aber sie hatten den Höhepunkt ihrer selbständigen Entwickelung längst überschritten. Ihr Blick war rückwärts gerichtet. In der ältesten Vergangenheit erblickten sie noch immer das Muster aller erreichbaren Vollkommenheit. Aber je weniger sie sich einer immerhin höchst achtungswerten Vergangenheit durch einen Geist des rechten Fortschritts würdig zeigten, um so hochmütiger verachteten sie alles Fremde. Ihr Kaiser beanspruchte als der Sohn des Himmels eine fast abgöttische Verehrung. Alle auswärtigen Länder galten als höchst untergeordnet im Vergleich mit China. Auf der Weltkarte nahmen letztere nur einen winzigen Raum am Rande ein. Nur als Tributpflichtige durften sie mit China in Beziehung treten. Jeder Beamte im Reiche suchte so viel von dem Abglanze kaiserlicher Erhabenheit für seine Person in Anspruch zu nehmen, wie ihm möglich war. In Kanton, der Stadt, wohin wir Morrison begleitet haben, gab es solcher hochmögenden Gewalthaber eine große Menge. An der Spitze stand der Vizekönig von Kuang-tung und Kuang-si, ein hochgebietender Herr, der in seinen beiden Provinzen für die Dauer des Amtes von Peking ziemlich unabhängig war. Von 16 Mann in einer Sänfte getragen, von einer Ehrenwache begleitet, hielt er seine pomphaften Aufzüge. Gongen ertönten, damit die Menge Platz mache. Amtsdiener mit Rohrstöcken in der Hand hieben rechts und links auf die Säumigen, andere trugen Ketten, um auf einen Wink des Gewaltigen zu greifen und zu binden. Außer dem Vizekönig für die beiden Provinzen war noch für Kuang-tung ein Oberpräsident, ein Oberschatzmeister, ein Oberlandesgerichtspräsident und ein Tartarengeneral da. Dazu kamen und gingen Regierungspräsidenten (Tautais), Landräte und niedere Beamte ohne Zahl. Nächst den Beamten dünkte ein Heer von studierten Leuten sich weit über das gewöhnliche Volk erhaben. Von den Kaufleuten in der jahrmarktähnlich angelegten Millionenstadt waren viele Millionäre.

Kanton war die einzige Stadt des großen chinesischen Reichs, in der von Europäern Handel getrieben werden durfte. Es waren dort eine Anzahl Handlungshäuser, ursprünglich dreizehn, daher sie in der Welt bekannt waren als „die dreizehn Hongs“ oder „Faktoreien“. An der

Spitze stand die englisch-ostindische Handelsgesellschaft, die ihre Haupt-Geschäftshäuser in London und Kalkutta hatte. Die Europäer konnten keineswegs in Kanton frei verkehren, sondern lebten hier nur unter den größten Beschränkungen. Am Ufer des Perlenstroms war ihnen ein Grundstück von ein bis zwei Hektar eingeräumt, auf dessen drei Seiten sie in Hufeisenform prächtige Gebäude errichtet hatten, während sie sich in dem Raum dazwischen ergehen konnten, gleichsam wie Gefangene, wie Tiere in einem Käfig. Das Innere der Stadt Kanton zu betreten, war ihnen bei Todesstrafe verboten. Die Geschäfte durften nur durch chinesische Unterhändler abgeschlossen werden. Sie waren freilich auch großartig. Schiffsladungen, von Thee- Seide, Watten, Feuerschwärmern und Waren aller Art und ganze Bootladungen von Dollars wechselten täglich ihre Besitzer. Das Klingen der Silberdollars, die vom Morgen bis zum Abend durch die Hände der Schroffs oder Prüfer gingen, war die Musik der Hongs. Um ihrer willen ließen sich die Kaufleute den auferlegten Zwang und die unwürdige Behandlung von seiten der Chinesen gefallen. Sie brannten darauf, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, um dann sobald als möglich aus solchem entehrenden Gefängnis zu entkommen.

So sah es in Kanton aus, als Morrison dort landete. Er kam als Missionar, ihn lockte nicht irdischer Gewinn, ihn trieb nur der Wunsch, den Chinesen das Wort des Lebens zu bringen. Um des willen war ihm kein Zwang zu drückend. Das schon in London und auf der Reise mit großem Eifer betriebene Studium der chinesischen Sprache setzte er mit solchem Erfolg fort, daß er bald von der ostindischen Handelsgesellschaft, die ihn als Missionar so ungern sah, als Sprachkenner hochgeschätzt und als Dolmetscher angestellt wurde. Er nahm die Stelle an, weil das die einzige Form war, unter der es ihm damals möglich gemacht wurde, in China zu bleiben. Es war nicht daran zu denken, daß er hätte in Stadt und Land umhergehen können, um das Evangelium zu predigen. Die Chinesen waren ungemein argwöhnisch. Sie hatten schon Erfahrung von dem gehabt, was sich das Christentum nannte. Sie waren bange davor. Sie bewachten ihn und traten ihm feindlich entgegen. Es wurde streng verboten, daß irgend jemand ihm Unterricht in der chinesischen Sprache geben sollte. Sein Lehrer besuchte ihn heimlich und soll stets Gift bei sich getragen haben, um im Falle der Entdeckung sich das Leben zu nehmen. Morrisons großes Ziel war die Übersetzung der heiligen Schrift und die Herstellung eines englisch-chinesischen Wörterbuchs. Er kündigte den Chinesen an, die Bibel sei ein göttliches Buch, welches die Christen aufs

höchste schätzten und das die Chinesen Gelegenheit haben sollten, kennen zu lernen. Aber die Beamten waren entschlossen, dem Christentum und der Bibel niemals den Eingang zu gestatten. Auch in Makau, wohin die Europäer von Kanton aus sich abwechselnd begaben, mußte sich Morrison verborgen halten, um die Aufmerksamkeit der portugiesischen Priester nicht auf seine Arbeit zu lenken. Schon in London hatte er im britischen Museum ein Manuskript gefunden, welches, seit 1739 dort vorhanden, die Hälfte des Neuen Testamentes in chinesischer Sprache enthielt. Diese in Abschrift mitgenommene Übersetzung verbesserte er und übertrug die andere Hälfte neu. Im Jahre 1814 wurde das ganze Neue Testament auf Kosten der Britischen Bibelgesellschaft gedruckt, während das Alte Testament, die gemeinsame Arbeit von Morrison und Milne, 1818 erschien. Morrisons großes Wörterbuch in 6 Quartbänden wurde von 1817 bis 1823 auf Kosten der ostindischen Gesellschaft gedruckt. Er verfaßte auch noch andere größere oder kleinere Werke, im ganzen 31. Seine Arbeit in China war meist einsam. Freilich kamen nach und nach eine Anzahl weiterer Chinesen-Missionare. Im Juli 1813 landete der schon genannte W. Milne in Makau, um mit ihm zusammen zu wirken. Doch konnte er wegen der gehässigen Stellung, welche die portugiesischen Priester zu ihm einnahmen, nicht bleiben und begab sich schon 1814 nach den indischen Inseln, um dort unter den zahlreichen chinesischen Auswanderern zu arbeiten. Er ließ sich schließlich in Malakka nieder und führte einen Lieblingsplan Morrisons aus in der Gründung einer anglochinesischen Bildungsanstalt. Auch der dritte Missionar Medhurst, ebenfalls ein sehr tüchtiger Mann, begab sich, wie noch manche Nachfolger nach Malakka. Morrison, Milne und Medhurst werden als ein berühmtes Kleeblatt von M.'s in damaliger Zeit gerühmt. Erst in seinen letzten Lebensjahren hatte Morrison die Freude, amerikanische Missionare, als ersten Bridgmann, bald auch den als Verfasser mehrerer Wörterbücher und eines anerkannten Musterwerks über China „The Middle Kingdom" bekannten Wells Williams, als Mitarbeiter in Kanton begrüßen zu dürfen, die ersten, seit Milne ihn verlassen hatte. Morrison konnte immer nur Andachten in seinen Räumen, die ihm sehr lieb und wichtig waren, nie aber öffentliche Gottesdienste halten. Im Jahre 1814 hatte er die Freude, einen seiner Zuhörer Zai A-ko als den Erstling in der evangelisch-christlichen Mission taufen zu dürfen. Derselbe hat sich später als im lebendigen, selig machenden Glauben stehend bewährt. Der erste eingeborene Prediger, den Morrison zum Evangelisten ordinierte, war der in Malakka getaufte Liang Kung-fa,

dem er während verschiedener Reisen nach Malakka und nach England 1824—26 seine Missionsarbeit übertragen konnte. Es war ein würdiger Mann, der mancherlei Verfolgungen erdulden und 1834 für sein Leben von Kanton fliehen mußte, später aber, dahin zurückgekehrt, bis an seinen Tod 1855 durch Predigt und Schrift eifrig wirkte. Er verdient es, durch sein Leben und Wirken als der erste evangelische Evangelist unter den Chinesen in ehrenvollem Andenken zu bleiben. Seine Schriften haben einen sehr gesegneten Erfolg gehabt.

Morrison starb am 1. August 1834, kurz nachdem die ostindische Gesellschaft sich aufgelöst hatte. Sein Lebenswerk war eine Vorbereitungsarbeit, daß wußte er, denn man hatte es eigentlich schon bei seiner Aussendung vorhergesehen. Nach aller seiner mühsamen Arbeit, nach allen seinen gläubigen Gebeten, bestand der sichtbare Erfolg nur in drei oder vier Getauften. Aber sein Missionsgeist hatte nichts an Eifer und Hoffnungsfreudigkeit eingebüßt. In seinem letzten Briefe schrieb er angesichts von Veränderungen und Schwierigkeiten, die in den Handelsbeziehungen zu China eintraten: „Ich erwarte geduldig, wie sich die Ereignisse nach Gottes Vorsehung entwickeln. Der Herr sitzt im Regiment. Wenn das Reich Gottes unseres Heilandes in China nur gedeiht, so wird alles gut sein. Andere Dinge sind dagegen von geringer Wichtigkeit". „Er entschlief sanft in Jesu", wie ich 50 Jahre nach seinem Tode auf seinem Grabstein in Makau las, als doch schon manche gesegnete Frucht aus seiner Hoffnungsarbeit aufgewachsen war.

Morrison brauchte kein Gehalt von seiner Missionsgesellschaft zu beanspruchen, vielmehr ermöglichte es ihm seine Anstellung bei der ostindischen Handelsgesellschaft, die Missionsarbeit unter den Chinesen in Malakka, Penang, Singapore, Batavia und anderen Orten der indischen Inseln, welche während dieser Zeit von Missionaren der Londoner Missionsgesellschaft getrieben wurde, reichlich zu unterstützen. Das auf seine Veranlassung 1808 in Malakka gegründete anglochinesische Seminar ist schon kurz erwähnt. Es sollte Europäern Gelegenheit geben, die chinesische Sprache und Litteratur kennen zu lernen und Chinesen mit dem Christentum bekannt machen. Seit 1840 wurde es von Dr. Legge, dem berühmten Sinologen und späteren Professor in Oxford, geleitet. Etwa 70 Leute wurden dort getauft und 50 vollendeten ihre Erziehung. Ihrer drei oder vier wurden christliche Prediger, so der schon genannte Liang Kung-fa'. Seit 1830 arbeiteten auch Missionare des „amerikanischen Board" in den genannten Gebieten und seit 1834 solche der amerikanischen Baptisten-Union

in Barma und Siam. Das Ab- und Zuwandern der Chineſen ſowie der Umſtand, daß in dieſen Gegenden, wo Leute der verſchiedenſten Sprachen ſich zuſammenfinden, das leicht zu erlernende Malayiſche eine gemeinſame Umgangsſprache bildet, welche auch die Kinder der Chineſen hauptſächlich ſprechen, hat dazu beigetragen, daß eine beſondere chineſiſche Miſſion dort nicht fortgeſetzt wurde, als ſpäter die Thore Chinas ſich zu öffnen begannen. Für die Miſſionare aber war es von großer Wichtigkeit, daß ſie dort, wo Chineſen zu Zehntauſenden und Hunderttauſenden verſammelt waren, ſich frei unter ſie miſchen, ihre Sprache lernen, ihre Art und Weiſe ſtudieren konnten, ohne doch auf Schritt und Tritt von den Mandarinen beobachtet und gehindert zu werden. Vielleicht war es eine beſondere Fügung Gottes, daß die Miſſionare nicht ſofort mit der Unreife von Neulingen einen religiöſen Einfall in die eigentliche Feſtung des Jahrtauſende alten chineſiſchen Heidentums machen, ſondern erſt mehr Mittel gewinnen ſollten, ſich ein richtiges Urteil zu bilden und das Volk beſſer zu verſtehen. Andernteils mußte das über alle Begriffe anmaßende und hochfahrende offizielle China erſt etliche Demütigungen erfahren, ehe das Evangelium Eingang finden konnte.

In Malakka wurde auch von Samuel Dyer, der in Cambridge ſtudiert hatte, der Anfang gemacht, das Chineſiſche mit beweglichen Metalllettern zu drucken, während bis dahin die Chineſen nur den Druck von großen Holzblöcken gekannt hatten. Das hier begonnene Verfahren hat ſpäter eine große Ausdehnung gewonnen, in Hongkong, noch mehr in Schanghai; aber auch die Reichsdruckerei in Berlin beſitzt chineſiſche Schriftzeichen von Gießmüttern, wie ſie Dyer begonnen hat. Schon damals aber wurden auf dieſe Weiſe viele Bücher gedruckt und verbreitet. Vor einigen Jahren hieß es in einem Artikel einer Paderborner Zeitung über China: „Bekanntlich beſteht die Thätigkeit der proteſtantiſchen Miſſionare nur in der Verbreitung von Schriften.“ Vielleicht war dieſe erſtaunliche Behauptung nur die Aufwärmung eines immerhin ſehr übertriebenen Berichtes über die evangeliſche Miſſionsthätigkeit in jener Zeit des ſonſt verſchloſſenen Chinas. Da nahm in der That die Schriftenverbreitung eine verhältnismäßig ſehr hervorragende Stellung ein. In einem Berichte Medhurſts von 1837 heißt es, daß 2000 ganze Bibeln, 10000 Teſtamente, 30000 einzelne Bibliſche Bücher und mehr als eine halbe Million Traktate in chineſiſcher, außerdem 4000 Teſtamente und 150000 Traktate in den Sprachen des malayiſchen Archipels verbreitet ſeien. Doch iſt auch die Rede von 10000 Kindern, die durch die Miſſionsſchule gegangen ſeien, von 100 Taufen u. a.

In dieſe Zeit und dieſes Gebiet fällt auch die Anfangsarbeit des beſten deutſchen Chineſenmiſſionars Gützlaff.

Geboren zu Pyritz am 3. Juni 1803, als Sattlerlehrling in Stettin im Jahre 1815 dem König Friedrich Wilhelm III. durch ein ihm überreichtes Gedicht bekannt geworden und von demſelben der Miſſionsſchule des ehrwürdigen Paſtors

Jänicke in Berlin zugeführt, suchte er selbst im Missionsberuf zunächst nichts, als die Gelegenheit, ein Kanzelredner und ein berühmter Mann zu werden, wurde aber in Berlin gründlich zum Leben aus Gott erweckt. Er besaß eine große Sprachbegabung, begann unter Tholuck das Studium des Persischen, schrieb schon in Rotterdam, wo er nach Beendigung der Studien in Berlin noch mehrere Jahre sich für den Missionsberuf vorbereitete, ein Werk über christliche Missionen in holländischer Sprache und hat später Bücher in deutscher, englischer, lateinischer, chinesischer, japanischer, siamischer und cochinchinesischer Sprache geschrieben. Er wurde von der Niederländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam ausgesandt, arbeitete einige Jahre auf Java und in Siam, und faßte dann den Plan, als Missionar in China einzudringen. Da seine Gesellschaft in Rotterdam sich dem Plan widersetzte, sagte er sich von derselben los. Durch eine Erbschaft von seiner verstorbenen Frau war er äußerlich unabhängig gestellt. Er machte in den Jahren 1831—33 drei Reisen an der chinesischen Küste entlang, als Dolmetscher auf Schmugglerschiffen, die das China vergiftende Opium in unbewachte Buchten trugen. Bei dieser Gelegenheit predigte er und brachte seine Bibeln und Traktate, auch wissenschaftliche Bücher in die Hände von Tausenden und Zehntausenden. Es zeigte sich, daß die Chinesen durchaus nicht abgeneigt waren, Ausländer aufzunehmen und freundlich zu behandeln, wo sie es nur ohne Furcht vor den Beamten thun konnten. Die Berichte von diesen Reisen erregten ungeheures Interesse, besonders in England in politischen, Handels- und Missionskreisen. Man sah auf einmal die Möglichkeit vor sich, mit dem vierten Teile des Menschengeschlechts in Beziehungen zu treten, der bis dahin von der Außenwelt abgesperrt gewesen war. Gützlaff empfing reiche Unterstützungen von England und Amerika, die ihn ermutigten, fortzufahren. Doch mochte die Verbindung mit dem Opiumhandel sein Gewissen beschweren. Er gab sie 1835 auf und nahm eine Stelle als Dolmetscher des englischen Konsulardienstes an mit einem Gehalt von 16000 Mk., die er bis zu seinem Tode am 9. August 1851 beibehielt. Als im Jahre 1836 eine amerikanische Firma in Kanton ein Schiff kaufte, hauptsächlich zu dem Zweck, den Missionaren zu helfen, christliche Schriften an den Küsten Chinas zu verbreiten, weigerte sich Gützlaff, der einzige, der die an der Küste gesprochenen chinesischen Dialekte beherrschte, damit zu fahren, weil er sonst seine Stellung im Konsulatsdienste hätte aufgeben müssen. Man war durch die Ablehnung sehr überrascht, da er selbst immer wieder auf ein derartiges Vorgehen gedrungen hatte und man annahm, daß er nur um der Verbindung mit dem Opiumhandel willen seine Reisen aufgegeben habe. Gützlaff hat durch die Anregungen, die er gegeben hat, wovon im nächsten Abschnitt noch ein Wort zu sagen sein wird, eine außerordentliche Bedeutung für die chinesische Mission. Aber es muß in ihm ein eigentümliches Gemisch gewesen sein von aufrichtiger Liebe zum Heilande und großem Eifer für die Bekehrung der Chinesen mit einem Hang zur Abenteuerlichkeit.

Als ein Zweig der Missionsarbeit, der sehr viel dazu beigetragen hat, die chinesischen Vorurteile zu beseitigen und manche Herzen dem Evangelium zu öffnen, muß schon in diesem Zeitabschnitt die Heilung der Kranken bezeichnet werden. Morrison begann 1820 in Makau Arznei zu verteilen und etliche Teilhaber der ostindischen Gesellschaft haben sich an

dieser freundlichen Arbeit beteiligt. Im Jahre 1834 wurde in Kanton eine ärztliche Missionsgesellschaft gegründet, die auch alsbald zur Errichtung eines Krankenhauses schritt, unter der Leitung des vom Am. Board entsandten Dr. Parker. Es wurde am 4. November 1835 eröffnet, hat vielen Chinesen leibliche Heilung gebracht und ist nicht wenigen Anlaß geworden, das Heil der Seele zu finden — das Muster für viele andere, später errichtete. Hat es auch mitgeholfen, manche Vorurteile zu beseitigen, so konnte doch erst das gewaltsame Mittel eines Krieges die Mauern der chinesischen Ausschließungspolitik niederreißen.

Da im April 1834 der Vertrag der englischen Regierung mit der ostindischen Handelsgesellschaft ablief, so beschloß erstere, die Wahrnehmung der Handelsinteressen fortan in ihre eigne Hand zu nehmen und zu versuchen, ob der Handel nicht nach anderen Teilen Chinas außer Kanton ausgedehnt werden könnte. Aber die Vertreter Englands wurden fünf Jahre hindurch von den chinesischen Behörden mit einer so hochmütigen Verachtung behandelt und die Kaufleute wurden mehr und mehr so unwürdigen Bedingungen unterworfen, daß man nicht begreift, wie die Regierung des sonst so stolzen Lord Palmerston es so lange ertragen konnte. Es war klar, daß es zum Kriege kommen mußte. Leider wurde er erst erklärt, als die chinesischen Behörden über 20000 Kisten des teueren Opiums wegnahmen. Und so gab denn dieser unglückselige Giftstoff Anlaß zum Kriege, der nun der Opiumkrieg genannt wird. Der eigentliche Grund war es nicht. Der Krieg dauerte von 1839 bis 1842 und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Chinesen. Die Folge war, daß die Insel Hongkong der britischen Krone abgetreten wurde und daß außer Kanton noch vier andere Hafenstädte für den Handel mit dem Auslande freigegeben wurden, nämlich Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai. Damit beginnt ein neuer Zeitabschnitt für die Mission.

Es hat jemand gezählt, daß seit Morrisons Ankunft bis zu dieser Zeit nicht weniger als 50 evangelische Missionare, außer Gützlaff von einer englischen und vier amerikanischen Gesellschaften ausgesandt, herausgekommen waren, um längere oder kürzere Zeit für die Chinesen zu arbeiten. Wenn als der greifbare Erfolg ihrer Arbeit in dieser Zeit gewöhnlich nur 6 Bekehrte angegeben werden, so hat das den Sinn, daß die Missionare, welche sich bald darauf in Hongkong versammelten, nur 6 Christen kannten, die damals in China lebten. Wir haben gesehen, daß es sonst doch mehr waren. Aber immerhin war es in ganz besonderem Maße die Zeit des geringen Erfolgs.

Die Basler Mission in Kamerun, ihre bisherige Entwickelung und ihre Aufgabe für die nächste Zukunft.

Von Missionar Bohner.

Wenn wir heute auf eine zwölfjährige erfreuliche Entwickelung der Mission in Kamerun zurückblicken dürfen, so müssen wir sagen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre.“ Seinem Bahnmachen, seiner Leitung und Fürsorge wie seiner Durchhülfe haben wir es zu verdanken, daß wir soweit gekommen sind, als es thatsächlich der Fall ist.

Wir übernahmen von den Engländern zwei Europäerstationen, nämlich Bethel bezw. Bonaku und Viktoria. Eine dritte Station, Bonaberi lag in Trümmern. Nachdem sie schon vorher unbesetzt war, wurde die Bevölkerung in den Aufruhr gegen König Bell hineingezogen und infolge dessen der Ort um Weihnachten 1884 von einem deutschen Kriegsschiff abgebrannt, wobei auch die Station in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der kleinen Christengemeinde hatte schon ein Bürgerkrieg 1882 den Todesstoß gegeben, von dem sie sich nie wieder erholte.

Außer diesen drei Orten hatten die Engländer noch vier andere Orte auf kürzere oder längere Zeit mit Europäern besetzt:

1. Bonjongo hinter Viktoria auf dem Gebirge gelegen, welches zur Zeit der Übergabe zu einer nichtbesetzten Außenstation herabgesunken war.

2. Bellsdorf (Bonanjo) war zur Zeit der Besitzergreifung nur Schulstation. Der Dorfteil, wo die Station stand, wurde aus obengenanntem Grund von den Deutschen ebenfalls abgebrannt, und das Missionshaus, welches zum Teil von Kugeln durchlöchert war, von der Regierung käuflich erworben.

3. Bonebela (Didotown) 3 Kilometer oberhalb Bonaku am Fluß gelegen und weiter oben am Fluß.

4. Bonamuang (Captain Johntown). — Während sich auf den beiden ersten Stationen von Wellblech gebaute bessere Wohnungen befanden, scheinen die Missionare der beiden letztern in Häusern mit Lehmwänden gewohnt zu haben, denn es war von ihren Wohnungen auch fast jede Spur verschwunden.

Zur Zeit der deutschen Besitzergreifung befanden sich in Kamerun 2 Missionare und eine Lehrerin und in Viktoria ein Missionar mit seiner Frau. Zur Zeit meines Besuches dort trafen wir nur (Jan. 86) zwei verwitwete

Miſſionare, welche im Begriff waren nach England zu gehen, und bei der Übergabe endlich war nur der Weſtindier Fuller mit ſeiner europäiſchen Frau da.

Dieſe Thatſachen zeigen, daß ſchon vor der Beſitzergreifung durch die Deutſchen das Miſſionswerk in Kamerun in ſtarkem Rückgang begriffen bezw. vernachläſſigt war. Das zeigten auch die beiden Stationen, welche wir übernahmen. In Viktoria war der (Jan. 86) abreiſende Miſſionar ſchon ein Jahr lang mit ſeiner Gemeinde vollſtändig zerfallen. U. a. hatte er von 35 Gliedern ſeiner Gemeinde wegen einem kriegeriſchen Überfall, den ſie in ſeiner Abweſenheit gemacht hatten, 30 ausgeſchloſſen. An ſeiner Stelle hattte man nach ſeinem Weggang zuerſt einen Weſtindier Pinnock und dann einen Viktorianer (Wilſon), der wegen unerlaubtem Verlaſſen ſeiner Station Bonaberi entlaſſen worden war, zum Paſtor gemacht.

Die Gemeinde der alten Station Bonaku oder Bethel hatte man ſelbſtändig gemacht. Man hatte einen Mann des Ortes, Joſua Dibundu, welcher Lehrer in Mulimba war, von den paar Chriſten, welche erklärten, daß ſie ihn nicht bezahlen können, weggenommen, ihn der Gemeinde in Bonaku zur Wahl empfohlen und gegen das Verſprechen, daß ſie für ſeinen Gehalt ſorgen wollen, ordiniert und als Paſtor eingeſetzt. Und damit man ſagen könne, dieſe Chriſten treiben ſelber Miſſion, erbauten ſie in dem Dorfteil Dikolo eine Mattenkapelle, trennten einen Teil davon ab als Wohnung für den kurz vorher verheirateten Lehrer Deibol und verſprachen auch deſſen Gehalt aufzubringen. Auch die Chriſten in Bellborf ſchloſſen ſich denen von Bonaku an. Ob Dibundu und Deibol je ihren Gehalt richtig ausbezahlt erhielten, iſt zweifelhaft. Wenn ſie ihn erhalten haben, geſchah es ſicher in wenigwertigen Waren. Sie waren aber auch desſelben nicht ſo benötigt, weil ſie von der Miſſionskaſſe faſt einen vollen Gehalt für ihr Schulehalten ausbezahlt erhielten. (Dibundu betrieb zudem durch ſeinen Bruder einen ſchwunghaften Handel.) Der Miſſionar betrachtete nur noch die Schule als ſeine Aufgabe, predigte auch hier und da, aber um die Pflege der Gemeinde bekümmerte er ſich nicht, hatte auch nichts darein zu reden, weil er nicht Paſtor war. In der Schule wurde faſt nur engliſch gelehrt, die Landesſprache war vernachläſſigt, die in dieſe von Saker überſetzte und gedruckte Bibel war nicht unter dem Volk, ſondern lag ungebunden in einem Winkel aufgeſpeichert.

Ob Beſuche auf den paar Filialen gemacht wurden, iſt zweifelhaft, wenigſtens iſt z. B. in das nur 4—5 Stunden entfernte Dibombari nie

ein Europäer gekommen. Die einzige Einwirkung auf dieselben war die, daß die Lehrer jeden Samstag zur Vorbereitung für die Sonntagspredigt auf die Station kamen. Daß es deshalb auf diesen eher weniger gut mit dem Gemeindeleben bestellt war als auf den beiden Hauptstationen, ist sicher anzunehmen. Trotz alledem muß aber zugestanden werden, daß fast unter allen diesen baptistischen Gemeinlein sich gute christliche Elemente befanden, welche auch jetzt, wo die separierten Gemeinden herabgekommen sind, noch nicht ausgestorben sind. Wäre nur die überstürzte Selbständigmachung, die Vernachlässigung in Bezug auf europäische Leitung und die in den Baptistengemeinden überhaupt herrschende demokratische Verfassung nicht gewesen, so hätte von Anfang an, auch schon zur Zeit der Engländer, die Mission in Kamerun viel größere Fortschritte gemacht, als es der Fall war, es wäre auch sicher nicht zur Separation gekommen.

Wenn uns nun auch die Engländer mit ihren 2 Hauptstationen, 4 Filialen, 172 Christen, 238 Schüler umfassend, und 2 Gehülfen kein großes Erbe hinterlassen haben, so haben sie in andrer Weise uns doch durch die Drucklegung der Dunlasprache und durch ihren guten Ruf als Männer Gottes in unschätzbarer Weise vorgearbeitet. Der letztere war soweit ins Inland gedrungen, als der Handel der christlichen Händler, und diesem guten Ruf besonders haben wir es zu verdanken, daß wir, obgleich wir als Deutsche kamen, auch im Inland so gute Aufnahme fanden.

Die erste Periode der Entwicklung (Dez. 1886 bis Anfang 1889) bezeichnet man am besten als Vorbereitungs- und Prüfungszeit. Zur erstern rechnen wir in erster Linie den Umbau der Station Bonaku, und den Um- oder eigentlich Neubau der Station Bonaberi. Beides hat sehr viel Zeit in Anspruch genommen. Damit ging Hand in Hand das Erlernen der Sprache und das Sicheinleben in die Verhältnisse des Landes wie der Missionsarbeit überhaupt. Zur Prüfungszeit wurde diese Periode teils durch verschiedene Todesfälle, teils durch die Schwierigkeiten, welche die Separation der baptistischen Christen in Bonaku, Bonaberi und Viktoria mit sich brachten. Ende 1889 hatte deshalb die Zahl der Gemeindeglieder noch nicht die Höhe erreicht, welche sie bei der Übergabe hatte.

Die zweite oder jetzige Periode ist eine Zeit ununterbrochnen stetigen Wachstums in jeder Beziehung. Innerhalb dieser letzten 10 Jahre hat sich die Zahl der Europäerstationen wie der Missionare verdreifacht, Missionars-Frauen hat es fünfmal so viel. Aus den 7 Filialen sind 129, aus den 160 Christen 2025, und aus 233 Schülern 3278 geworden. An

Trübsal hat es zwar auch nicht gefehlt, ist doch in dieser Zeit die Zahl der Todesfälle von 5 auf 21 gestiegen, worunter 2 schmerzliche Unglücksfälle, aber diese Opfer waren angesichts des schönen Erfolges leichter zu ertragen. Wir wollen nun diese gesegnete Entwickelung etwas näher ins Auge fassen und zwar in Bezug auf a) Gründung von neuen Stationen. b) Zunnahme der Gemeindeglieder. c) Wachstum des christlichen Lebens. d) Entwickleung des Schulwesens und der Litteratur.

a) Gründung von neuen Stationen.

Ehe wir von neuen Stationen reden, wollen wir zuerst die Entwickelung der 3 alten etwas ins Auge fassen: Bonaku, das früher nur einen verheirateten Missionar und 2 ledige Lehrerinnen beherbergen konnte, bietet nun Raum dar für 1. eine Mädchenanstalt mit etwa 30 Zöglingen, und den Buchhandel, nebst Wohnung für den verheirateten Vorsteher von beiden, die ledige Lehrerin auch event. einen ledigen Missionar, 2. Wohnung für den verheirateten Vorsteher der Schreinerei. Der sumpfige Strand ist durch eine Zementmaurer gegen Überflutung geschützt, mit Sand aufgefüllt, und so Raum für eine große Schreinerei und verschiedene andere Räumlichkeiten geschafft worden. Die Kapelle ziert ein massiver Turm, der weit und breit im Fluß zu sehen ist und eigentlich das ganze Anwesen als Missionsstation kennzeichnet. Dicht neben der Station hat endlich die Missionshandlung das Anwesen einer Hamburger Firma erworben und ein Geschäft darinnen eröffnet, in welchem Europäer und Eingeborne alles kaufen können, was zu ihrem Unterhalt nötig ist. Dieses ist der alte Ort, zu welchem aber nun noch zwei mit Europäern besetzte Zweigstationen gehören, von denen die eine, Bonebela 4 Kilometer flußauf- und die andere Bonanjo 3 Kilometer flußabwärts liegt. Es sind dieses also zwei von den Engländern früher besetzte Orte. Obwohl beide Orte Schulstationen sind, so wird doch auch von beiden Missionaren Gemeindearbeit gethan, indem jeder die Pflege von einigen Filialen zu besorgen hat. Bonebela hat zudem Aussicht medizinische Station zu werden. — Das weitere Gebiet der Station, das, weil man den östlichen Teil desselben nicht kannte und für unbewohnt hielt, ist ebenfalls gerade in dieser Richtung bedeutend erweitert worden und umfaßt alles in allem 22 Filiale mit 408 Christen. Die Missionare dehnen ihre Predigtreisen mehrere Tagereisen weit nach Osten ins Gebirge aus.

Bonaberi, die Ruine, ist zu einer der schönsten europäischen Niederlassungen geworden. Das zweistöckige Missionshaus bietet genügend

Raum dar für einen verheirateten und einen ledigen Missionar. Das Gleiche ist der Fall mit dem räumigen Gebäude der Mittelschule, welches in seinen untern Räumen drei Lehrzimmer für 100 Schüler enthält, und in den oberen die Wohnungen der Missionare. Zwischen diesen beiden Gebäuden erhebt sich an Stelle der 1884 abgebrannten mit Gras gedeckten, eine schmucke, neue solide Kapelle, die mit ihrem Turm und wohlklingenden Geläute eine Zierde des Flußgebietes ist. Von Bonaberi aus ist in den letzten Jahren nicht allein die Station Bombe gegründet worden, sondern die Station zählt auch nach Abzweigung dieses Gebietes immer noch 23 Filiale mit 527 Christen, von denen die Mehrzahl in dem Dibombariländchen sich befindet.

Viktoria hat sich als Station am wenigsten verändert. Das alte Missionshaus steht noch, soll aber, weil es sehr baufällig ist, demnächst völlig umgebaut bezw. erweitert werden. Die Hauptveränderung ist die Erbauung einer schönen massiven Kapelle mit ihrem Turm, sowie die Ebenung und Anpflanzung des sumpfigen Stationsterrains. Obgleich die Missionare außer Viktoria noch 5 andere Orte besetzt haben, so ist doch wegen der Stumpfsinnigkeit des Bakwirivolkes der Erfolg bisher ein geringer gewesen. Die Station zählt in ihrem ganzen Gebiet nur 72 Gemeindeglieder.

Gehen wir nun zu den neuen Stationen über und beginnen mit

Mangamba,

eine Tagereise weit landeinwärts im Aboland gelegen auf dem Fluß in 6—8 Stunden zu erreichen. Dieser Ort verdankt seine Besetzung einem früheren Unterhäuptling und seinem Anhang. Dieser hörte, nachdem Gott ihn unmittelbar durch Träume und Ahnungen darauf vorbereitet hatte (soviel ich weiß von dem Lehrer Ph. Bell in Dibombari), das Wort Gottes, welches einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er seine Frauen entließ bis auf eine, nach Bonaberi kam, sich unterrichten ließ und getauft wurde. Auch lernte er etwas lesen. Nach Hause zurückgekehrt, begann er zu missionieren und brachte es dahin, daß außer ihm, ohne daß ein Missionar in seinen Ort kam, noch weitere 11 Leute getauft wurden. Warum uns Missionar Lewis 1886 nichts von diesem Häuflein Christen gesagt hat, weiß ich nicht. Entweder wußte er nichts davon, weil Abo zu Fullers Station Bonaberi gehörte, oder legte er ihm keine Bedeutung bei. Dieser Josef Koto, wie er heißt, lud nun die deutschen Missionare, denen er volles Vertrauen schenkte, zum Besuch ein, und diese fanden in

dem Bangkongstamm ein Volk für die Aufnahme des Evangeliums soweit vorbereitet, als es ein Volk ohne das Wort Gottes gehört zu haben nur sein kann. Zwar fehlte es nicht an feindseligen Elementen, aber im ganzen war das Volk zur Aufnahme des Evangeliums bereit. Infolge dessen wurde schon 1889 in Mangamba eine mit Wellblech bedeckte Bretterwohnung, und 1890 mit Hilfe der Christen eine massive Kapelle gebaut, und in kurzer Zeit waren in verschiedenen Orten des Landes kleine Gemeinlein gesammelt und hatte somit die Basler Mission ihren ersten bedeutenden Erfolg im Aboland. Im Jahre 1893 hat dann das alte Bretterhaus einer soliden Wohnung Platz machen müssen, welche, nachdem sie 1898 etwas erweitert worden ist, nun Raum für zwei Familien darbietet. Das Gebiet der Station Mangamba umfaßt nun 33 Filiale mit 415 Christen. Dieselbe hat bisher Jahr für Jahr einen Zuwachs aufzuweisen gehabt, nur im Jahr 1898 ist sie um 11 Seelen zurückgegangen. Aus welcher Ursache weiß ich nicht, da die Zahl der Filiale wie auch die der Schüler, die letztere sogar bedeutend, zugenommen hat.

Nyasoso,

von Mangamba aus 4 Tagereisen weit im Inland und 1000 Meter über dem Meere in dem Akosigebirge gelegen. Mit einem Kanu kann man sich dem Ort sowohl von Osten wie von Westen bis auf $1^1/_2$ Tagereisen nähern. Mit der 1896 erfolgten bleibenden Besetzung dieses Ortes hat die Mission Fuß gefaßt unter einem Volk, das bis dahin sowohl vom europäischen Einfluß als auch von der Predigt des Evangeliums unberührt war. Aus dem letztern Grund ist es auch zu erklären, daß bis jetzt noch niemand dort getauft worden ist. Im Frühjahr 1893 machten eine Anzahl Missionare den ersten Besuch dort. Br. Autenrieth, welcher später folgte, gelang es bei seinem zweiten Besuch, die Erlaubnis zur Niederlassung von der Bevölkerung zu erhalten und ein einfaches Haus von gespaltenen Brettern und Dachmatten zu bauen. Die Bevölkerung, welche im Anfang sehr willig war, obgleich sie von der Absicht der Missionare kein Verständnis hatte, wurde später spröder. Diebstähle kamen wiederholt vor, auch suchte man durch Streik immer und immer wieder den Preis der Lebensmittel in die Höhe zu treiben; zum Gottesdienst kamen nur die Schüler, welche, um ihre Kost zu verdienen, von den Missionaren beschäftigt werden mußten. Doch ist seit Mitte des letzten Jahres eine Wendung zum Bessern eingetreten. Seit der Missionar nämlich ihre Sprache spricht und ihnen in derselben predigt, stellen sich

die Leute anders zu ihm, und besuchen auch den Gottesdienst. Diese Veränderung zeigte sich am besten als bei Abwesenheit des Missionars die Bevölkerung eines von der Regierung bestraften Ortes sich an der Missionsstation rächen wollte. Das gaben aber die Dorfleute nicht zu, sondern brachten es durch Unterhandlung mit den Angreifern dahin, daß sie sich mit zwei Ziegen zufrieden gaben, von denen sie eine stellten und eine von denen des Missionars nahmen. Zum erstenmal fand der Missionar bei seiner Rückkehr sein gesamtes Kleinvieh vor, während es früher immer hieß, der Leopard habe welche gestohlen! — Infolge von Bauarbeiten und Sprachstudium sind die Missionare bisher noch nicht dazu gekommen, weite Reisen ins Innere zu machen.

Wie nach Norden hin, so hat sich unser Gebiet auch südwärts um zwei Stationen vermehrt.

Lobethal

am Sanagafluß gelegen und mit einem Kanu in einer starken Tagereise von Kamerun zu erreichen, macht in Bezug auf seinen europäischen Namen eine Ausnahme von den von der Basler Mission gegründeten Stationen. Es kommt von einer Stiftung her, deren Genuß durch diesen Namen bedingt war. Die Stiftung selbst war aber nicht die Ursache der Gründung. Diese ist zurückzuführen auf die paar Christen, welche die Baptisten in Mulimba an der Mündung des Sanagaflusses im Stich gelassen hatten. Miss. Munz suchte sie auf, und hegte schon 1889 die Absicht weiter oben am Fluß, da wo jetzt Lobethal liegt, eine Station zu errichten. Diese Absicht schien total vereitelt, als 1890 das ganze Gebiet des Mulimbastammes von den Expeditionstruppen des Leutnants Morgen gänzlich zerstört wurde. Da griff aber ein heidnischer Häuptling — des großen Bakoko-Volkes, das aber mit dem Wort Gottes noch gar nicht in Berührung gekommen war — den Gedanken noch im Sommer jenes Jahres auf, kam und bat wiederholt um einen Missionar, und brachte es dazu, daß in den Jahren 1891—92 sein Ort Ndogominye zur europäischen Missionsstation erhoben wurde. Ein Krieg, in welchen die Bakoko mit der Regierung verwickelt wurden, schien zwar noch im gleichen Jahr (1892) für die junge Station verhängnisvoll zu werden, durch Gottes Fügung war aber das Gegenteil der Fall. Trotz der kurzen Zeit hatten die Bakoko ihren Missionar lieb gewonnen, und lernten ihn in der Trübsalszeit durch die Teilnahme, die er ihnen entgegenbrachte, und die Dienste, welche er ihnen der Regierung gegenüber erwies, noch mehr schätzen, so daß nach dem Friedensschluß sowohl unter den Mulimba

wie unter den Bakoko die Predigt des Evangeliums guten Eingang fand, und die Missionsarbeit sich bald über das ganze (untere) Gebiet des schönen Sanagaflusses ausdehnte und zur Stunde 21 Filiale mit 392 Christen zählt. Außer der schön gelegenen Missionarswohnung ziert eine geräumige aus Wellblech erbaute Kapelle mit ihrem Turm die Station. Eine sehr große Kakao- und Kaffeeplantage, welche die Bauten der Station umgiebt, wird von den 70 Kostschülern der Knabenanstalt bearbeitet.

Edie

(auch Fürshöhe genannt), etwa 70 Kilometer oberhalb Lobethal an den majestätischen Fällen des Sanagaflusses gelegen. Der Ort Edie bildet die Verbindung zwischen dem Ende des Wasserwegs und dem Anfang der Karawanenstraße nach dem Innern. Seine Besetzung bedingt das Vordringen ins Innere. Bis zum Jahr 1895 bestand die Ansicht, daß nach Umgehung der bei Edie beginnenden Wasserfälle der Fluß bis weit ins Innere für die Schifffahrt wieder tauglich sei, und es entstand der Plan, diese eine Tagereise weite Strecke durch eine Schmalspurbahn zu umgehen und so ins Inland vorzudringen. Eine Expedition wurde ausgesandt, das Terrain zu untersuchen und die Ausführbarkeit des Planes festzustellen. Sie kehrte mit einem negativen Ergebnis zurück, indem weiter landeinwärts noch weitere Fälle entdeckt wurden. — Um diese Zeit nun, als obengenannter Plan erwogen wurde, bot ein evangelischer Kaufmann uns den fast einzig übrigen Bauplatz an den Fällen zum Bau einer Missionsstation umsonst an, und wir griffen zu, obgleich 3 Kilometer weiter unten am Flußufer sich eine Station der Pallotiner befindet. Denn 1. wollten wir, die wir doch die ersten am Sanagafluß waren, den Katholiken das ganze Inland nicht allein überlassen, und 2. wünschte auch die Regierung, daß wir uns beim Vordringen ins Innere beteiligen sollten, wozu ja eine Niederlassung in Edie sofort nötig wurde. Die Katholiken, welche dazumal ihre Station nur mit einem Schwarzen besetzt hatten, wurden nun wach und begannen mit den Lobethal-Missionaren einen gewissen Wettlauf nach dem Inland, daß in kurzer Zeit eine Reihe Orte von beiden Teilen besetzt wurde, so daß, als 1896 Edie bleibend seinen Missionar erhielt, schon 10 von Lobethal aus besetzte Filiale dazu gehörten. (Es entstanden auch einige Reibereien zwischen den Missionaren beider Konfessionen, die aber jetzt vorüber sind, man läßt nun einfach einander gehen.)

Die Arbeit in dem mehrere Tagereisen großen Gebiet der Station Edie ist noch jung. Zudem wird dieselbe, was sowohl die Predigt, als

hauptsächlich auch den Schulunterricht anbelangt, dadurch sehr erschwert, daß die Bevölkerung in weit zerstreut liegenden kleinen Gehöften wohnt. Doch zählte die Station Ende 1898 bereits 48 Getaufte. Auch muß man sich bei der jungen Arbeit wundern, daß es in ihrem Gebiet schon Orte giebt, welche bereit sind, ihre Götzen verbrennen zu lassen.

Ein Dorf, namens Edie, giebt es nicht; außer einer Anzahl Mulimba-Händler befinden sich nur die Niederlassungen der Europäer, wovon die größte die der Regierung ist, am Flußufer. Das Haus der Basler Mission liegt auf einem Hügel ganz nahe bei den Fällen. Das nächste Bakokodorf, welches auch zugleich Filial ist, liegt $^1/_2$ Stunde von der Station entfernt. Das entfernteste, und wohl auch das wichtigste Filial ist Mangala, zwei Tagreisen weit im Innern gelegen. Es wird wohl später zur Hauptstation erhoben werden. Bis jetzt bildet es den Grenzstein unseres Gebietes nach Südosten, während das am Meer gelegene zu Lobethal gehörige Kleinbatanga die Grenze nach Süden bildet.

Bombe,

unweit des alten Filials Bakundu am Mongofluß gelegen, bildet mit seinem Filial Mukonje die nordwestliche Grenze unseres Gebietes. Die Station ist schon vom Jahr 1893 an ein Filial der Station Bonaberi gewesen, wurde aber erst 1896 mit einem Europäer besetzt. Die Besetzung wurde zur Notwendigkeit, weil die meisten Dörfer des zahlreichen mit dem Evangelium bis dahin unbekannten Balongstammes, von dem alten König Bell ermuntert, um Lehrer baten, und soweit wir solche hatten, auch erhielten. Beim Aufzug fand der Missionar gleich 7 Filiale vor. Im Gebiet dieser Station fingen die Heiden zuerst an, ihre geschnitzten Götzen als Kuriositäten zu verkaufen bezw. sie verbrennen zu lassen. Die Station zählt jetzt 11 Filiale mit 346 Christen. Im vergangenen Jahr nahm die Erbauung einer geräumigen soliden Wohnung den Missionar sehr in Anspruch, was wohl die Ursache ist, daß bei 89 Taufbewerbern niemand getauft wurde. Hingegen konnten von den früher Ausgeschlossenen 16 wieder aufgenommen werden, so daß die Station doch einen Nettozuwachs von 11 Seelen hatte.

Buea,

unsere Erholungsstation auf dem Kamerungebirge, kann man jetzt des guten Weges wegen von Viktoria aus in 5 Stunden erreichen, während früher ein Tag kaum dazu hinreichte. Das erste (1889—91) in Buea

erbaute Haus, hatte nur kurzen Bestand. Weil in Abwesenheit der Missionare die unglückliche v. Gravenreuthsche Expedition darinnen logierte, nahmen die Eingebornen Rache und rissen das massive Steinhaus bis auf den Grund nieder. Im Jahr 1895 ist die Station neu errichtet, und Anfang 1899 auch unser neugegründetes Seminar dorthin verlegt worden: Buea ist nun nicht allein Erholungs- und Missionsstation, sondern indessen auch Regierungs- und Pflanzerstation geworden. Die Eingebornen sind $^1/_2$ Stunde weiter nördlich angesiedelt worden, so daß die europäischen Niederlassungen für sich sind. Außer dem Seminar befindet sich auch eine kleine Knabenanstalt dort, auch sind an fünf weiteren Orten Elementarschulen (mit 105 Schülern) errichtet; getauft wurde erst einer.

b) Zunahme von Gemeindegliedern.
(Von Jan. 1889 bis Jan. 1899.)

Mit der Vermehrung der Stationen hat die Zunahme der Zahl der Gemeindeglieder ziemlich gleichen Schritt gehalten. 9 Haupt- und 129 Nebenstationen oder Filiale zu 2025 Gemeindegliedern ist so ziemlich das gleiche Verhältnis wie drei Haupt- und 7 Nebenstationen zu 160 Gemeindegliedern, zumal wenn man bedenkt, daß unter den 129 Filialen 26 Orte sich befinden, wo es noch keine Christen, sondern nur Taufbewerber und Schüler hat. Doch könnte die Zahl der Christen viel größer sein, wenn nicht immer und immer wieder welche wegen grober Sündenfällen ausgeschlossen werden müßten, und die Zahl der Wiederaufgenommen mit der Zahl der Ausgeschlossenen nie gleichen Schritt hält. Es kommt dieses, wie in allen Negergemeinden so auch in Kamerun teils von dem zur Sinnlichkeit und Schwankungen geneigten Charakter der Schwarzen und teils von der niedern Kulturstufe her, auf der sie sich noch befinden. Daß so viele wegziehen, um besseren Verdienst zu suchen, schädigt ebenfalls das Wachstum der Gemeinden sehr. Es ist aber doch für den Missionar beruhigend, daß auch von denen, welche nicht wieder aufgenommen werden können, doch nur wenig wieder ganz ins Heidentum zurückfallen. Viele besuchen nach wie vor die Gottesdienste, und halten sich auch äußerlich zu den Christen. Im ganzen sind seit dem Bestehen der Kamerun-Mission 2868 Seelen von uns getauft worden. Zieht man hier die Gestorbenen mit 172 Personen und den jetzigen Bestand ab, so müssen wir leider sagen, daß wir durch Ausschluß und Wegzug im ganzen 669 Seelen verloren haben. Immerhin ist durch

diese Fehlenden 669 ein gut Teil Sauerteig des Evangeliums unter die Bevölkerung hineingemengt worden und erklärt sich auch hieraus etwas der große Umschwung bei der Gesamtbevölkerung.

c) Das Wachstum des christlichen Lebens (1889—99)

läßt sich nicht so leicht nachweisen, wie die Zunahme der Gemeinden. Doch glaube ich, daß auch hier ein Fortschritt stattgefunden hat. Denn wenn ich den Stand unserer Christen und speziell unserer Gehülfen wie ich sie im Juni 1890 vorgefunden habe, mit dem jetzigen vergleiche, so läßt sich doch in vielem ein Fortschritt wahrnehmen, auch wenn man denselben nicht genau bestimmen kann. Der bessere Bibelunterricht in unsern Bildungsanstalten, unsere Litteratur in der Dualasprache, die Predigtvorbereitung am Samstag, wie auch die Predigt und Seelsorge verfehlen doch nicht ihren Zweck, wenn es auch gleich geht wie im Gleichnis vom viererlei Ackerfeld gezeigt ist. Ihre Erkenntnis und Opferwilligkeit ist gewachsen und überhaupt mehr Gemeindeleben da als früher. Immerhin muß man sagen, daß das Christentum der Kameruner noch jung ist, und in jeder Beziehung der Vertiefung bedarf. Besonders ist dieses in Bezug auf das eheliche Leben der Fall.

d) Die Entwickelung des Schulwesens

läßt sich leichter darstellen.

Was wir an Schulen von den Engländern übernommen haben, ging alles durch die Separation zu Grunde. Nicht einmal ein halbes Dutzend von den Schülern, welche schon von den Engländern Unterricht genossen hatten, verblieb uns. Wir mußten mit dem bessern Schulunterricht im Januar 1889 neu anfangen. Die Schule, welche errichtet wurde, würden wir jetzt Knabenanstalt nennen, denn die Eintretenden waren Elementarschüler, welche nicht einmal die vier Rechnungsarten verstanden. Dazumal mußte man sie Gehilfenschule heißen, denn es gab nichts besseres. Nun besitzen wir seit $1^1/_2$ Jahren ein Seminar mit einem dreijährigen Kurs, dem ein 6jähriger Unterricht in Vorseminar, Knabenanstalt und Elementarschule vorausgeht. Wenn man nun aber den zehnjährigen Gang dieser 1889 gegründeten Schule verfolgt, und den Aberglauben des Buches Tobiä teilen würde, so könnte man geneigt sein zu glauben, ein böser Geist habe es auf die europäischen Vorsteher dieser Schule abgesehen. Infolge von schweren Erkankungen und drei Todesfällen hat der Wechsel derselben nämlich öfters stattfinden müssen als die Jahreswende eintrat. Zu-

dem hat 1894 die Übersiedlung der Schule vom östlichen auf das westliche Flußufer nach Bonaberi beinahe die ganze Auflösung der Schule zur Folge gehabt. Wir hoffen und flehen zu Gott, daß sie nun einen ungestörten Fortgang nehmen werde.

Diese Schule, von der wir bisher geredet, befindet sich im Zentrum unseres Gebietes in Bonaberi. Wir heißen sie gewöhnlich Mittelschule, sie vereinigt aber für das Dualagebiet auch die Knabenanstalt in sich, welche die erste Stufe unseres höheren Schulwesens bildet. Sie zählte Dez. 31 1898, eine kleine Seminarklasse einbegriffen, 86 Schüler. Außer dieser Mittelschule haben wir noch solche Anstalten in Lobethal für das Bakokogebiet, und in Buea für das Bakwirigebiet. An den beiden letzten Orten ist es möglich, daß die Schüler einen Teil ihres Unterhalts durch Pflanzen verdienen können. Die in Lobethal zählt 70, die in Buea 24 Schüler. Die unterste Stufe unseres Schulwesens bilden unsere Volksschulen, welche auf allen Haupt- und Nebenstationen sich befinden. In denselben wird nur die Dualasprache gelehrt und ist der Unterricht in denselben dem Unterricht der drei untersten Klassen der deutschen Volksschulen ziemlich gleich, auch sind die Schulbücher dieselben, und nur in die Dualasprache übertragen. Sie werden im ganzen von 3072 Schülern besucht. Der Bildungsgang unsrer Gehülfen ist deshalb nun der, daß sie aus den Volksschulen durch ein Examen in die Knabenanstalten oder Mittelschule und von da auf die gleiche Weise, insofern sie Lust haben Lehrer zu werden, ins Seminar eintreten. Für sämtliche Schulen ist ein Lehrplan ausgearbeitet, nach welchem unterrichtet wird. — Außer diesen genannten Schulen haben wir (seit August 1898) noch in Bonaku eine Mädchenanstalt, und zwei höhere Freischulen in Bonebela und Bellstadt (oder Bonanjo), an welchen beiden letztern Europäer u. a. hauptsächlich im Deutschen Unterricht erteilen. In Bonebela ist unsere Schule die Weiterführung der dortigen Regierungsschule, wozu uns das Grundstück und das Schulhaus von der Regierung geschenkt wurden. Die Schule in Bellstadt ist eine Neugründung in der Nähe des Sitzes der Regierung, am einflußreichsten Ort des ganzen Landes. Zu dieser Gründung hat uns der evang. Afrikaverein verholfen, welcher jährlich dieselbe mit 2600 Mark unterstützt. Durch die Eröffnung dieser Schule ist ein langgehegter Wunsch von mir in Erfüllung gegangen. Die Zahl der Besucher dieser beiden Schulen, welche etwa 150 Schüler beträgt, ist in die Zahl der Volksschüler eingeschlossen. Die Mädchenanstalt zählte Ende 1898 26 Zöglinge. — Die starke Zunahme unserer Schülerzahl,

welche die der Gemeindeglieder noch übertrifft, obgleich sie fast alle Kinder heidnischer Eltern sind, kommt nicht allein von dem erwachten Wissensdurst, sondern auch davon her, daß die Regierung das Duala als Gerichtssprache anerkennt, und die eingebornen Häuptlinge angehalten sind, die Protokolle ihrer Gerichtsverhandlungen in dieser Sprache abzufassen, ein Vorteil und eine Einrichtung, welche man in der alten Goldküstenkolonie vergebens sucht.

Auch der Entwickelung der Litteratur müssen wir noch einige Worte widmen.

Wir fanden bei unserm Eintritt vor: 1. Eine beschränkte Anzahl Exemplare des Alten Testaments in erster Auflage, eine Arbeit, von der man als Erstlingsarbeit in einer noch nie gedruckten Sprache allen Respekt haben mußte. 2. Eine größere Anzahl Neuer Testamente in zweiter von Emilie Saker verbesserten, wenn nicht verschlechterten Auflage. Die Episteln dieser Ausgabe sind auch für uns Duala redende Europäer unverständlich. 3. Ein neuerschienenes Gesangbüchlein von Emilie Saker mit einem deutschen Register, worinnen außer einer Anzahl schöner Lieder sich viele unverständliche Übersetzungen von Sankeyliedern befanden. 4. Eine Übersetzung Bunyans Pilgerreise von dem Westindier Fuller, sehr schwer verständlich, weil die englischen Redensarten meistens wörtlich, wenn auch grammatikalisch richtig in die Dualasprache übertragen waren.

Wir besitzen nun: A. von Lehrer Chr. verfaßt 1. Eine Schulbibel in der zweiten Auflage. 2. Ein Handbuch zur Erlernung des Duala. 3. Ein Handburch zum Lehren des Deutschen in den Schulen. Beide I. Auflage.

B. Von den Missionaren (von 1895 an von Miss. Schuler) herausgegeben: 1. Die Kalwer Biblische Geschichte I. Aufl. 2. Katechismus und Spruchbuch II. Aufl. 3. Gesangbuch mit 260 Lieder II. Aufl. 4. Ein Jahrgang Sonntags- Evang. und Episteln in I. Aufl. 5. Ein Kirchengebetbuch in I. Aufl. 6. Die vier Evang. und die Apostelgeschichte aus dem Grundtext übersetzt I. Aufl. 7. Die Pilgerreise neu übersetzt. 8. Das Herzbüchlein. — Die Herstellung dieser Bücher begreift ein schönes Stück Arbeit in sich.

Betrachten wir nun, nachdem wir nochmals kurz der Errichtung einer großen Schreinerwerkstätte in Bonaku Erwähnung thun, die Entwickelung im ganzen, so müssen wir sagen, es war 1. eine rasche, wie man sie wohl kaum in einer andern afrikanischen Mission nach so kurzer Zeit des Bestehens finden wird.

2. Eine *stetige*, denn seit 1889 hat die Zahl der Gemeindeglieder wie Schüler Jahr für Jahr zugenommen. Es gab kein Rückschritt. Die größte Zunahme in Bezug auf Gemeindeglieder wie Schüler hatte das Jahr 1897 mit 415 bezw. 1277. Hervorragende Jahre waren auch 1892—1893. Das letzte Jahr (1898) hatte den geringsten Zuwachs, immerhin aber noch 137 Seelen. Wenn man daraus geschlossen hat, das Missionswerk in Kamerun sei in einen gewissen Stillstand oder gar Rückgang gekommen, so ist das meiner Kenntnis des Werkes nach ein Irrtum, und kann höchstens von der Station Mangamba gesagt werden. Immerhin erwarte auch ich nicht, daß der jährliche Zuwachs noch fernerhin immer in die Hunderte betragen wird.

3. Die Entwickelung war eine nicht beabsichtigte, oder vom Komitee und den Missionaren von langer Hand her geplante. Die Gründung der Stationen Buea und Nyasoso ausgenommen, wurden wir von Verhältnissen, die außer uns lagen, zur Errichtung der andern Haupt- wie Nebenstationen gedrängt.

4. Endlich darf man sagen, daß die Entwickelung bisher eine glückliche gewesen ist, denn, um nur eines zu erwähnen, auch bei der strengsten Kritik kann man keine der Europäerstationen *als verfehlt* bezeichnen, so rasch es auch bei der Gründung der einen oder andern zugegangen ist.

Eine *Eigentümlichkeit* der Kamerun-Mission sind die vielen Filiale im Verhältnis zu den Europäerstationen. Nur die Goldküsten-Station Begoro übertrifft uns. Es kommt dieses teilweise von der politischen Zersplitterung, und teils von dem allgemeinen Wohlwollen und Wissensdurst der Bevölkerung her. Zudem sind die wenigsten schwarzen Lehrer imstande mehr als 25 Schüler zu unterrichten, und ist es deshalb besser, jedem Lehrer *seine Schule und Gemeinlein* zu geben, wenn auch die Orte nur eine halbe Stunde weit von einander liegen, als beide *an einen* Ort zu stellen, wodurch der älteste von ihnen Gefahr liefe, der Faulenzerei anheim zu fallen. Unsere Filiale sind zugleich unsere Predigtplätze für die Heiden.

Die Aufgaben für die nächste Zukunft.

1. Eine Arbeit, die so schnell in die Breite gewachsen ist, wie die der Kamerun-Mission, kann unmöglich eine sehr tiefgehende Wirkung haben. Wir erinnern nur an eins: Sehr selten oder gar nicht ist es dem Missionar möglich gewesen, den Taufunterricht selber zu erteilen. Es mußte dieses der Not der Zeit wegen von Leuten geschehen, welche selber erst

eine notdürftige Erkenntnis hatten. Bei einem Stationsgebiet von etwa 20 Filialen ist es dem Missionar auch nicht möglich, so Seelsorge zu treiben, wie es geschehen sollte, besonders dann nicht, wenn er noch ein Nebenamt hat, oder Krankheit dabei ins Spiel kommt. Als ich noch Abokobimissionar war, da kannte ich alle meine auf etwa 16 verschiedenen Orten lebenden ca. 1000 Christen und ihre Umstände. In Kamerun habe ich es nicht mehr so weit gebracht. Deshalb ist die erste Aufgabe für die nächste Zukunft: Vertiefung der Arbeit durch fleißigen Besuch der Filiale und gründliche Bearbeitung der in Angriff genommenen Gebiete. Man suche mit den einzelnen Christen in ihren Verhältnissen gründlich bekannt zu werden, weil man nur so nachhaltig und seelsorgerlich auf sie einwirken kann. Einige Stationen sind schon an und für sich hierauf angewiesen, weil sie ihre Gebiete nicht mehr vergrößern können, ohne in das Gebiet einer andern Station einzugreifen. So Bonaberi, dessen Gebiet an das Gebiet der Station Mangamba grenzt. Das von Buea grenzt an das von Bombe, wie es selbst das von Viktoria gegen Norden abschließt. Dem Bakwirigebiet ist nur noch eine Ausdehnung nach Nordwesten unter den Balondo möglich. Ebenso ist das Gebiet der Station Lobethal südlich durch die Batanga-Mission (allerdings noch auf ziemliche Entfernung) und östlich durch das Gebiet der Station Edie abgegrenzt.

2. Als zweite Aufgabe stellen wir etwa jährliche in der trocknen Zeit auszuführende größere Predigtreisen in die angrenzenden zum Teil noch unbekannten Gebiete nicht sowohl mit der Absicht neue Stationen zu gründen, als vielmehr die Leute mit der Mission bekannt zu machen. Geschieht dies vor der Gründung einer Station nicht, so muß man gewöhnlich nach der Besetzung mehrere Jahre warten, bis man den Erstling taufen kann, wie das bei Nyasoso der Fall ist. Anders war es in den Gebieten der Stationen Mangamba, Bonaberi und Lobethal. Man nehme sich aber zu solchen Reisen reichlich Zeit, und verweile in jedem Ort von Bedeutung mindestens einen Tag.

3. Aber auch die örtliche Ausdehnung darf man nicht in zu weite Ferne rücken. Wenn man z. B. von Nyasoso einen Bogen zieht nach Mangala, dem am meisten östlich gelegenen Filial der Station Edie, so ist dieses ein ungeheures noch unbearbeitetes bezw. unbesetztes Gebiet. Es war deshalb schon 1894 eine Station auf den Hügeln einige Stunden hinter den Wurifällen geplant 'gewesen (Lokiyamba). Der Plan wurde aber aus Mangel an Leuten damals wieder fallen gelassen und dann durch die Gründung von Nyasoso, Edie und Bombe auf die Seite ge-

ſchoben, wird aber in dieſer oder andrer Weiſe wieder zur Sprache kommen, ſobald man an eine gründliche Bearbeitung jenes Gebietes denkt. Daß in Mangala oder in Ndogobeſol es einmal zu einer Europäerſtation kommen werde, habe ich ſchon geſagt; denn wie es ſcheint, hat es dort nicht allein eine dichte dem Evangelium geneigte Bevölkerung, ſondern der Ort iſt auch zwei Tagereiſen von Edie entfernt. Endlich wird es auch ſchwierig ſein, den Weſten und Nordweſten von Viktoria zu bearbeiten, ohne daß man in jener Gegend am obern Rio del Rei in den Rumpibergen eine Europäerſtation errichtet.

Ich ſchließe mit Dr. Barth:

Langſam und durch Schwierigkeiten waren wir gewohnt zu geh'n,
Plötzlich bricht in alle Weiten deine Hand aus lichtem Höh'n.
Staunend ſeh'n wir dein Beginnen, keine Zeit iſt's lang zu ſinnen;
Geh voran wir folgen nach, wo dein Arm die Bahnen brach.
Breiteſt du in unſern Tagen, Herr, dein Werk noch weiter aus,
Laß uns mutig Steine tragen zu dem großen Tempelhaus;
Aber laß es unſern Seelen nicht an tiefer Gründung fehlen,
Gieb uns den Verleugnungsſinn, nimm die Herzen völlig hin.

Die Religious Tract Society und ihr Helferdienſt in der Heidenmiſſion.

Von P. Strümpfel in Herrengoſſerſtedt.

(Schluß.)

Die Chinese T. S. in Schanghai ſetzte 1898 290000 Ex. ab, ihre Ausgabe betrug 13000 Mk. Neu: Kommentare zum Pentateuch und Römerbrief von Archib. Moule, zu den kl. Proph. und Ev. Joh. von Biſch. Hoare, Dr. Martins Evidences of Christianity; eine illuſtrierte Zeitſchrift wird verbreitet. Die von der allgemeinen Miſſionskonferenz in Schanghai eingeſetzte Kommiſſion zur Herausgabe einer Bibel mit Anmerkungen (Annotated Bible) hat das N. T. vollendet, die Verfaſſer ſind Muirhead, Du Boſe, Roß, Parker und Voskamp. Den Druck übernimmt die Chinese T. S. unter Beihilfe der R. T. S. — Verwandt, aber weitgehender in ihren Zielen iſt die „Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlichen und allgemeinen Wiſſens unter den Chineſen", welche das Verſtändnis für europäiſche Kultur zu wecken ſucht, indem ſie neben der Bibel auch Bücher über Geographie, Geſchichte, Naturwiſſen-

schaften, Technik ꝛc. verbreitet. Die Nachfrage ist groß, überall entstehen neue Druckereien; in Szetschuen allein erschienen voriges Jahr 19 Werke über europäische Bildung, von diesen waren mehrere einfache Nachdrucke von Büchern der genannten Gesellschaft. Diese (Leiter ist der Baptist Richard) verkaufte 1898 für 18457 Dollars, die R. T. S. liefert ihr auch englische Werke zum Verschenken an Beamte. — Die Central China R. T. S. in Hankau unter Leitung von Dr. Griffith John ist die Hauptlieferantin von Traktaten für alle chinesischen Missionen, 1898 über $1^1/_2$ Mill. Ex. Auch sie berichtet von Nachdrucken, andererseits hat sie einen Traktat des Vizekönigs von Hunan gegen das Fußbinden nachgedruckt und mit einer Einleitung in Massen verbreitet. Zu Hunderttausenden werden die Traktate bei den staatlichen Prüfungen verteilt. Zuschuß der R. T. S. 6000 Mk. Eine Beihilfe von 1000 Mk. erhält seit Jahren der schottische Bibelagent Archibald in Hankau, welcher 1898 durch über 100 Kolporteure in ganz China neben der Bibel 265950 Traktate absetzte. Die North Fukien R. T. S. in Futschan verbreitete 1898 123716 Ex. Neu: Die erbauliche Selbstbiographie des Rev. Hu Dschong Mi (vorher in Amerika englisch), und ein „sehr wichtiges Buch“ über die Unterschiede zwischen Protestantismus und römischem Katholizismus; neu aufgelegt mit Illustrationen chinesischer Künstler „15 superstitions“. Regelmäßig erscheinen die täglichen Bibellektionen der Intern. Young Mens Chr. Association. — Die Amoy Tract Committee verbreitete 1898 105058 Bücher, Traktate, Kalender und Zeitschrift in romanischen Lettern. In neuen Auflagen: Pilgerreise, bibl. Gesch., das auch in China wirksame „Herzbüchlein“ mit den bekannten Abbildungen; neu eine freie Übersetzung von F. B. Meyers Abraham. — In Hongkong rüstet sich die T. S. zu vermehrter Arbeit infolge der neu entstehenden britischen Kolonie auf dem von China abgetretenen Festlandstreifen. Vertrieb 45000 Ex. Die lebhafte Bewegung zum Christentum macht besonders Bibelerklärungen und Bücher für Taufbewerber nötig. — Die Canton R. T. S. verkaufte 1898 40206 Bücher und 37000 Bogentraktate, gegen früher ein rapides Wachstum. Besonders gerühmt wird Fabers kleine Schrift „Das Menschenherz“. Nicht genannt sind im letzten Bericht die früher unterstützte R. T S. in Kiukiang (Kiangsi) und die Presse der engl. Presb. in Swatau.

Auch Korea hat seine R. T. S., welche von weit offenen Thüren berichtet. Zuschuß 1000 Mk. und 5000 Clichés für die in 800 Ex. verbreitete Zeitschrift, von der der König 10 Ex. für den Palast bezieht. Die Übersetzung der Pilgerreise ist sehr gut ausgestattet.

In Japan ist aus der vereinigten Kommittee der R. T. S. und der American T. S. Anfang 1899 eine Japan Book and Tract S. hervorgegangen. Die europäische Leitung bleibt; „es wird lange dauern, ehe die eingeborene Kirche soweit ist, dieses und ähnliche christliche Werke zu übernehmen". Absatz 537416 Ex. Neugedruckt 8 Bücher und 67 Traktate. Neuere Titel: Lulu oder Kinderleben in Jerusalem, Markus mit Anm., Leben des Ignatius, Bibelkatechismus. Zuschuß 3000 Mk. und 4000 Mk. Beitrag zum Gehalte des Agenten. Andere Gesellschaften verbreiten in Japan bedeutend mehr, im Wachsen sind besonders die christlichen Zeitschriften.

In Australien und Neuseeland giebt es eine Anzahl Zweigkommittees. Die R. T. S. versorgt viel Sonntagsschulen, Stadtmissionen, Jünglingsvereine ꝛc. mit englischen Schriften. In Polynesien erhielt 1896 die Londoner M. auf Mangaia Papier zu bibl. Gesch., auf Rarotouga zu Pilgerreise und bibl. Gesch., 1897 Clichés für Kirchengeschichte und „Peep of Day" auf Rarotouga. Die Pariser M. auf Tahiti erhielt den Druck von Predigtentwürfen, auf Neuguinea der rheinische Missionar Kunze biblische Bilder und Dr. Laws den Druck von ausgewählten Stücken des Alten Testaments in der Motusprache, welchen die Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft ablehnte, da sie grundsätzlich keine Bruchstücke, sondern nur ganze biblische Bücher druckt.

In Britisch Nordamerika haben die T. S. in Montreal, Toronto, Winnipeg und Halifax eine große Bedeutung für die weit verstreuten Ansiedler und neu sich bildenden Gemeinden. Man braucht Traktate in allen europäischen Sprachen. Bischof Reeve in Fort Simpson (Mackenzie River) verlor im Brande seines Hauses 1896 eine Bibliothek von 500 Bänden, sein Laienhelfer Webb ebenso einschl. der Sonntagsschulbibliothek, die R. T. S. half den Schaden teilweise ersetzen. Von Indianersprachen sind im Katalog vertreten: Kri, Odschibwä, Tschippewai, Takudh, Nischka, Micmac, Mohawk. Neu sind geliefert: 1896 Biblische Bilder mit Kri-Text für Moosonee, Peep of Day für Prinz Albert (Saskatschewan), 1899 Peep of Day in Kri, Watt's Katechismus und Syllabar für die Takudh-Indianer. Illustrationen sind geliefert 1898 für drei kleine Blätter, welche in Aijansch (Brit. Columbia) für die Nischka (C. M. S.) erscheinen. Die Nischkasprache ist grammatisch und orthographisch vollkommen fixiert, die Majorität des Volkes kann lesen und schreiben. Rev. Appleyard in Port Errington erhält Traktate für die häufig dort erscheinenden Japaner, unter denen er auch Taufen erlebt.

Die Vereinigten Staaten sind das Gebiet der American T. S. Für Kuba und die Philippinen hat jetzt auch die R. T. S. Sendungen aus ihren Vorräten spanischer Schriften bewilligt. In Mexiko ist ein Traktatverein, der jährlich 1000 Mk. Zuschuß erhält. Daß sich über ganz Westindien, Central- und Südamerika die Adressen für englische und spanische Missionsschriften verteilen, ist selbstverständlich. Besonders wertvoll ist die Ausstattung der Negerbildungsanstalten mit geeigneter Litteratur. Moskito, Karibisch und Negerenglisch (Suriname) sind im Katalog genannt, doch scheint in letzter Zeit nichts davon gedruckt zu sein.

Wir kehren schließlich nach London zurück. Mitten in der City im Schatten der Paulskirche, 56 Paternoster Row, ist das Hauptquartier. Außer den Häusern 56—59 gehört dazu St. Pauls Kirchhof 65, wo die Sortimentsbuchhandlung und die Kommitteezimmer liegen, endlich noch vier kleine Häuser in Chapter House Court, welche in alter Zeit die Mönche von St. Paul besaßen. Die Fenster über dem Buchladen gehen nach dem Platze hinaus, auf welchem einst Luthers Schriften und Tindales Testament verbrannt wurden. Jetzt fliegen von dort aus gleich Tauben mit dem Ölblatt, wie die Buchmarke der Gesellschaft sie bezeichnet, jährlich 39 Mill., d. i. täglich im Durchschnitt 130000 evangelische Schriften aller Größen in die Welt hinaus. Hier sind die Druckereien, welche im letzten Jahre für 477414 Mk. Druckpapier verbrauchten und die Arbeitsräume der Künstler, welche die Illustrationen fertigen; hier versammelt sich jeden Dienstag die Kommittee, nach alter Sitte in frühester Morgenstunde (early breakfast wie bei der Gründung). Die Grundstücke in der Londoner City sind bekanntlich auf lange Zeitpacht (lease) ausgethan; für die R. T S. läuft diese Frist mit dem Jahrhundert ab. Der gesammelte Centenarfonds von 1 Million Mark ist darum nicht bloß zur Ausdehnung des Werkes, besonders in heidnischen Ländern, sondern auch zur Erneuerung der Grundpacht bestimmt. Auf jeden Fall soll nichts davon kapitalisiert sondern alles sobald wie möglich verwandt werden. Erklärlicherweise hat diese Jubiläumssammlung die regelmäßigen Einnahmen etwas geschädigt; es wird auch sonst über Einnahmerückgang infolge der Konkurrenz auf früher von der Gesellschaft allein besetzten Gebieten sowie infolge des Zinsrückganges und fortgesetzter Depression im Buchhandel geklagt, aber das Jubiläum hat doch auch die Freunde überall wieder mobil gemacht, und die seit 8 Jahren bestehende Tract Union for Prayer and Work ist im Zunehmen.

Die Feier des Jubiläums im Mai 1899 bestand in einer ganzen

Reihe festlicher Versammlungen. In 7 Kirchen verschiedener Denominationen fanden Festgottesdienste statt, in Westminster predigte der Erzbischof von Canterbury über Akt. 8, 39. Die Königin hatte schon zu Beginn des letzten Jahres das Patronat über die Gesellschaft übernommen. Auf die Jahresversammlung in Exeterhall am 5. Mai folgte am eigentlichen Jubeltage, 9. Mai, Empfang durch den Lordmayor und Versammlung in der Guildhalle, am 12. eine Jugendversammlung unter Teilnahme der Prinzessin Christian mit Verteilung von Schriften und Centenarmedaillen an die Sammler (in Gold für den Überbringer der reichsten Sammlung!), am 16. das dem foreign work gewidmete centenary breakfast mit „Zeugnissen" in Zehnminutenansprachen von Vertretern 9 verschiedener Länder, während drei ähnliche Breakfasts im kleineren Kreise die Freunde aus den verschiedenen Denominationen vereinigten. Aus den Reden dieser Tage klang nächst dem Danke für die Segnungen der Gesellschaft immer wieder besonders laut die Anerkennung ihrer evangelischen Haltung hervor. Nie sei sie auch nur um Haaresbreite von den Prinzipien der Gründer abgewichen, nie habe sie sich der drei R. (ruin of man, redemption, regeneration) geschämt, welche die evangelischen Kernwahrheiten bilden. Auf diesem Boden sei sie eine wahrhaft katholische Gesellschaft und das Schöne an ihr wie an der Bibelgesellschaft, daß sie von allen evangelischen Teilkirchen getragen werde. Sie sei unsectarian bis heute und werde es sein bis an das Ende der Tage. Dagegen sei sie in der religiösen Krisis Englands die Verteidigerin des Protestantismus, der man es verdanke, daß man sich Protestant nennen dürfe, ohne die Augen niederzuschlagen. In der That ist es nicht bloß in England, sondern erst recht draußen auf den Missionsgebieten äußerst wohlthuend, in der R. T. S. ein Stück wahrer evangelischer Allianz verkörpert zu finden und zu sehen, daß in einer großen christlichen Weltlitteratur eine evangelische Gemeinsamkeit möglich, ja verwirklicht ist.

Die gegenwärtige Lage in Madagaskar.

Von D. G. Kurze.

II. Die evangelischen Missionen.

Es geht zur Zeit ein hoffnungsfreudiger Zug durch die evangelische Madagaskar-Mission. Die schwersten Stürme der von den katholischen Missionaren in Scene gesetzten Verfolgung sind vorübergebraust; und

wenn auch an nicht wenigen Orten, besonders in den abgelegeneren Distrikten, die Patres durch ihre eingeborenen Missionsgehilfen und eine Anzahl ihnen blindlings ergebener, fanatischer französischer Offiziere und eingeborener Gouverneure den evangelischen Gemeinden immer noch das Leben sauer machen, so verfängt doch, besonders seit Aufhebung des Belagerungszustandes das alte Jesuitenschlagwort: „Französisch ist gleich Katholisch und Protestantisch gleich Englisch“ nicht mehr. Die Verfolgungszeit hat offenbar sichtend und läuternd auf die evangelischen Missionsgemeinden der Insel eingewirkt. Die Namensschriften sind abgefallen; dagegen kehren nun viele, die sich in den letzten Jahren aus Todesfurcht den Katholiken angeschlossen hatten, in den gegenwärtigen, ruhigeren Zeiten wieder zur evangelischen Gemeinschaft zurück, und um den Rest, den die Patres im Schoße der katholischen Kirche zurückhalten, ist die letztere wahrlich nicht zu beneiden.

Am meisten gemindert hat sich der Besitzstand der Londoner Mission, aber unserem Erachtens nach nur zum Besten der Konsolidierung ihrer Arbeit. Den Wendepunkt in der jüngsten Geschichte der Madagaskar-Mission dieser Veteranin unter übrigen auf der Insel arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften bildete die Visitationsreise, welche der Direktor der Londoner Mission, W. Thompson in Begleitung eines anderen Direktorialmitgliedes, Namens Spicer, im Herbst 1897 nach Madagaskar unternahm. Dank ihrem mannhaften Auftreten gelang es beiden Männern Gallièni von der Ungereimtheit, den Londoner Missionaren politische Motive unterzuschieben, zu überzeugen. Um allen Argwohn zu beseitigen, erließ die Deputation einen Aufruf an die Londoner Missionsgemeinden in Madagaskar, worin sie deren Glieder zum Gehorsam gegen die französische Obrigkeit ermahnte. Dieses Schriftstück wurde nicht nur im Regierungsblatte abgedruckt, sondern auch von allen Kanzeln in den Londoner Gemeinden Imerinas und Betsileos verlesen. Gallièni teilte den Inhalt sogar telegraphisch dem Kolonialminister in Paris mit und erklärte diesem, es sei nun an der Zeit, eine wohlwollende Politik den Londonern gegenüber zu verfolgen. Zum äußeren Zeichen für diesen Umschwung in der Politik erklärte der Generalgouverneur bald darnach, daß er die Konfiskation der großen Londoner Central-Mädchenschule in Antananarivo wieder aufhebe, ein von den Missionaren freudig begrüßter Akt der Gerechtigkeit.

Verglichen mit dem Jahre 1895, der Zeit vor der französischen Okkupation, stellt sich der gegenwärtige Besitzstand der Londoner Mission

folgendermaßen. Von den 900 Gemeinden, welche die Londoner 1895 in Imerina zählten, haben dieselben seitdem 459 an die Pariser evangelische Missionsgesellschaft — nämlich alle Missionsbezirke im Nordwesten, Norden, Osten und Südosten der Hauptstadt — und außerdem 14 Gemeinden im Ankaratragebirge an die Norweger abgetreten; von den 335 Londoner Missionsgemeinden in Betsileo hat die Pariser Gesellschaft 91 in ihre Obhut übernommen. Außerdem haben die Londoner ihre 60 Gemeinden auf der Südostküste im Bezirke Ambahy Farafangana den in der Nähe arbeitenden norwegischen Missionaren überlassen. Den Missionsbezirk Tamatave hat die Pariser Gesellschaft provisorisch übernommen. Die Provinz Sihanaka, welche vor dem Kriege 36 Londoner Missionsgemeinden zählte, wurde im vorigen Jahre von Missionar Pearse bereist; aber seine Bemühungen um die Wiederbelebung der verstörten Londoner Missionsgemeinden scheiterten an der Feindseligkeit des französischen Chefs jener Provinz. Es ist daher noch unentschieden, ob die Londoner dort die Arbeit, die durch den Aufstand fast völlig zum Stillstand gekommen war, durch einen bei der Behörde beliebteren Missionar wieder aufnehmen oder einer Schwesterngesellschaft überlassen. Dagegen hat man Londoner Seits auf die Weiterarbeit in der Landschaft Iboina im Nordwesten der Insel völlig verzichtet.

In der Zeit der ärgsten Drangsale hatten die Londoner auch ihre sämtlichen Elementarschulen in Imerina und Betsileo — 1290 an Zahl mit 74 896 Schülern — an die befreundete Pariser Gesellschaft abgetreten und dazu noch die beiden Lehrerseminare in Antananarivo und Fianarantsoa. Da sich die finanzielle Last, welche damit auf die Schultern der Evangelischen Frankreichs gelegt worden ist, je länger je mehr als zu drückend erweist und da die Londoner jetzt wieder festen Boden unter den Füßen haben, werden letztere wahrscheinlich in den ihnen verbliebenen Distrikten die Volksschulen wieder in eigene Verwaltung nehmen.

Auf dem gegen früher wesentlich beschränkten Missionsterrain können die Londoner Missionare nun um so intensiver arbeiten, und es fehlt schon jetzt nicht an Anzeichen, daß sie den guten Willen haben, die früher begangenen Versehen und Mißgriffe wieder gut zu machen.

Einen großen Aufschwung hat die Arbeit der Pariser Missionsgesellschaft in Madagaskar in den beiden letzten Jahren genommen. Ihr ist es nächst Gott am meisten zu verdanken, wenn der Ansturm der Jesuitenmissionare gegen die evangelischen Missionsgemeinden, zwar nicht ohne schmerzliche Verluste, aber doch schließlich siegreich zurückgeschlagen

worden ist. Freilich legt die Madagaskar-Mission der Pariser Gesellschaft außergewöhnliche Opfer an Geld und Arbeitskräften auf; hat doch das kleine Häuflein der Evangelischen in Frankreich im Jahre 1898 allein zur Verstärkung 10 männliche und 2 weibliche Missionsarbeiter nach der Insel entsandt und der jährliche Etat der Pariser Madagaskar-Mission beläuft sich auf rund 400000 Franks.

Von größter Wichtigkeit für die Organisation und Kräftigung dieser Mission war die Visitationsreise, welche Ende Juni 1898 der Pariser Missionsdirektor Bögner in Begleitung des in der Lessuto-Mission erprobten Veteranen Germond nach Madagaskar unternahm. Während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes auf der Insel hat er die verschiedenen Missionsbezirke der Pariser bereist und mit den Behörden und den übrigen evangelischen Missionsgesellschaften wertvolle Verbindungen angeknüpft. Auf einer im Herbst in Antananarivo abgehaltenen Generalkonferenz haben die Pariser Missionare sich und ihren Gemeinden eine Verfassung auf presbyterialer Grundlage gegeben. In der Hauptstadt suchen sie mit aller Macht durch ihre Arbeit auf dem Gebiete der Schule der Überschwemmung Antananarivos mit katholischen Schulen entgegenzuwirken.

In der Betsileoprovinz, wo die Pariser in 2 früher Londoner Bezirken arbeiten, haben sie besonders in Ambositra den Erfolg gehabt, das aufs äußerste gefährdete Missionswerk gegenüber den Jesuiten zu retten. Auch ist es den unablässigen Bemühungen eines ihrer Betsileo-Missionare bei der französischen Oberbehörde Ende 1898 endlich gelungen, die sämtlichen von den Katholiken unrechtmäßiger Weise mit Beschlag belegten evangelischen Gotteshäuser für die evangelischen Betsileo-Gemeinden wieder zu erhalten.

Auch die Friends wissen von Fortschritten zu berichten. Ihre hauptstädtischen Schulen sind besser wie je besucht und in ihren im Westen Imerinas gelegenen Bezirken Imamo und Mandridrano hält die eingeborene Bevölkerung trotz des in den letzten Jahren von dem berüchtigten Pater Garde gegen die Friends unternommenen Feldzuges unentwegt zu denselben. Bei Galliéni scheinen die Quäker einen besonderen Stein im Brett zu haben.

Das Gleiche gilt von den Anglikanern, deren Arbeit besonders auf den Stationen Ambohiharanana und Ramainandro des öfteren im „Journal officiel“ lobend erwähnt wird. Nachdem diese Mission drei volle Jahre hindurch gerade während der stürmischen Übergangsperiode der so nötigen Oberleitung hat entbehren müssen — der bisherige Bischof

Kestell-Cornish nahm 1896 seinen Abschied — hat sie endlich wieder ein Oberhaupt in dem jungen Bischof Lancheſter erhalten. Derselbe ist Anfang August v. J. in Madagaskar eingetroffen; da er aber bisher nur im heimischen Kirchendienst gestanden hat, so wird sicher noch geraume Zeit verstreichen, ehe er sich in das ihm fremde Arbeitsfeld eingelebt hat. Unbegreiflich war es, daß sich das Missionsblatt der Anglikaner, das „Missions Field", in den letzten Jahren beinahe vollständig über die Madagaskar-Mission ausschwieg; es hätten doch zum mindesten die anerkennenden Äußerungen der französischen Behörden über die anglikanische Missionsarbeit registriert werden können. Erst das Oktoberheft 1899 des genannten Missionsblattes bringt endlich wieder einmal einen Artikel aus der dortigen Mission, in welchem Missionar Wheatley über eine Tour durch den Missionsbezirk Beforona — an der Etappenstraße von Imerina nach der Ostküste — berichtet. Je länger, je mehr stellt es sich in der anglikanischen Madagaskar-Mission als ein großer Übelstand heraus, daß dieselbe ihre Kräfte nicht von Anfang an auf ein bestimmtes Gebiet konzentriert, sondern über ein allzu ausgedehntes Terrain mitten hinein in die Arbeitskreise anderer evangelischer Missionsgesellschaften vorgeschoben hat.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.[1]

Von Dr. W. Schott.

VI.

Nach dem allgemeiner gehaltenen Überblick über die die soziale Umwandlung der Heidenwelt vorbereitende Thätigkeit der Mission führt uns der Verfasser im sechsten und letzten Kapitel seines Werkes (The contribution of Christian missions to social progress) „durch die Werkstatt selbst, um uns dort die Werkzeuge, mit denen die Arbeit gethan wird, zu zeigen, uns mit dem Gang des Betriebes bekannt zu machen, und die Ergebnisse mit eigenen Augen schauen zu lassen." Die Gruppierung des Stoffes entspricht genau derjenigen im zweiten Kapitel, zu dem dieses sechste überhaupt in jeder Hinsicht ein Pendant bildet. Während aber die Darstellung hier viel ausführlicher ist als dort, müssen wir mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum über den letzten Hauptteil

[1] Im Anschluß an 1899, 399.

bedeutend kürzer referieren als über jenen zweiten und uns auf die Hervorhebung der wichtigsten Momente beschränken.

1. Der Kampf gegen die Schäden, die zunächst die Einzelnen, durch diese aber mittelbar das gesamte gesellschaftliche Leben betreffen, wird auf allen Gebieten von der Mission mit großer Energie und gutem Erfolg geführt. An ihr findet vor allem die Mäßigkeitsbewegung, die sich gegen den Mißbrauch bezw. überhaupt jeden Gebrauch geistiger Getränke (als Genußmittel) richtet, die entschiedenste und wirksamste Vertretung und Förderung. Allerdings hat die Mission auf diesem Gebiet in manchen Ländern — so namentlich in Japan und Indien — eifrige Bundesgenossen an zahlreichen von ihr unabhängigen Vereinen, aber in den meisten Fällen ist doch die Bewegung entweder von ihr zuerst ins Leben gerufen worden oder sie hat wenigstens an ihr den stärksten Rückhalt. Von charakteristischen Einzelheiten, welche die Erfolge der Mission auf diesem Arbeitsfelde illustrieren, möge hier nur erwähnt sein, daß die Mäßigkeitsbewegung selbst unter den dem Trunk ganz besonders stark ergebenen Ainu im nördlichen Japan Fuß gefaßt hat, ferner daß, wie beim 50jährigen Jubiläum der Goßner-Mission festgestellt wurde, bereits 85 % aller Christen unter den Kols [1]) dem Genuß geistiger Getränke völlig entsagt haben, und endlich daß in einem persischen Dorfe unweit von Urumia in einem durch eine besonders reichliche Weinernte ausgezeichneten Jahre die Christen unmittelbar nach einem Gottesdienst ihren ganzen Weinvorrat vernichteten, um der Versuchung zu entgehen, durch den Verkauf desselben dem Hang zum Trinken Vorschub zu leisten. Wie grell sticht gegen dies selbstlose Verhalten einer schlichten ländlichen Gemeinde der schnöde Egoismus der Regierungen „christlicher" Völker ab, die unbedenklich das Gift alkoholhaltiger Getränke in Hunderttausenden von Hektolitern nach tropischen Ländern schicken und es ihren eigenen „Schutzbefohlenen" aufdrängen! [2]) Es macht einen äußerst

[1]) Von einem nicht im Gebiet der Goßner-Mission liegenden Kols-Dorfe, Bebesia, wird erwähnt, daß dort alle Einwohner, christliche und heidnische, sich zu unbedingter Enthaltung von Spirituosen verpflichtet haben und etwa Rückfälligen strenge Bußen auferlegen — wohl das einzige Beispiel seiner Art, wenigstens was Indien betrifft.

[2]) Sehr instruktiv sind die (ihrerseits wieder auf einem Artikel in der „Weser-Zeitung" vom 31. März 1899 beruhenden) Darlegungen im Monatsblatt der Nordd. Miss.-Gesellschaft, 1899, S. 41 ff. Die auf der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz von 1892 für das Jahr 1898 vorgesehene, dann aber aus unbekannten Gründen immer wieder hinausgeschobene Neuberatung über die Behandlung des Branntweinimports

traurigen Eindruck, wenn man lieſt, wie der bereits erwähnte ſüdafrikaniſche Häuptling Khama infolge der lauen und zweideutigen Haltung der engliſchen Regierung allmählich die Hoffnung aufgeben muß, den Fluch des Branntweinhandels, gegen den er ſich jahrelang mit äußerſter Zähigkeit gewehrt hat, auf die Dauer von ſeinem Lande fernhalten zu können; und dies ſcheint leider nicht der einzige Fall ſeiner Art zu ſein.

Daß und warum auch hinſichtlich des Opiumhandels die engliſche Regierung noch immer eine Stellung einnimmt, die der chriſtlichen Miſſion den Kampf gegen das noch verderblicher als die Trunkſucht wirkende Laſter des Opiumgenuſſes ſtets aufs neue erſchwert und deſſen völlige Beſeitigung unmöglich macht, iſt bereits erwähnt worden [1]). In Indien ſelbſt ſcheint allerdings die Regierung ſeit einiger Zeit zu einer allmählichen Beſchränkung der Konzeſſionen für den Verkauf von Opium im Lande geneigt zu ſein, wobei jedenfalls der Umſtand mitgewirkt hat, daß die Opiumernten acht Jahre hintereinander ſchlecht ausgefallen ſind. In China hat glücklicherweiſe die ziemlich weitverbreitete Erkenntnis von den verheerenden Wirkungen dieſes Giftes der Arbeit der zahlreichen unter den Auſpizien der chriſtlichen Miſſion entſtandenen und noch immer entſtehenden „Anti-Opium-Vereine“ einen guten Boden bereitet; hier iſt daher die Hilfe und Heilung, welche den bereits direkt von den Laſter Bedrohten oder ihm ſchon Verfallenen dargeboten wird, [2]) die wichtigſte Seite dieſer Thätigkeit. Neuerdings melden die Zeitungen, daß auch in Süd-Afrika, namentlich unter den Arbeitern in den Gold- und Diamantbergwerken, der Handel mit Opium bedenklich um ſich greift, und daß dieſer, wie der

---

und -handels hat nunmehr ſtattgefunden. Welchen Erfolg die dabei beſchloſſenen verſchärften Beſtimmungen haben werden, bleibt abzuwarten.

[1]) Wir möchten hier noch die traurige, bei Gelegenheit des 60jährigen Regierungs-Jubiläums der Königin Viktoria 1897 feſtgeſtellte Thatſache nachtragen, daß während dieſer vielgefeierten Periode aus Indien nicht weniger als 5342370 Centner Opium (d. h. durchſchnittlich über 10 Ctr. in jeder Stunde) ausgeführt und dafür im ganzen über 5 Milliarden Mark eingenommen worden ſind. — Auffallenderweiſe wird die unbedingte Verurteilung des Verhaltens der indobritiſchen Regierung in der Frage des Opiumhandels nicht von allen Miſſionaren geteilt; auch die Grundſätze, nach denen die Einfuhr und der Verkauf von Spirituoſen in Indien geregelt iſt, werden ſehr verſchieden beurteilt; recht günſtig hat ſich z. B. der als Freund und Förderer der Miſſion wie als Kenner indiſcher Verhältniſſe bekannte Dr. Cuſt über ſie ausgeſprochen.

[2]) Dauernde Heilung finden freilich nur 5—10% der Opiumraucher; es ſind mit ganz wenigen Ausnahmen die, welche ſich aufrichtig dem chriſtlichen Glauben zugewandt haben.

Branntweinhandel, hauptsächlich von Europäern betrieben wird. Der Mission in diesen Gebieten eröffnet sich dadurch die Aussicht auf neue Kämpfe, in denen sie gewiß, wie anderwärts, ihren Mann stehen wird. — Auch durch die entschiedene Bekämpfung des vom religiösen, sittlichen und ökonomischen Standpunkt aus gleich verwerflichen, weitverbreiteten Hanges zum Spielen — einerlei, ob sich derselbe in der Pflege des privaten Hazardspieles oder in der Beteiligung an öffentlichen Lotterieen [1]) bethätigt — hat die Mission schon viel Segen gestiftet. Einen sehr heilsamen Einfluß übt ferner die Arbeit derselben auf die Hebung der Sittlichkeit aus. In dieser Hinsicht ist besonders hinzuweisen auf Japan, wo unter anderen mit der nach langen Kämpfen im Jahre 1897 endlich durchgesetzten Bestimmung, daß für sittliche Vergehen Männer ganz ebenso strafbar sein sollen als Frauen, ein bedeutender Schritt vorwärts gethan ist, und auf Indien, wo die Agitation gegen das skandalöse Unwesen der Tempeldirnen und öffentlichen Tänzerinnen immer weitere Kreise zieht — erfreuliche Wandlungen der öffentlichen Meinung, die von der überwiegenden Majorität aller kompetenten Beurteiler ohne Unterschied der religiösen Überzeugung als Früchte der christlichen Mission anerkannt werden. Ebenso unbestreitbar sind die Verdienste, die sich dieselbe um die Völkerwelt bnrch die auf keinem anderen Wege zu erreichenden Unterdrückung der Neigung zur Selbstquälerei und zum Selbstmord und durch die Erziehung des Menschen zur Arbeit und Sparsamkeit erwirbt. Wenn sich auch die Mission selbstverständlich mit dieser letzteren Aufgabe nicht überall so speziell befassen kann wie etwa auf den Musteranstalten der schottischen Freikirche in Lovedale und Blantyre, so giebt es doch wohl kaum eine Missionsstation, durch die nicht in irgend einer Weise den Eingeborenen die sittliche Pflicht und der Wert der Arbeit praktisch vor Augen geführt und so darauf hingewirkt würde, eine bedeutende Summe bisher garnicht oder nur zu eitlen und verderblichen Dingen verwandter Kraft zum Segen des Einzelnen wie der Gesamtheit nutzbar zu machen; und das praktische Ergebnis dieser Einwirkung der Mission zeigt sich nicht nur in solchen großen und imponierenden Leistungen, wie z. B. dem Bau der schönen Kirche in

[1]) Die energische Haltung, die der Präsident von Brasilien gegenüber dem Streben der katholischen Kirche, die Lotterie in den Dienst kirchlicher Zwecke zu stellen, eingenommen hat, ist für das protestantische Deutschland mit seinen immer zahlreicher werdenden Kirchenbaulotterieen und ähnlichen Veranstaltungen tief beschämend.

Blantyre, sondern ebenso sehr in dem gewaltigen Unterschied zwischen nichtchristlichen und christlichen Haushaltungen und Betrieben, wie er nach vielen übereinstimmenden Zeugnissen, namentlich was Afrika und Australien betrifft, fast überall sofort in die Augen fällt. Selbst die tiefstehenden Feuerländer haben sich dank der Thätigkeit der Mission unter ihnen mit einem Erfolge, dem auch unbefangene Reisende ihre Anerkennung nicht versagt haben, bemüht, durch eigene Arbeit ihre äußeren Lebensumstände, namentlich ihre Wohnungsverhältnisse, zu verbessern. In Indien bildet der Mangel an haushälterischem Sinn und die hauptsächlich durch die Macht der Unsitte des unmäßigen Aufwandes bei Familienfesten unterstützte Neigung zum leichtfertigen Schuldenmachen ein schweres soziales Problem, an dessen Lösung ebenfalls die Mission den wesentlichsten Anteil hat.

Die rechte Verbindung von wahrer Demut mit einer gesunden Selbstachtung ist ein so hohes Ideal, daß man vernünftigerweise nicht erwarten darf, es in kurzer Zeit überall völlig verwirklicht zu sehen, sondern daß man es vielmehr schon als einen recht schönen Erfolg ansehen muß, wenn sich nur hier und da die ersten Ansätze dazu zeigen. Und wenn man auch zugeben muß, daß die Tugenden der Lauterkeit und Ehrlichkeit, der Aufrichtigkeit und Treue selbst da, wo die Mission schon länger ihre Wirksamkeit entfaltet hat, noch nicht so tiefgewurzelt sind, als man wohl wünschen möchte, so fehlt es doch durchaus nicht an hocherfreulichen Beweisen für die entschiedene Wendung zum Besseren, die in dieser Beziehung bereits eingetreten ist; wir wollen nur zwei von ihnen herausgreifen: die Christen auf Formosa, die, im letzten japanisch-chinesischen Krieg von den Japanern eben deshalb, weil diesen die Christen schon als im allgemeinen unbedingt ehrlich bekannt waren, zum Dienst als Führer und Dolmetscher gezwungen, sich nicht entschließen konnten, durch falsche Angaben die Pflicht der Wahrhaftigkeit zu verletzen, wodurch sie sich ein doppelt tragisches Geschick zuzogen, indem sie dann von den Chinesen als Landesverräter gebrandmarkt und getötet wurden; und sodann eine Äußerung des portugiesischen Gouverneurs von Lourenço Marquez, der sich von der Schweizer Mission Träger für eine Expedition erbat mit der Begründung, er könne sich nur bei christlichen Schwarzen darauf verlassen, daß sie nicht davonlaufen würden.

2. Einer der größten Ruhmestitel des Christentums und ein besonders wertvoller Beitrag zur sozialen Förderung der Menschheit ist von jeher sein mächtiger Einfluß auf die Umgestaltung des Familienlebens

gewesen; auch hier zeigt die neueste Missionsperiode dasselbe Bild wie die apostolische und die mittelalterliche. Für diese Umwandlung des Familienlebens ist aber die Hebung des weiblichen Geschlechts, sowohl was seinen Charakter, sein Leben und Streben, als auch was seine Stellung in der Familie und in der Gesellschaft betrifft, die erste Grundbedingung, und zu deren Erfüllung wiederum ist eine gründliche Erziehung und Ausbildung des Weibes unerläßlich. Was für diese innerhalb der nichtchristlichen Welt bisher geschehen ist, läßt sich überall auf die mehr oder weniger unmittelbare Einwirkung der christlichen Mission zurückführen. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür bieten die Zustände in Indien dar. Das Verhältnis der in sämtlichen Bildungsanstalten unterrichteten Mädchen zur Gesamtzahl beträgt dort 1 : 17, dagegen dasjenige der Mädchen in christlichen Schulen zur Gesamtzahl der diese Schulen Besuchenden mehr als 1 : 3. Die ersten Mädchenschulen wurden in Calcutta bezw. Bombay bereits 1822 bezw. 1824 von seiten amerikanischer Missionsgesellschaften eingerichtet; der erste Regierungs-Erlaß, der sich eingehender mit dem Schulwesen in Indien befaßte, erschien im Jahre 1854 und war außerdem ebenfalls von einem Missionare, dem bekannten Dr. Duff, wesentlich beeinflußt. „Während die Gebildeten Indiens in dem, was sie für die Bildung des weiblichen Geschlechts gethan haben, über das Redenhalten noch nicht hinausgekommen sind, haben die christlichen Missionare das Land mit einem ganzen Netz von Mädchenschulen überzogen" — so schreibt der „Hindu", ein nichtchristliches Blatt. Wenn in den Äußerungen der Zeitungen und auf den Versammlungen der Vereine, die der sogen. „sozialen Bewegung" in Indien dienen, sich wenigstens die Erkenntnis immer entschiedener kundgiebt, daß eine zweckentsprechende Ausbildung des weiblichen Geschlechts einer der wichtigsten Schritte zur sozialen Wiedergeburt des Landes ist, so ist das eingestandenermaßen im wesentlichen ein Verdienst der Missionare, die den anfangs äußerst hartnäckigen und erbitterten Widerstand gegen jeden Versuch, dem weiblichen Geschlecht auch nur die elementarste Bildung zugänglich zu machen,[1]) durch große Umsicht und Geduld zu überwinden verstanden haben. Ihnen verdankt — indirekt wenigstens — Indien auch die zahlreichen Vereine und Institute, die dort bereits zum Zweck der allgemeinen Hebung und Förderung des weiblichen

[1]) Sehr bezeichnend ist die Äußerung, mit der ein Hindu die Mitteilung von der Eröffnung der ersten Mädchenschule in Kalkutta beantwortete: „Wie? Die Missionare halten es für möglich, daß Mädchen etwas lernen? Da werden sie wohl nächstens auch anfangen, unsere Kühe zu unterrichten!"

Geschlechts ins Leben gerufen worden sind. Was christliche Bildung und Erziehung aus den Frauen Indiens zu machen berufen und befähigt ist, dafür sind Gestalten, wie die erste hervorragende Schriftstellerin Indiens (s. Z. auch die erste Studentin der Medizin), S. Satthianadhan (bekannter unter den Namen Krupabai) und die durch eine bedeutende Gelehrsamkeit, noch mehr aber durch ihre großartige Wirksamkeit unter Witwen und Notleidenden ausgezeichnete Pandita Ramabai in Poona typische Beispiele. Auch die Frauen Chinas, die trotz mancher sie vorteilhaft vor dem männlichen Geschlecht auszeichnenden Tugenden und Fähigkeiten und trotz entgegenstehenden Lehren der Klassiker thatsächlich im Laufe der Zeit zu tiefer Erniedrigung herabgedrückt worden sind, werden dank der Wirksamkeit der christlichen Mission allmählich zu einer höheren und freieren Stellung emporgehoben. Unter den Symptomen dieser allerdings noch in den Anfängen begriffenen, aber unverkennbaren und auch von vielen nichtchristlichen Chinesen wie von Ausländern bezeugten Wandlung ist besonders die Thatsache hervorzuheben, daß bereits nicht wenige Chinesinnen sich (meist im Ausland oder in Missionsanstalten) zu Ärztinnen haben ausbilden lassen und daß ihre Thätigkeit in immer weiteren Kreisen Anklang findet; eine dieser christlichen Ärztinnen ist jüngst in das Haus des Vizekönigs Li Hung Tschang berufen worden. Das junge Japan hat, wie in anderen Dingen, so auch auf dem Gebiet der Frauenbewegung mit regem Eifer die Bahn des Fortschritts betreten und dabei, obwohl immer wieder starke Gegenströmungen sich geltend machen, schon Bedeutendes erreicht. Wenn sich der Zusammenhang dieser Entwickelung mit der Arbeit der christlichen Mission in Japan auch nicht so bestimmt im einzelnen nachweisen läßt, wie in anderen Ländern, so zeigt doch ein Blick auf die Liste der vielen von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Frauenbildungsanstalten verschiedener Grade, namentlich aber die Thatsache, daß es vor zwei Jahrzehnten außerhalb des Bereiches der christlichen Missionen noch keine Mädchenschule gab, zur Genüge den bedeutenden Anteil der Mission an den auf die Hebung des weiblichen Geschlechts abzielenden Bestrebungen. Auch die Verbreitung einer richtigeren und edleren Auffassung von dem Beruf und der Stellung des Weibes ist vom Christentum am stärksten beeinflußt worden und wird jedenfalls von ihm am stärksten unterstützt. Man darf wohl sagen, daß den nach dem Ideal einer christlichen Erziehung gebildeten Frauen Japans eine sehr wesentliche Rolle in der Förderung der kulturellen und sozialen Entwickelung dieses Landes zugewiesen ist. Selbst in den mohammedanischen Ländern des Orients, in

denen von jeher ein besonders schwerer Druck auf dem weiblichen Geschlecht gelastet hat, hat sich die Mission durch die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich dort ihren Bemühungen um Verbesserung seines Loses entgegenstellten, nicht zurückschrecken lassen, und nach langer, harter Arbeit ist ihre Ausdauer durch die schönsten Erfolge belohnt worden. Die Frauen, welche, in christlichen Schulen und Instituten — in Syrien wurde die erste Mädchenschule 1835 gegründet — gebildet und erzogen, als Lehrerinnen, Mitarbeiterinnen in Wohlthätigkeitsvereinen, Bibelfrauen oder, was wohl das Wichtigste ist, als Gattinnen und Mütter wirken, zählen bereits nach Tausenden, und der Kreis, auf den sich ihr bewahrender, hebender und veredelnder Einfluß erstreckt, wird immer größer. Und was hier ausgerichtet worden ist, wird an Großartigkeit und Bedeutung womöglich noch übertroffen durch das, was die Mission für die tiefgesunkenen wilden Stämme Afrikas, Australiens und West-Indiens gethan hat. Schon ist es gar kein ganz vereinzelter Fall mehr, daß das Weib in Ländern, in denen es bisher allgemein zum überbürdeten Lasttier, zur rechtlosen Sklavin, zur verkäuflichen und vererbbaren Ware herabgewürdigt war, die ihm gebührende Stellung als ebenbürtige Genossin und verständnisvolle Gehilfin des Mannes einnimmt. Aber auch abgesehen davon darf schon das ganz allmähliche Verschwinden von entwürdigenden Anschauungen und Gebräuchen, an denen noch vor kurzer Zeit niemand auch nur etwas Tadelnswertes zu finden gewußt hätte, und ferner die Errichtung von Erziehungsinstituten und Schulen für Mädchen, die eine gediegene, z. T. über die erste Stufe hinausgehende Bildung vermitteln und indirekt vielen Familien zum Segen werden, als eine höchst wertvolle, vielversprechende Errungenschaft bezeichnet werden.

Nicht minder als durch die Sorge für die Erziehung des weiblichen Geschlechts macht sich die Mission um dieses wie um das Familienleben der nichtchristlichen Welt durch ihr entschiedenes *Auftreten gegen Vielweiberei und Konkubinat* verdient. In dem Kampf gegen die erstere erwachsen der Mission die größten Schwierigkeiten aus der Frage, welche Haltung sie gegenüber denjenigen beobachten soll, die, zur Zeit des Bekanntwerdens mit dem Evangelium bereits in Polygamie lebend, sich zur Taufe melden. Über die beste Lösung dieses äußerst verwickelten Problems herrschen zur Zeit noch die verschiedensten Ansichten, und der Austausch der Meinungen hat eine umfangreiche Litteratur hervorgerufen. Der Verfasser, der aus eigener schmerzlicher Erfahrung die Bitterkeit des Konfliktes kennt, den in solchen Fällen der Missionar nur zu oft durch-

zumachen hat, hält an der Meinung fest, daß in anbetracht der gar nicht übersehbaren Konsequenzen, die jede Konzession in dieser Sache nach sich ziehen könnte, die Kirche nie und nimmer zu Gunsten irgend eines einzelnen, der durch die Taufe als vollberechtigtes Mitglied in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden begehrt, die Strenge der im Neuen Testament klar und unmißverständlich ausgesprochenen Verurteilung[1]) der Polygamie mildern darf, daß sie aber den Beteiligten in anderer Weise entgegenkommen kann und soll, indem sie denen, welche sich von der Vielweiberei ganz loszumachen nicht stark genug sind, die Teilnahme an Gottesdienst und Unterweisung gestattet, denen aber, die das für sie sehr schwere Opfer zu bringen geneigt erscheinen, jede nur mögliche Erleichterung gewährt, ihnen z. B. die Auswahl der beizubehaltenden Frau freistellt und sie nicht hindert, den entlassenen und deren Kindern weiterhin Schutz, Fürsorge, Rat und Hilfe angedeihen zu lassen. Allgemein gültige Gesetze über die Regelung aller Einzelfragen lassen sich bei der großen Verschiedenheit der in Betracht kommenden Verhältnisse nicht aufstellen; so wichtig es aber ist, daß in allen Nebensachen jede übertriebene Forderung vermieden werde, durch die die Annahme des Christentums unnötig erschwert wird, so unerläßlich ist es andererseits, von vornherein jede Trübung des Ideales christlicher Reinheit und Heiligkeit von den neugegründeten Christengemeinden fernzuhalten, wenn auch vielleicht hier und da der Preis, um den das erkauft werden muß, im Augenblick zu hoch erscheinen mag. Der Erfolg hat bewiesen, daß auch da, wo die Schwierigkeiten besonders groß waren und noch sind,[2]) Treue und Geduld schließlich den Sieg davontragen müssen. Nach übereinstimmenden Zeugnissen aus allen Teilen des großen Missionsfeldes ist überall da, wo das Christentum festen Fuß gefaßt hat (z. B. in Uganda, auf einigen Inseln der Südsee, unter mehreren Indianerstämmen Nord-Amerikas), die Polygamie so gut wie völlig verschwunden; und auch da, wo sich der Fortschritt nur sehr langsam vollzieht (wie in China und den mohammedanischen Ländern),

[1]) Aufs entschiedenste lehnt der Verf. jede Auslegung der bekannten Stelle 1. Tim. 3, 2. 12 ab, nach welcher in der ersten Zeit der christlichen Kirche die Vielweiberei bei Laien geduldet worden wäre, indem er zugleich ausdrücklich erklärt, daß, selbst wenn diese Auslegung haltbar wäre, aus jener Stelle nur eine Inkonsequenz in der Praxis der apostolischen Kirche, nicht aber das Recht der modernen Mission, die gleiche Inkonsequenz zu begehen, gefolgert werden könnte.

[2]) Das gilt namentlich von Indien, wo die britische Regierung durch die gesetzliche Anerkennung der Polygamie der Mission den Kampf gegen dieselbe wesentlich erschwert.

erweist sich doch das von den Missionaren und von vielen Bekehrten gegebene Beispiel als eine siegreiche Macht. Der Unterschied, den die Gesetzgebung in Japan und einigen anderen Staaten zwischen Polygamie und Konkubinat macht, indem sie jene mißbilligt, dieses aber zuläßt, wird selbstverständlich von der Mission als eine ebenso verwerfliche Verirrung bekämpft wie die Billigung der Polygamie selbst, und auch hierin ist ihr Wirken nicht vergeblich gewesen; für Japan wenigstens wird eine Änderung der bislang bestehenden Gesetze im Sinne der christlichen Moral als nahe bevorstehend bezeichnet. Freilich werden sowohl gegenüber der Polygamie als auch gegenüber der laxen Beurteilung des Ehebruchs auf seiten des Mannes und der Frivolität, mit welcher Ehescheidungen vollzogen und beliebig oft neue Ehen eingegangen werden, alle gesetzlichen Bestimmungen nur von zweifelhaftem Werte sein, solange nicht die gesamte diesem ganzen Unwesen zu Grunde liegende unsittliche und unwürdige Auffassung von der Ehe, welche die „in ihres Herzens Gelüste dahingegebene" Heidenwelt[2]) fast durchweg beherrscht, gründlich beseitigt ist. Hier liegt für die Mission noch eine schwere, langwierige Arbeit vor; doch lassen sich kräftige Ansätze zum Besseren bereits an vielen Orten beobachten. — Auf die besondere Schwierigkeit, die der strikten Durchführung der Gesetze[3]) gegen die verderbliche Unsitte der Kinderheiraten entgegensteht, ist bereits früher hingewiesen worden. Erfolgreicher als das Eingreifen der Regierung — deren guter Wille gleichwohl alle Anerkennung verdient — ist auch hier die Wirksamkeit der christlichen Mission gewesen. Ihr haupt-

[1]) Bemerkenswert ist die vom Verf. in diesem Zusammenhang festgestellte Thatsache, daß die Vielweiberei oft nicht nur für das weibliche, sondern auch für das männliche Geschlecht die größten Härten in sich schließt, indem sie namentlich da, wo die Kopfzahl der weiblichen Bevölkerung nicht größer oder gar kleiner ist als die der männlichen, vielen Männern das Heiraten überhaupt ganz unmöglich macht.

[2]) Wie traurig es allerdings auch innerhalb der „christlichen" Welt in dieser Hinsicht aussieht, lehren einige Zahlen über die Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1867: 9937, 1886 bereits 25535, und 1894 sogar über 40000! Auch „christliche" Kolonialmächte sind zeitweilig mit der heidnischen Unsitte gegen die christliche Mission im Bunde gewesen.

[3]) Die Age of Consent Act von 1891 verlangt von dem Mädchen für den Vollzug der Ehe im Alter von mindestens 12 (nicht, wie früher bestimmt war, nur 10) Jahren. Die von dem Maharadscha von Maisur, dem zweitgrößten Eingeborenenstaat Indiens, 1893 erlassene strenge Verfügung gegen die Kinderheiraten ist hauptsächlich ein Symptom der in den höheren und höchsten Gesellschaftsschichten sich vollziehenden Wandlung der Anschauungen bedeutungsvoll. Auch kann sie dort konsequenter durchgeführt werden, als die Gesetze gegen die Kinderehe im englischen Herrschaftsgebiet.

sächlich ist es — abgesehen von dem Verschwinden der Kinderehe innerhalb der christlichen Gemeinden — zuzuschreiben, daß die Erkenntnis von der Schädlichkeit und Verwerflichkeit der Kinderheiraten sich, wenigstens in den Kreisen der gebildeten Hindus, immer weiter verbreitet und die Unterdrückung dieser Unsitte immer häufiger und entschiedener von der Presse und auf Versammlungen gefordert wird. Das ist von verschiedenen Seiten bezeugt worden, und von den nicht wenigen dem Christentum persönlich ferngebliebenen Eingeborenen, deren thatkräftige Mitarbeit die Missionare wohl zu schätzen wissen und stets gern anerkennen, haben manche es selbst unzweideutig ausgesprochen, daß ihr Denken und Handeln durch christliche Lehre und christliches Beispiel sehr wesentlich bestimmt sei. Außer in Indien hat die Mission auch in anderen Ländern nicht ohne Erfolg auf die Abstellung der Kinderehe hingearbeitet. Den Witwen, deren Zahl infolge der Kinderheiraten so unverhältnismäßig groß ist, hat die britische Regierung ebenfalls keine wirkliche Erleichterung ihres Loses zu verschaffen vermocht, obwohl ihr die Unterdrückung des Greuels der Witwenverbrennung vollständig gelungen ist.[1]) Denn bei der völligen Abgeschlossenheit des indischen Frauengemaches entziehen sich die Versuchungen und Bedrückungen, denen die Unglücklichen fort und fort ausgesetzt sind, fast jeder staatlichen Kontrolle, und die in allen Schichten der Gesellschaft herrschenden Vorurteile, gegen die Witwen, die auch deren Wiederverheiratung bis in die neueste Zeit hinein[2]) fast durchaus unmöglich gemacht haben,[3]) sind zu tief gewurzelt, als daß ihnen mit Gesetzesparagraphen beizukommen wäre. Der größte und wichtigste Teil der Arbeit wird auch hier von der Mission gethan: daneben sind wieder zahlreiche Eingeborene, ebenfalls bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß des Christentums stehend, in gleichem Sinne thätig. Die Agitation für die Ermöglichung der Wiederverheiratung der Witwen (die selbstverständlich nicht darauf ausgeht, den freiwilligen Verzicht auf das Eingehen einer zweiten Ehe in Mißkredit zu bringen) ist allerdings bis jetzt nur in vereinzelten Fällen von Erfolg gewesen; um so mehr ist

[1]) Das Verbot gegen die Witwenverbrennung wurde 1829 erlassen, nachdem schon 30 Jahre vorher William Carey staatliche Maßregeln gegen diese Barbarei dringend gefordert und ihre Notwendigkeit und Berechtigung schon im Interesse des Staates nachgewiesen hatte.

[2]) Noch im Jahre 1896 wurde die Zahl der Wiederverheiratungen unter den etwa 25 Millionen Witwen auf nicht mehr als etwa 200 geschätzt (vgl. 1898, 535).

[3]) Der Hinduismus weist hierin wie in anderen Beziehungen eine Entwickelung zum Schlechteren auf: in den alten Veden und Schastren ist von einem Verbot der Wiederverheiratung von Witwen nichts zu finden.

geschehen, um ihre Leiden zu lindern und ihnen Zufluchtsstätten zu schaffen, in denen sie vor Verfolgung und Mißhandlung sicher geborgen sind. Unter diesen ist das von der Witwe Pandita Ramabai im Jahre 1889 in Bombay gegründete, dann nach Poona verlegte Witwenheim eines der größten und bedeutendsten. Nach dem frühen Tode ihres Mannes nahm diese durch hohe Begabung und ungewöhnliche Energie hervorragende Frau an den Bemühungen für die Hebung des weiblichen Geschlechts in Indien thätigen Anteil. Besonders lag ihr die Fürsorge für die vielen unglücklichen Witwen am Herzen. Eine auf ihre Anregung während eines Aufenthaltes in Boston dort gegründeter, nach ihr „Ramabai Association“ benannter Verein stellte ihr Mittel zur Begründung des genannten Heimes und zu seiner Unterhaltung während der nächsten zehn Jahre (bis 1898) zur Verfügung. Die Zahl der Witwen, die dort zugleich Unterricht, Ausbildung und Anleitung zu allerlei nützlicher Thätigkeit erhalten, wuchs in 8 Jahren von nur 2 auf 75; die Not des Hungerjahres 1897 führte zu einer beträchtlichen Erweiterung des Werkes, indem außer Witwen auch Mädchen aufgenommen und eine Zweiganstalt (in Kedgaum unweit von Poona) errichtet wurde. Der spezifisch christliche Charakter der ganzen Anstalt war inzwischen bereits gesichert, nachdem Ramabai das Ansinnen fanatischer Hindus, deren einige dem Verwaltungsrat angehörten, den anfangs stipulierten Grundsatz völliger, religiöser Neutralität mit thatsächlichem Ausschluß entschieden christlicher Überzeugung — solche machte sich unter den Witwen immer mehr geltend, je fester Ramabai selbst im Glauben wurde — zu identifizieren, zu einer schweren Krisis geführt hatte, die Dank der Umsicht und Entschlossenheit der wackeren Frau glücklich überwunden wurde. Von den übrigen der Fürsorge für die Witwen dienenden Veranstaltungen gehört ein großer Teil der Mission an, deren Wirken auch anderwärts in mannigfacher Weise diesen unglücklichen Opfern heidnischer Grausamkeit und Verblendung zugute kommt.

Spricht im allgemeinen schon vieles dafür, daß die Arbeit unter dem weiblichen Geschlecht vorwiegend in die Hände von Frauen gelegt werde, so ist das ganz unumgänglich notwendig da, wo das System der völligen *Absperrung der Frauen* von der Außenwelt herrscht, d. h. namentlich in den mohammedanischen Ländern und in den höheren Schichten[1]) der hinduistischen Gesellschaft, und nächstdem auch in China. Ein vorschnelles und allzu radikales Vorgehen könnte hier wie auf anderen verwandten

[1]) In manchen Teilen Indiens und unter den niederen, namentlich den Ackerbau treibenden Klassen findet es sich gar nicht oder nur in sehr geringem Umfang.

Gebieten die wirkliche Überwindung des Schadens nur verzögern, ja würde sie wahrscheinlich unmöglich machen. Die christliche Mission hat nur darauf hinzuarbeiten, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern reiner, edler und vertrauensvoller zu gestalten und die allgemeinen sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse soweit zu heben, daß der Frau ohne Gefahr für ihre sittliche Würde ein größeres Maß von Freiheit eingeräumt werden kann. Zur Vermittelung der grundverschiedenen Auffassungen von der Stellung des Weibes in Familie und Gesellschaft, die innerhalb der christlichen und der heidnisch-orientalischen Welt herrschen, sind zunächst vor allem die christlichen Frauen berufen; der erste Schritt zur Hebung des weiblichen Geschlechts muß zum größten Teil in den Senanas geschehen. Auf diesen Grundgedanken beruht die Senana-Arbeit, die auf verschiedenen Gebieten gleichzeitig oder wenigstens ohne nachweisbaren Zusammenhang mit anderen bereits im Gang befindlichen Unternehmungen in Angriff genommen wurde, sodaß sich kaum feststellen läßt, wer als ihr eigentlicher Begründer anzusehen ist.[1]) Wichtige Stationen in ihrer Entwickelung sind: die Gründung der Society for Promoting Female Education in the East (1834), der Indian Female Normal School and Instruction Society (1852) und der aus dieser hervorgegangenen Church of England Zenana Missionary Society, mit der die Zenana Bible and Medical Mission eng verbunden sind. Bald folgten dann andere Missionsgesellschaften für den Orient, Indien und China mit der Aufnahme verschiedener Arten spezieller Frauenarbeit in den Kreis ihrer Thätigkeit, sowie besonderer Vereine zu dem gleichen Zweck. In Indien wird neuerdings diese Art von Arbeit unter den Frauen auch von Hindus und Mohammedanern[2]) betrieben bezw. unterstützt, und die vereinigten Bemühungen der christlichen Mission und aufgeklärter Eingeborener in dieser Richtung werden an der Schaffung eines neuen Indiens einen wesentlichen Anteil haben. Ein ernstliches Bedenken gegen die Senana-Arbeit könnten die allerdings hohen Kosten der durch sie unter den Frauen verbreiteten intellektuellen Bildung nur begründen, wenn die unterrichtliche Thätigkeit ihre einzige oder auch nur

[1]) Der Verfasser der neuesten quellenmäßigen Darstellung der Anfänge der Senana-Arbeit (Storrow, Our Indian Sisters) äußert sich dahin, daß „das Verdienst, die Senana-Arbeit in ein System gebracht und sie durch öffentliche Befürwortung und wirksame praktische Organisation populär gemacht zu haben, dem Rev. Fordyce und Dr. Th. Smith (von der freischottischen Mission) gebührt."

[2]) Wie stark unter diesen aber auch die Opposition gegen diese Arbeit ist, beweist ein in letzter Zeit von Maulwies in Nord-Indien gegen sie erlassene Warnung, die freilich zugleich ein gewichtiges Ehrenzeugnis für sie darstellt.

hauptsächlichste Seite wäre, und wenn man nicht von dem Einfluß ihres gesamten Wirkens eine, wenn auch nur ganz allmähliche Änderung der allgemeinen Stellung des Weibes erwarten dürfte. (Schluß folgt.)

Litteratur-Bericht.

1. **Dahle, L.**: „Der Heidenmissionar des Alten Bundes". „Der Prophet Jona, seine Person und Zeit, seine Aufgabe und Sendung." Aus dem Norwegischen übersetzt von W. Wendebourg. Mit einer biographischen Skizze von D. Kurze. Berlin 1900. M. Warneck. (XV, 144 S.) 2 Mk. — Die zahlreichen Freunde, welche sich der Direktor der Norwegischen Missionsgesellschaft Lars Dahle durch die deutsche Ausgabe seines Buches „Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Gottesreiches" erworben hat, werden es dankbar begrüßen, daß nun auch ein zweites Werk des hervorragenden nordischen Theologen und Missionsmannes dem deutschen Leserkreise dargeboten wird, und zwar, wie wir gleich von vornherein anerkennend hervorheben wollen, in einer Übertragung, die sich durch größte Gewissenhaftigkeit auszeichnet und das Original in gutem Deutsch wiedergiebt. Dahle kann sich freuen, daß er in Pastor W. Wendebourg, dem kundigen Herausgeber des „Hannoverschen Missionsblattes" einen so verständnisvollen Dolmetscher gefunden hat. Wenn der letztere in seinem Vorwort das vorliegende Buch als „eine gründliche biblische Studie, die geeignet ist, das Verständnis eines der wunderbarsten Bücher der heiligen Schrift zu fördern und manche Vorurteile gegen dasselbe zu beseitigen" charakterisiert, so unterschreiben wir dieses Urteil Wort für Wort. Dahle hat eine besondere Gabe, sein reiches theologisches und allgemeines Wissen in volkstümlicher Sprache einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen; so wendet er sich auch in diesem Buche, das in frischer, anschaulicher Weise die Person und die Zeit, die Aufgabe und Sendung des Propheten Jona schildert, in erster Linie nicht an ein fachwissenschaftliches Publikum, sondern an die große Gemeinde der Bibelfreunde aus allerlei Volk. Daher hat der Verfasser auch absichtlich eine Erörterung aller kritischen Fragen über die Verfasserschaft des Buches Jona ganz beiseite gelassen. Trotzdem wird auch der theologisch Gebildete das Buch nicht ohne reichen Gewinn für sein inneres Leben lesen. Den Missionsfreund dürfte besonders das letzte Kapitel „Jona als Prediger für die Missionsgemeinde und ihre Sendboten" interessieren. Um dem natürlichen Wunsche der meisten Leser etwas Näheres über den Lebensgang Dahles zu hören, Rechnung zu tragen, hat der Unterzeichnete der deutschen Ausgabe des „Jona" eine biographische Skizze über den Verfasser beigegeben, welche auf authentischem Material beruht. G. Kurze.

2. **Launay, Adiran:** „Histoire des missions de l'Inde, Pondichéry, Maïsour, Coimbatour". 5 Bände, 2695 Seiten, 105 Bildertafeln, 4 Karten. Paris 1898. — Das Studium der katholischen Missionsgeschichte ist nicht unwichtig. Die Missionswissenschaft bedarf desselben, u. z. nicht bloß für die unvermeidliche Polemik. Denn auch die katholische Mission hat im Laufe der Jahrhunderte Ergebnisse geliefert, die der Beachtung wert sind. Aber solch Studium ist nicht leicht; besonders wenn einem so dickleibige Bände vorgelegt werden, wie die indische

Missionsgeschichte des Herrn Launay, die noch dazu nur einen kleinen Teil des großen Gebietes behandelt, nämlich die 3 Diözesen, in denen die Société des missions étrangères arbeitet, deren Mitglied der Verfasser ist.[1]) Dieselbe hat 1776 in einem Teile des südlichen Indiens, mit dem französischen Pondichéry als Vorort, das Erbe der Jesuiten angetreten. Eine 128 S. lange Einleitung registriert die damals vorhandenen christlichen Gemeinden. Dann wird die Geschichte in 6 Abschnitten bis 1887 sehr ausführlich behandelt. Trotz des ungeheuren Fleißes, der hier nicht zu verkennen ist, hat sich der Verfasser doch die Sache in sofern leicht gemacht, als er seine Urkunden und alles ihm passende Material in extenso mitteilt mit allem, was drum und dran hängt, anstatt die geschichtlichen Thatsachen und Zustände aus allem überflüssigen Beiwerk herauszuarbeiten und kurz und klar darzulegen. Hier ist mancher lange Briefwechsel mitgeteilt, dessen Ergebnis für die Geschichte sich in wenigen Zeilen hätte zusammen fassen lassen. Die Arbeit, an welcher die Tendenz pro domo unverkennbar ist, scheint hauptsächlich in der Auswahl des Materials bestanden zu haben, wobei es jedoch auch mit unterläuft, daß eine spätere Mitteilung mit etwas früher gesagtem stark disharmoniert.

Ein großer Teil der Darstellung, für die in den einzelnen Abschnitten eine Anzahl von Rubriken immer wiederkehrt, beschäftigt sich mit der Jurisdiktion und äußeren Verfassungsfragen, die uns für den Kern der Mission sehr nebensächlich erscheinen. Hier treten sie in den Vordergrund, namentlich der große Kampf zwischen Rom und Portugal, der bei uns meist nur aus sehr allgemeinen, kurzen Mitteilungen und daher nicht eingehend bekannt ist. Hier haben wir darüber ein sehr umfangreiches Material, das uns sonst vielleicht nirgends so zugänglich ist. So wenig interessant eine solche Arbeit sein würde, es verlohnte sich jenem Streit zwischen König und Papst, bei dem der Unfehlbare zuletzt sehr schmerzliche Opfer bringen mußte, in kurzer, klarer Darstellung weiteren Kreisen bei uns zugänglich zu machen. Wir stehen viel zu sehr unter dem Eindruck, als sei die katholische Mission etwas durchaus einheitliches und empfinden die Unterschiede und gelegentliche Zwistigkeiten evangelischer Denomination um so schwerer. Hier blickt man in viel schlimmere Streitigkeiten hinein, denen gegenüber wir die innere Einigkeit, selbst bei aller vorhandenen Zersplitterung, um so mehr schätzen lernen.

Sehr ausführliches findet sich über die Kastenfrage. Wer sich mit der letzteren eingehend beschäftigen will, wird die Erfahrungen, welche die katholische Mission auf diesem Gebiete machen mußte, nicht übersehen dürfen. Interessant sind auch hier die Kämpfe einer strengen gegen eine laxe Praxis. — Wichtig ist der Einfluß der evangelischen Mission, der sich in der Entwickelung der katholischen in steigendem Maße geltend macht. Bis vor einigen Jahrzehnten war von einer eigentlichen Heidenmissionsthätigkeit auf dem hier behandelten Gebiete kaum die Rede. Sie war gleich Null, wie der Verfasser bei mehreren Gelegenheiten sagt. Erst durch die unheimlich steigenden Erfolge der evangelischen Mission wurde die Arbeit an den Heiden wieder angeregt u. z. T. sogar die Praxis der Protestanten nachgeahmt. Hier und da ist ja auch von letzteren die Rede, freilich mit großer Unkenntnis. „Zeigenbalg und Plutho" waren die jungen Leute, die voll Feuer in dem dänischen

[1]) Derselbe hat schon 1890 einen prächtigen Atlas über sämtliche Gebiete der Gesellschaft, 27 Karten in sehr vornehmer Ausstattung herausgegeben.

Trankebar die Arbeit anfingen. Davon, das Ziegenbalg und Plütschau Deutsche waren, scheint der Verfasser nichts zu wissen. „Swartz" soll seine Superiorität über die anderen protestantischen Missionare nur dem Umstande verdanken, daß er unverheiratet war. Seine Erfolge in Tinnevelli soll er dadurch erreicht haben, daß er sich für den wahren Nachfolger des heiligen Xaverius ausgab. Die Londoner Mission wird beharrlich als anglikanisch bezeichnet. — Wie zu erwarten fehlt es nicht an boshaften Verleumdungen. Vor allem sollen die Bekehrten der Protestanten mit Geld erkauft sein. Eigentümlich nimmt es sich aus, wenn in einem späteren Abschnitte, in dem über die erfolgreiche katholische Arbeit unter den Heiden berichtet wird, ganz harmlos gesagt ist, daß jedem Katechumen 3 Rupies und für jedes Kind 1½ R. gegeben wurden. Die „Anhänger", welche einige Denominationen neben den Kommunikanten zählen, sollen die zufälligen Zuhörer sein, welche die Predigten der reisenden Katechisten angehört haben und deren Zahl immer sofort sorgfältig notiert werde. — Ein sehr ausführlicher Abschnitt im dritten Bande, der die protestantischen Missionen um die Mitte unsres Jahrhunderts behandelt, ist voll von Bosheit und Verleumdung. Mit dem Anscheine voller Wissenschaftlichkeit wird nachgerechnet und dargethan, daß protestantische Bekehrte größtenteils bezahlte Subjekte sind. „Wenn auch einzelne aus Überzeugung übertreten, so ist der Protestantismus doch la religion de l'interêt ou encore plus énergiquement la religion du ventre." Bei den folgenden Perioden ist allerdings nicht wieder der Versuch gemacht, eine ähnliche Apothekerrechnung aufzustellen.

Erst mit der Hungersnot 1876 kann von reichlichen Ernten im vollsten Maße berichtet werden. Den Schluß bildet die Darstellung des neuesten Standes der katholischen Mission von 1896. Der 5. Band enthält 105 Bildertafeln mit vielen Abbildungen, die mit dem Text in keine nähere Verbindung gebracht sind. Bedeutend sind die Bilder nicht. Mehr als 90 Kirchen geben Gelegenheit. Beobachtungen über den katholischen Baustil in Indien zu machen. Auch sind 3 sehr gut ausgeführte Karten in großen Maßstäben beigegeben, die natürlich nur die katholischen Missionsplätze und selbst alle Dörfer, in denen sich Häuflein von Katholiken befinden, verzeichnen. R. Grundemann.

3. **Meinhof, Carl:** „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen nebst Anleitung zur Aufnahme von Bantusprachen." Bd. XI Nr. 2 der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Leipzig 1899, in Kommission bei F. A. Brockhaus. — Bei der Wichtigkeit, welche das Sprachstudium für den Missionar hat, der unter einem Volke von fremder Zunge arbeitet, bedarf eine Anzeige des vorbenannten Werkes wohl keiner besonderen Rechtfertigung. Es gereicht mir zu großer Freude, das Erscheinen des Meinhoffschen Buches zur Kenntnis bringen zu dürfen. Dasselbe ist eine sprachwissenschaftliche Leistung ersten Ranges, und die Deutsche Morgenländische Gesellschaft hat sich ein großes Verdienst um die Förderung der Sprachwissenschaft erworben, indem sie dem Pastor Meinhof den Druck seiner Arbeit ermöglichte, bezw. die erforderlichen Lettern gießen und die beigefügte Karte herstellen ließ.

Zu den Bedingungen einer erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums in fremder Zunge gehört selbstverständlich, daß der Missionar so spricht, daß er verstanden wird. Wenn er die Laute der fremden Sprache nicht mit genügender Sorg-

falt und Schärfe erfaßt und dieselben nicht richtig wiedergiebt, bezw. wenn er Lautunterschiede verwischt, so kann er besonders in den Bantusprachen nicht darauf rechnen, wirklich verstanden zu werden. Die Eingeborenen, mit denen er häufiger in Berührung kommt, lernen ihn wohl verstehen, indem sie sich an seine Fehler gewöhnen und sich dieselben zurechtlegen; anderwärts aber wird es ohne mannigfache Mißverständnisse nicht abgehen. Er denkt vielleicht, er wird verstanden, und wenn er fragt, ob man ihn verstanden, wird ihm dies bejaht; dabei ist er aber vielleicht ganz anders verstanden worden, als er es gemeint. Da ist es nötig, daß der Missionar auf die feinsten Lautverschiedenheiten und Lauteigentümlichkeiten achte und dieselben auch in seiner Aussprache beachte, daß er z. B. nicht, wie u. a. geschieht, „sch" und den Mittellaut zwischen diesen und dem „ß" (ich bezeichne ihn als dentilabiales s) mit einander verwechsele und beides als „sch" spreche, was die ärgerlichsten Mißverständnisse zuwege bringen kann; oder daß er nicht etwa das „r" im Bantu guttural wiedergiebt, wie ich verschiedentlich beobachtet habe. Und wenn man, auf solche Fehler aufmerksam gemacht, dieselben abzustellen sich nicht die nötige Mühe giebt, so ist das eine sträfliche Nachlässigkeit, in der man nicht bedenkt, daß man den Erfolg der eigenen Verkündigung des Evangeliums dadurch beeinträchtigt. Sich gegen Erinnerungen hierwider hinter den Vorwurf der „Theorienreiterei" zu verschanzen, ist sehr unrecht.

Demgegenüber ist nun das Werk von Meinhof sehr am Platze; ich möchte es in der Hand jedes Missionars sehen, der unter einem der Bantustämme arbeitet. Ja, überhaupt jeder des Bantustudiums Befliſſene müßte es besitzen; jeder kann von Meinhof noch lernen, und es giebt bei den meisten Bantuisten gerade auf dem Gebiete der Lautlehre noch viel zu lernen; die Verwirrung bezw. Oberflächlichkeit und Unkenntnis, die einem hier entgegentritt, ist oft sehr groß.

Das Meinhoffsche Buch behandelt unter I. die Orthographie der Bantusprachen, unter II. die Gestalt des Ur-Bantu; III. bietet die Anleitung zur Aufnahme von Bantusprachen; IV.—IX. führt nach dem Schema von III. sechs Bantusprachen vor. Ein Anhang enthält ein Verzeichnis der bekanntesten Bantuwortstämme, sowie Tabellen, Litteraturangabe, Index. Den Schluß macht die Übersichtskarte.

Man möchte vielleicht fragen: Kann denn so ein pommerscher Landpastor, der nie selbst in Afrika war, eine so genaue Kenntnis der Lautverhältnisse in den Bantusprachen haben, die ihn befähigte, eine Lautlehre dieser Sprachen abzufassen? Als Antwort auf diese Frage weise ich zunächst hin auf das Litteraturverzeichnis von S. 205—209 des Meinhoffschen Werkes, welches einigermaßen ahnen läßt, wie umfassend Meinhofs Studien auf dem Bantugebiete sind; sodann sei noch besonders hervorgehoben, daß, was die Aussprache der betr. Dialekte angeht, Meinhof jede sich ihm bietende Gelegenheit wahrnimmt, mit afrikanischen Eingeborenen, in Afrika geborenen Missionarsöhnen, wie mit afrikanischen Missionaren zu verkehren, und zwar mitunter wochenlang, und ich weiß aus meinem eigenen persönlichen Verkehr mit ihm, daß er besser und genauer hört als die meisten Europäer, die nach Afrika kommen.

Zur Anschaffung des Meinhoffschen Buches ladet auch die würdige, gefällige äußere Ausstattung ein, bei welcher u. a. auch der so schön und klar ausgeführte mühsame Druck anerkennend hervorzuheben ist. K. Endemann.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Die neuen Katholiken-Verfolgungen in China, speziell in Südschantung, der Diözese des Bischofs Anzer.

Vom Herausgeber.

Die Leser erinnern sich wohl noch meines Aufsatzes über „Politik und Mission in China" (1898, 207), der seine Entstehung der Thatsache verdankte, daß unter den Motiven für die Besitzergreifung von Kiautschau seitens Deutschlands die Notwendigkeit des Schutzes der katholischen Missionen eine hervorragende Rolle spielte. Die Kernfrage, die der betreffende Aufsatz behandelte, war die, ob durch die mit dem Schutz der Mission motivierte deutsche Besitzergreifung der Mission wirklich ein Dienst geschehe? Nach der offiziellen Aussage des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes im deutschen Reichstage am 8. Februar 1898 hatte Bischof Anzer „die deutsche Festsetzung in Kiautschau aufs unzweideutigste als eine Lebensfrage geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission erklärt."

Was sagen nun heute die Thatsachen? Schon seit längerer Zeit wiederholten sich in katholischen Quellen die Klagen über zunehmende Christenverfolgungen, speziell in Schantung.

„Es steht außer Zweifel — hieß es z. B. in der „Köln. Volksztg." vom 16. Aug. 1899, 1. Blatt —, daß eine Christenverfolgung angebrochen ist, wie wir in den letzten 30 Jahren keine mehr erlebt haben." „Die deutschen Missionare (in Schantung) schweben in steter Lebensgefahr, weil vor ihren Augen die Christen ungestraft bedrückt, beraubt, gemordet werden." „Die traurigen Tage der alten Christenverfolgungen sind wieder angebrochen; die chinesischen Missionen sind zur Zeit in der denkbar größten Trübsal."

Und Bischof Anzer bestätigt jetzt diese Klagen im vollsten Umfange. Die Köln. Volksztg. vom 26. Jan. 1900, 2. Blatt, veröffentlicht einen ziemlich langen Bericht desselben über seine Diözese Süd-Schantung, welcher mit den Worten schließt: „So ist das ganze Missionswerk im Centrum und im Westen der Mission, ein Gebiet von etwa 30000 Christen und Katechumenen, augenblicklich zerstört." Diese Elegie wird nun ja wohl nicht ganz wörtlich genommen werden dürfen — wie es scheint, gewinnen auch politische Kreise ein wachsendes Verständnis für die rhetorische Hyperbel in katholischen Missionsberichten —; immerhin konstatiert sie, daß die in den Dienst der katholischen Mission gestellte deutsche Macht mit all den zur Sühnung der beiden ermordeten

Missionare geübten Akten und erzwungenen Geldmassen[1]) zur Förderung dieser Mission nicht ausgeschlagen ist.

Der Bischof forscht nun in seinem Berichte nach den Gründen der seit der Besetzung von Kiautschau gesteigerten Verfolgungen der Katholiken in China![2])

„Es ist unwahr — hebt diese Untersuchung an — daß, wie man[3]) behauptet hat, unsere Missionsthätigkeit[4]) den tiefgewurzelten Haß der Bevölkerung hervorgerufen habe. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Vor der Besetzung von Kiautschau erfreute sich die Mission beim Volke ebenso wie bei der Regierung des besten Rufes. Die Mandarine selbst haben nicht selten in offenster Form der Mission ihre Anerkennung gespendet und die kaiserliche Regierung in Peking hat seiner Zeit durch die Verleihung eines hohen Rangknopfes dieses anerkennende Zeugnis offiziell bestätigt. Anders wurde die Sache nach der Besetzung von Kiautschau. Die kath. Mission von Süd-Schantung kann auf eine Vergangenheit und Erfahrung von 2 Jahrzehnten zurückblicken. Gewiß hatten wir während eines so langen Zeitraums oft über Unruhen und Verfolgungen zu berichten. Jedoch dieselben zeigten, was wohl zu beachten, in der Zeit vor der Besetzung von Kiautschau einen ganz anderen Charakter wie die Unruhen, welche wir nach der Besetzung zu überstehen hatten. Vor der Besetzung von Kiautschau waren dieselben, wenn in ihrem Verlaufe noch so stürmisch, doch immer nur lokaler Natur und waren meist rasch beigelegt. Dieselben entstanden ferner nur da, wo wir neue Stationen oder Gemeinden gründeten, also an Orten, wo der Ausländer noch unbekannt war. Waren die Gemeinden gegründet, so trat gewöhnlich Ruhe und friedliches Zusammenleben der christlichen mit der nichtchristlichen Bevölkerung ein. Der Missionar war von den Christen geliebt, von den Heiden geachtet, mit den Mandarinen sogar vielfach befreundet. Selbst der Mord der beiden Missionare Ries und Henle war nur ein vereinzelter Racheakt einiger Sektenführer, welche glaubten, daß ein Missionar sie angeklagt habe und die durch die der Mission feindliche

---

[1]) Nicht bloß in Schantung, sondern fast durch das ganze chinesische Reich bauen die Katholiken zahlreiche Kirchen und Missionshäuser mit sogen. „Sühnegeldern". Daß solche mit erpreßtem heidnischem Gelde erbaute christliche Kirchen den Chinesen ein erbaulicher Anblick sind — können doch auch Katholiken nicht im Ernst glauben.

[2]) Es sind auch und zwar gerade in der Provinz Schantung seitdem erneute, selbst blutige Verfolgungen evangelischer Missionare und eingeborener Christen vorgekommen, aber entfernt nicht in dem Umfange, wie Herr Anzer sie von den Katholiken berichtet; vermutlich in Konsequenz des Katholikenhasses, da eine Unterscheidung zwischen katholischer und evangelischer Mission, zumal in Zeiten leidenschaftlicher Erregung gegen die Fremden, nicht immer gemacht wird.

[3]) Es wäre lehrreich zu wissen, wer mit diesem „man" gemeint ist. Weist der verhüllende Ausdruck etwa in deutsche Regierungskreise hinein?

[4]) Der Sperrdruck ist von mir wo nicht ausdrücklich bemerkt wird, daß er sich in des Bischofs Berichte finde.

Haltung des damaligen Gouverneurs Lipinheng sich zu einer solchen That ermutigt fühlten!"

Und nun frage ich: wie reimt sich diese Darstellung der Lage der katholischen Mission vor der deutschen Besitzergreifung von Kiautschau mit der „unzweideutigsten" Erklärung desselben Bischofs, daß „die deutsche Festsetzung in Kiautschau eine **Lebensfrage** sei nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den **Fortbestand** der chinesischen Mission"? Wenn Graf von Bülow die jetzige Darstellung der Lage der katholischen Mission in Schantung seitens des Bischofs Anzer 1897 u. 98 vor sich gehabt hätte — würde er dann wohl auch die Besetzung von Kiautschau durch sie haben motivieren können? Es muß wieder etwas hinter den Kouliſſen vorgegangen sein, was den diplomatischen Bischof zu der Frontveränderung veranlaßt hat. Doch hören wir ihn weiter.

„Wie dagegen nach der Besetzung von Kiautschau die Verfolgungen sich gestaltet, das wird der untenstehende Bericht (der Köln. Volksztg.) zeigen. Hier handelt es sich nicht mehr um lokale Ausbrüche des Fremdenhasses, sondern um eine allgemeine, gegen die ganze Mission als solche planmäßig in Scene gesetzte und von den Beamten beschützte Verfolgung, um eine planmäßige Vernichtung des Christentums. Diese Thatsachen allein weisen deutlich darauf hin, daß nicht auf seiten der Mission, sondern ganz anderswo die Ursachen jener gewaltigen Stürme zu suchen sind, welche im vergangenen Jahre die katholischen Missionen und vor allem unser Südschantung bis in seine Grundfesten erschütterten.

Der erste und bedeutendste Grund der Verfolgung war, wie die obige Darstellung schon angedeutet, die Besetzung von Kiautschau. Die Einnahme von Kiautschau war für den chinesischen Nationalstolz eine tiefschmerzende Wunde. Die selbstbewußte Sicherheit, mit der die deutschen Truppen auf den Bergen von Tsingtau an Stelle der Drachenfahne die deutsche Kriegsflagge aufpflanzten, wirkte zunächst ganz verblüffend. Die Regierung fühlte den Boden unter den eigenen Füßen schwanken. Die Mandarine waren, wie Tautai Pung mir sagte, „miliau" — irr an sich selbst geworden: „wir wußten nicht mehr, was wir thun sollten." Daher hielt es die Regierung vor der Hand für das Beste, alle Reibereien zu vermeiden. Die feindlich gesinnten Mandarine wurden entfernt, „europäerfreundlich bis zum Strich" war für eine Zeitlang die Parole. Missionare und Christen wurden durchaus gerecht behandelt. Damals durchzogen die bekannten Reisenden Südschantung und erhielten vielfach falsche Eindrücke von der thatsächlichen Stimmung und den Zuständen Chinas.

Daß darauf eine Reaktion eintreten mußte, war vorauszusehen. Denn die Wunde, welche Kiautschau geschlagen, war noch lange nicht ausgeblutet. Port Arthur, Weihaiwei, die demütigenden Zeitungsprojekte von einer bevorstehenden Teilung Chinas, alles das datierte von Kiautschau.

Wenn auch das gewöhnliche Volk derartigen politischen Entwickelungen kein großes Interesse entgegenbringt, so empfinden doch die gebildeten Chinesen und namentlich die Mandarine aufs tiefste diese Schmach und sinnen, wie das selbstverständlich, auf eine geeignete Gelegenheit zur Rache....

Und was alles das mit den Missionen zu thun hat? — Sehr viel! Für den politisch ungebildeten Durchschnittschinesen bilden alle Ausländer ein solidares Ganze: „Die fremden Teufel." Und da der Missionar nicht selten der einzige Fremde ist, welcher seit Jahren in seinem Gesichtsfelde erscheint, so macht er diesen und seine Christen, „die Teufel zweiten Ranges", für alles verantwortlich, was immer von Ausländern geschehen: ebenso für die Besetzung von Kiautschau, wie für jede Ohrfeige, die irgend ein Europäer einem gaffenden Chinesen applizierte.

Wie aber die gebildeten Chinesen, die Mandarine, denken, das hat mir der Gouverneur Yühien von Schantung selbst offen erklärt. Weil die Missionare ermordet wurden, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschau und alles, was darauf folgte. „Du hast die Deutschen gerufen," sagte mir der genannte Gouverneur, „wären keine deutschen Missionare und keine von ihnen geleiteten Christen in Schantung, so wäre Kiautschau, Port Arthur u. s. w. nicht in fremde Hände gekommen. Ihr seid schuld an allem."

Darum erklärte mir auch Li-Hung-Tschang, mit dem ich seit vielen Jahren bekannt bin, und der gewiß zu jenen Männern Chinas zählt, welche ihr Land und seine Stimmung genau kennen, am 3. September v. J. in einer Unterredung: Er wundere sich gar nicht, daß in Südschantung alles drunter und drüber gehe. „Südschantung," sagte er, „sei die Veranlassung der Besetzung von Kiautschau gewesen. Diese Kenntnis bringe allmählich unter das Volk und erzeuge Erbitterung gegen die Mission und gegen die Christen; Aufstände seien somit die natürliche Folge."

Was der Bischof diesen chinesischen Autoritäten gegenüber erklärt hat auf ihren Vorwurf gegen die katholische Mission beziehungsweise gegen ihn selbst, das steht nicht in seinem Berichte. In Deutschland rühmten sich die Katholiken, wie die Germania vom 29. Dezember 1897 und vom 6. Januar 1898 schrieb,

„daß unser erster und stärkster Rechtstitel für die Besetzung von Kiautschau die Sühne für die Ermordung der Missionare und der Schutz der unter dem Protektorate Deutschlands stehenden Missionen ist." „Wir haben stets betont, daß wir nach wie vor in dem Vorgehen Deutschlands auf Grund seines Protektorats über die katholischen Missionen den eigentlichen Rechtsboden[1]) für die ostasiatische Aktion erblicken." Und in etwas geheimnisvoller Weise orakelte die Köln. Volksztg. (10. März 1898): „Bei der ganzen Kiautschau-Angelegenheit war der katholische Bischof in der Lage, seinem Vaterlande große und wertvolle Dienste zu leisten. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo es angebracht erscheinen wird, hierüber näheres mitzuteilen." Bis jetzt ist diese Mitteilung nicht erfolgt und vermutlich wird sie niemals erfolgen.

[1]) Der Sperrdruck ist von der Germania.

Die Thatsache steht außer Zweifel: Der Herr Bischof hat die deutsche Macht zu Hilfe gerufen und hat der Besitzergreifung von Kiautschau, um mit der Germania zu reden, „den ersten und stärksten Rechtstitel" gegeben. Jetzt leidet seine Mission die Folgen. Und welche Konsequenzen zieht er nun aus diesen Folgen? Man sollte denken: er bereute die so verhängnisvoll gewordene Allianz seiner Mission mit der Politik — aber weit gefehlt: er verlangt ein fortgehendes Eingreifen der deutschen Macht und zürnt mit ihr, daß sie nicht fortfährt, mit Gewalt einzuschreiten, sobald den katholischen Christen Schantungs ein Leid widerfährt. Man bekommt aus dem ganzen Tenor des bischöflichen Berichts den Eindruck, als ob er eine Anklage wider die deutsche Reichsregierung enthalte, etwa derart: Deutschland verdanke Kiautschau der katholischen Mission; jetzt leide diese Mission um der Hilfe willen, die sie zur Erlangung dieses Besitzes geleistet; gebrauche nun Deutschland seine Macht nicht, um die der katholischen Mission wegen ihrer politischen Thätigkeit vermehrt erstandenen Feinde unschädlich zu machen, so sei das — sagen wir nur: eine große Undankbarkeit. Doch geben wir dem Bischof wieder selbst das Wort.

Nachdem er eingeflochten, daß auch der im vorigen Herbst am kaiserlichen Hofe zu Peking stattgefundene „Staatsstreich" mit seiner „fremdenfeindlichen Reaktion" die Verfolgungen begünstigt habe, kommt er auf den neuen Gouverneur von Schantung zu sprechen, dem der größte Teil des Unglücks anzurechnen sei.

„Yühien ist ein Mandschu und war schon seit Jahren in Schantung angestellt, wo er sich den Ruf eines energischen und arbeitsamen, aber auch durchaus fremdenfeindlichen Beamten erworben hat. Von niederer Stellung war sein Stern in der vollen Sonne der kaiserlichen Huld — er gilt als der erklärte Liebling der alten Kaiserin — rasch zu hellstem Glanze aufgeleuchtet. Seine Stellung zur Mission war seit Jahren bekannt. Er hatte bei keiner Gelegenheit verfehlt, derselben seine ausgesprochene Abneigung zu bekunden. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, diese Abneigung zu tödlichem Hasse zu steigern. Er wußte, daß der deutsche Gesandte, leider ohne Erfolg, seine Anstellung als Gouverneur von Schantung beanstandet hatte, und er glaubte wohl, daß das auf meine Veranlassung geschehen.[1]) Daß er das nicht ungeahndet lassen würde, lag auf der Hand. Ebensowenig hatte

[1]) Da der Herr Bischof diese Vermutung nicht bestreitet, so wird es sich wohl so verhalten, daß er bei der Berufung und Abberufung von hohen chinesischen Beamten thatsächlich seine Hand im Spiele gehabt hat. Und dann wundern sich diese bischöflichen Politiker, daß die Mission — leider oft auch die in Mitleidenschaft gezogene evangelische — für diese die Chinesen so tief empörende Einmischung büßen muß.

Wenn auch das gewöhnliche Volk derartigen politischen Entwickelungen kein großes Interesse entgegenbringt, so empfinden doch die gebildeten Chinesen und namentlich die Mandarine aufs tiefste diese Schmach und sinnen, wie das selbstverständlich, auf eine geeignete Gelegenheit zur Rache....

Und was alles das mit den Missionen zu thun hat? — Sehr viel! Für den politisch ungebildeten Durchschnittschinesen bilden alle Ausländer ein solidares Ganze: „Die fremden Teufel." Und da der Missionar nicht selten der einzige Fremde ist, welcher seit Jahren in seinem Gesichtsfelde erscheint, so macht er diesen und seine Christen, „die Teufel zweiten Ranges", für alles verantwortlich, was immer von Ausländern geschehen: ebenso für die Besetzung von Kiautschau, wie für jede Ohrfeige, die irgend ein Europäer einem gaffenden Chinesen applizierte.

Wie aber die gebildeten Chinesen, die Mandarine, denken, das hat mir der Gouverneur Yühien von Schantung selbst offen erklärt. Weil die Missionare ermordet wurden, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschau und alles, was darauf folgte. „Du hast die Deutschen gerufen," sagte mir der genannte Gouverneur, „wären keine deutschen Missionare und keine von ihnen geleiteten Christen in Schantung, so wäre Kiautschau, Port Arthur u. s. w. nicht in fremde Hände gekommen. Ihr seid schuld an allem."

Darum erklärte mir auch Li-Hung-Tschang, mit dem ich seit vielen Jahren bekannt bin, und der gewiß zu jenen Männern Chinas zählt, welche ihr Land und seine Stimmung genau kennen, am 3. September v. J. in einer Unterredung: Er wundere sich gar nicht, daß in Südschantung alles drunter und drüber gehe. „Südschantung," sagte er, „sei die Veranlassung der Besetzung von Kiautschau gewesen. Diese Kenntnis bringe allmählich unter das Volk und erzeuge Erbitterung gegen die Mission und gegen die Christen; Aufstände seien somit die natürliche Folge."

Was der Bischof diesen chinesischen Autoritäten gegenüber erklärt hat auf ihren Vorwurf gegen die katholische Mission beziehungsweise gegen ihn selbst, das steht nicht in seinem Berichte. In Deutschland rühmten sich die Katholiken, wie die Germania vom 29. Dezember 1897 und vom 6. Januar 1898 schrieb,

„daß unser erster und stärkster Rechtstitel für die Besetzung von Kiautschau die Sühne für die Ermordung der Missionare und der Schutz der unter dem Protektorate Deutschlands stehenden Missionen ist." „Wir haben stets betont, daß wir nach wie vor in dem Vorgehen Deutschlands auf Grund seines Protektorats über die katholischen Missionen den eigentlichen Rechtsboden[1]) für die ostasiatische Aktion erblicken." Und in etwas geheimnisvoller Weise orakelte die Köln. Volksztg. (10. März 1898): „Bei der ganzen Kiautschau-Angelegenheit war der katholische Bischof in der Lage, seinem Vaterlande große und wertvolle Dienste zu leisten. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo es angebracht erscheinen wird, hierüber näheres mitzuteilen." Bis jetzt ist diese Mitteilung nicht erfolgt und vermutlich wird sie niemals erfolgen.

[1]) Der Sperrdruck ist von der Germania.

Die Thatsache steht außer Zweifel: Der Herr Bischof hat die deutsche Macht zu Hilfe gerufen und hat der Besitzergreifung von Kiautschau, um mit der Germania zu reden, „den ersten und stärksten Rechtstitel" gegeben. Jetzt leidet seine Mission die Folgen. Und welche Konsequenzen zieht er nun aus diesen Folgen? Man sollte denken: er bereute die so verhängnisvoll gewordene Allianz seiner Mission mit der Politik — aber weit gefehlt: er verlangt ein fortgehendes Eingreifen der deutschen Macht und zürnt mit ihr, daß sie nicht fortfährt, mit Gewalt einzuschreiten, sobald den katholischen Christen Schantungs ein Leid widerfährt. Man bekommt aus dem ganzen Tenor des bischöflichen Berichts den Eindruck, als ob er eine Anklage wider die deutsche Reichsregierung enthalte, etwa derart: Deutschland verdanke Kiautschau der katholischen Mission; jetzt leide diese Mission um der Hilfe willen, die sie zur Erlangung dieses Besitzes geleistet; gebrauche nun Deutschland seine Macht nicht, um die der katholischen Mission wegen ihrer politischen Thätigkeit vermehrt erstandenen Feinde unschädlich zu machen, so sei das — sagen wir nur: eine große Undankbarkeit. Doch geben wir dem Bischof wieder selbst das Wort.

Nachdem er eingeflochten, daß auch der im vorigen Herbst am kaiserlichen Hofe zu Peking stattgefundene „Staatsstreich" mit seiner „fremdenfeindlichen Reaktion" die Verfolgungen begünstigt habe, kommt er auf den neuen Gouverneur von Schantung zu sprechen, dem der größte Teil des Unglücks anzurechnen sei.

„Jühien ist ein Mandschu und war schon seit Jahren in Schantung angestellt, wo er sich den Ruf eines energischen und arbeitsamen, aber auch durchaus fremdenfeindlichen Beamten erworben hat. Von niederer Stellung war sein Stern in der vollen Sonne der kaiserlichen Huld — er gilt als der erklärte Liebling der alten Kaiserin — rasch zu hellstem Glanze aufgeleuchtet. Seine Stellung zur Mission war seit Jahren bekannt. Er hatte bei keiner Gelegenheit verfehlt, derselben seine ausgesprochene Abneigung zu bekunden. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, diese Abneigung zu tödlichem Hasse zu steigern. Er wußte, daß der deutsche Gesandte, leider ohne Erfolg, seine Anstellung als Gouverneur von Schantung beanstandet hatte, und er glaubte wohl, daß das auf meine Veranlassung geschehen.[1]) Daß er das nicht ungeahndet lassen würde, lag auf der Hand. Ebensowenig hatte

[1]) Da der Herr Bischof diese Vermutung nicht bestreitet, so wird es sich wohl so verhalten, daß er bei der Berufung und Abberufung von hohen chinesischen Beamten thatsächlich seine Hand im Spiele gehabt hat. Und dann wundern sich diese bischöflichen Politiker, daß die Mission — leider oft auch die in Mitleidenschaft gezogene evangelische — für diese die Chinesen so tief empörende Einmischung büßen muß.

er die Absetzung des früheren Gouverneurs Lipingheng, welche er der Missionare aufs Kerbholz schrieb, je verwinden können. Einige Mandarine hatten uns schon vorher mitgeteilt, daß er diesen seinen Freund an uns rächen würde. Endlich, und das war der am meisten reizende Beweggrund, schrieb er, wie schon oben gesagt, die Besetzung von Kiautschau und alle folgenden Ereignisse, namentlich auch die spätere Strafexpedition und den kleinen Feldzug nach Itschau, auf unsere Rechnung.

In diesem Feuereifer hätte er am liebsten alle Deutschen aus Schantung hinausgeworfen. Er soll sich bei der alten Kaiserin kräftig darum bemüht haben, daß ihm die Erlaubnis zu einem Kriege gegen Deutschland gegeben würde. Bedeutende Heeresmassen wurden zu diesem Zwecke in Schantung zusammengezogen.[1]) Von Peking aus hat man ihm jedoch wohl zum Bewußtsein gebracht, daß ein solcher offener Feldzug gegen Deutschland nicht geraten sei — so konzentrierte sich denn nun sein ganzer Ingrimm gegen die Mission. Gegen sie Krieg zu führen, ist sehr leicht und wenn man es richtig anzufangen weiß, auch ungefährlich.

Hilfstruppen zu diesem Kriege fand Yühien in der schon oft erwähnten Sekte vom großen Messer. Aus diesen angeblich unverwundbaren Leuten bildete er mehrere Regimenter zu einem eventuellen Kampfe gegen die Deutschen. Ob er außerdem der Sekte den direkten Auftrag gegeben, gegen die Mission loszuschlagen, das wird sich wohl schwer feststellen lassen. Thatsache ist, daß, als der Bund vom großen Messer die offene Verfolgung gegen die Mission begann, seine Anhänger und Führer einstimmig erklärten, sie seien vom Gouverneur Yü offiziell mit dieser Aufgabe betraut. Sie zeigten mit amtlichen Siegeln versehene Dokumente, um diese Aussage zu beglaubigen. Die Mandarine hatten den Auftrag, ohne speziellen Befehl nichts Energisches gegen die Erhebung zu thun. Den Soldaten wurde direkt verboten gegen die Ruhestörer zu kämpfen. Solche Mandarine, welche sich ein energisches Eingreifen erlaubten, wurden gemaßregelt. Die Befehle, welche vom Tsungli-Yamen in Peking an die Generale zum Schutz der Mission geschickt wurden, wanderten einfach in den Papierkorb des Gouverneurs. Dieser selbst wußte, daß die Anführer sich alle auf seine Person beriefen, trotzdem rührte er keine Hand, selbst als die Verfolgung gerade in seiner nächsten, persönlichen Nähe sich vollzog.

Übrigens erklärten die Rebellenführer nicht bloß selbst, sie seien vom Gouverneur geschickt, ihr ganzes Verfahren ließ, wenigstens in dem späteren Verlaufe der Unruhen, auf das deutlichste die höhere, systematische Leitung durchscheinen. Es wurde alles vermieden, was die chinesische Regierung in größere Schwierigkeiten hätte stürzen können. Man schonte, offenbar auf höhere Ordre, das Leben der Europäer, ließ die großen Residenzen unbehelligt, ja auch den Christen gegenüber suchte man möglichst Blutvergießen zu vermeiden. Anfangs konnten wir natürlich dieses merkwürdige Maßhalten der Rebellenhorden nicht erkennen, später aber sahen wir klar, daß dasselbe System sei. Die Mandarine und Rebellen sagten dann später auch offen heraus, man wolle die Christen und Missionare nicht töten, wohl aber die ersteren so lange quälen, berauben, herumjagen, bis ihnen selbst der Verkehr mit den Ausländern verleidet wäre. Sind die Christengemeinden zerstört, so, glaubt man, ist die Mission in sich haltlos. Das ist das politische Programm, welches offenbar

[1]) Ob das den Thatsachen entspricht, erlaube ich mir solange zu bezweifeln, bis es reichsamtlich bestätigt ist.

der Gouverneur Yü seinen Männern vom „großen Messer“ gegeben. Wenn trotz diesen Verwaltungsmaßregeln Christen verwundet und getödet wurden und das Leben der Missionare lange Zeit schwer gefährdet war, so lag das nicht in der Absicht der Führer, sondern darin, daß sie, wie das selbstverständlich, die wild aufgeregten Massen selbst nicht mehr genügend beherrschten.

Daß der Gouverneur und die übrigen Beamten den Mut hatten, in solcher Weise gegen die Mission vorzugehen, das kam daher, weil sich unter der chinesischen Beamtenwelt von Südschantung, ob mit Recht oder Unrecht, die Meinung gebildet, daß die deutsche Regierung sich um die einheimischen Christen nicht bekümmere, sondern nur das Schutzrecht über die europäischen Missionare in Zukunft ausüben würde. Darum glaubte man sich gegen die Christen alles erlauben zu dürfen.

Was den Schutz der einheimischen Christen betrifft, so gehen darüber die Ansichten auseinander — aus Unkenntnis der Sachlage. Die christlichen Chinesen sind und bleiben Unterthanen des chinesischen Kaisers, und wir Missionare sind bestrebt, sie zu guten Unterthanen zu erziehen. Aber den Christen ist vertragsmäßig Religionsfreiheit zugesichert. Werden sie darin behindert, und finden sie keinen Schutz bei den chinesischen Beamten, so hat die Macht, welche die Protektion ausübt, das Recht und die Pflicht, sich der Christen anzunehmen. Noch schärfer tritt diese Pflicht an die Protektionsmacht heran, wenn die Christen einfach deshalb, weil sie Christen sind,[1]) von Haus und Hof vertrieben und all ihrer Habe beraubt werden, wie das in diesem Jahre fast in meiner ganzen Mission der Fall war. So ist die Protektion über die katholische Mission bisher aufgefaßt und auch ausgeübt worden. Und besonders bei der gegenwärtigen Lage Chinas könnte der Schutz der Christen im obigen Sinne nicht aufgegeben werden, ohne den Bestand der Mission in Frage zu stellen.[2])

Die nun folgende Schilderung der Zerstörungen an gemeindlichem wie privatem Eigentum und der Quälereien, denen die Katholiken ausgesetzt waren, übergehen wir;[3]) uns kommt es jetzt nur darauf an, zu

---

[1]) Das ist die Beschönigung des Bischofs. Sie werden vornehmlich verfolgt, weil die katholische Mission eine politische Macht im chinesischen Reiche darstellt.

[2]) Der Sperrdruck ist der des bischöflichen Berichts.

[3]) Nur das sei bemerkt, daß der Bischof im Verein mit dem nach dem Gouverneur bedeutendsten Beamten von Süd-Schantung die betreffenden Gebiete durchreiste, um selbst „die Höhe des Schadenersatzes zu bestimmen“! Wegen des mißhandelten Pater Stenz war eine deutsche Strafexpedition veranlaßt und die Stadt Jitschau besetzt worden.

„Die Besetzung von Jitschau war der chinesischen Regierung natürlich im höchsten Grade unangenehm. Ich benutzte diesen Eindruck, um den Tautai Pung, nächst dem Gouverneur der bedeutendste Beamte von Südschantung, zu überreden, mit mir zusammen die Revoltegegend zu bereisen. Der Tautai zögerte, aus Furcht vor dem Gouverneur Yühien, dessen Ungnade ihm die Reise vielleicht zuziehen würde. Ich setzte ihm aber auseinander, daß, wenn wir in allen Bezirken die Ruhe herstellten, wenn die Mission und die Christen hinreichend entschädigt würden, so würde

zeigen, daß der Bischof immer von neuem nach Gewal ruft. Das Einschreiten der deutschen Macht hat zur Folge gehabt, daß man sich vor Morden namentlich der deutschen Missionare gehütet hat; dafür aber hat sich der durch die Verquickung der katholischen Mission mit der Politik erzeugte Katholikenhaß auf gehäufte Quälereien der chinesischen Christen geworfen und mit sophistischer Beweisführung verlangt nun der Bischof, daß das Deutsche Reich mit seinen Machtmitteln zum Schutze auch der chinesischen Katholiken einschreite. Herr Anzer ist sehr unzufrieden, daß dies nicht geschehen ist: erklärt abermals, daß „der Bestand der Mission in Frage gestellt werde", wenn die deutsche Protektionsmacht ihren weltlichen Arm nicht auch den chinesischen Katholiken zur Verfügung stelle; der Schutz der katholischen deutschen Missionare sei nur ein halbes Werk. Er stellt der deutschen Reichsregierung deshalb das Verhalten Frankreichs zum Vorbild hin. „Die Revolte — heißt es gegen Schluß des Berichts — drang auch in die Nachbarprovinzen Tschely und Kiangnan. Aber auf Veranlassung der französischen Behörden schritten die chinesischen Beamten gleich energisch ein und stellten Ruhe her. Unsere vertriebenen Christen sahen das und konnten nicht begreifen, warum sich die deutsche Gesandtschaft der Christen in Süd-Schantung nicht annehme." Der Wink ist unmißverständlich. Nur schade, daß ähnliche Anreizungen unter Hinweisung auf das gute Beispiel der deutschen Regierung auch an die französische gerichtet

---

ich den Gouverneur von Tsingtau bitten, die deutschen Truppen zurückzuziehen. Das aber würde man ihm, dem Tautai, zu so hohen Verdiensten anrechnen, daß hundert Gouverneure ihm nicht mehr schaden könnten. Der Tautai ging darauf ein. Am 26. Mai reisten wir von Jentschoufu ab, um in den verfolgten Gebieten persönlich die Ruhe herzustellen und die Höhe des Schadenersatzes zu bestimmen. Mitten auf der Reise hörten wir, daß die Deutschen Jitschau verlassen hätten. Pung wollte nun sofort wieder umkehren. Doch er sah wohl ein, daß er, da er nun einmal so weit gegangen, mit solch einer Halbheit sich selbst nur bloßstellen würde. Wir vollendeten also die begonnene Aufgabe, vereinbarten einen Kontrakt bezüglich des Schadenersatzes und der Herstellung der Ruhe und reisten dann zum Gouverneur. Dieser war natürlich über unser Vorgehen durchaus nicht erbaut; andererseits war es ihm auch schwierig, einen von Tautai geschlossenen Kontrakt schlankweg zu verwerfen. So gab er endlich nach langen Verhandlungen, durch die Umstände fast gezwungen, seine Einwilligung zu unseren Abmachungen."

Es ist unerfindlich, daß der kluge Bischof nicht begreift, mit welcher gesteigerten Feindschaft dieses sein fortgehendes Eingreifen in die Politik wie in die chinesische Gerichtsbarkeit die Beamten erfüllen muß!

werden![1]) Doch wohl ein Zeichen, daß man in deutschen wie französischen Regierungskreisen endlich anfängt, der Einmischung in die nicht endenden Streithändel der katholischen Mission müde zu werden und zu begreifen,

[1]) Köln. Volksztg. Feuilleton vom 16. August 1899 heißt es im Eingange eines Berichts über den Stand der Missionen in Süd-Schantung:

„Es ist den Lesern der Kölnischen Volksztg. bekannt, wie all die zahlreichen blühenden Christengemeinden von Sütschuen von Aufrührern vernichtet sind, wie dort so viele Tausend Christen obdachlos und bettelarm, wie geächtet umherirren, ja selbst französische Missionare unter grausamen Martern ihr Leben eingebüßt haben. Und was that das französische Protektorat? Bisher ist nur verlautet, daß die Diplomaten Frankreichs vergeblich mit China verhandelt haben wegen Abtretung von 100 Quadrat-Li Land bei Tschöngdu zum Zwecke der Kohlenausbeutung als Genugthuung für den Missionarmord. Für die unsäglich bedrängten chinesischen Christen thut Frankreich nichts. Ja es ist ausgemachte Sache, daß man sich um die armen Christen nicht kümmert, weil sie chinesische Unterthanen sind, was ja immerhin wahr ist, und daß das Protektorat nur für den Schutz der Missionare aufkomme. Um sich diesen Schutz leichter zu machen, hat der Gesandte Frankreichs in Peking die Missionare ungerechterweise als die Hauptschuldigen an den Unruhen hingestellt. Als Sühne für die gemordeten Missionare verlangt Frankreich die Abtretung eines Kohlenreviers. Das heißt also, das Protektorat über die Mission ausüben nicht um die Missionare an Hab und Leben zu schützen, sondern um für das Leben der armen Glaubensboten politische Vorteile von der chinesischen Regierung zu erzwingen und so die Missionare und verlassenen Christen noch größeren Lebensgefahren auszusetzen. Wenn es der französischen Regierung mit ihrem Protektorat wirklich ernst wäre, das Leben der Missionare zu schützen, so müßte den chinesischen Christen in erster Linie ein genügender Schutz geboten werden. Nur unter dieser Voraussetzung ist das Leben der Missionare gesichert. Läßt man die Christen, die immerhin chinesische Unterthanen sind, aber „wie Schafe auf der Schlachtbank" hingemetzelt werden, aller Habe beraubt, aller bürgerlichen Rechte verlustig gemacht werden, nur weil sie Anhänger der „fremden Religion" sind (? die Red.), so ganz und gar ihrem Schicksal preisgegeben, wie kann da eine gesunde Logik noch annehmen, daß die fremden Missionare ihres Lebens sicher sind? Seitdem das Missionsprotektorat die Christen dem chinesischen Fremdenhaß ausgeliefert hat, scheint es, daß man nur den Pflichten des Protektorats nachkommt, indem man den Tod der Missionare zu politischen Zwecken ausnützt. So macht es leider jetzt die französische Regierung.

Zur Ehre Deutschlands sei es gesagt, daß das deutsche Protektorat bisher seine Pflichten in edlerer Weise ausgeübt hat. So sind aus letzter Zeit zwei Fälle bekannt geworden, die dies bestätigen. Missionar Stenz wurde bekanntlich im November 1898 von den Heiden in Jütschau schrecklich mißhandelt; darauf hat sich die deutsche Regierung bemüht, durch die Straferpedition nach Jütschau jenen Frevel zu ahnden. Ferner wurde an der deutschen Grenze der Provikar Freinademez von den Eingeborenen überfallen und mißhandelt, und sofort rückten Soldaten aus, seine Person zu befreien."

daß jede neue Einmischung durch Steigerung des Hasses die Sache der Katholiken nur schlimmer macht. Nur die geistlichen Führer der katholischen Mission und speziell Herr Bischof Anzer können sich von dem Banne nicht losmachen, daß „zum Gedeihen, ja zum Bestand" ihrer Arbeit die durch die Allianz mit weltlichen Mächten gesicherte fortgehende Gewaltanwendung das geeignetste Mittel sei.

Ich will nicht wiederholen, was in dem Eingangs citierten Aufsatze über die aus dieser Anzerschen Missionspolitik folgende Gefahr für die christliche Mission bereits gesagt worden ist. Ich wollte jetzt nur von Herrn Anzer selbst konstatierte Thatsachen reden lassen. Sollte es in der katholischen Welt wirklich keine Männer geben, die aus diesen Thatsachen andere Lehren ziehen als er sie gezogen hat und die nur dazu dienen können, die deutsche Regierung wie die katholische Mission in immer neue Händel zu verwickeln und dem Christentum in China einen immer verhaßteren Namen zu machen!

Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

III.

2. Fünf aufgeschlossene Häfen 1842—1860.

Sobald der Vertrag von Nanking abgeschlossen war, zögerten die Missionare nicht, in die geöffneten Thore einzudringen. Von der Londoner M. G. siedelte Medhurst, der seit 1817 in der Mission stand, 1843 von Batavia nach Schanghai über. Er war damals bei weitem der tüchtigste Kenner der chinesischen Sprache und Litteratur. 1847 trat ihm in Schanghai Muirhead zur Seite. Die Gebrüder A. und J. Stronach, von denen der letztere große Teile der chinesischen Klassiker auswendig kannte, bisher in Penang und Singapore, begaben sich 1844 nach Amoy. Legge, damals verhältnismäßig noch jung, siedelte mit dem anglochinesischen Kolleg 1843 von Malakka nach Hongkong über. Von den schon unter den Chinesen thätigen amerikanischen Gesellschaften ließ der Amerik. Board 1847 seine in Siam thätigen Missionare nach Futschau übersiedeln, wo sie später einen so bedeutenden Erfolg haben sollten. Die Baptistische Vereinigung, die seit 1834 in Siam unter Leuten des Swatau-Dialektes gewirkt hatte, verlegte diesen Zweig 1842 nach Hongkong, bis sie 1860 in Swatau selbst

sich niederlassen konnte. 1843 begann sie in Ningpo. Die protestantisch-bischöfliche Mission, die 1835 in Kanton begonnen aber sich bald von dort nach Singagore und Batavia gewandt hatte, verlegte ihren Sitz 1842 nach Amoy, 1845 aber von da wieder nach Schanghai, wo Bischof Boone wirkte. Die amerik. Presbyterianer (nördl.), seit 1838 im Felde, begannen 1842 nach einem förmlichen neuen Schlachtplan, Kanton, Amoy, Ningpo zu besetzen, wozu dann in diesem Abschnitt noch Schanghai 1850 und Hangtschau 1859 kam. In Kanton eröffnete Happer 1851 neben seiner Predigt- 2c. Thätigkeit eine Armenapotheke und als 1854 Dr. Kerr ankam, übernahm er außer zwei Armenapotheken auch die Arbeit der Ärztlichen M. G. und das bis dahin von Dr. Parker geleitete obenerwähnte Krankenhaus, für das nun ein neues sehr geräumiges Gebäude errichtet und eine Ärzteschule begonnen wurde. Für Steinleiden ist Kerr vielleicht der geschickteste Operateur der Welt. Die Südl. Baptisten M. G. endlich, die sich aus der Bapt. Vereinigung entwickelt hat und deshalb ihren Anfang auf 1836 in Kanton zurück datiert, begann 1842 in Hongkong, 1854 Graves in Kanton, 1847 in Schanghai.

Zu diesen alten Missions-Gesellschaften traten bald noch neue, so die Amerikanische Holländisch-Reformierte 1842 in Amoy, die Englisch-Kirchliche 1844 in Schanghai durch Mc. Clatchie, 1850 in Futschau nach verschiedenen anderen besonders durch Wolfe, wo aber die erfreulichen Erfolge erst im nächsten Zeitabschnitt kamen, in Hangtschau 1859 durch Burdon, den späteren Hongkonger Bischof, der seit 1853 in Schanghai gewirkt hatte. Die Presbyterianische Kirche von England begann ihre Arbeit 1847 durch den glühenden Evangelisten Burns, der nach verschiedenem Wirken in Hongkong und Kanton 1852 in Amoy festen Fuße faßte und 1857 mit Smith zusammen in Swatau. Die Amerikanischen Bischöflichen Methodisten traten 1846 mit in das so gesegnete Feld in Futschau ein. Man könnte auch den Beginn der China-Inland Mission in diesen Zeitabschnitt setzen, da ihr Gründer Hudson Taylor 1854 seine Thätigkeit in China begann, obwohl er zunächst von einer anderen Gesellschaft ausgesandt war. Auch deutsche Gesellschaften zogen nun ins Feld.

Gützlaff war im November 1843 als englischer Leiter der chinesischen Angelegenheiten nach Hongkong gekommen. Er hatte Pläne für die Evangelisierung Chinas gehabt, die mehr dem Verfahren der römisch-katholischen Mission in China ähnelten, als evangelischen Grundsätzen entsprachen. Er hatte zunächst deutsche Missionare gewünscht, die er in einem Aufruf nicht nur nach ihren geistigen Eigenschaften schilderte, sondern deren Äußeres auch so sein sollte, daß sie für eingeborne Chinesen sollten gelten können. Da er darauf lauter abschlägliche Antworten erhielt,

so dachte er durch bekehrte Chinesen die Festung des Chinesentums mit Sturm zu nehmen. Dazu stiftete er den „Chinesischen Verein". Der Gedanke, daß bekehrte Chinesen das Beste für die Evangelisierung Chinas thun müßten, war ja an sich ein gesunder. Dutzende von anscheinend tauglichen Leuten fand er; vermeintliche Prediger aus allen 18 Provinzen strömten ihm zu, die das Evangelium in ihre Heimat tragen sollten. Es schien als sollte ganz China durch eine Schar eingeborner Streiter in kürzester Frist für die Religion des Kreuzes erobert werden. Der gemeldete Erfolg übertraf alles, was man bisher in Heidenländern zu erfahren gewohnt gewesen war. Es wäre ja wunderschön gewesen, wenn die Sendboten wirklich bekehrte Leute gewesen wären, die aus innerem Herzensdrange das Evangelium gepredigt hätten. Das hätte ja sonst unbeschadet des von Gützlaff empfangenen Gehalts wohl der Fall sein können. Aber es waren meist Leute, die sehr schnell getauft und dann nach kurzer, sehr ungenügender Vorbereitung ausgesandt waren. Gützlaff fühlte doch selbst, daß sie eine Beaufsichtigung hätten erfahren sollen.

Auf seine wiederholten Aufforderungen sandten endlich im Jahre 1846 die Rheinische und die Baseler M. G. je zwei Missionare nach China. Im Frühling 1847 landeten Genähr und Köster von jener, Lechler und Hamberg von dieser in Hongkong. Kösters zarte Gesundheit war den Anstrengungen, die alsbald von ihnen verlangt wurden, und dem Leben in einer ungesunden chinesischen Wohnung nicht gewachsen. Er starb schon nach einem halben Jahre. Die übrigen Missionare merkten sehr bald, daß der „Chinesische Verein" keineswegs eine freie Vereinigung war von Leuten, die alle von demselben Missionsgeist beseelt waren, wie Gützlaff es dargestellt hatte, sondern daß alles an seiner Person und an seinem Gelde hing. So lösten sie bald ihre Verbindung mit Gützlaff. Als Hamberg bald darauf während einer Reise Gützlaffs nach Deutschland, obwohl schon aus dem „Chinesischen Verein" ausgetreten, doch die Leitung desselben übernahm, mußte er vollends erfahren, daß die vermeintlichen Evangelisten Gützlaff in schmählichster Weise hintergangen hatten, daß ihre vermeintlichen Predigtreisen und großen Erfolge meist nur auf Lug und Trug beruht hatten. Gützlaff starb bald nach seiner Rückkehr von Europa am 9. August 1851. Am Tage nach meiner Ankunft in China in aller Morgenfrühe führte mich Lechler an sein Grab, wie an das so manches anderen Missionars im „glücklichen Thal" zu Hongkong. Wenn Gützlaff auf dem mächtigen Grabstein in englischer Sprache als ein Apostel, in deutscher gar als der Apostel der Chinesen bezeichnet ist, so ist diese Bezeichnung eine Phrase, die nicht in die Missionsgeschichte übertragen werden darf. Aber er hat viel Anregung für die Mission Chinas gegeben. Nicht nur die Rheinische und Baseler M. G. haben, wie bemerkt, ihre Arbeit in China auf seine Anregung hin unternommen, sondern seinem

persönlichen Erscheinen ist auch die Bildung des Berliner Hauptvereins für China, (dessen Arbeit jetzt Berlin I fortsetzt) und des Frauenvereins für China, der das Findelhaus auf Hongkong gründete und trägt, zu danken. Das stille Erziehungswerk des letzteren an den von Chinesen fortgeworfenen Mädchen konnte natürlich nur an einem festen Orte und zwar am besten unter dem Schutze Englands auf Hongkong getrieben werden. Und es ist auch fröhlich gediehen, seit nach manchen ungesunden Wohnungen im Jahre 1861 ein gutes Haus in gesunder Lage gewonnen war und besonders seit im Jahre 1867 in Pastor Klitzke ein Leiter gefunden war, der auch Gottesdienste in chinesischer Sprache aber auch in deutscher halten konnte. Die Bethesdakapelle ist die erste deutsche evangelische Kirche im fernen Osten gewesen. Sonst haben die deutschen Missionare von Anfang an von den Hafenstädten weg sich möglichst ins Binnenland begeben, ein gewiß richtiges Vorgehen, das doch vielleicht auf Gützlaffs Antrieb zurückzuführen ist. Genähr widmete sich sehr bald hauptsächlich der Erziehung von Lehrern und Predigern, während Lechler und Hanspach (Berliner) anfänglich viele weite und abenteuerreiche Predigtreisen machten. Doch ist auch in der Baseler und Berliner Mission stets auf den Unterricht ein großer Nachdruck gelegt. Namentlich die Baseler haben ein bewunderungswürdiges System von ganz vortrefflichen Erziehungsanstalten bis zum Prediger-Seminar hinauf.

Ihr Gebiet fanden sie alle in der Provinz Kuang-tung und zwar die Rheinische Mission unter der Punti-, d. i. einheimischen Bevölkerung der beiden Hongkong am nächsten benachbarten Kreise, die Baseler und Berliner unter der Hakka-, d. i. Gast-Bevölkerung (die einen anderen Dialekt bezw. eine andere Sprache spricht,) einiger nahen und auch sehr entfernter Kreise.

Während man von dem ersten Zeitabschnitt im allgemeinen sagen kann, es handelte sich darum, daß die Missionare die Chinesen gründlich kennen lernten, so kann man von diesem zweiten sagen: die Chinesen mußten Gelegenheit haben, die Missionare kennen zu lernen. Zu der Möglichkeit, die Bibel zu lesen, mußte nicht nur der Kommentar der mündlichen Unterweisung, sondern auch der eines christlichen Lebens kommen. Daß die Missionare nur aus Liebe hinausziehen, ist zunächst allen Heiden und zumal den Chinesen lächerlich. Sie glauben nicht an uneigennütziges Wohlwollen. Die Versicherung nützt da nichts. Der Missionar muß sein Bekenntnis durch sein Leben bekräftigen, ehe sie ihm glauben. Dazu gehört auch Zeit. Von besonderem Segen ist es,

wenn Gott einem tüchtigen und eifrigen Missionar verleiht, lange im Missionsfelde zu stehen. Aber das Vertrauen, man könnte sagen die Kundschaft, die sich der eine erwirbt, kommt auch dem Nachfolger zu gut. Das gilt von der Hospital- und Schularbeit ebensowohl, wie von der Predigt. Nach der Richtung wurde in dieser Zeit für die Folge manche Saat gesät, wenn auch die Zahl der Bekehrten bis 1860 noch nicht viel über 1200 hinausgegangen sein wird.

Als im Jahre 1843 die vom malayischen Archipel und von Kanton herbeigekommenen Missionare, etwa 12 an der Zahl, eine Konferenz hielten, um zu beraten, was zu geschehen habe und wie man am besten in die offenen Thüren eindringen könne, da war eine der wichtigsten Sachen, die beschlossen wurde, die Herstellung einer neuen Bibelübersetzung. Denn so bewunderungswürdig Morrisons Übersetzung auch war so bald nach dem Beginn der chinesischen Studien, so hatten sich doch beim Gebrauch mancherlei Unvollkommenheiten herausgestellt, die mehrere der Teilnehmer veranlaßt hatten, für sich selbst neue Übersetzungen herzustellen, die wohl dem hebräischen und griechischen Original näher gekommen waren, und auch Sprachverbesserungen enthielten. Aber ein solches Werk kann in chinesischer Sprache nicht befriedigend ausgeführt werden, ohne daß gelehrte Chinesen es mit durcharbeiten und den guten Stil vielfach bestimmen. Ferner ist es nötig, daß die Namen von Pflanzen und Tieren, technische Ausdrücke, Listen von Eigennamen und geographischen Namen[1]) beraten, verglichen und festgestellt werden, damit keine Verwirrung angerichtet wird. Noch

[1]) Dies ist darin begründet, daß die Chinesen keine Lautschrift kennen. Es sind deshalb für Namen chinesische Zeichen zu wählen und wer eine leere Tafel vor sich hat und auf niemand Rücksicht zu nehmen braucht, hat eine große Auswahl. David wird in verschiedenen Bibeln durch verschiedene Zeichen ausgedrückt, die vermutlich im Mandarindialekt Dawi klingen. In Kanton wird das eine Taiwai, das andere Taipik gelesen. Genezaret klingt in Kanton Kaknißatlak. Aus diesem Grunde halte ich es für sehr unzweckmäßig, Fremdworte, die übersetzbar sind, ins Chinesische herüberzunehmen, obwohl dies die Autorität der ältesten Buddhistenmönche und großer evangelischer Missionare für sich hat. Die Formel Om-ma-ui-pat-me-hum, wie sie in Buddhistentempeln steht, klingt in der Kantoner Sprache Ngaam ma ni pat mi hung; Jehovah jireh und Ebenezer, die Wahlsprüche, die auf China's Millions gedruckt sind und bei C. J. Missionaren vielfach in den Stuben hängen, lauten in Kanton: Jewowa jilah und Jipinjitschitji. Imanuel, wie es in der Baseler Kapelle in Hongkong auf die Altardecke gestickt ist, lautet: Jimanoili. Und wenn jemand die Zeichen, die das letzte Wort bilden, übersetzen wollte, was doch zunächst jeder thut, dann bekommt er den Unsinn: „Durch ein Pferd bekommt man inwendigen Gewinn."

viel wichtiger ist die Bedeutung von Lehrausdrücken. Die christlichen Gedanken des Neuen Testaments sind den Chinesen unbekannt und doch müssen sie wiedergegeben werden mit solchen Ausdrücken, wie die Gedanken und die Sprache des Volkes sie liefern. Darum müssen solche Ausdrücke wie: Sünde, Buße, Glaube, Sühne, Rechtfertigung, Heiligung, Wiedergeburt, Taufe, Abendmahl, Geist, Gott u. a. erklärt werden, bis sie in christlichen Gemeinden ganz das Gepräge des christlichen Begriffes erhalten haben. Manche dieser Dinge kamen auf der Konferenz in Hongkong zur Sprache und über einige konnte keine Einigung erzielt werden. Man beschloß, die Wahl der Ausdrücke für Gott, Geist und Taufe den einzelnen Missionsgesellschaften zu überlassen, nachdem die Übersetzung fertig gestellt sein würde. Ein Ausschuß, bestehend aus Medhurst und J. Stronach von der Londoner, Bridgman und Culbertson von amerikanischen Gesellschaften, übersetzte das Neue Testament gemeinsam, während die ersteren allein das Alte Testament hinzufügten. Von dieser Übersetzung wird allgemein anerkannt, daß der Stil echt klassisch-chinesisch ist. Aber er wird um deswillen von vielen für zu wenig verständlich gehalten. Bridgman und Culbertson gaben deshalb eine andere Übersetzung heraus, die für gewöhnliche Leser verständlicher sein sollte, obwohl auch im Buchstil. Daneben mußten Übersetzungen in den einzelnen gesprochenen Sprachen oder Dialekten angefertigt werden, die auch beim Vorlesen verständlich sind. Der Buchstil wird nämlich nirgends gesprochen, und man nimmt vielfach auch an, daß es nie eine Zeit gegeben habe, wo eine solche Sprache gesprochen und ohne die Schriftzeichen verständlich gewesen sei.

Unter den Übersetzungen der gesprochenen Sprache ist die bekannteste die im Nordmandarin verfaßte von Blodget, Edkins, Burdon und Schereschewsky. Letzterer, ein früherer jüdischer Gelehrter, hat das Alte Testament allein bearbeitet. Da diese Übersetzung in Zeichen gedruckt ist, so daß jeder sie auf seine Weise aussprechen kann, so ist sie verständigen Leuten, die über etliche dialektische Verschiedenheiten hinwegzusehen vermögen, auch in südlichen Provinzen wohl verständlich. Die Baseler Missionare haben das Neue Testament und manche andere Bücher in die Hakka-Sprache übertragen und zunächst mit lateinischen Buchstaben herausgegeben, später das N. T. auch mit Zeichen. Von rheinischen Missionaren ist einmal das Evangelium Lukas in Kantoner Sprache (Punti) mit Lateinschrift herausgegeben. Doch ist das nicht fortgesetzt, da in dieser Sprache das N. T. und andere Bücher in Zeichenschrift anderweitig veröffentlicht waren.

Die Frage nach der Bezeichnung von Gott, Geist und Taufe hat in diesem Zeitabschnitt zu vielen heißen Kämpfen geführt, die nicht wie einst bei den römischen Katholiken, durch ein Machtwort des Papstes geschlichtet sind; aber die Leidenschaften haben sich allmählich abgekühlt.

Unter den evangelischen Missionaren brauchen die meisten englischen und deutschen für Gott den Ausdruck Schangti, oberster Herrscher und für Geist Schen, die meisten Amerikaner für Gott Schen und für Geist Ling; etliche aber für Gott Thien Tschu, Himmelsherr, wie der Papst will, oder Sschang Tschu, oberster Herr. Taufen wird unterschiedlich Sfi-li Waschungs-Ceremonie, Jan Untertauchen, Ju' Baden oder auch Jan-li Untertauchungs-Ceremonie genannt. Es wird jetzt friedlich über den Unterschied hinweggegangen.

Es könnte nun vielleicht jemand auf den Gedanken kommen, daß die Missionare der Hauptsache nach nicht viel anderes gethan hätten als Bibel übersetzen und Bibelverbreiten, wenn nicht noch eine Beschreibung gegeben würde von ihrem alleralltäglichsten Thun. Es geschehe mit den Worten Muirheads, der von seiner Anfangszeit in Schanghai berichtet in einer Weise, wie wohl fast jeder Missionar es ähnlich erlebt.

„Kapellenpredigt, Schulunterricht, die Arbeit in Hospitälern und Armenapotheken wurde emsig betrieben. Es war außerordentlich interessant, der öffentlichen Predigt des Wortes zu lauschen und zu sehen, welche Scharen dabei anwesend waren, ebenso wie bei der Austeilung ärztlicher Hilfe. Ein wichtiger Zweig der Arbeit war das Besuchen der Dörfer, als ein anfänglich nur beschränktes, aber sich immer mehr ausdehnendes Arbeitsfeld. Da unsere Zahl und unsere Übung sich mehrte, durchreisten wir das Land viele, viele Meilen weit. Kreisstädte, Landstädte, Dörfer und Weiler wurden besucht und es war eine große Freude, in dieser Weise den Massen, die sich überall fanden, das Evangelium zu bringen. Es war unser Bemühen, einen Geist der Freundlichkeit gegen unsre Zuhörer zu entfalten. Zu diesem Zwecke führten wir gern ihre eigenen heiligen (oder klassischen) Bücher an. Das machte meist einen angenehmen Eindruck. Dann suchten wir durch eine Reihe von Gleichnissen, die aus den ihnen vertrauten Verhältnissen hergenommen waren, ihre Gedanken zu den großen Wahrheiten unserer heiligen, christlichen Religion zu erheben und sie ihnen annehmbar zu machen. Der Erfolg von dem allen war natürlich sehr verschieden. Viele drängten sich um uns aus Neugier, um zu sehen und zu hören, wie ein Ausländer in ihrer Sprache sich vernehmen ließe. Sie machten oft komische Bemerkungen über unsern Anzug und unser Aussehen. Einige sagten, unsere Lehre wäre sehr gut, ganz dieselbe wie ihre, und stellten Fragen über unser Land, seine Entfernung, Regierung, Erzeugnisse u. dgl. Nicht wenige gaben ihrem Haß und ihrer Verachtung Ausdruck, und wir waren oft in Gefahr, thätlich beleidigt zu werden und mußten so schnell als möglich vor ihren Angriffen fliehen. Andere waren wirklich bestrebt, zu erfahren, was wir zu sagen hatten. So kamen hier und da Leute unter christlichen Einfluß, kamen zur Sündenerkenntnis, zur Reue und zum Glauben an das Evangelium. Einmal wurde ein Mann beim ersten Anhören des Worts dazu geführt, seinen Glauben an Christum zu bekennen, er lebte und starb in der seligen Hoffnung der Erlösung. Einen andern sah man häufig zum Gottesdienste kommen. Eines Tages wurde er nach dem Schluß desselben angesprochen und gefragt, ob er das Gesagte verstanden hätte. Er sagte nein. Man setzte sich zu ihm, sprach die Heilslehre mit ihm durch. Nach und nach sah er klarer in der Sache und kam zum Glauben. Als er getauft wurde, sagte er, die direkte, persönliche Besprechung mit

ihm hätte ihm zum Glauben geholfen. Lange Jahre hat er sich als einen Nachfolger Christi bewiesen. Ein Gelehrter erhielt einen kleinen Traktat, eine Vergleichung zwischen Christus und Konfuzius. Er dachte anfänglich, die beiden könnten nicht verglichen werden, da Konfuzius so viel höher stände, als alle anderen. Doch las er den Traktat und er machte Eindruck auf ihn. Es dauerte nicht lange, so bekannte er sich zum Christentum und wurde ein ausgezeichneter Prediger. Ein Kaufmann hörte auf das Wort der Wahrheit, wurde davon überzeugt und zierte seinen Glauben an das Evangelium mit einem gottseligen Wandel bis er starb. Eine junge Frau im Hospital war sehr scheu, als wir eine Unterhaltung mit ihr begannen. Ihr Mann, ein Spieler und Opiumraucher, verbot ihr, etwas mit der Mission zu thun zu haben. Im Laufe der Zeit ließ ihr Widerwille nach und sie gewann ein Interesse für das, was sie hörte. Als sie nach Hause zurückkehrte, lernte sie lesen, um mehr von der Lehre erfahren zu können und bekannte offen ihren Glauben an Jesum Christum. Sie ist jetzt unsere fromme, eifrige Bibelfrau und wird von allen mit Liebe und Achtung angesehen. . . . . Das waren die ersten Zeiten unserer Arbeit. Noch säeten wir den Samen und machten Vorbereitungen für die Zukunft. Der gewünschte Erfolg trat ein in einer Weise und in einem Maße, der uns wohl zur Verwunderung und zum Danke gegen Gott treiben kann."

Wir haben uns einen Einblick zu verschaffen gesucht in die Art, wie die Missionare in die geöffneten Thore der 5 Vertragshäfen, (mit der Erlaubnis, in einer Entfernung von 50 km von denselben zu reisen) einzudringen suchten. Es mochten ihrer am Ende dieses Zeitabschnitts, also 1860, nahezu hundert sein. Sie waren nun aber gerüstet weiterhin vorzudringen und warteten mit Sehnsucht, daß Gott ihnen weitere Möglichkeiten erschließen möchte. Es waren mancherlei Dinge, die dazu mitwirkten. Vierzehn Jahre lang wurde das chinesische Reich heimgesucht durch die furchtbaren Stürme der Thaiphing-Empörung. Ein Gelehrter Hung Sfiuzün, ein Hakka aus der Provinz Kuangsi, der an epileptischen Zufällen litt und dabei oft wunderbare Verzückungen hatte, glaubte sich berufen wie einst die im Schu-king gepriesenen Begründer der Herrscherhäuser Schang und Tschau, das gegen die Bestimmung des Himmels regierende Haus Thai Zing (das große reine) zu stürzen und sich unter dem Namen Thai phing (großer Friede) zum Herrscher aufzuwerfen. Merkwürdiger Weise mischten sich unklar aufgefaßte christliche Gedanken, mit denen er bekannt geworden war, in seine Träumereien. Als er nämlich in Kanton im Examen durchgefallen war und in der Enttäuschung noch mehr vom Haß gegen die bestehende Regierung erfüllt, die Halle verließ, übergab ihm Liang Kung-fa' (s. o.) einen Traktat „Gute Worte". Warum sollte er nicht die Religion der Ausländer, welche die von ihm gehaßte Regierung bekämpften, studieren? Er las den Traktat, ließ sich noch weitere christliche Bücher geben, glaubte in einer Verzückung im Himmel gewesen zu sein,

nannte sich den himmlischen Sohn, den jüngeren Bruder Christi, und erklärte sich zum König. Ungezählte Scharen mißvergnügten Volks fielen ihm zu. Er eroberte mehrere Provinzen und setzte sich in Nanking als seiner Hauptstadt fest und verpflanzte von da aus den Aufruhr weiter nach verschiedenen Richtungen. Die verzweifelten Mandarinen waren froh, Hilfe zu bekommen, wo nur immer eine solche sich bot. Das führte dazu, den Einfluß der Ausländer zu heben und half mit, die Schranken der Vorurteile und der Abschließung zu brechen.

Als z. B. im Herbst 1853 Schang-hai in die Hände der Thai-phing-Aufrührer fiel, da waren die chinesischen Zollbeamten nicht mehr imstande, den Zoll von den ausländischen Schiffen im Hafen zu erheben und übertrugen die Aufsicht darüber Europäern, welche die Sache so gut machten, daß später der Seezoll des ganzen Reiches ihnen übertragen wurde (natürlich aber nur auf Verlangen der Ausländer, denen ihre Kriegskosten auf andere Weise nicht sicher gestellt werden konnten).

Als die Gefahr aufs höchste stieg und die Aufständischen auch Peking bedrohten, da war es der Engländer Gordon, der ein Heer von Chinesen so zu beseelen wußte, daß es als das „immer siegreiche" den Aufstand in kurzer Zeit gänzlich niederschlug. Das trug zu besseren Beziehungen der chinesischen Regierung zum Auslande viel bei. Schon vorher aber sollte ein zweiter Krieg mit England die Folge haben, China wenigstens dem Namen nach für das Ausland und auch für die Mission aufzuschließen.

Der Vizekönig der beiden Kuang, Je' (nach Kantoner Aussprache Jip), hatte ein kleines Schiff „Arrow", das die englische Flagge führte und auf dem er einen Seeräuber vermutete, wegnehmen und die Flagge herunterreißen lassen. Da er in höhnischer Weise Genugthuung weigerte, erfolgte der Krieg, beginnend mit der Beschießung und Einnahme Kantons Ende 1857. Die Franzosen machten gemeinsame Sache mit den Engländern. Der Sieg wurde bald errungen. Am 26. Juni 1858 wurde zu Thienzin ein Vertrag abgeschlossen, der leider den Opiumhandel erlaubte. Er gewährte aber auch den Ausländern das Recht, Gesandte am Hofe zu Peking zu halten und in der Hauptstadt wohnen zu lassen, so daß ihre Länder als gleichberechtigt mit China dadurch anerkannt wurden. Endlich enthielt der Vertrag die für die Mission so außerordentlich wichtige Bestimmung, daß die Missionare mit Pässen überall im Lande reisen dürften. Da der Vertrag von den Chinesen gebrochen wurde, mußten die Verbündeten noch einmal zu den Waffen greifen. Peking wurde erobert, wobei der kaiserliche Sommerpalast in barbarischer Weise zerstört wurde.

Der 24. Oktober 1860 war der denkwürdige Tag, an dem die Schranken fielen, die den vierten Teil der Menschheit von ihren Mitmenschen getrennt hatten. China war aufgeschlossen, nun galt es hineinzudringen.

3. Ganz China dem Namen nach aufgeschlossen. 1860 bis zur Gegenwart.

Ganz China aufgeschlossen! Das klingt gut, ja großartig. Wenn dennoch das Jahr 1860 nicht einen so deutlichen Abschnitt bildet, wie das Jahr 1842, so liegt das an der Eigenart der Chinesen, und namentlich der chinesischen Behörden, die vielfach der Ansicht sind, daß die Kunst der Rede darin bestehe, die wahre Absicht zu verhüllen und daß Verträge dazu da seien, in kluger Weise umgangen, d. h. nicht gehalten zu werden. Die Ausführung der Bestimmung des Vertrages von Thienzin, daß der Kaiser mit den Gesandten der Vertragsmächte in Verkehr treten sollte, hatte Hien-fung (1851–1861) durch ein zeitgemäßes Treten in den Ruhestand zu Dschehol zu vermeiden gewußt. Er starb 1862. Die lange Minderjährigkeit des Thung-tschi (1862—1875) hatte für die Frage der Audienzen beim Kaiser einen weiteren Aufschub gebracht, für den das Zungli-Jamen[1]) sehr dankbar war. Der Gedanke, daß der Vertreter eines auswärtigen Staates vor den Kaiser treten sollte, ohne mit der Stirn auf den Boden zu stoßen, war den Mandarinen so unerträglich, daß sie alle Verhandlungen über den Gegenstand vermieden, so lange es irgend thunlich war. Als aber am 16. Oktober 1872 der 16jährige Thung-tschi sich verheiratete und damit nach chinesischen Begriffen seine Großjährigkeit erreichte, mußte diese Sache ins Auge gefaßt werden. Die Gesandten ließen keinen Zweifel darüber, daß das Khothau aufgegeben werden müßte; auch die Zumutung, das Knie zu beugen, wiesen sie entschieden zurück. Endlich kam man überein, daß die Gesandten, wenn der Kaiser ihnen eine Audienz gewähre, sich dreimal vor ihm verneigen sollten. Mancher Leser denkt wohl, diese Kleinigkeiten seien der Erwähnung nicht wert; aber in China hat das Ceremoniell eine ungeheure Bedeutung. Im Juni 1873 war der Kaiser bereit, die Gesandten in feierlicher Audienz zu empfangen, vielleicht zum Teil auch von Neugier getrieben. Eine Demütigung suchten die Mandarinen den Gesandten noch darin zu teil werden zu lassen, daß der Empfang in dem Tschu-kuang Ko oder Pavillon des Purpurlichts abgehalten wurde, wo sonst die Abgesandten tributpflichtiger Staaten

[1]) Die gewöhnliche Schreibweise ist Tsungli-Yamen.

empfangen zu werden pflegten. Aber darüber sahen die Gesandten hinweg.

Der Krieg mit Frankreich 1884 war nicht danach angethan, den Stolz der Chinesen zu demütigen. Auch vom Kaiser Kuang Ssü, der seit 1875 minderjährig regierte, wurden die Gesandten 1890 wieder im Tschu-kuang Ko empfangen, doch beschlossen sie, in Zukunft lieber auf eine Audienz zu verzichten, als noch einmal sich in dem Gebäude einzufinden. Aber was diplomatische Verhandlungen nicht hatten zu Wege bringen können, das leisteten die politischen Verwickelungen. Der Krieg mit Japan machte die chinesische Regierung geneigt, sich um die Gunst der europäischen Mächte zu bewerben und im November 1894 wurden die Gesandten zum erstenmale innerhalb des kaiserlichen Palastes zur Audienz zugelassen. Der Verlauf des japanischen Krieges offenbarte die jämmerliche Hohlheit und Schwäche des chinesischen Kolosses in einer so furchtbaren Weise, daß selbst die hochmütige Einbildung des offiziellen Chinas bedeutend erschüttert und gedemütigt wurde, wenn auch noch lange nicht genug. Im Friedensschluß mußte sich China dazu verstehen, außer einer sehr hohen Kriegskostenentschädigung, Formosa, die Pescadores und die Halbinsel Liautung einschließlich Port Arthur an Japan abzutreten. Durch das Dazwischentreten von Rußland, Deutschland und Frankreich wurde Japan veranlaßt, Liautung mit Port Arthur wieder zurückzugeben. Als Entschädigung für die guten Dienste verlangte Rußland das Recht, die sibirische Eisenbahn durch die Mandschurei nach Wladiwostock zu führen, mit einer Zweiglinie nach Kirin Mukden und Port Arthur. Frankreich verlangte, daß die Chinesen die Tongkinger Eisenbahn von der Grenze aus bis Nanning Fu in Kuang-ßi fortsetzen sollten. Deutschland verlangte für den Augenblick nur einige Rechte in Bezug auf Bergwerke. Als aber im Jahre 1897 eine katholische Missionsstation in Schantung zerstört und zwei deutsche Priester ermordet worden, da wurde der Anlaß benutzt zu der wohl schon länger geplanten Besitzergreifung des Hafens von Kiautschau mit Umgebung. Daraufhin verlangte Rußland Port Arthur und Talienwan, England Wei-hai-wei und Frankreich die Kuangtschaubucht auf der Halbinsel Lientschau in Kuangtung.

Trotz aller der genannten Ereignisse kostete es doch dem deutschen Gesandten von Heyking noch etliche Mühe, den chinesischen Behörden begreiflich zu machen, daß Prinz Heinrich, der Bruder des deutschen Kaisers, in Peking nicht anders denn als ebenbürtig dem Kaiser einen Besuch machen könne. Aber das bis dahin nie dagewesene ist nun geschehen.

Im Mai 1898 wurde Prinz Heinrich von Kuang Sſü stehend empfangen und alsbald mit einem Gegenbesuche beehrt. Den unreifen Reformversuchen des jungen Kaisers, von denen noch die Rede sein muß, ist vorläufig durch einen Staatsstreich seiner Tante, der Kaiserinwitwe, welche die Regierung wieder in ihre Hand genommen hat, ein jähes Ende bereitet.

In ähnlicher Weise wie das Recht der Gesandten wurde auch das auf dem Papiere des Vertrags von Thienzin stehende Recht der Missionare, in ganz China zu reisen, noch lange vorzuenthalten gesucht und mußte aufs neue erkämpft und in Verträgen festgestellt werden. Nur das Aufschließen neuer Vertragshäfen war sofort ein wesentlicher Gewinn, von dem nichts abzuziehen war. Es waren zunächst der Zeitfolge nach: Taiwan, Tschifu, Swatau, Hankau, Thienzin und Peking u. a. Wieviel das zu bedeuten hatte, macht Dr. th. Ashmore deutlich an Swatau. Hunderttausende von Leuten, die den Dialekt sprachen, lebten in Singapore und Siam. Unter ihnen hatten er und andere Missionare schon mit Erfolg gearbeitet; aber die Aussicht, von da eine Wirkung auf ihre Heimat auszuüben, war gering. Dagegen versichert er, das die gesegnete Arbeit zweier starker Missionsgesellschaften in Swatau selbst (der engl. Presbyterianer und am. Baptisten) ihren Einfluß in Hongkong, Singapore und Siam sehr fühlbar mache und einigermaßen bis nach Pinang. Doch viel bedeutsamer als Swatau waren die wichtigen Gebiete am Jangzekiang und in Nordchina, die aufgeschlossen wurden.

Als im Jahre 1870 in Thienzin vom chinesischen Pöbel ein entsetzliches Blutbad angerichtet war, in dem 20 Europäer, zumeist katholische barmherzige Schwestern, hingemordet wurden, da verlangte zwar die französische Regierung nach beliebter Manier Rache und Schadenersatz, aber das Zungli Jamen suchte zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse allerlei Maßregeln für die Missionare vorzuschlagen, welche die Vertragsrechte so gut wie aufgehoben hatten. Darauf gingen die Mächte nicht ein. Dagegen war eine andere Unthat, die offenbar von chinesischen Beamten verschuldet war, der Anlaß, die Vertragsrechte zu erweitern und genauer festzustellen. Es war 1874 vereinbart worden, daß im Auftrage des Vizekönigs von Indien eine Versuchsreise über Bhamo in Barma nach Junnan gemacht werden sollte, um dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Ein tüchtiger Konsulatsbeamter und Sinologe Margary, der die Reisenden in Empfang nehmen wollte, wurde nahe der Grenze ermordet. Die Verhandlungen über diese Sache nahmen einen so unbefriedigenden Verlauf, daß der englische Gesandte Sir Thomas Wade schon seine Flagge in

Peking niedergeholt und sich eingeschifft hatte, als Li Hung-tschang ihm nach Tschifu nachreiste. Dort kam die berühmte Vereinbarung von Tschifu zustande am 13. September 1876, worin nun wirklich China erfolgreich aufgeschlossen wurde. Eine der Bestimmungen lautete, daß in jeder Stadt aller 18 Provinzen ein kaiserlicher Erlaß angeschlagen werden sollte, der ankündigte, daß Ausländer überall frei umherreisen dürften und unter kaiserlichem Schutz ständen. Was das Recht, im Binnenlande zu wohnen anbelangt, so behauptete zwar noch in den achtziger Jahren der deutsche Konsul in Kanton, es sei nicht vorhanden. Aber es war eine dahin gehende Bestimmung um der katholischen Missionare willen schon in den französischen Vertrag von Thienzin auf interessante Weise mit hineingebracht und mußte deshalb allen „meistbegünstigten" Völkern mit zu gute kommen. Eine wichtige Folge der Vereinbarung zu Tschifu war auch die Unterhaltung eines ständigen chinesischen Gesandten am englischen Hofe, der weitere Gesandtschaften folgten.

Die Vertragshäfen bezw. für Ausländerverkehr freigegebene Städte, die sich von 5 nach und nach bis 1895 auf 24 vermehrten, wurden mit Eifer von den Missionaren in dem Maße, wie sie aufgeschlossen wurden, besetzt. Da später doch noch ein Überblick gegeben werden muß, so empfiehlt es sich, dies jetzt nicht im einzelnen zu verfolgen. Nur über die Schwierigkeit der evangelischen Mission, nach Peking vorzudringen, sollen hier einige Einzelheiten angeführt werden. Während nach 1860 französische Priester und Jesuiten scharenweise in Peking einzogen, dort öffentlich missionierten und sich anschickten, in der Nähe des kaiserlichen Palastes eine prächtige Kathedrale zu erbauen, verweigerte der britische Generalbevollmächtigte Sir F. Bruce den evangelischen Missionaren den Einzug in die Hauptstadt. Am 9. Mai 1861 kam der englische Baptisten-Missionar Klonkers in Peking an. Als er in die britische Gesandtschaft eintrat, um die Ermächtigung zu einer Mission einzuholen, wurde er sehr zornig empfangen und mußte trotz aller Gegenvorstellungen die Stadt nach 4 Tagen verlassen. Ein zweiter Versuch im nächsten Monat schlug ebenfalls fehl. Im September 1861 kam der Arzt Dr. Lockhardt von der Londoner M.-G. unter einer anderen Form nach Peking, es wurde ihm gestattet, ein Krankenhaus mit einer Apotheke darin zu errichten, wobei er natürlich auch missionierte. Im Mai des folgenden Jahres kam der evangelische Bischof Smith von Hongkong in Begleitung des Missionars J. S. Burdon (seines späteren Nachfolgers) nach der Hauptstadt und versuchte den Gesandten zu bewegen, dem letzteren den

Beginn der Missionsarbeit zu gestatten. Es wurde abgelehnt, doch durfte Burdon dableiben, um zehn Söhne hoher tartarischer Beamter im Englischen zu unterrichten. In einem sehr ausführlichen Schreiben setzte Sir F. Bruce dem auswärtigen Amte auseinander, warum er das Ansuchen des Bischofs von Viktoria zurückgewiesen habe und fand von dort vollkommene Billigung. Namentlich behauptete er, die protestantische Mission sei überall fehlgeschlagen, weil sie sich nur an die Ungebildeten wende. Es ist nicht uninteressant, aus einer Erwiderung, die Dr. Legge auf diese in einem Blaubuche veröffentlichte Korrespondenz drucken ließ, etwas mitzuteilen. Legge schreibt:

„Ich ging im Jahre 1839 als Missionar von England nach China. Seit 1843 wohne ich in Hongkong. Dorthin brachte ich mit mir 3 chinesische Christen von Malakka. Am ersten Tage des gegenwärtigen (chinesischen) Jahres (1863) kamen die Mitglieder meiner Gemeinde samt ihren Familien zusammen und bildeten eine Versammlung von nahezu 300 Seelen. Ein Greis, sehr schwach und fast blind vor Alter, einer von den dreien, die mit mir von Malakka hierhergekommen waren, stand auf und sprach: „Wenn ich dieses mit Christen gefüllte Haus betrachte und daran denke, daß aus uns dreien eine so große Zahl geworden ist, so fühle ich, daß wir Ursache haben, Gott zu danken und Mut zu fassen. Wenn meine Kinder so alt werden, wie ich bin, so werden sie noch größere Dinge schauen dürfen." Wahrlich meine Missionsarbeit ist kein Fehlschlagen gewesen; und was ich erlebt, das haben auch meine übrigen Mitarbeiter in China erleben dürfen. Viele von ihnen haben noch reichere Erfolge gesehen. Die Missionare haben nicht versäumt, sich der Presse zu bedienen oder Unterrichtsanstalten zu gründen, um dadurch den höheren Klassen beizukommen. Die chinesischen Wörterbücher von Morrison, Medhurst und Williams sind unvergängliche Denkmäler ihrer Tüchtigkeit und ihres Fleißes. Mehr als eine vollständige Übersetzung der Bibel ins Chinesische ist ein Erfolg, dessen wir uns auch vor unsern Feinden zu rühmen haben. Viele christliche Abhandlungen und Traktate sind erschienen, sogar Werke über Geschichte, Geographie, Physiologie, Astronomie, Mathematik, Chirurgie, Arzneikunde und andere Zweige der Wissenschaft und Litteratur. Kein Jahr ist vergangen, wo nicht Hunderte von chinesischen Schriften die Missionspresse verlassen haben." Legge widerlegt weiter schlagend alle Einwürfe des britischen Vertreters und fährt dann fort: „Völlig unbegreiflich aber ist der Rat, den Sir F. Bruce der heimischen Regierung giebt und den Graf Russel einfach gutheißt und annnimmt: „daß die ausländischen Regierungen sich künftig enthalten sollen, das Christentum unter ihren Schutz zu nehmen, als wäre das eine Sache, woran sie ein Interesse hätten." Schmach über den Mann, der solche Worte niederschreiben konnte! Sir F. Bruce residiert in Peking kraft des Vertrags, der zwischen ihrer britischen Majestät und dem Kaiser von China geschlossen wurde. Seine Aufgabe besteht einfach darin, über die Vertragsbestimmungen zu wachen, er hat kein Recht, an dem Vertrag selbst etwas zu ändern." Dann folgt eine gründliche Auseinandersetzung der Vertragsrechte. Es scheint, daß der britische Vertreter nicht wieder gewagt hat, einem Missionar sein Recht vorzuenthalten, um so weniger, als

bald amerikanische Missionare verschiedener Gesellschaften ihren Einzug in Peking hielten, die sich an ihn nicht zu kehren hatten. Denn der Londoner Missionar Dr. Edkins, der schon mehrere Reisen nach Peking gemacht und die ersten evangelischen Christen dort 1862 getauft hatte, nahm 1863 da seinen ständigen Wohnsitz und Burdon ist auch nicht als Sprachlehrer, sondern als Missionar dortgeblieben.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

VI. (Schluß.[1])

Außer dem, was die Mission speziell für das weibliche Geschlecht thut, trägt zur Hebung des gesamten Familienlebens am meisten das gute Beispiel bei, das Missionare und eingeborene Christen in ihrer Häuslichkeit „denen, die draußen sind," vor Augen stellen. Daß man an dem Ton, der den Verkehr der Familienglieder untereinander beherrscht, namentlich aber an der Art, wie die Kinder erzogen werden, ja meist schon an der Einrichtung und dem Aussehen der Häuser bestimmt erkennen kann, ob man Christen oder Nichtchristen vor sich hat, ist eine für die verschiedensten Länder gleichmäßig bezeugte, nicht selten auch von Heiden mit Bewunderung anerkannte Thatsache. So wird aus Japan berichtet: „Auf viele, die sonst am Christentum kein Interesse haben, macht der edlere, glücklichere Ton des Familienlebens unter den Christen tiefen Eindruck, so sehr, daß von vielen, die nicht englisch können, die Worte „Christian home" als die Bezeichnung des Inbegriffs einer idealen Häuslichkeit verstanden werden." Aus dem hohen Norden Amerikas schreibt ein Missionar, an einen bestimmten Vorfall anknüpfend: „Eine altersschwache Mutter, dem Tod in den Flammen überliefert — das ist Heidentum; eine altersschwache Mutter, von ihren Söhnen auf den Händen zum Gotteshause getragen — das ist Christentum." Und ein Missionar in der Türkei erklärt: „Nächst der Errettung einzelner Seelen sind die Wahrnehmungen, die man in christlichen Häusern macht, diejenigen Erfolge, die das Herz des wahren Missionars am meisten erfreuen und den Wert seiner Arbeit am wirksamsten beweisen." Auch dafür fehlt es nicht an Zeugnissen, daß auch die dem Christentum selbst Fernbleibenden doch von dem „Anschauungsunterricht", der ihnen in christlichen Häusern erteilt

[1]) Der Schluß des Ganzen kann erst folgen, wenn der 3. Band des Dénnisschen Buches erschienen ist. D. H.

wird, manches lernen, namentlich im Orient, der sich, dank den Traditionen aus besserer Zeit, die gerade im Familienleben dort noch vielfach nachwirken, auf diesem Gebiet für die Einflüsse des Christentums in besonders verheißungsvoller Weise empfänglich zeigt.

Unter den Verdiensten der Mission um das Familienleben nimmt neben der Fürsorge für die sittliche Erziehung der Kinder deren Schutz vor Vernachlässigung und grausamer Behandlung, der sie unter der Herrschaft des Heidentums vielfach ausgesetzt sind, eine wichtige Stelle ein. Zum Teil durch systematische und organisierte Arbeit, noch mehr aber dadurch, daß sie der Lieblosigkeit und dem Aberglauben, den beiden Hauptursachen des traurigen Loses so vieler Kinder, durch Lehre und Beispiel entgegenwirkt, hat die Mission schon hunderte von ihnen vor einem Leben in Elend oder Schande, dem sie sonst sicher verfallen wären, bewahrt oder daraus errettet. Daß sie namentlich den Greuel des Kindermordes mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft, ist selbstverständlich; und in der Verschiedenheit dieser Mittel von denen, auf die sich die weltliche Gewalt beschränken muß, ist es natürlich begründet, daß die Mission mit ihrem Auftreten gegen jene barbarische Sitte nachhaltigeren und tiefergreifenden Erfolg gehabt hat als die Regierungen, deren Organe z. T. selbst zugegeben haben, daß, wo sie etwas Nennenswertes ausgerichtet haben, dies ohne die vorbereitende Thätigkeit der Mission nicht möglich gewesen wäre. Freilich bleibt auch für diese der größte Teil der Arbeit noch zu thun, aber es ist doch schon ein hocherfreulicher Gewinn, daß es ihr gelungen ist, auf einigen Gebieten den verheerenden Molochsdienst ganz zu unterdrücken, auf vielen anderen ihn bedeutend einzudämmen und die Zahl seiner Opfer stetig zu vermindern. Unter den besonderen Anstalten, die zur Rettung der dem Tode unmittelbar entrissenen (namentlich der ausgesetzten) Kinder bestimmt sind, verdient das von dem Berliner Frauenverein gegründete Findelhaus Bethesda auf der Insel Hongkong besondere Erwähnung.

Für die Treue, mit der die Mission ihre Pflicht den Waisen gegenüber zu erfüllen bestrebt ist, legt die stattliche Zahl der von ihr begründeten, unterhaltenen und unterstützten Anstalten zu deren Versorgung und Erziehung ein ehrenvolles Zeugnis ab. Sie sind über das ganze Missionsfeld verteilt, aber natürlich nicht gleichmäßig, da in manchen Ländern große Katastrophen eine schnellere und bedeutendere Ausdehnung des Werkes bedingten als anderwärts, so in Indien die Hungersnöte 1896—1897 und in Vorder-Asien die Christenverfolgungen vom Jahre 1860

und 1895—1896. Die größte Zahl christlicher Waisenanstalten hat gegenwärtig Indien, nämlich 124 mit ungefähr 8000 Kindern, von denen 2000 allein in der Pflege der Mission der amerikanischen bischöflichen Methodisten stehen. Auch in Vorder-Asien zählen die Waisenkinder, die in den Anstalten verschiedener amerikanischer und deutscher Gesellschaften und Vereine untergebracht sind, nach Tausenden; an ihrer Pflege und Erziehung sind deutsche Diakonissen in hervorragendem Maße beteiligt.[1]) Selbst auf den Südsee-Inseln fehlt es nicht an Waisenhäusern; eines wurde von Dr. Paton gegründet. Der Arbeit unter den Waisen Japans verleiht der Umstand ein besonderes Interesse, daß dort das erste und größte Waisenasyl, in Okayama, von einem eingeborenen Christen errichtet wurde. Dieser, ein junger Mediziner namens J. Ishii (geb. 1865), wurde hauptsächlich angeregt durch Schilderungen der großen Anstalten Georg Müllers in Bristol, der 1886 selbst Japan besuchte. Diesen Glaubensmann nahm sich der damals erst 22jährige Mann in jeder Hinsicht zum Muster und eiferte ihm mit solchem Erfolg nach, daß man ihm selbst den „Georg Müller des Orients" genannt hat. Mit der Aufnahme eines Waisenknaben begann er (1887) sein Werk, für das er bald darauf, als andere Pfleglinge hinzukamen, einen alten Buddhistentempel in Okayama mietete. Immer reichlicher fließende Mittel ermöglichten es ihm, sein „Asyl" stetig zu erweitern. Nach Verlauf der ersten 10 Jahre umfaßte es bereits mehrere Gebäude, in denen verschiedene Gewerbe gelehrt und betrieben werden; auf der Insel Kiushiu besteht eine Filiale, mit der ein eigenes Schiff den Verkehr vermittelt. Die Anstalt besitzt außerdem eine Druckerei, auf der außer einer regelmäßig über sie berichtenden, in einer englischen und einer japanischen Ausgabe erscheinenden Zeitung noch 12 andere Blätter und Zeitschriften gedruckt werden. Die Gesamtzahl der Zöglinge, die in dem Asyl während des ersten Decenniums versorgt und zu nützlicher Thätigkeit herangezogen wurden, beträgt über 500; die meisten von ihnen waren verwahrloste oder verwaiste Kinder.

3. Mit der Darstellung dessen, was die christliche Mission für die vernachlässigten und elternlosen Kinder thut, haben wir bereits eine andere Seite ihrer das soziale Wohl der Menschheit fördernden Thätigkeit berührt, die wir zusammenfassend mit der Überschrift „Die Überwindung heidnischer Grausamkeit durch christliche Liebe" bezeichnen könnten.

[1]) Über die Kaiserswerther Diakonissenarbeit im Morgenlande hat diese Zeitschrift 1898, 491 ff., über das Hilfswerk an den armenischen Waisen 1899, 539 ff. ausführlich berichtet.

Hier ist vor allem die Bekämpfung des Sklavenhandels zu nennen, deren Geschichte mit dem Namen Livingstone und schon dadurch mit der Mission unzertrennlich verknüpft ist. Selbstverständlich ist es nicht — oder doch nur in ganz vereinzelten, außerordentlichen Fällen — Sache des Missionars, sich an diesem Kampf mit den Waffen in der Hand zu beteiligen. Die Ausübung der Gewalt muß er der Obrigkeit überlassen. Die Mission hat andere, umfassendere und tiefergreifende Aufgaben. Sie hat vor allem darauf hinzuwirken, daß sich die Obrigkeit ihrer Pflicht bewußt bleibt, das Schwert nicht umsonst zu tragen. Die ersten Anregungen zum Einschreiten der britischen Regierung gegen den Sklavenhandel (1807) gingen von christlichen oder wenigstens durch das Christentum beeinflußten Kreisen aus; und seitdem läßt sich bei fast allen weiteren kriegerischen und gesetzgeberischen Maßnahmen der Kolonialregierungen [1]) ein Zusammenhang mit der Wirksamkeit der Missionen nachweisen [2]), die dann auch bei ihrer Durchführung zuweilen wesentliche Dienste leisten.[3]) Noch wichtiger ist das Zusammen-

[1]) Außer dem oben 1898, 536 Erwähnten ist noch besonders hervorzuheben die Unterwerfung der Sklavenhandel treibenden Fullahs im Nigergebiet durch die Royal Niger Company, der 1897 das Verbot des Sklavenhandels und der Sklaverei in Nigeria folgte. Diese Aktion wurde wirksam vorbereitet und unterstützt durch die Thätigkeit des bekannten Negerbischofs Crowther, der, selbst einst als Knabe den Sklavenhändlern entrissen, zeitlebens an den Bemühungen um die Unterdrückung des Sklavenhandels lebhaften Anteil genommen hat. — Die Bestimmungen der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz haben sich als nicht einschneidend genug erwiesen. Von den Ländern im Norden Afrikas hat bis jetzt nur Ägypten, und seit dem Siege von Omdurman ein großer Teil des östlichen Sudan, dem Sklavenhandel wirksam verschlossen werden können (vgl. A. M. Z. 1899, 487).

[2]) Das gilt auch von dem Einschreiten der britischen Regierung gegen die vom Sklavenhandel faktisch kaum verschiedene gewaltsame Verschleppung von Eingebornen der Südsee-Inseln nach den Farmen und Plantagen Australiens und Polynesiens; gegen sie ist besonders energisch und erfolgreich der ehrwürdige Dr. Paton aufgetreten; hauptsächlich durch ihn ist die Regierung zu ihrem Vorgehen bestimmt worden. — In der Kapkolonie findet auffallenderweise unter den Augen der Regierung eine ebenfalls dem Sklavenhandel ziemlich gleichkommende „Verdingung" von eingebornen Kriegsgefangenen statt, gegen die im Lande selbst und auswärts eine lebhafte Agitation im Gange ist.

[3]) So bilden, von anderem abgesehen, für die Vorgänge in den weiter von der Küste abgelegenen Gebieten, die sich auch bei der größten Wachsamkeit der Kenntnis der Regierungsorgane, weil deren verhältnismäßig zu wenige sind, entziehen würden, die Missionsstationen äußerst wichtige, ja geradezu unentbehrliche Beobachtungsposten.

wirken der Miſſion mit den Kolonialregierungen in einer anderen Hinſicht. Die bloße Befreiung der Sklaven hat erfahrungsgemäß nur ſehr bedingten Wert, wenn nicht zugleich für geeignete Unterbringung, Pflege und Erziehung der Befreiten geſorgt wird. Dies geſchieht aber faſt ausſchließlich [1]) von ſeiten der Miſſion (oder ihr mehr oder weniger naheſtehender Kreiſe), und zwar teils in eigens zu dieſem Zweck gegründeten Anſtalten, teils im natürlichen Zuſammenhang mit anderen Zweigen ihrer Arbeit, namentlich den Induſtrie- und Handfertigkeitsſchulen.[2]) Unter den Spezialinſtituten für befreite Sklaven ſind die bedeutendſten die der engliſchen Kirchen-Miſſion in Sierra Leone und Freretown,[3]) ferner die der beiden ſchottiſchen Hauptmiſſionsgeſellſchaften (E. C. S. und F. C. S.) im Nyaſſa-Gebiet. Die hier ebenfalls arbeitende Univerſitäten-Miſſion, die, getreu den Abſichten ihres Gründers Livingſtone, die Bekämpfung des Sklavenhandels in ſpeziellerer Weiſe als andere in ihr Programm aufgenommen hat, hat in Sanſibar mit dem Ankauf des alten Sklavenmarktes und der anliegenden Gebäude und der Errichtung einer Kirche, ſowie verſchiedener Miſſions-, Unterrichts- und Heilanſtalten an ihrer Stelle eine der berüchtigtſten Hochburgen des Sklavenhandels in ein Hauptcentrum der Sklavenbefreiung — im vollſten und tiefſten Sinne des Wortes — verwandelt. In Kiſſerawe hatte die Berliner Miſſion für Oſt-Afrika eine Anſtalt für befreite Sklaven aus dem deutſch-oſtafrikaniſchen Gebiet errichtet, die jetzt von dem Evangeliſchen Afrika-Verein übernommen und nach Lutindi verlegt worden iſt. Für ſolche Sklaven, die mehr in der Nähe von Arabien und Perſien befreit werden, wohin die Sklavenſchiffe von Oſt-Afrika aus meiſt ſteuern, iſt von der Miſſion der reformierten Kirche in Amerika in Muskat ein Sklavenheim gegründet.[4]) — Hie und

---

[1]) Mehr allgemein philanthropiſchen Charakter tragende Antiſklaverei-Geſellſchaften ſind die Philafrican Liberators' League (mit dem Hauptſitz in New-York), die vor nicht langer Zeit ihre erſte Sklavenfreiſtätte im Hinterland von Benguela errichtet hat, und ein Schweizer Verein, der in Aſante zu wirken gedenkt.

[2]) So ſind z. B. in Lovedale beſondere Klaſſen für befreite Sklaven eingerichtet.

[3]) Näheres über dieſes Sklavenaſyl ſ. Allg. M. Z. 1891, 497 ff.

[4]) Gegen den Loskauf von Sklaven behufs der Unterbringung in einer Miſſionsanſtalt — eine namentlich von katholiſchen, aber auch von einzelnen evangeliſchen Miſſionen geübte Praxis — beſtehen ſehr gewichtige Bedenken. Abgeſehen davon, daß ein ſolches Verfahren indirekt doch den Sklavenhandel fördert, wird damit auch eine Begriffsverirrung angerichtet, deren unheilvolle Folgen den Nutzen der Befreiung mindeſtens aufwiegen dürften.

da ist es den Missionaren auch schon gelungen, den Sklavenhändlern dadurch Abbruch zu thun, daß sie ihren Einfluß mit Erfolg geltend machten, um ihnen einzelne Ankaufsgebiete zu entziehen; so hat Mackay den König Mtesa von Uganda, Coillard den Barotse-Häuptling Lewanika, Bischof Mackenzie mehrere Häuptlinge am oberen Sambesi bestimmt, keine Sklaven mehr außer Landes zu verkaufen.

Aus der Unterdrückung des Sklavenhandels würde sich auch im günstigsten Falle noch nicht die Aufhebung der Sklaverei als sozialer Institution ergeben. Daß aber auch diese zu den Zielen gehört, auf die hinzuarbeiten die Mission berufen ist, bedarf kaum eines Beweises. Die Art und Weise freilich, wie dies geschieht, muß je nach den besonderen Verhältnissen, die oft an den Takt, die Umsicht und Geduld der Missionare große Anforderungen stellen, verschieden sein. In Afrika ist — meist unter deutlich erkennbarer Einwirkung der Mission — teils von seiten der Kolonialregierungen (wie in Nigeria, in Sansibar[1]) und Madagaskar), teils von seiten eingeborener Häuptlinge (wie in Khamas Gebiet, in einem großen Teil von Uganda und in Alt-Calabar) die Abschaffung der Sklaverei angebahnt worden; im übrigen steht dort der Kampf gegen die Greuel des Sklavenhandels im Vordergrund der Antisklavereibewegung,[2]) die indes in immer steigendem Maße auch den bereits in der Sklaverei Lebenden zu gute kommen wird.[3]) Anders liegen die Dinge in West-

[1]) In diesen beiden Territorien erstreckt sich übrigens das Gesetz nur auf den „status" der Sklaverei (nicht, wie die Parlamentsakte von 1834 auf die Sklaverei überhaupt), d. h. es steht jedem Sklaven frei, sich bei den Behörden einen Frei-Schein zu holen; nur dieser giebt die Freiheit; um die, welche „freiwillig", d. h. in Wirklichkeit oft durch allerlei Vorspiegelungen und Drohungen bewogen, in dem Verhältnis eines Sklaven bleiben, kümmert sich die Regierung nicht. Besonders auffallend ist es, daß von dem Recht, die Freilassung zu verlangen, die als Konkubinen dienenden Sklavinnen ausgeschlossen sind.

[2]) Es verdient anerkannt zu werden, daß die katholische Kirche durch ihre eifrige Beteiligung an der Antisklavereibewegung, die namentlich in Kardinal Lavigerie einen begeisterten Förderer gefunden hat, die schwere Schuld zu sühnen bemüht ist, die sie früher durch die Sanktionierung des Sklavenhandels auf sich geladen hat.

[3]) Die Aktionssphäre, auf die — abgesehen von der bereits geschilderten Fürsorge für die Befreiten — in einem großen Teil Afrikas die Mission hinsichtlich der Sklaverei noch beschränkt ist, dürfte am treffendsten gekennzeichnet sein in den folgenden Worten eines englischen Missionars in Britisch-Central-Afrika: „Wo das Christentum auftritt, und in dem Maße als es sich ausbreitet, wird die Sklaverei eines natürlichen Todes sterben; schon jetzt schwindet sie allmählich. Jahrhunderte lang

Indien und Süd-Amerika, wo die Mission mit der Geschichte der Sklavenemanzipation am engsten verbunden ist. Ein Hauptzweck der Missionsgesellschaften, die auf der Insel Jamaika, dem Ausgangspunkt der Freiheitsbewegung, mit der Brüdergemeinde beginnend in rascher Aufeinanderfolge in die Arbeit eintraten, war die Unterweisung und Bekehrung der Negersklaven. Die Feindseligkeit, mit der die meisten Sklavenhalter den Missionaren begegneten und die ihren Gipfel mit den gehässigen Anschuldigungen erreichte, die aus Anlaß eines Sklavenaufstandes (1831) gegen sie erhoben wurden, obwohl sie es absichtlich vermieden hatten, irgendwie die direkte Abschaffung der Sklaverei zu fordern, veranlaßte im Verein mit dem furchtbaren Eindruck des Anblicks der an den Sklaven verübten Grausamkeiten die drei Baptisten-Missionare Knibb, Burchell und Phillippo eine Agitationsreise nach England zu unternehmen. Dort hatten Männer wie Wilberforce, Clarkson und andere ihnen schon wirksam vorgearbeitet. Ein Parlamentsbeschluß verfügte die Abschaffung der Sklaverei in Jamaika und allen englischen Kolonieen vom 1. August 1834 ab; leider wurde zugleich verfügt, daß die Sklaven vor der Erlangung der vollen Freiheit noch eine vierjährige „Lehrzeit" (apprenticeship) durchmachen sollten; eine Frist, die ihre Herren vielfach ausnützten, um sie nochmals alle Leiden in besonders reichem Maße durchkosten zu lassen. Daß der Gouverneur von Antigua den 30000 dortigen Sklaven diese „Lehrzeit" ersparte und die Freilassung sofort durchführte, geschah auf den Rat der Missionare und mit der öffentlichen Begründung, daß durch den von diesen erteilten Unterricht die Sklaven zum Empfang der vollen Freiheit bereits genügend vorbereitet seien (!). In Guyana haben sich vor allen zwei Missionare der L. M. S., Wray und Smith[1]) um die Befreiung, die Sendboten der Brüdergemeinde[2]) um die Unterweisung und

---

hat sie bestanden, ohne daß eine einzige Stimme sich gegen sie erhoben hätte. Jetzt zum erstenmale hören Eingeborne, daß sie etwas Verwerfliches ist, und die Stimme des Protestes wird Jahr um Jahr lauter und weiter erschallen, je mehr die Zahl der eingebornen Christen zunimmt."

[1]) Dieser starb als Märtyrer der guten Sache im Gefängnis. Auf Anstiften der Sklavenhalter war er unter der falschen Anklage, einen Sklavenaufstand unterstützt zu haben, zum Tod durch den Strang verurteilt worden, wurde aber dann zu lebenslänglicher Haft „begnadigt", die durch einen schnellen Tod (infolge der ungesunden Luft in dem Gefängnis) abgekürzt wurde.

[2]) In Niederländisch-Guyana waren sie mit der geistlichen Versorgung der Sklaven (und der Gefangenen) bereits am Anfang des Jahrhunderts vom Gouverneur speziell beauftragt worden.

Pastorierung der Sklaven bezw. Freigelassenen große Verdienste erworben. Am wenigsten direkt hat die Mission im Orient auf die Abschaffung der Sklaverei hinarbeiten können;[1]) doch hat sie auch dort manches zur Linderung des Loses der Sklaven thun, manchen von ihnen auch schon die Freiheit auswirken dürfen. —

Zu den Ländern, in denen mit dem Sieg des Evangeliums die Menschenfresserei so gut wie völlig verschwunden ist, gehören die weitaus meisten unter den Südsee-Inseln, sowie das Feuerland (an der Südspitze Süd-Amerikas). Die Thatsachen, die den Kontrast zwischen dem Einst und Jetzt unter den Völkern dieser Gebiete am deutlichsten illustrieren, sind zum Teil schon früher[2]) erwähnt worden und im übrigen so allgemein bekannt, daß wir hier nicht nötig haben, sie weiter aufzuzählen. Auch in Afrika ist im Kampf gegen diese furchtbare Ausartung heidnischer Grausamkeit schon mancher erfreuliche Sieg errungen worden; doch bleibt dort das meiste noch zu thun, da die Hauptgebiete des Kannibalismus in Afrika noch nicht in gleichem Maße wie in Polynesien in den Bereich der Missionsarbeit gezogen worden sind. Dagegen ist dies mit einem großen Teil der afrikanischen Völker geschehen, unter denen Menschenschlächtereien, teils durch abergläubische Vorstellungen, teils durch grausame Despotenwillkür veranlaßt, in besonders furchtbarem Umfang grassierten. Durch unermüdlich wiederholte Mahnungen, Bitten und Belehrungen, bisweilen auch durch mutvolles direktes Einschreiten ist es hier den Missionaren gelungen, diese Greuel entweder ganz zu unterdrücken oder doch bedeutend einzuschränken und zurückzudrängen.[3]) Dasselbe gilt von dem Gebrauch grausamer Gift- und Feuerproben zur Ermittelung wirklich oder vermeintlich Schuldiger. Obwohl dieser noch viel allgemeiner und tiefer als die Menschenopfer in Religion und Sitte begründet und daher auch viel schwieriger zu bekämpfen und auszurotten ist, hat er doch schon in einer ganzen Zahl von Ländern zu verschwinden

[1]) Die Aufhebung der Sklaverei (nicht aber der Schuldknechtschaft) für Vorder-Indien, Barma und Assam wurde von der britischen Regierung unabhängig von missionarischer Einwirkung 1843 verfügt.

[2]) Vgl. oben 1899, 212; 401. S. auch 1894, 566.

[3]) Daß den Menschenschlächtereien in dem berüchtigten Asante-Reich seit 1895 dauernd ein Ende gemacht und es der Basler Mission ermöglicht worden ist, in der Hauptstadt Kumase durch denselben Missionar Ramseyer, der früher als Gefangener dort vier Jahre lang (1869—73) Zeuge endloser Blutscenen hatte sein müssen, die lange geplante Missionsarbeit aufnehmen zu lassen, ist das Verdienst der britischen Regierung.

begonnen, in einzelnen — soweit sich das überhaupt kontrollieren läßt — zu existieren aufgehört[1].)

Sehr verheißungsvoll sind die bisherigen Ergebnisse der ebenfalls von der Mission inaugurierten Agitation gegen eine besondere Form der Grausamkeit,. die auf China beschränkt ist: die künstliche Verkrüppelung der Füße. Über die Notwendigkeit einer entschiedenen Bekämpfung dieser Verirrung sind heutzutage so ziemlich alle Missionare einig. Direkte Zwangsmaßregeln, wie z. B. der Ausschluß solcher Eltern, die ihren Töchtern die Füße binden lassen, aus der Gemeinde werden jedoch von den wenigsten gebilligt und angewandt. Häufiger wird ein indirekter Druck dadurch ausgeübt, daß man — entweder sofort oder nach Ablauf einer bestimmten Frist — Mädchen mit gebundenen Füßen die Aufnahme in die christlichen Mädchenschulen verweigert. Als das beste und wirksamste Mittel aber hat sich die Belehrung über die Vernunftwidrigkeit und Verwerflichkeit dieser grausamen Sitte erwiesen, wobei die Herstellung und das Tragen einer zugleich gefälligen und doch bequemen Art von Frauenschuhen als demonstratio ad oculos eine nicht unwichtige Rolle spielt. Erfreulicherweise werden die Missionare in ihren Bemühungen auch von eingeborenen Litteraten unterstützt; einige von ihnen haben sich darauf verlegt, Kundgebungen gegen das Fußbinden in leichtfaßliche Verse zu bringen, die dann von Bettlern und Blinden auf den Straßen gesungen und so schnell in Umlauf gebracht werden. Das praktische Ergebnis und zugleich eine wesentliche Ergänzung dieser Belehrung bilden die Vereine zur Bekämpfung des Fußbindens, deren Mitglieder sich verpflichten, ihren Töchtern die Füße nicht binden zu lassen und andere zu demselben Entschluß zu bringen suchen. Der erste unter ihnen war der hauptsächlich auf Anregung eines Missionars der L. M. S. und unter Mitwirkung von Missionaren anderer Gesellschaften in Amoy 1874 gegründete; die bedeutendsten und größten sind der Tien Tsu Hui („natürlicher Fuß") in Shanghai, welcher der Thätigkeit des von der dortigen Missionary Association 1893 eingesetzten Komitees seine Entstehung verdankt, und ein ähnlich benannter Verein in Tschungking. Jetzt sind derartige Vereine über einen großen Teil Chinas verbreitet — auch in Peking besteht ein solcher —, und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr. Die meisten von ihnen haben nur weibliche Mitglieder; neuer-

[1]) In Alt-Calabar ist das gesetzliche Verbot der Menschenopfer (seit 1850) und der Giftproben (seit 1878) anerkanntermaßen hauptsächlich durch die Bemühungen der Missionare erwirkt worden.

dings aber hat der Umstand, daß nicht selten die Weigerung vornehmer Männer, ein Mädchen mit „großen" Füßen zu heiraten, für das weibliche Geschlecht der bestimmende Grund zum Verzicht auf die Befreiung von dem lästigen Zwang ist, zur Bildung von Männervereinen mit entsprechender Tendenz geführt. Der Umfang, den die verhältnismäßig junge Bewegung bereits gewonnen hat und die überraschend freundliche Haltung die ihr gegenüber gerade die zumeist beteiligten höheren Kreise einnehmen, berechtigen zu der Hoffnung, daß die „goldenen Lilien", wie man die verkrüppelten Frauenfüße zu bezeichnen liebte, in nicht allzuferner Zeit ganz verschwunden sein werden. —

Dem selbst in Europa erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit anerkannten, ursprünglich spezifisch christlichen Grundsatz, daß die Gesellschaft auch gegenüber den Verurteilten und Gefangenen, selbst den schuldigsten und tiefgesunkenen, sehr wichtige Verpflichtungen hat, ist die Mission überall nach Kräften bemüht, Geltung zu verschaffen. Von besonderem Erfolg sind ihre dahin zielenden Bemühungen in Japan gekrönt worden. Für die Reform des Gefängniswesens in diesem Land, die zwar von völlig befriedigender Durchführung noch ziemlich weit entfernt ist, aber doch schon eine recht erfreuliche Entwickelung hinter sich hat, haben die von einem amerikanischen Missionsarzt (Dr. Berry) 1873 angestellten Erhebungen die erste Anregung und seine Vorschläge die Hauptnormen abgegeben. Christliche Japaner, unter ihnen besonders ein bereits 1874 übergetretener, T. Hara, haben sich die Unterweisung und geistliche Versorgung der Gefangenen angelegen sein lassen. Seine und anderer gleichgesinnter Männer Thätigkeit erfreut sich trotz der hie und da nicht ganz erfolglosen Gegenagitation buddhistischer Zeloten im ganzen andauernd wohlwollender Beurteilung in weiten Kreisen der japanischen Gesellschaft. Sie erstreckte sich vom Anfang an auch auf entlassene Sträflinge; ein von T. Hara für sie gegründetes Asyl wies 1897 62 Insassen auf; ein ähnliches befindet sich unter den mit dem großen Waisenhaus in Okayama verbundenen Anstalten. Auch im übrigen Japan bestehen bereits mehrere derartige Anstalten, in denen meist religiöse Unterweisung mit dem Unterricht in weltlichen Gegenständen, namentlich Handfertigkeiten, verbunden ist. In China und in den mohammedanischen Ländern hat die Mission sich nur ausnahmsweise und indirekt der schuldigen und unschuldigen Opfer der „Justiz" annehmen können; in einzelnen Gebieten Afrikas, z. B. Uganda und Madagaskar, hat sie im Verein mit den Kolonialregierungen wenigstens die ärgsten Willkürlichkeiten und Grausamkeiten des Untersuchungs- und Strafverfahrens abzustellen vermocht.

Ein besonders dankbares Feld der Bethätigung findet die christliche Liebe unter den Leidenden, Elenden und Armen, für die in der nichtchristlichen Welt meist gar nicht, jedenfalls aber nur in sehr mangelhafter, inkonsequenter Weise gesorgt ist. In China, Indien und Vorder-Asien nimmt unter den verschiedenen Arten missionarischer Liebesthätigkeit die Fürsorge für die dort in besonders großer Menge vorhandenen Blinden[1]) einen breiten Raum ein. Ihr dienen zahlreiche Anstalten und Schulen, die teils von speziellen Blindenmissionen, wie z. B. einer englischen in Peking,[2]) teils von andern Gesellschaften gegründet sind und nicht selten durch den Ertrag der dort von den Blinden gelernten und ausgeübten Gewerbe unterhalten werden; in den meisten wird auch im Lesen und Schreiben, in manchen auch in andern Schulfächern[3]) Unterricht erteilt, wobei verschiedene Systeme von Blindenschriften gute Dienste leisten. Selbstverständlich werden aber auch andere Hilfsbedürftige nicht vernachlässigt. Für Taubstumme wurde in China die erste Anstalt (Tschifu) von einem amerikanischen Missionar ins Leben gerufen, während allerdings in Indien Eingeborne mit der Gründung der Taubstummenschulen in Bombay und Kalkutta der Mission zuvorgekommen sind, wie denn überhaupt dort der Wohlthätigkeitssinn in den höheren Kreisen der nichtchristlichen Gesellschaft mehr als anderswo entwickelt zu sein scheint. Zur Unterstützung Armer und Notleidender sind allenthalben Veranstaltungen getroffen, von denen die „Bettlerkirche" in Agra (Indien) wegen ihrer Analogie mit der „Schrippenkirche" in Berlin besonders erwähnt sei. Auch die Errichtung der ersten Irrenanstalt für Syrien (auf dem Libanon) ist von einem Missionar angeregt und ins Werk gesetzt worden. In Japan weist die staatliche Fürsorge für Arme und Leidende im Vergleich zu anderen kulturellen und sozialen Reformen bedeutende Lücken auf, die auszufüllen die Mission mit großem Eifer bestrebt ist, wie die jüngste nicht weniger als 60 Rubriken enthaltende Statistik christlicher Liebeswerke in Japan beweist. Neben der organisierten Arbeit aber, und wo diese noch fehlt, kommen den Hilfsbedürftigen allenthalben die allgemeinen, den

[1]) In Indien und China wird nach der niedrigsten Schätzung auf je 600 Einwohner ein Blinder gerechnet. Diese Ausdehnung des Leidens wird noch furchtbarer durch die unter den Blinden häufig herrschende moralische Verkommenheit.

[2]) Über die vom Verfasser nicht erwähnte deutsche Blindenmission in China berichtet das Ev. Miss.-Mag. 1899, Nr. 1 und 2 (mit Abbildung des Blindenheims in Hongkong).

[3]) Das Hauptziel ist natürlich das, daß die Blinden in den Stand gesetzt werden, die Bibel selbständig zu lesen.

Wohlthätigkeitssinn weckenden Einwirkungen des Christentums zustatten, wie dies besonders deutlich in Afrika und auf den Südsee-Inseln beobachtet werden kann.

Glänzend hat sich die Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit der Missionare und Missionsgemeinden auch bei vielen der großen Hungersnöte bewährt, von denen große Striche namentlich Chinas, Indiens und Afrikas wiederholt heimgesucht worden sind. Das Hilfswerk an den Hungernden in Nord-China (1877—79) hat den daran beteiligten Missionaren eine offizielle Anerkennung in Gestalt einer von den dankbaren Eingebornen errichteten Ehrensäule eingetragen. Zur Linderung der Not in Indien während der Hungerjahre 1896 und 1897 haben eingeborne Christen verschiedener Missionsgebiete ganz aus eigenem Antrieb beträchtliche Summen beigesteuert.[1]) Auch das neuerdings von einer ungewöhnlich schweren Hungersnot betroffene Ost-Afrika hat von seiten der Christenheit schon reichliche Hilfe erfahren dürfen. Tausende von Darbenden haben direkt oder indirekt der Mission ihr Leben zu verdanken gehabt; und wie groß ist die Zahl der Witwen und Waisen, denen durch sie bittere Not in dauernden Segen an Leib und Seele verwandelt worden ist!

Ist das schlimme Los der Kranken und Leidenden in der nichtchristlichen Welt durch eine unheilvolle Vereinigung von Unbarmherzigkeit und Unwissenheit verschuldet, so beruht die Bedeutung der ärztlichen Mission[2]) darauf, daß sie diesen beiden Mängeln zugleich entgegenwirkt. Man hat sie sehr treffend und nicht übertrieben das „moderne Gegenstück des Wunders" genannt: ist sie doch in der That für die Heiden nicht nur ein τέρας, sondern auch ein σημεῖον, das die Botschaft des

[1]) Vgl. oben 1899, 406. Auch die bereits erwähnte Liebesarbeit der Pandita Ramabai in Poona gehört hierher.

[2]) Den Begriff „ärztliche Mission" beschränkt der Verfasser für seine Darstellung auf die organisierte Thätigkeit für diesen Zweck besonders ausgebildeter und geprüfter Missionsärzte und -ärztinnen, wie sie erst seit wenigen Jahrzehnten besteht. Seinen früheren statistischen Angaben (s. oben 1899, 406 Anm.) fügt er noch einige interessante Nachträge hinzu. Von den 470 Ärzten stehen zur Zeit nur 19, von den 210 Ärztinnen nur 1 (Dänin) im Dienste von Missionsgesellschaften des europäischen Festlandes. Die meisten medical missionaries (50 männliche, 33 weibliche) gehören der Mission der Presbyterianer in den nördlichen Staaten der Union an; unter den englischen Missionsgesellschaften hat die C. M. S. die größte Zahl (49 bez. 6, wobei 10 Ärztinnen der Senana-Mission nicht mitgerechnet sind). Von den Missionsfeldern ist China am reichlichsten bedacht (166 bez. 77); Indien mit 83 bez. 85 steht an zweiter Stelle; vor 39 Jahren waren dort im ganzen nur 7 medical missionaries stationiert.

Evangeliums am wirksamsten veranschaulicht und bekräftigt, ja oft allein die Herzen für sie empfänglich macht.

Eine genügende Vorstellung von dem Umfang des ärztlichen Werkes der Mission könnte nur eine ausführliche Darstellung geben, die einen starken Band füllen würde; wir müssen uns hier auf einen unvollkommenen, kurzen Überblick über die wichtigsten der von ihr gegründeten Heilanstalten beschränken. In China bestehen 122 Spitäler und 242 Apotheken; die Zahl der Städte, in denen nach den letzten Berichten mehr als 15000 Patienten jährlich behandelt werden,[1]) beträgt 34. Die Hauptcentren der ärztlichen Mission in China sind: Mukden, mit einem großen Hospital der unierten Presbyterianer Schottlands (31705 jährliche treatments), Kanton mit verschiedenen Instituten, unter denen das seit 45 Jahren von dem Veteranen Dr. J. Kerr geleitete Hospital der Medical Mission Society in China das bedeutendste ist (1897: 41354, in den 45 Jahren zusammen 1156965 treatments), und Shanghai mit 4 Krankenhäusern[2]) und Apotheken; von den ersteren wird eines, das ganz unter weiblicher Leitung stehende Margaret Williamson Hospital der Woman's Union Mission Society, zur Hälfte durch Beiträge von Chinesen unterhalten. Das am weitesten landeinwärts gelegene Centrum ist das in Tschunking (in den verschiedenen Anstalten jährlich 50118 treatments); die größte Zahl klinisch behandelter Patienten (in-patients), nämlich 2500, weist das Missionsspital der englischen Presbyterianer in Swatau auf. Von den deutschen M. G. G. ist die Rheinische mit einem größeren Hospital in Tungkun bei Kanton vertreten. — In Japan gehört die Mehrzahl der von der Mission gegründeten Heilanstalten dem American Board an, der aber mit wenigen Ausnahmen ihre Leitung japanischen Gemeinden und Behörden überlassen hat; auch das Krankenhaus, die Apotheke und die

---

[1]) Unter der Rubrik „treatments" wird von verschiedenen Ärzten teils die Zahl der Patienten, die behandelt wurden, teils die der gesamten innerhalb und außerhalb der Krankenhäuser abgestatteten Besuche aufgeführt, einerlei ob diese verschiedenen oder wiederholt denselben Patienten galten. Der Verfasser gebraucht das Wort fast durchweg im letzteren Sinne und nimmt an, daß dann die Zahl der treatments sich zu der der verschiedenen Patienten wie 3 : 1 verhalte. Bei Apotheken wird der Ausdruck von Arzneiverabreichungen gebraucht, die aber offenbar viel häufiger als bei uns ohne ärztliches Rezept erfolgen dürfen.

[2]) Das von der Europäer-Kolonie in Shanghai unterhaltene große Hospital steht zwar auf dem Grund und Boden der L. M. S., ist aber von deren Missionaren nur geistlich versorgt und kann daher nicht eigentlich als Missionshospital bezeichnet werden.

Krankenpflegerinnen-Bildungsanstalt der Doshisha werden jetzt von Japanern selbständig geleitet. Korea besitzt 10 Missionsspitäler bez. Apotheken mit etwa 50000 jährlichen treatments. Indien ist mit ärztlichen Stationen übersäet; wir finden dort 254 Apotheken und 103 Spitäler, von denen 40 über 15000 treatments verzeichnen; die Anstalten der C. M. S. (Dr. H. Martyn Clark) und der Senana-Mission in Amritsar sind, was die Zahl der behandelten Patienten anbelangt, die größten nicht nur in Indien, sondern auf dem gesamten Missionsfeld. Auf Java hat die Niederländische Missionsgesellschaft (N. Z.) in Modjowarno ein Hospital mit 26624 jährlichen treatments. Auch auf den Südsee-Inseln bestehen einzelne ärztliche Missionen, die jüngste (seit 1897) ist die auf den Neu-Hebriden. In den mohammedanischen Ländern West-Asiens macht die ärztliche Thätigkeit einen sehr wichtigen Teil der Missionsarbeit aus. Von den Hauptcentren seien hier erwähnt Sheikh Othman bei Aden für Arabien; Julfa, Teheran und Urumiah für Persien; Aintab, Kaisarieh, Harput und Wan für die asiatische Türkei; für Syrien und Palästina speziell Beirut mit dem von Ärzten aus dem Syrian Protestant College und von Kaiserswerther Diakonissen bedienten Johanniter-Hospital, sowie Damaskus und Jerusalem. In der Geschichte der bereits recht kräftig entwickelten ärztlichen Mission im dunkeln Kontinent sind die erfreulichsten Ereignisse der neuesten Zeit die Gründung des ersten Krankenhauses in Uganda (Mengo) 1897 und die Eröffnung des von englischen Wohlthätern mit Unterstützung der Regierung der Kapkolonie fundierten Viktoria-Hospitals zu Lovedale 1898. Dagegen hat die ärztliche Mission auf Madagaskar durch die Beschlagnahme der Missionsspitäler in Antananarivo und Isoavinandriano von seiten der Franzosen und die Zerstörung des Krankenhauses in Antsirabe großen Schaden erlitten, der erst in langer Zeit wieder gut zu machen sein wird.

Die Arbeit an den Aussätzigen ist erst kürzlich in dieser Zeitschrift[1]) so ausführlich dargestellt worden, daß wir uns hier mit einem kurzen Hinweis auf sie begnügen können.

Die direkte Arbeit an den Kranken ist aber nicht das Einzige, was die ärzliche Mission erstrebt und erreicht. Die eine Aufgabe führt von selbst auf die andere nicht minder wichtige, aus den Eingeborenen nicht

[1]) 1899, 49 ff. Nachzutragen wäre nur etwa die Angabe, daß die Gesamtzahl der Aussätzigen in der ganzen Welt von Käte Marsden auf 1300000 geschätzt wird — viel zu niedrig nach der Ansicht des Verfassers, dem die Schätzung von 2 Millionen als nicht zu hoch gegriffen erscheint.

nur Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen, sondern auch selbständig arbeitende Ärzte und — was namentlich im Orient von der allergrößten Bedeutung ist — Ärztinnen heranzubilden. Dazu bieten in vielen Fällen, wenigstens was die praktische Seite der Ausbildung betrifft, die Heilanstalten selbst die geeignetste Gelegenheit; außerdem hat aber die Mission auch besondere Institute für medizinisches Studium geschaffen (meist an Orten, wo große Kliniken bestehen) oder zur Errichtung von solchen den Anstoß gegeben. So hat die L. M. S. in Tsientsin ein großes medizinisches College, das jetzt unter chinesischer Leitung steht; andere ähnliche Anstalten bestehen in Mukden, Futschau, Kanton, Honkong und Tschungkin; in einigen von diesen werden Frauen zum Studium zugelassen, ein Fortschritt, der ohne den Einfluß der Mission kaum denkbar wäre; es soll sogar eine eigene Frauen-Universität geplant sein. In Indien finden sich die hauptsächlichsten medizinischen Lehranstalten in Kalkutta, Madras, Bombay, Lahore, Agra und Lodiana, hier nur für Frauen, in den andern Städten für beide Geschlechter.[1]) In Vorder-Asien verdient die mit dem Syrian Protestant College der amerikanschen Presbyterianer verbundene ärztliche Schule in Beirut besondere Erwähnung. Der norwegischen Missionsgesellschaft gehört die große ärztliche Akademie für Madagaskar in Antananarivo. — Außerdem haben sich gar manche Missionärzte, so z. B. Dr. Berry in Japan, mit Eifer und Erfolg der Ausbildung Eingeborener in der Heilkunde gewidmet. Von der Rührigkeit, mit der auf diesem Gebiet gearbeitet wird, zeugt auch das Bestehen, einer unter den Auspizien der ärztlichen Mission herausgegebenen, außer populären Traktaten auch wissenschaftliche Werke und Zeitschriften[2]) umfassenden medizinischen Litteratur.

Die Erfolge aller dieser Bestrebungen und Veranstaltungen reichen weit über das Maß des statistisch Nachweisbaren hinaus; es finden auch hier sauerteigartige Wirkungen statt, indem mit der steigenden Achtung vor den Motiven, Methoden und Ergebnissen der ärztlichen Missionsarbeit ganz allmählich und oft kaum merklich die Hartherzigkeit gegen die Kranken durch eine liebevollere Gesinnung, die fatalistische und abergläubische Anschauung von den Ursachen und dem Wesen der Krankheiten durch eine richtigere und klarere Erkenntnis, die Anwendung unsinniger, qualvoller und verderblicher Mittel durch ein rationelleres Heilverfahren verdrängt wird.

---

[1]) Die medizinischen Lehrinstitute in Japan, die sich sehr großer Popularität erfreuen, verdanken meist den von einzelnen Missionaren ausgegangenen Anregungen ihre Entstehung, haben aber sonst mit der Mission selbst keinen Zusammenhang.

[2]) Eine von diesen, das Chinese Medical Journal, wird von einem Chinesen redigiert.

Ähnliches gilt von den Bemühungen um die Verbesserung der allgemeinen sanitären Zustände. Es ist vernünftigerweise nicht zu erwarten, daß hier mit einem Schlage alles erreicht werde; gewiß ist aber, daß der Sinn für Reinlichkeit, eine der wichtigsten Vorbedingungen aller Gesundheitspflege, und für sanitäre Reform unter den Christen verhältnismäßig am frühesten und schnellsten sich entwickelt.[1]) Eine Bestätigung dafür darf man wohl in der wiederholt gemachten Beobachtung erblicken, daß bei großen Epidemieen die Sterblichkeit unter den Christen gegenüber derjenigen unter den Nichtchristen ganz auffallend gering war — so dankbar man dabei auch den besonderen Schutz Gottes anerkennen wird; und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß beim Auftreten ansteckender Seuchen eingeborne Christen — und zwar nicht nur in Indien, sondern in China, wo dies noch mehr bedeutet — sanitäre Maßregeln, die keine Regierung bei der großen Masse durchzusetzen vermöchte, selbständig verabredet und, soweit ihr Einfluß und ihre Macht reichte, durchgeführt haben. Ein besonderer Triumph der christlichen Mission liegt in der Thatsache, daß durch ihre Wirksamkeit unter einigen Völkern, z. B. der Südsee, der Prozeß des allmählichen Aussterbens zum Stillstand gebracht, ja sogar in das Gegenteil verwandelt worden ist.[2])

Das hängt zu einem guten Teil auch mit der Gewöhnung an Ruhe und Ordnung und mit der Verminderung der Kriege und Fehden zusammen, wie sie mit dem Einfluß der Mission einzutreten pflegt. Den Traum vom ewigen Frieden wird freilich auch sie in dieser Zeit nicht verwirklichen können. Aber den Kriegen, die nur der Befriedigung roher Mordgier und wilder Raufslust dienten, ist mit dem Sieg des Evangeliums allenthalben ein Ende gemacht und schon manches Volk blutdürstiger Krieger in eine Gemeinschaft friedliebender Bürger verwandelt worden. Zeugnisse, die das bestätigen, liegen aus den verschiedensten Teilen der Welt in großer Zahl vor;[3]) muß doch auch in der That ein

[1]) Die Vorkämpfer für sanitäre Reform in nichtchristlichen Kreisen Indiens gehören zumeist einem der vom Christentum beeinflußten Somadsche an.

[2]) Die neuerdings erfolgte und mit großen Hoffnungen begrüßte Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des Wesens und der besten Mittel zur Verhütung und Heilung des Schwarzwasserfiebers von seiten der englischen Regierung zuerst angeregt zu haben, ist wenigstens teilweise ein Verdienst der Missionare; auf einer Missionsstation (in Blantyre) wird sie auch zusammentreten.

[3]) Sir Harry Smith, weiland Gouverneur von Kaffraria, erklärte, neue Missionsstationen würden die Grenze besser sichern als neue Militärposten. Ein Plantagenbesitzer in Paraguay gab seiner Anerkennung für die Arbeit der süd-

Bild, wie es etwa die „Friedens-Station“ Metlakahtla unter den noch vor nicht allzulanger Zeit wegen ihrer Grausamkeit und Wildheit berüchtigten Rothäuten darbietet, selbst dem voreingenommensten Beurteiler zu denken geben!

Leider ist für die Mission, wenigstens so lange als sie nicht überall gleichmäßig Eingang gefunden hat, oft genug selbst der bloße Versuch, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, ausgeschlossen; um so wichtiger ist es, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf eine humane Kriegführung hinwirkt.[1]) Die im ganzen musterhafte Haltung der japanischen Regierung und auch der Soldaten im letzten Krieg mit China ist freilich nicht allein, aber jedenfalls zu einem Teil auf die Einwirkungen der christlichen Mission zurückzuführen, wie schon das Wohlwollen beweist, mit dem die Behörden die Verteilung von Testamenten und christlichen Schriften unter den Soldaten betrachteten und behandelten — ganz abgesehen davon, daß die Bestrebungen des Roten Kreuzes, die schon längere Zeit in Japan eingebürgert waren, ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach spezifisch christlich sind. Charakteristischer, wenn auch nicht so allgemein bekannt, ist ein anderes Beispiel: Die Waganda begleitete auf einem Kriegszuge gegen Unyoro ein Missionar der C. M. S. auf ihre eigene Bitte hin als Feldprediger, und ihm ist es nach der Aussage eines englischen Offiziers zuzuschreiben, daß die Waganda sich in diesem Kampf wie civilisierte Truppen benahmen.

Die gegenwärtige Lage in Madagaskar.

Von D. G. Kurze.

II. (Schluß.)

Nicht geringer Erfolge darf sich die norwegische Missionsgesellschaft in Madagaskar erfreuen; sie hatte in den zwei Jahren 1897 und 1898 die stattliche Summe von 8102 Taufen zu verzeichnen, und die Gesamt-

amerikanischen Mission unter den Chaco-Indianern, die durch sie ein friedfertiges, den Gesetzen willig gehorchendes Volk geworden seien, durch Schenkung eines großen Grundstückes zur Anlage einer Station Ausdruck. Die Garo in Indien, die ein Beamter 1867 als „blutdürstig, heillos und unverbesserlich“ beschrieb, werden nun, nachdem die Mission mit großem Erfolg unter ihnen gearbeitet hat, als ein „friedliebendes, dem Gesetz gehorsames Volk“ bezeichnet.

[1]) Leider geben die Kriege, welche verschiedene Kolonialregierungen mit den Eingeborenen führen, in dieser Beziehung ein sehr schlechtes Beispiel. Es sei nur an die bekannten Greuel im Kongofreistaate und an die Unmenschlichkeiten, die in Indien und im Matchonalande vorgekommen sind, leider jetzt auch von den Engländern aus ihrem Kriege mit den Buren berichtet werden, erinnert.

zahl ihrer Missionsgemeinden auf der Insel betrug zu Anfang des vorigen Jahres 47351 Getaufte. Den Hauptzuwachs haben die Gemeinden in der Betsileo-Provinz erfahren, trotzdem hier die Jesuiten mit besonderem Hochdruck arbeiten. Die 13 eingeborenen Geistlichen, welche zu Pfingsten vorigen Jahres in Fianarantsoa nach Absolvierung ihrer Studien auf dem dortigen norwegischen Missionsseminar ordiniert werden konnten, dürften gerade in der jetzigen Zeit der immer kräftiger aufblühenden lutherischen Madagaskarmission sehr zu statten kommen.

Trotz des Wohlwollens, welches der Generalgouverneur und die obersten Instanzen den norwegischen Missionaren entgegenbringen, machen ihnen noch immer vereinzelte jesuitisch geschulte Offiziere und Beamten viel zu schaffen. So fehlte im Jahre 1898 nur wenig daran, daß den Norwegern ihre Station Ambohimanga im Tanalagebiete genommen und der dort wirkende Missionar Holst — er ist inzwischen gestorben — des Landes verwiesen wurde. Die Schuld daran trug der Resident Compérat von Mananzara, der schon früher als Kommandant von Betafo sich als erbitterter Feind der norwegischen Mission gezeigt hatte und nunmehr durch allerlei Verleumdungen dem Missionar Holst die Weiterarbeit unter den Tanala unmöglich machen wollte. Zum Glück ließ sich der Generalgouverneur von dem norwegischen Missionssuperintendenten eines Besseren belehren, so daß das Weiterbestehen jener Station gesichert ist. Gleichzeitig hat die französische Oberbehörde den Bezirk Ambohimanga von Compérats Provinz abgezweigt und an Ambositra angegliedert, wo inzwischen der den Jesuiten mit Leib und Seele zugethane Resident Louédin durch einen unparteiischen Beamten Tautain ersetzt worden ist. Ob sich der letztere freilich den Machinationen der Jesuiten gegenüber lange auf seinem Posten behaupten wird, erscheint uns sehr fraglich.

Die von den Kriegsunruhen am meisten berührte Mission der Norweger auf der Sakalavaküste hat trotz aller Schwierigkeiten ihre Stationen Morondava, Mahabo-Bezezike, Belo, Ambohibe, Manombo und Tullear behaupten können. Eine große Freude war es für den dortigen Missionssuperintendenten Röstvig, daß er im August v. J. die ersten beiden Sakalavajünglinge zum Predigtamte ordinieren konnte. Mit der Gründung der jüngsten Station Normanville haben die Norweger ein neues Glied zu der Kette von Missionsstationen — die übrigen sind Isalo, Ihosy und Ivohibe — hinzugefügt, von denen aus das Gebiet der wilden, nunmehr aber von den Franzosen mit Waffengewalt unterworfenen Bara-Stämme bearbeitet wird.

Auf den drei Stationen Manambondro, Vangaindrano und Faransangana, welche die norwegiſche Miſſionsgeſellſchaft auf der Südoſtküſte der Inſel beſetzt hält, hatten die Miſſionare immer wieder Anfechtungen ſeitens franzöſiſcher Offiziere zu beſtehen, welche der katholiſchen Gegenmiſſion in die Hände arbeiten und zu dieſem Behufe beſonders die eingeborenen Lehrer der norwegiſchen Miſſion tyranniſieren.

Mit dem Wachstum der norwegiſchen Miſſionsgemeinden geht Hand in Hand das Aufblühen der Schulen; zu Anfang des Jahres 1899 wurden im ganzen 47661 Kinder und junge Leute in 950 Schulen von 1795 eingeborenen Lehrern unterrichtet. Der Induſtrieſchule, welche die norwegiſche Miſſion in Andranovelona unterhält, ward die Ehre zuteil, durch ihren Direktor Klanderud dem Generalgouverneur Proben der von den Zöglingen gefertigten Arbeiten vorführen zu dürfen, die den vollen Beifall des hohen Würdenträgers fanden und der Schule ein Geſchenk von 200 Frs. einbrachten. Im Herbſte 1898 hat der verdienſtvolle Miſſionsſuperintendent Dr. Borchgewink, der Chef der norwegiſchen Madagaskarmiſſion, einen dringend benötigten Urlaub angetreten, um ſeine und ſeiner Gattin ſtark erſchütterte Geſundheit durch einen längeren Aufenthalt in Europa wieder zu kräftigen. Den erſten Teil ſeines Urlaubs verlebte er in Paris, um gleichzeitig dort die Intereſſen ſeiner Miſſionsgeſellſchaft nach Kräften zu vertreten. In Madagaskar leitet inzwiſchen Miſſionar Jakobſen die norwegiſche Miſſion.

Infolge brüderlicher Vereinbarung mit ihren norwegiſchen Glaubensgenoſſen arbeiten ſeit einer Reihe von Jahren zwei amerikaniſch-norwegiſche lutheriſche Kirchen im äußerſten Süden Madagaskars. Es iſt dies die ſogenannte „Vereinigte Kirche“ (Forenede Kirke) und die „Freikirche“ (Fri Kirke). Die erſtere hält mit 3 weißen Miſſionaren die Stationen St. Auguſtin an der Mündung des Onilahyfluſſes und Fort Dauphin und St. Luce im Südoſten der Inſel beſetzt. Beſonders in Fort Dauphin entwickelt dieſe Miſſion eine umfangreichere Schulthätigkeit trotz aller Hemmungen ſeitens der Lazariſten und der von dieſen beeinflußten franzöſiſchen Beamten. Letztere machen unter anderem der Miſſion ihren Grundbeſitz ſtreitig und haben ſogar gegen den einen der norwegiſchen Miſſionare einen Prozeß angeſtrengt, weil derſelbe ſich einer ſeiner Schülerinnen annahm, die von ihren Eltern an einen Weißen zu unſittlichen Zwecken verhandelt worden war. Hoffentlich macht der Generalgouverneur dem Skandal bald ein Ende. Zur Zeit werden übrigens für dieſe Miſſion in Paris 2 junge Madagaſſen, Abiturienten des norwegiſchen Lehrerſeminars in Fianarantſoa, als Oberlehrer ausgebildet.

Die „Freikirche" hat ihren Hauptwirkungskreis unter dem Tanosivolke im Flußgebiete des Onilahy, wo die Stationen Augsburg, Kiliarivo und Vohimare liegen. Mehrere Königsfamilien der Tanosi stehen im Taufunterricht und das ganze Volk scheint nach seiner Demütigung durch die französischen Oberherren alles Vertrauen zu seinen Götzen und Zauberern verloren zu haben und bereitwillig der Leitung der norwegischen Missionare folgen zu wollen. Ganz getrennt von diesem Missionsgebiete unterhält die „Freikirche" noch die Station Manantenina auf der Südostküste. Den 11 weißen Missionsarbeitern, unter denen sich ein Missionsarzt und 2 Diakonissen befinden, steht ein eingeborener Geistlicher und eine beträchtliche Anzahl madagassischer Lehrer zur Seite.

Mannigfache Hilfe und Förderung haben die norwegischen Missionare in Madagaskar seitens der lutherischen Kirche Frankreichs erfahren. Es bestehen zwei lutherische Hilfskomitees in Paris und Montbéliard, von denen besonders das erstere, dessen Seele der missionseifrige Pastor Büchsenschütz ist, oft in die Lage kommt, den norwegischen Missionaren bei ihrer Durchreise oder bei längerem Aufenthalte zu Studienzwecken wertvollen Beistand leisten zu können. Das Montbéliarder Hilfskomitee, an dessen Spitze ein warmer Missionsfreund, Pastor Mettetal steht, bietet den Norwegern, welche sich in der französischen Sprache vervollkommnen wollen, in dem Institut zu Glay eine behagliche Aufenthaltsstätte. Auch Arbeitskräfte haben die französischen Lutheraner den Norwegern zur Verfügung gestellt, nämlich die beiden Pastoren Brognard und Pechin, welche sich auf 2 Jahre zur Aushilfe in Madagaskar verpflichtet hatten und im vorigen Herbst nach treulich ausgerichteter Arbeit wieder in ihre französischen Gemeinden zurückgekehrt sind, und die zwei Lehrer, Pochard und Parrot, welche noch in Madagaskar verweilen.

III. Die katholischen Missionen.

Der Jesuitenorden, welcher sich den am stärksten bevölkerten mittleren Teil der Insel Madagaskar als sein Arbeitsfeld vorbehalten hat, behauptet vor den beiden übrigen auf der Insel thätigen Orden bei weitem den Vorrang, sowohl was die Zahl der Kräfte, als auch die Gewissenlosigkeit in der Missionsarbeit anlangt. Freilich, die goldenen Tage sind nun vorüber, wo die Patres sich als die wirklichen Herren auf der Insel fühlten, Kontributionen erhoben und die widerspenstigen „Häretiker" durch Vermittelung ihrer guten Freunde, der französischen Postenkommandanten, über die Klinge springen oder von Haus und Hofe jagen ließen. Es

geht jetzt fast ein elegischer Zug durch die Briefe der Jesuiten hindurch, wenn sie von ihren Arbeiten in Imerina und Betsileo berichten. Selbst einem Galliéni, der doch aus Rücksichten der Politik, die zur Zeit in der französischen Metropole herrscht, gern ein Auge zu den Übergriffen der Jesuiten zudrückt, ist deren Treiben auf die Länge der Zeit etwas zu toll geworden. Freilich wagt er es noch nicht, ihnen direkt in den Weg zu treten, weil er seine eigene Carrière offenbar nicht gefährden möchte, und gestattet ihnen noch manche Übergriffe, wie z. B. auf dem Gebiete des von dem Gesetze verpönten Prozessionsunwesens; dafür ist es aber umso amüsanter zu beobachten, wie er seinem Ärger über das Treiben der Jesuiten durch allerlei Nadelstiche, mit denen er dieselben traktiert, Luft macht. So versetzt er in seinem im Pariser „Journal Officiel" abgedruckten „Rechenschaftsberichte über die Lage in Madagaskar" den Jesuiten manchen Hieb und wenn er z. B. auf S. 121 jenes Berichtes die Arbeiten der auf Madagaskar thätigen Orden Revue passieren läßt, so ist er wohl voll des Lobes über die Lazaristen und die Patres vom h. Geist, „daß sie sich von politischen Streitigkeiten fern halten, so viel als möglich jeden Konflikt mit anderen Konfessionen vermeiden, vollkommen uneigennützig und der Obrigkeit gehorsam sind," über die Jesuiten dagegen schweigt er sich an jener Stelle vollkommen aus. Dies läßt tief blicken!

Trotzdem die Zeit der Schwertmission unter dem Schutze des Belagerungszustandes für die Jesuiten in Centralmadagaskar vorüber ist, üben sie immerhin noch einen großen Einfluß aus, weil sie besonders unter den eingeborenen Beamten noch willige Satelliten finden. Auch haben sie sich neuerdings mit aller Macht auf die Gewinnung der Schuljugend in Imerina und Betsileo geworfen. Während die katholische Mission Ende 1895 in ganz Madagaskar nur 27000 Schüler zählte, führt das 1899er Staatshandbuch für Madagaskar im ganzen 147276 Jesuitenschüler auf, von denen 62109 auf Imerina und 84505 auf Betsileo entfallen. Ob die von den Jesuiten selbst eingereichte Schulstatistik Anspruch auf völlige Glaubwürdigkeit hat, wagen wir allerdings nicht zu behaupten. Immerhin aber geben diese Zahlen ein Bild davon, wie die Jesuiten die Jugend in ihre Gewalt zu bekommen suchen. Bei der Menge von weißen Arbeitskräften, die ihnen zu Gebote stehen, wird ihnen die Gründung neuer Schulen nicht schwer. Nach jenem Staatshandbuche zählten die Jesuiten in Madagaskar Anfang 1899 38 Patres und 20 Fratres, denen noch 35 „Schulbrüder" (Frères des Écoles Chrètiennes) und 36 „Cluny-Schwestern" (Soeurs de St. Joseph de Cluny) als will-

fährige Hilfskräfte zur Seite standen. Zwar hat Galliéni äußerlich die enge Verbindung, welche bisher zwischen den Jesuiten und den Schulbrüdern und Schwestern bestand, gelöst, um den letzteren den Unterricht an Regierungsschulen zu übertragen — eine Verletzung der Neutralität auf religiösem Gebiete, — aber es ist ein offenkundiges Geheimnis, daß auch fernerhin jene Brüder und Schwestern ihre Instruktion vom Jesuitenorden empfangen. Zur „apostolischen" Missionspraxis der Jesuiten gehört übrigens auch, daß sie in Antananarivo einen Kartographen und Vermessungsbeamten, Pater Roblet, und einen Astronomen, Pater Colin, unterhalten, die man als „Ehrenbeamte" des französischen Kriegsministeriums bezeichnen kann, beide haben durch ihre Arbeiten die Besitznahme Madagaskars durch Frankreich erfolgreich vorbereitet.

Mit welcher Skrupellosigkeit die Jesuiten alles für ihre Propaganda auszubeuten wissen, zeigte sich Ende vorigen Jahres in der Hauptstadt Antananarivo. Es herrschte damals gerade unter der eingeborenen Bevölkerung eine förmliche Panik, weil für den 13. November der Weltuntergang prophezeit worden war. Als nun vollends, gleichsam als Vorläufer, am 4. November ein gewaltiges Hagelwetter über die Hauptstadt dahinzog, stieg die Aufregung auf das höchste. Eine große Anzahl Hova verschleuderten um einen Spottpreis ihr Hab und Gut und ihr Vieh, machten sich ihre Sterbegewänder zurecht und legten sich in ihre Familiengruft. Und die Jesuiten? Anstatt die abergläubische Bevölkerung zu beruhigen, kultivierten sie den Schrecken, um Proselyten zu machen, indem sie den bethörten Leuten besondere Erleichterungen darboten, um ihre Rechnung mit dem Himmel ins Reine zu bringen.

Charakteristisch für die Wertschätzung, in welcher die Jesuitenpatres bei ihren eigenen eingeborenen Mitarbeitern stehen, sind die Äußerungen, die ein katholischer Lehrer dem norwegischen Missionar Lönö gegenüber that. Er sagte unter anderem: „Sündigen wir gegen Gott, so erhalten wir Vergebung beim Pater und verfehlen wir uns gegen die Gesetze des Staates, so sorgt derselbe dafür, daß wir freigesprochen werden." Und im Anschluß daran rühmte er, daß die Katholiken „lainga masina" (heilige Lügen) und „lainga mohavonjy" (errettende Lügen) hätten und infolgedessen ganz anders gesichert wären als die abtrünnigen Protestanten! Auf der norwegischen Missionsstation Midongy, wo die Jesuiten ganz besonders brutal gegen die Evangelischen auftraten, führt die katholische Gegengemeinde im Volksmunde den bezeichnenden Namen „Ny fiangonan ny mamo" (die Gemeinde der Trunkenbolde).

Nicht ganz so gröblich, wie die Jesuiten, geberden sich die Lazaristen, welchen die Missionierung von Südmadagaskar von der Propaganda übertragen worden ist. Das Lob, was ihnen Galliéni in seinem oben zitierten Generalberichte spendet, verdienen sie indeß nur mit großer Einschränkung. Ihr Bischof Crouzet, der sein Hauptquartier in Fort Dauphin hat, stationiert seine Leute mit Vorliebe auf oder in der Nähe der norwegischen Missionsstationen. Anfang 1899 standen ihm 8 Patres, 6 Fratres und 11 Schwestern (Seours de St. Vincent de Paul) zur Verfügung, seitdem sind ihm noch wesentliche Verstärkungen zugegangen.

Am wenigsten haben sich bis jetzt die Patres vom heiligen Geist bemerkbar gemacht, deren Bischof Corbet vorläufig nur sechs Priester zur Verfügung hat, mit denen er den Norden Madagaskars missionieren will. Sie genügen eben nur, um die 4 Missionsposten Majunga, den Bischofssitz, Nossi-Be, Diego-Suarez und St. Marie de Madagaskar, zu bedienen. Da sich die evangelischen Hova-Diasporagemeinden im Norden der Insel während der Kriegsunruhen aufgelöst haben, winkt der katholischen Mission dort ein freies Arbeitsfeld.

Zum Schluß möchten wir noch darauf hinweisen, wie sehr das katholische Missionsschulwesen zum Nachteil der evangelischen Bevölkerung von Seiten der französischen Kolonialverwaltung begünstigt wird. Im Staatshaushalt für Madagaskar vom Jahre 1898 sind nämlich an Schulsubventionen für die katholische Mission 46600 Frs. und für die evangelische Mission — die Pariser Gesellschaft kommt hier allein in Frage — nur 10000 Frs. eingesetzt. Berechnen wir nach offiziellen Quellen die katholische Schülerzahl auf 155000 und die evangelische auf 132000, so gewährt also die Regierung den katholischen Schulen pro Kopf 30 Centimes und den evangelischen pro Kopf kaum 8 Centimes Unterstützung. Es wird Zeit, daß die französische Regierung die so laut proklamierte Parität nun auch wirklich zur Durchführung bringt.

Eine neue Allgemeine Religionsgeschichte.

Von P. Wurm.

Die Religionsgeschichte ist eine Wissenschaft, welche in unseren Tagen immer mehr Bedeutung gewinnt und verdient. Während man in früheren Jahrzehnten die allgemeine Weltgeschichte mehr nur als eine Geschichte von Kriegen und Schlachten, von Staaten und Königen behandelte, hat man in neuerer Zeit der Kulturgeschichte größere Aufmerksamkeit geschenkt. In der Kultur eines Volkes bildet die Religion einen Faktor, der allerdings in dem einen Volk mehr, in dem andern weniger die Entwickelung beherrscht, doch nirgends ignoriert werden darf. Der

Missionsfreund hat überdies ein besonderes Interesse für diese Wissenschaft, und der Missionar kann zur Förderung derselben wesentlich beitragen, weil niemand mehr als er berufen ist, die Religion des Volkes, an dem er arbeitet, gründlich zu erforschen, um die richtigen Anknüpfungspunkte für die Verkündigung des Evangeliums zu finden. Aber für eine allgemeine Religionsgeschichte ist ein ungeheures Material zu bewältigen, aus zerstreuten Berichten zusammenzulesen, zu sichten und unter wissenschaftliche Gesichtspunkte zu stellen; ein Material, von welchem ein großer Teil erst in neuester Zeit dem europäischen Publikum zugänglich geworden ist.

Darum dürfen wir uns nicht verwundern, wenn es an Lehrbüchern noch fehlt. Das beste, was man bis jetzt hatte, war Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte (2 Bände 2. Aufl. 1897). Allein wenn auch in der geschichtlichen Darstellung im einzelnen der theologische Standpunkt des Verfassers nicht hervortritt, so kommen doch in einer allgemeinen Religionsgeschichte, namentlich wenn man auf die Anfänge der Religion zurückgeht, so viele Fragen vor, wo einzelne Momente hervorgehoben oder verschwiegen werden können, je nachdem der Verfasser eine Anschauung von der Gesamtentwickelung der Religion hat. Die liberale Theologie geht nicht von wirklich theologischen Gesichtspunkten aus, sondern läßt sich von der Darwinistischen Evolutionstheorie beherrschen, so daß das Heidentum nicht als ein Abfall von einer reineren Religionsform betrachtet wird, sondern als eine notwendige Entwickelungsstufe, obgleich die Religionsgeschichte nachweisen muß, daß in der indischen und der parsischen Religion die ältere Form reiner ist, als die spätere. Wenn auch der Fetischismus bei den meisten Gelehrten nicht mehr für die Urreligion erklärt wird, so muß es doch der Animismus, die Geisterverehrung, sein, und die Religion ist ein bloßes Produkt des menschlichen Geistes; eine wirkliche göttliche Offenbarung hat dabei keinen Platz.

Unter solchen Umständen ist es von größtem Wert, daß endlich einmal ein entschieden positiver Theologe die schwierige Aufgabe einer allgemeinen Religionsgeschichte in die Hand genommen hat, und wir können sein Werk allen Lesern, welche sich für diese Wissenschaft interessieren, aufs wärmste empfehlen. Es enthält, auch abgesehen vom theologischen Standpunkt, mehr als Chantepie de la Saussaye und ist gleichmäßiger verarbeitet. Das Werk, welches wir empfehlen möchten, ist

Conrad von Orelli, D. u. Prof. d. Theol. in Basel, Allgemeine Religionsgeschichte. Bonn. Marcus Weber 1899. 848 S. in gr. 8.

So dankbar der Schreiber dieser Zeilen für das Dargebotene ist, und so sehr er mit dem theologischen Standpunkt des Verfassers übereinstimmt, so hätte er doch eine andere Anordnung des Stoffs gewünscht. Er glaubt, daß das Buch auch in wissenschaftlicher Hinsicht gewonnen hätte, wenn die Posaune einen deutlicheren Ton gäbe. S. 19 wird mit Recht verlangt, daß die Religionsgeschichte als theologische Wissenschaft behandelt werde, und es heißt: „Soll aber diese Wissenschaft theologisch behandelt werden, so ist dabei der Standpunkt des christlichen Bewußtseins einzunehmen, was anderweitige humanistische oder philosophische Bearbeitungen nicht ausschließt“; und S. 20: „Die christliche Theologie ist die wissenschaftliche Aussage des christlichen Bewußtseins. Wir verlangen das Recht, die einzelnen Religionen mit dem Lichte zu beleuchten, welches uns die höhere Offenbarung Christi an die Hand giebt, und sie am Maß des christlichen Bewußtseins zu messen.“ Warum immer das christliche Bewußtsein und nicht die Bibel? — Der Schreiber dieser Zeilen hat in seinen Religionsgeschichtlichen Parallelen zum A. Test. (Schlatter und Cremer, Beiträge zur Förderung christl. Theologie, 1899 Heft 3 S. 7) die Forderung aufgestellt, wenn die Religionsgeschichte als theologische Wissenschaft behandelt werde, so müsse die Anschauung der Bibel über Wesen und Entwickelung der Religion nach ihrer psychologischen Wahrscheinlichkeit und an der Hand der geschichtlich vorliegenden Religionen geprüft werden. v. Orelli kommt zwar am Schluß (S. 825) auf diese Anschauung der Bibel zu sprechen, und es ist vielfach bei dem auf den Universitäten herrschenden Vorurteil gegen eine entschieden biblische Auf-

fassung klüger, daß er sich auf das christliche Bewußtsein beruft und auf induktivem Weg zur biblischen Anschauung kommt. Aber es finden sich doch im Verlauf der Darstellung einzelne Stellen, wo der Verf. unbewiesene Hypothesen der Evolutionisten zuläßt, welche mit der biblischen Anschauung von der Entwickelung der Religion nicht harmonieren. So z. B. wenn der Gott Ziu aus dem Gemeinbesitz der Indogermanen hergeleitet und als der ursprüngliche Himmelsgott und Hauptgott der germanischen Stämme bezeichnet wird (S. 702). Ziu ist aber nicht Himmelsgott, sondern Wodan, und hat mit Dyaus und Zeus nichts gemeinsam als den Namen, und die gemeinsame indogermanische Mythologie ist ein Phantasiegebilde der Gelehrten. Wie könnten dabei aus den sanskritischen dêvas (Götter), die parsischen daêvas (Dämonen) entstanden sein? Die Abschließung der Nationen in der Ausbildung des Heidentums (ἔθνη) wird überhaupt in dem Buch zu wenig hervorgehoben.

Wir haben gesagt, das Buch hätte auch in wissenschaftlicher Beziehung gewonnen, wenn der Verf. von der biblischen Anschauung ausgegangen wäre. Dann hätten die Religionen nach ihrer wirklichen Ähnlichkeit und Entwickelungsstufe, nach Gesichtspunkten, die im Wesen der Religion liegen, gruppiert werden können. Der Verf. hat die ethnographische Einteilung vorgezogen und selbst die Religionen der unkultivierten Völker nicht von denen der Kulturvölker getrennt, die doch auch Chantepie de la Saussaye, der ebenfalls ethnographisch gruppiert, als nicht eigentlich geschichtliche, sondern nur zu beschreibende, voranstellt. Wie Verschiedenartiges bei dieser ethnographischen Einteilung zusammengestellt wird, zeigt sich namentlich bei der semitischen Familie. Da rubriziert v. Orelli Babylonier, Assyrer, Phönizier, Aramäer, Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Araber, Israel, Christentum, Manichäismus, mandäische Religion und Islam. Da bekommt man nicht mehr den Eindruck, daß das Buch eine allgemeine Religionsgeschichte sei, sondern nur eine Geschichte der einzelnen Religionen in geographischer Ordnung. Der Parsismus kommt nach dem Manichäismus in der indogermanischen Gruppe. Bei den Phöniziern sagt der Verf. selbst S. 288, das Volk werde von der Bibel wohl mit ethnographischem, nicht bloß politischem Grund nicht zu den Semiten, sondern zu den Hamiten gerechnet. Warum soll dann doch diese Religion zu den semitischen gehören? — Die Vertreter der Wissenschaft sind seinerzeit so ziemlich zur Tagesordnung übergegangen über eine Schrift des † Prof. J. G. Müller in Basel: „Die Semiten und ihr Verhältnis zu Chamiten und Japhetiten“ (Gotha 1872), welcher nachzuweisen suchte, daß die Sprachen, welche man seit Eichhorn semitische nennt, ursprünglich hamitische seien, und daß die Semiten in kleinerer Zahl eingewandert seien in Länder, in welchen diese hamitischen Sprachen schon herrschten, und diese angenommen haben. Damit wäre die Völkertafel der Genesis gerechtfertigt, es wäre erklärt, warum das Äthiopische und das Ägyptische zu den sogenannten semitischen Sprachen gehört, und die Ausschließung der Phönizier aus der semitischen Familie wäre begründet. Gegen Renans Charakteristik der semitischen Religionen hat v. Orelli mit Recht einige Bedenken, obgleich er selbst noch einzelne Merkmale der semitischen Religionen aufsucht.

Doch wir möchten durch diese Ausstellungen über die Anordnung des Stoffs den günstigen Eindruck von dem Gehalt des ganzen Buchs nicht verwischen, sondern allen Lesern, welche sich für diese Wissenschaft interessieren, dasselbe als den zuverlässigsten Führer empfehlen. Es ist bei aller Gründlichkeit so geschrieben, daß auch nichttheologische Leser überall folgen können.

Druckfehler-Verbesserung.

Es muß heißen:

S. 54 Z. 4 von unten: der erste statt der beste.

Litteraturbericht folgt in der nächsten Nummer

D. Ernſt Faber. In memoriam.

Vom Herausgeber.

Es iſt nun ſchon ½ Jahr her, daß der Mann heimgegangen iſt, deſſen Gedächtnis unter uns lebendig zu erhalten die nachfolgenden Zeilen einen Beitrag liefern möchten. Die Verſpätung hat ihren Grund, wie ſchon S. 48 bemerkt worden iſt, in der Erwartung gehabt, daß die chineſiſchen Miſſionsorgane über das Leben und Wirken dieſes unter den ausgezeichnetſten Miſſionaren Chinas hervorragenden Veteranen inhaltsreiche Nekrologe bringen würden, welche durch autoritätsvolle Zeugniſſe mein Gedächtniswort bereichern und verſtärken ſollten. Zu meiner Überraſchung hat ſich dieſe Erwartung bis heute nicht erfüllt. Der Chinese Recorder, das allgemeinſte und gediegenſte chineſiſche Miſſionsjournal, hat ſich damit begnügt, neben einer ſehr kurzen Todesanzeige (1899, 510), in welcher von dem Verſtorbenen gerühmt wird, daß er ein ebenſo guter wie großer Mann geweſen, der in ſeinen litterariſchen Werken ſich ein bleibendes Denkmal geſetzt, einen 2½ Seiten umfaſſenden Aufſatz: In memoriam zu veröffentlichen (1899, 581), welcher 1. eine resolution of condolence ſeitens der zu einem Urteil beſonders berufenen Society for the diffusion of Christian and general knowledge enthält mit einer anerkennungsvollen Überſicht über die Hauptſchriften des Heimgegangenen[1]) und 2. einen chronikartigen Überblick über den äußeren Verlauf des Lebens Fabers von ſeinem begeiſterten Schüler und Mitarbeiter Miſſionar Kranz.

Sonſt ſind mir in den Miſſionsorganen engliſcher Sprache nur notizenhafte Anzeigen zu Geſicht gekommen. Ich enthalte mich darüber aller Reflexionen, kann aber nicht umhin, meine Verwunderung auszuſprechen, daß einem ſo bedeutenden Manne, der doch nicht bloß der deutſchen, ſondern der geſamten evangeliſchen Miſſion zur Zierde gereichte und der, wie wenige andere, die ganze chineſiſche Miſſion befruchtete, verhältnismäßig ſo dürftige Nachrufe ſeitens ſeiner engliſchen und amerikaniſchen Kollegen — wenigſtens bis heute — gewidmet worden ſind. Länger auf ihre Zeugniſſe zu warten, geht nicht an, und ſo muß ich mich damit begnügen, auf Grund der Faberſchen Schriften, der Mitteilungen in der A. M.-Z. und Z. M. R.

[1]) Dieſe Reſolution iſt im Original wie in deutſcher Überſetzung veröffentlicht in der Z. M. R. 1899, 380.

und meiner persönlichen Bekanntschaft ein Bild von der charakteristischen Art dieses für die Chinamission so bedeutungsvollen Arbeiters zu entwerfen. Bei seinen beiden Aufenthalten in Deutschland hatte ich die Freude, viel mit Faber zu verkehren, dann Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechsel mit ihm zu unterhalten und ihn für die Mitarbeit an der A. M.-Z. durch die Jahre 1879—1885 zu gewinnen,[1]) die später nur darum aufhörte, weil Faber sich verpflichtet fühlte, der Z. M. R., dem Organe des Allg. ev. prot. M.-V.s, in dessen Dienste er 1885 getreten war, seine für die Heimat bestimmten missions-litterarischen Arbeiten zuzuführen.

Zuerst ein Blick auf den äußeren Lebensgang Fabers.[2]) Seine Heimat ist Koburg, wo er 1839 geboren wurde und das Klempnerhandwerk erlernte. Wo und wie er zu dem Entschluß gekommen, Missionar zu werden, weiß ich nicht. 1858 trat er als Zögling in das Missionsseminar zu Barmen ein, wo er sowohl durch seine Begabung und seinen Lerneifer wie durch seinen christlichen Ernst, männlichen Charakter und geraden, ehrlichen Sinn sich die Liebe seiner Lehrer, namentlich D. Fabris, im hohen Grade erwarb. Da er auch eine gute Vorbildung mitbrachte, hatte er den Seminarkursus in 4 Jahren absolviert und durfte noch 2 Jahre lang die Universitäten Basel und Tübingen besuchen, auch im Labaratorium des Berliner Zoologischen Museums und im Perthes'schen Geographischen Institut Lehrkurse durchmachen. Im Herbst 1864 wurde er dann im Dienste der Rheinischen Mission nach China abgeordnet, wo er in der Kantonprovinz an verschiedenen Orten, am längsten (8 Jahre) in Fumun stationiert war. Neben der Predigt und Schulthätigkeit übte er, da er auch medizinisch ziemlich geschult war, hier eine ausgebreitete ärztliche Praxis, die ihm manchen Eingang verschaffte. Mit großem Eifer legte er sich zunächst auf die Erlernung der Volkssprache, wandte sich aber bald auch dem Studium der chinesischen Klassiker zu und begann mit solchem Erfolge seine litterarische Erstlingsarbeit, daß sein spezieller Beruf für diesen Zweig der Missionsthätigkeit sowohl von seinen Vorgesetzten wie von ihm selbst deutlich erkannt wurde.

---

[1]) Die Hauptbeiträge sind die folgenden: 1879, 97: China in seinen Beziehungen zum Auslande. 1881, 238: Ein Besuch in chinesischen Klöstern. 1882, 49: Litterarische Missionsarbeit in China. 1884 (durch den ganzen Jahrgang): Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden. Eins der bedeutungsvollsten Missionsprobleme, mit besonderer Beziehung auf China. In englicher Separatausgabe: Problems of practical Christianity.

[2]) Fabers eigne Mitteilungen in Z. M. R. 1899, 261.

„Von meiner Seite — schrieb er 1881 — ist eine solche Arbeit durchaus nicht selber gesucht worden. Als ich vor 17 Jahren nach China ging, wünschte ich nur zu predigen und lernte deshalb die ersten 2 Jahre ausschließlich die Volkssprache. Die Klassiker begann ich zu studieren, weil mich öfters chinesische Gelehrte besuchten und ich fand, daß deren Sprache sehr durch die klassische Litteratur gebildet ist. Ich mußte diese Bücher lesen, um die mannigfachen Anspielungen auf sie zu verstehen. Dann fand ich es für nötig, auf die Ideen einzugehen und mich in meinen Unterredungen und Predigten mit der chinesischen Weltanschauung auseinander zu setzen. So entstand das Werk über Markus aus den sorgfältigen Präparationen zu den Predigten, welche ich Sonntags auf meiner Station gehalten habe und zwar zweimal nach mehrjähriger Zwischenpause. Dann erst nahm ich die Überarbeitung für den Druck vor.[1]) In diesem Werke ist das Resultat achtjähriger Missionsarbeit niedergelegt."[2])

Auch Reisen machte Faber schon in dieser Zeit, besonders durch die Kantonprovinz reichlich, später hat er dieselben auf einen großen Teil des chinesischen Reiches ausgedehnt, so daß er mit Land und Leuten sich eine Bekanntschaft erwarb, wie sie wenige chinesische Missionare besitzen. Auf diesen Reisen, die ihn wiederholt wochenlang auch in chinesische Klöster führten, war ihm der Verkehr mit den Menschen, speziell mit den gebildeten Chinesen, die Hauptsache; aber da er großes Interesse an der Natur hatte, so benutzte er sie auch zu naturwissenschaftlichen, zoologischen und später ausschließlich botanischen Studien und Sammlungen. In seinem wertvollen Herbarium brachte er ca. 4000 chinesische Pflanzenarten zusammen, unter ihnen 120 durch ihn neu entdeckte. Ein Genus erhielt seinen Namen und etliche 20 Species ebenfalls.[3])

Von einer durch ein chronisches Halsleiden 1876 notwendig gewordenen Reise nach Deutschland zurückgekehrt, trug sich Faber mit dem Plane einer bedeutenden Ausdehnung der durch die Vereinigung mit dem auf Gützlaffs Anregung entstandenen Berliner Hauptverein für China verstärkten Rhein-Mission[4]) bis in die Provinz Kiangsi. Die alte Berliner Station in

---

[1]) Fabers erste größere Publikation: 77 auslegende Predigten in 5 Bänden aus der kantonesischen Volkssprache in Wenli umgearbeitet. „Die Bände enthalten eine gründliche Durcharbeitung der biblischen Begriffe mit den chinesischen religiösen und moralischen Anschauungen." Das Werk hat eine große Verbreitung gefunden und noch heute ist die Nachfrage im Zunehmen.

[2]) A. M.-Z. 1862, 55 Anm.

[3]) Vergl. Brettschneider: History of European botanical discoveries in China. London. 1898.

[4]) Als Gützlaff 1849 und 1850 in Deutschland war, kamen in Berlin 2 chinesische Missionsvereine zustande: der Berliner Frauen-Verein für China, der das Findelhaus auf Hongkong begründete und der sogenannte Hauptverein für

Kanton mit ihrem Seminar sollte die Basis für das erweiterte Operationsfeld bilden und Faber hier sein Domizil haben. Aber der Plan kam nicht zur vollen Ausführung; teils Reibungen mit einem der Berliner Missionare, die nicht bloß in konfessionellen Differenzen ihren Grund hatten und 1882 zur Lösung des alten Vereins von Barmen und zum Anschluß desselben an Berlin I führten, teils ein bedauerliches Zerwürfnis mit dem damaligen Leiter der Rheinischen Mission D. Fabri, welches das Ausscheiden Fabers aus dieser Gesellschaft zur Folge hatte, traten hindernd in den Weg. Ohne Faber von jeder Schuld an diesem ihm selbst überaus schmerzvollen und nie von ihm ganz überwundenen Risse freisprechen zu wollen, muß ich doch, der ich in alle Details dieser Vorgänge genau eingeweiht bin, jetzt öffentlich bezeugen, daß der materielle Teil dieser Schuld auf seiner Seite nicht gelegen hat. Es lagen thatsächlich Übelstände vor und die Schuld, welche etwa Faber trifft, hat nur darin bestanden, daß er, weil sein gerader Sinn keinen andern Ausweg erblickte, in einer vielleicht zu derben Sprache und zu rücksichtslosen Offenheit gegen diese Übelstände Protest erhob. Mehr mag ich über die Lösung Fabers von der ihm teuren Rheinischen M.-G. nicht sagen,[1]) nur das füge ich hinzu, daß später, nach Fabris Abgang, das Verhältnis zwischen beiden sich wieder sehr freundlich gestaltet hat,[2]) so daß man sogar an einen Wiedereintritt Fabers in den alten Verband denken konnte.

Jetzt folgten schwere, durch einen kurzen Besuch in Deutschland unterbrochene Jahre. Versuche, die meinerseits gemacht wurden, seinen Anschluß an eine englische Missions- und dann auch an eine Traktat-Gesellschaft herbeizuführen, hatten kein Ergebnis. Einen Antrag des Vizekönigs von Kanton, in chinesische Dienste zu treten, lehnte Faber ab. Die Stellung aber eines Freimissionars wurde, abgesehen davon, daß seine Freunde sie prinzipiell verwarfen, zuletzt dadurch unhaltbar, daß derjenige unter ihnen, welcher den Löwenanteil zur Unterhaltung Fabers bisher aufgebracht, einen großen Teil seines Vermögens verlor, und als dann in dieser Situation der damals eben begründete Allg. ev. prot. M.-V. den einsamen Mann

China, der Missionare (Neumann, Hanspach, Göcking, später Hubrig und Pritsche) aussendete. Dieser letztere wurde 1872 mit der Rheinischen Mission vereinigt, 1882 diese Vereinigung aber wieder gelöst und das Gebiet des betreffenden Vereins an Berlin I übertragen.

[1]) Die als Manuskript gedruckt vorliegenden Akten geben keinen vollen Einblick in die Diskussion, welche zu dieser Lösung geführt hat.

[2]) Rh. M.-B. 1899, 359 f.

1885 zu dem Eintritt in ſeinen Dienſt einlud, nahm er dieſen Ruf als eine Erlöſung aus ſeiner ſchwierigen Lage dankbar an. Er konnte das mit gutem Gewiſſen, da der genannte Verein ſo liberal war, daß er die bei aller praktiſchen Weitherzigkeit bibliſch-orthodoxen theologiſchen Anſchauungen Fabers ganz unangefochten ließ, ja ſelbſt in ſeinem Organ ohne jede redaktionelle Bemängelung druckte. Was den jungen Verein zu Faber hinzog und dieſen weſentlich für den Eintritt in ſeinen Dienſt bewog, war die gegenſeitige Übereinſtimmung in einer miſſions-methodiſchen Anſchauung, nämlich in der Bedeutung der litterariſchen, volkstümlichen wie wiſſenſchaftlichen Arbeit für die Miſſion. Schon in den 5 Jahren ſeiner Unabhängigkeit von jeder Miſſions-Geſellſchaft hatte Faber ſich faſt ausſchließlich miſſions-litterariſcher Arbeit gewidmet und der Allg. ev. prot. M.-V., dem nichts willkommener ſein konnte, als einen damals bereits ſo erprobten und geachteten Miſſionar den ſeinigen zu nennen, ſtellte ihn auch in Zukunft ganz für dieſe litterariſche Arbeit frei. Nur vorübergehend paſtorierte Faber in Schanghai, wo er jetzt ſein Standquartier aufſchlug, die deutſche Gemeinde und am 3. April 1898 reiſte er als der erſte deutſche Miſſionar nach Kiautſchau, um hier teils die ſeelſorgerliche Pflege der deutſchen Landsleute, teils die Begründung einer Chineſenmiſſion in die Wege zu leiten. Halsleidend war er immer geweſen und mit aſthmatiſchen Beſchwerden kam er hier an; die ungeſunde Wohnung, die er in Tſintau beziehen mußte, fügte dem allen noch ein Lungen- und Ruhrleiden hinzu, dem der geſchwächte Mann am 26. Sept. 1899 erlag. Höchſt ehrenvoll war das Begräbnis, dem auch der Bruder des deutſchen Kaiſers, Prinz Heinrich, perſönlich beiwohnte. Fabers ganzes Leben war eine Bereitung auf den Tod geweſen, darum wurde er auch von ihm nicht überraſcht. Wenige Tage vor ſeinem Heimgang ſchrieb der fruchtbare Miſſionsſchriftſteller als ſeine letzte Schrift: „Da ich nicht weiß, wann mich der Herr, mein Gott, in die himmliſche Behauſung abrufen wird, ſo will ich nur ausſprechen, daß ich im fröhlichen Glauben an den Heiland aller Menſchen, Jeſus Chriſtus, der ſich meiner erbarmt und mich durch ſeinen heiligen Geiſt zubereitet hat, abſcheide aus dieſer irdiſchen Welt. Das Reich Gottes in ſeiner Herrlichkeit iſt meine Hoffnung.“

Dieſes ebenſo demütige wie zuverſichtliche Bekenntnis läßt uns einen weiteren Blick in das innere Leben des Mannes thun, deſſen Art es ſonſt nicht war, über das Heiligtum ſeines perſönlichen Chriſtentums viel zu reden. Faber war überhaupt zwar durchaus nicht eine verſchloſſene, aber

eine schweigsame, in sich gekehrte Natur. Er gehörte zu den Leuten, die nicht schnell sind zu reden und die wägen, was sie sagen; aber was er sagte, das war wahr, gediegen, zuverlässig. Nichts war seiner Natur mehr zuwider als jede Art von Phrase. Ein durch und durch lauterer, biederer, aufrichtiger Charakter, konnte er manchmal ein scharfes Wort reden und dabei wieder so rücksichtsvoll und zartfühlend sein, daß er sich neben der größten Hochachtung aller, mit denen er verkehrte, auch das uneingeschränkteste Vertrauen derer erwarb, die ihn genauer kannten. Wie bei seinem immensen Wissen und seinem autoritätsvollen Einfluß bescheiden, war der unverheiratet gebliebene Mann in seinen Bedürfnissen überaus anspruchslos. Ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd blieb, war er durch und durch ein Christ, dessen ganzes Leben seine gesunde Frömmigkeit veranschaulichte, ein Bibeltheologe der alten Schule, dessen nüchterner Sinn Kern und Schale zu unterscheiden wußte und dessen friedevolle Weitherzigkeit jedem konfessionellen bezw. dogmatischen Gezänk abhold war. Bei aller Gelehrsamkeit auf das Praktische gerichtet, lebte er persönlich und erstrebte er als Missionar praktisches Christentum.

Das klingt fast überraschend bei einem Manne, der ganz hervorragend als Missionslitterat thätig gewesen ist, und doch hat seine ganze schriftstellerische Thätigkeit eine praktische Richtung gehabt, wie er selbst wiederholt von ihr bezeugt (z. B. Z. M. R. 1899, 268). Selbstverständlich galt einem von missionarischer Beschränktheit so entfernten Manne wie Faber die missionslitterarische Arbeit nicht als das Haupt- oder gar als das einzige Missionsmittel in China, er erblickte in ihr vielmehr ein Hilfsmittel, welches der Predigt, dem Unterricht, dem Einzelverkehr mit den Chinesen und der Beeinflussung der öffentlichen Meinung dadurch zu dienen habe, daß sie den Chinesen das Verständnis für das Christentum und den Missionaren wie überhaupt den Abendländern das Verständnis für das ganz eigenartige chinesische Wesen vermittle. Unter diesem Gesichtspunkte begann und vollführte Faber seine chinesischen Studien wie seine auf diese Studien basierte umfangreiche litterarische Arbeit. Nachdem er sich selbst so in die chinesische Gedankenwelt eingelebt, daß er wie neben ihm sehr wenige Europäer in ihr zu Hause war, bewegte sich seine ganze litterarische Arbeit in dieser doppelten Richtung: die christliche und die mit ihr zusammenhängende abendländische Gedankenwelt den Chinesen zu erschließen und das Eingehen auf die chinesische Gedankenwelt den Missionaren zu erleichtern. Und was für einen großen praktischen Dienst er dadurch der gesamten chinesischen Mission geleistet, geht besonders aus der Thatsache

hervor, daß viele von den Gedanken, die er in seinen Schriften niedergelegt, Gemeingut sowohl weiter chinesischer wie missionarischer Kreise geworden sind. Am ausführlichsten hat er sich selbst über Tendenz wie Methode seiner Arbeit ausgesprochen in der A. M.-Z. 1882, 49. Vergl. auch Z. M. R. 1899, 225. 257.

Das Erste, was Faber richtig begriff und anfaßte, war das Sprachproblem. Ich meine damit jetzt nicht die schwierige Frage, welche die Verschiedenheit der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, der Volksdialekte und des Wenli, der chinesischen Mission stellt, sondern die noch schwierigere: wie die fremde Sprache, die ganz und gar der Ausdruck des chinesischen Geistes ist, stereotypiert durch eine lange konservative Vergangenheit und ganz beherrscht von dem Formalismus des sogenannten klassischen Stils, wie sie zu einem solchen Organ des christlichen Geistes gemacht werden kann, welches im Kleide des chinesischen Worts und Stils die christlichen Gedanken im wirklichen Vollsinn ihres begrifflichen Inhalts dem chinesischen Denken wirklich verständlich macht. Mit andern Worten: Wie fängt es der von einer andern Menschenrasse abstammende Fremdling an, der in einer der chinesischen Weltanschauung völlig fremdartigen geschichtlichen, religiösen, geistigen und Sitten-Atmosphäre erzogen ist, die evangelische Verkündigung sprachlich zu chinesieren und die chinesische Sprache zu christianisieren? Dazu genügte Faber nicht, daß er im Schweiße seines Angesichts sich der Wortbedeutungen wie des grammatischen und syntaktischen Baus der chinesischen Sprache bemächtigte, sondern er erkannte klar, daß die Einlebung in die Gedankenkreise der Chinesen wie in ihre ganze charakteristische Eigenart unentbehrlich sei und daß dazu weder bloßes Bücherstudium genüge, noch die Kraft des Europäers allein jemals ausreiche. Er umgab sich deshalb mit gebildeten, christlichen und heidnischen Chinesen und arbeitete mit ihnen die christlichen wie chinesischen Ideen in ihrer Sprache[1]) durch und ruhte nicht, bis er sich versichert hatte, daß ein wirkliches gegenseitiges Verständnis erzielt worden sei.

„Nicht wirkliche Übersetzungen sollen wir in China zuwege bringen, sondern wir müssen den chinesischen Geist befruchten durch den Geist des Evangeliums und müssen dann die Darstellung dieser — so zu sagen — Inspiration in chinesischer Sprache und in anderen chinesischen Darstellungsmitteln den Chinesen überlassen. Freilich nicht so überlassen, daß wir nicht Kontrolle übten: diese ist unerläßlich, damit nicht chinesische Ausartung zutage tritt. Der heilige Geist wirkt in diesem Fall

[1]) Ich betone daß mit großem Nachdruck gegenüber der weit verbreiteten englischen Verkehrtheit, die Chinesen durch das Medium der englischen Sprache in unsere Gedankenwelt einführen zu wollen.

aber nicht unmittelbar auf die Chinesen, sondern durch unsere Vermittelung, obschon auch die Chinesen immer mehr unter die unmittelbare Einwirkung und Zucht des heiligen Geistes kommen müssen. . . In China gilt es also, sich passende Leute auszuwählen und deren Geister zu befruchten mit den neuen Ideen des Evangeliums. Um das aber in wirksamer Weise ausführen zu können, ist erforderlich, daß man selbst eine tiefere Erkenntnis des psychischen Untergrundes der Geistesorganisation der Chinesen besitzt. Die neuen Ideen müssen dem betreffenden Vermittelungsorgan faßbar sein, ja dieses muß sich durch diese Ideen im Innersten gepackt fühlen. Durch Besprechung wird man sich vergewissern müssen, in wieweit das der Fall ist. Meiner Sache ganz gewiß zu sein, begnüge ich mich nicht mit einem chinesischen Mitarbeiter, sondern verwende gewöhnlich zwei bis drei, welche — man könnte sagen — als Medien dienen zwischen mir und dem chinesischen Volke. Jeder Gedanke wird von diesen Chinesen aufgefaßt und dann in chinesischer Eigentümlichkeit neu reproduziert. Außer der Richtigkeit des Gedankens handelt es sich dabei auch um einen klaren und bestimmten Ausdruck desselben in chinesischer Sprache und um möglichst schöne Form ohne Zierat, aber klangvoll und rhythmisch. Es ist das keine leichte Aufgabe, sondern erfordert mehrmalige Überarbeitung jedes Abschnittes mit großer Geduld und Aufmerksamkeit."[1])

Den Ausgang für seine für die Chinesen bezw. für die fremdländischen und eingeborenen Arbeiter unter ihnen bestimmten Arbeiten nahm Faber entweder von der christlichen Wahrheit, so in seinen volkstümlichen zahlreichen Bogentraktaten, in den Werken über das Markusevangelium, dem homiletischen Kommentar zu dem Lukasevangelium und den Meditationen über das Alte Testament; oder von dem in China vorhandenen Geistesleben, an dem er gern das „Edelmenschliche" hervorhob, so vor allem in dem gelehrten 6bändigen Werke über die 13 konfucianischen Klassiker.

„Ich muß gestehen, daß mir diese (letztere) Art eigentlich ferne lag, ja teilweise unsympathisch war. Ich hatte mich mit dem Chinesischen eigentlich nur eingehender beschäftigt, um mich für die erstere Aufgabe geschickt zu machen. . . Nun wurde mir jedoch von der allg. Konf. der chinesischen Missionare zu Schanghai 1876 der schwierige Auftrag, die chinesischen klassischen Werke vom Standpunkt des Christentums aus zu bearbeiten. Man beabsichtigte eine solche Arbeit nicht nur für die christlichen Schulen und christlichen Gelehrten in China, sondern auch zur Überführung der heidnischen Gelehrten. Die Voraussetzung dazu ist, daß die Arbeit in einer Weise ausgeführt wird, welche auch den chinesischen Gelehrten Achtung und Anerkennung abnötigt. Es kann sich dabei natürlich nicht um antiquarische Untersuchungen ꝛc. handeln, sondern um Klarlegung und geordnete Darstellung des gesamten Ideengehalts dieser Schriften. Diese Ideen beziehen sich zunächst auf Religion, wobei das ganze Gebiet der unsichtbaren Welt und das Verhältnis der Chinesen zu ihr behandelt werden muß . . . Dasselbe gilt von den moralischen Prinzipien und den jetzigen moralischen oder auch unmoralischen Zuständen. Auch

[1]) A. M.-Z. 1882, 51.

die Maximen der Staatsweisheit dürfen nicht umgangen werden. Es ergiebt sich also, daß ein gründliches Eingehen auf chinesische Religion, Moral und Politik erforderlich ist. Ferner ist es nötig, sich mit dem ganzen Umfang der betreffenden Schriften vertraut zu machen, um aus dem Ganzen heraus das Einzelne richtig beurteilen zu können."[1])

Ein Jahr vor seinem Tode hat Faber dieses Standard-Werk noch vollendet. „Es enthält eine Kritik des Textes in 2 Bänden und eine solche des Inhalts in 4. Der Inhalt ist beleuchtet nach seinem religiösen, wissenschaftlichen und moralischen Wert. Es ist Bezug genommen auf die gesamte sehr bändereiche chinesische Litteratur über die Klassiker. Die Wirkung wird in dieser bewegten Zeit nicht ausbleiben. Es wird nicht negative Kritik geübt, sondern überall das Bessere geboten." Dagegen scheint nicht mehr vollendet worden zu sein das andere große Werk über chinesische Geschichte, „das den Chinesen zeigen sollte, wie sie ihre mehrtausendjährige Geschichte verstehen sollten und was sie daraus lernen könnten."[2])

Fabers für Chinesen verfaßte Schriften bewegten sich aber auch noch in einer anderen Richtung.

„Es giebt noch eine überaus frappante Weise, den Chinesen das Evangelium darzulegen, das ist der Hinweis auf die praktischen Resultate des Christentums im sozialen Leben der christlichen Völker im Vergleich mit den entsprechenden sozialen Zuständen in Heidenländern und besonders in China. Das Christentum besteht ja nicht in Dogmatik und Moral, nicht in Kultusformen u. dergl., sondern in einem Leben, das aus Gott stammt und auf Gott hinzielt, das sich in mancherlei edlen Früchten göttlicher Liebe zu den Menschen bewährt. Die Chinesen haben viel mehr Sinn fürs Praktische als für irgend welche dogmatische Auseinandersetzungen; auch liegt den Chinesen eine soziale Betrachtung der Religion näher als ein Eingehen auf

---

[1]) Ebd. S. 52. — Nachdem schon 1872 und 1873 wesentlich für chinesische Missionare: der Lehrbegriff des Confucius und Quellen zu Confucius und dem Confucianismus erschienen waren, veröffentlichte Faber als Erträge seiner Vorstudien zu dem in Schanghai ihm übertragenen großen Werke während seines Aufenthalts in Deutschland 1877 für das europäische Publikum folgende Schriften: 1. Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius; 2. der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämtlichen Werke des Philosophen Licius; 3. die Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder die Lehre des Philosophen Micius und 4. 1879 Introduction to the science of Chinese religion. Eine deutsche Übersetzung des taoistischen Philosophen Chuang ist leider ungedruckt geblieben.

[2]) Z. M. R. 1899, 267. Vermutlich ist die für die Abendländer englisch und deutsch geschriebene Flugschrift: China in historischer Beleuchtung, eine Art Auszug aus diesem Werke.

die kirchliche Entwickelung der Westländer. Ich habe deshalb den Versuch gemacht, auch von dieser Seite den Chinesen das Evangelium darzulegen.'")

Zuerst schon im Anfange der 70er Jahre ist das geschehen durch die weit verbreiteten Schriften über christliche Erziehung und über deutsches Schulwesen, und später in dem hervorragenden 3bändigen Werke über Civilisation östlich und westlich, in dessen Inhalt A. M.-Z. 1882, 54 ff. einen Einblick gewährt.

Mit diesen Darlegungen haben wir bereits die Grenzen dessen überschritten, was ich oben als das Sprachproblem bezeichnete und haben gesehen, wie originell Faber versuchte, in den ganzen Geist des chinesischen Wesens einzudringen und auf diese Weise das Verständnis für das Christentum und für die auf ihm beruhende abendländische Kultur wiederum an das chinesische Wesen heranzubringen. Und gerade dadurch war er ein Missionar im großen Stil, daß er als Vermittler zwischen Chinesentum und Christentum die Brücke zu schlagen suchte, die aus dem einen in das andere führt. Wie das Sprachenproblem in seinem weitesten Sinne, so erfaßte Faber auch das ebenso schwierige Sittenproblem. Ausgehend von dem Gedanken, daß die chinesische Christenheit die göttlichen Heilsgedanken in chinesischen Verhältnissen zur Darstellung bringen muß, sann er viel über die große Aufgabe nach: wie der neue christliche Geist auf Grund des eigentümlichen Naturlebens der Chinesen sich innerhalb der Gemeinde seine diesem Naturleben kongeniale Form schaffen und die chinesische Volkssitte in ähnlicher Weise christianisieren könne wie die chinesische Sprache. Alle Hauptkonflikte zwischen den heidnischen Religionen und dem Christentum sind daher gekommen und kommen bis heute daher, daß das Christentum die Sitten ändert. Damit ist nicht gesagt, daß es alle vorhandenen Sitten abrogiert, sondern darin besteht das Problem, daß es und wie es zu den auf dem religiös und moralisch neutralem Gebiete liegenden Volkssitten sich zu stellen hat. — Daß ein Mann wie Faber mit aller Kraft gegen den verhängnisvollen Prozeß einer Europäisierung der christlichen Chinesen ankämpfte, den leider so viele englische Missionare fast überall begünstigen, ist nach dem Mitgeteilten selbstverständlich. Aber ein praktischer Mann wie er hielt sich nicht in der Negative; er hat das Problem positiv zu lösen versucht und nach seiner groß angelegten Weise nicht kasuistisch, sondern aus dem Ganzen, aus einem vollen Verständnis für und aus einer klaren Einsicht in die eigenartigen chinesischen Verhältnisse heraus wie auf Grund evangelischer Wahrheit und Freiheit. „In der

[1]) A. M.-Z. 1882, 54.

christlichen Gemeinde soll christliche Sitte und sollen christliche Gebräuche zur Darstellung kommen. Beide dürfen aber nicht äußerlich angelernt werden, sondern sollen natürliche Ausgestaltungen des neuen Geisteslebens von oben sein. Nicht die Form erzeugt den Geist, sondern der Geist die Form. . . Gott muß erscheinen in der Natur, der himmlische Vater sich kundgeben im Menschlichen; damit ist erst das wahrhaft Christliche gewonnen." Wie Faber nun im einzelnen auf den Sittenkonflikt in China eingeht und welche ebenso schonende wie ernste Ratschläge er giebt, ihn in einer dem Chinesentum wie dem Christentum gleich gerechten Weise möglichst zu beseitigen, dafür muß ich auf seine große Arbeit in dieser Zeitschrift 1884 verweisen.[1])

Hoffentlich ist aus dieser dürftigen Skizzierung der Lebensarbeit unseres Landsmanns hervorgegangen, daß er zu den bedeutenden Führern auf dem Gebiete der evangelischen Mission in China gehört hat, zu den hervorragenden Geistern, welche die wirklichen großen Missionsprobleme erfaßt, klar gelegt und mit sicherer Hand zu lösen versucht haben. Und in dieser Beziehung war er mehr als ein Missionar, der durch seine litterarische Thätigkeit einen den alten Apologeten gleichen Rang einnimmt: er war ein Lehrer der Missionare, in dessen Schule hoffentlich die kommende Generation der christlichen Sendboten noch viel lernt.

Die Chinesen, denen zu Liebe Faber ein Chinese geworden war, „hegten eine tiefe Bewunderung für den stillen Mann und verehrten ihn wie einen Weißen der Vorzeit." Nach dem Erscheinen seines letzten großen Werkes über die Klassiker erklärte der Vizekönig Tschang Tschi Tung, zugleich einer der größten Gelehrten Chinas: „Faber kann besser chinesisch als wir Chinesen." Und der Berliner Missionar Voskamp, der mit Faber in Tsingtau zusammengelebt und ihm in der Zeitschrift: „Das Evangelium in China" einen pietätsvollen Nachruf gewidmet, erzählt: Ein chinesischer Gelehrter, der Christ geworden, teilte mir mit, wie er mit dem ganzen Hochmut und Dünkel eines chinesischen Litteraten in die Studierstube des „fremden Teufels" getreten sei. „Mit einer einzigen Frage über eine schwierige Stelle in den Klassikern, die ich nicht beantworten konnte —

[1]) Faber hat außerdem besonders in englischer Sprache noch eine große Menge Aufsätze, Vorträge und kleinere Schriften veröffentlicht, die ich indes nicht einzeln aufzähle. Lesenswert sind heute noch viele seiner Berichte im Organ der Rh. M.-G. Seit 1886 enthält auch die Z. M. R. viel Gutes aus seiner Feder. Besonders ein langer, aus dem Englischen übersetzter Aufsatz: Der Ap. Paulus in Europa (1895 und 1896) sei erwähnt.

sagte der Chinese — setzte D. Faber mich in eine peinliche Verlegenheit, worauf er mir in liebenswürdiger Weise eine Erklärung der Stelle gab, die mich sowohl durch die Tiefe der Erkenntnis als durch die Feinheit der Darstellung entzückte.“ Das sind zum Schluß nur noch ein paar persönliche Zeugnisse, wie sehr Faber den Ehrennamen eines Lehrers der Chinesen verdient.

Zur Entwickelung der evang. Mission im 19. Jahrhundert.[1]

Von D. Buchner.

Wir stehen an der Wende eines Jahrhunderts und genügen nur einer schuldigen Pflicht, wenn wir heute einen Rückblick auf die Vergangenheit werfen. Nicht soll dabei Menschenthun gepriesen werden, sondern Der, der, ohne Zeit, doch dieser Zeiten Lauf lenket und sein Reich bauet, und dem wir alle nur Handlanger und Knechte sind.

Als der Apostel Paulus, wie wir Akt. 20,4 lesen, mit 7 Begleitern aus den von ihm gegründeten juden- und heiden-christlichen Gemeinen von seiner 3. Missionsreise nach Jerusalem zurückkehrte, da mag er wohl zurück und vorwärts geschaut haben. Welche sonderbare Zeit lag hinter ihm! Innerhalb der Spanne weniger Jahre hatte das Evangelium aus der Enge der jerusalemitischen Gemeine heraus den Siegeslauf begonnen hinein in die weite Heidenwelt. Große Zeit, auf die er dankbar zurückschauen konnte, lag hinter Paulus, größere noch für die Ausbreitung des von ihm verkündigten Wortes durfte er von der Zukunft erwarten.

Es will mich bedünken: wir dürfen in mancher Beziehung einen Vergleich ziehen zwischen jener Zeit und zwischen der hinter uns liegenden des scheidenden Jahrhunderts. Wir werden uns, auf das verflossene Jahrhundert zurückschauend, der Überzeugung nicht verschließen können, daß, wie einst jene erste Zeit für die folgende, so unser Jahrhundert für die kommende und wahrscheinlich — was die äußerliche Ausbreitung betrifft — großartigere Missionszeit von grundlegender, nicht zu unterschätzender Bedeutung ist Jedenfalls trägt die Missionsentwickelung dieses Jahrhunderts dasselbe

[1] Vortrag auf der diesjährigen Missions-Konferenz in Halle. Das Referat war ursprünglich mir übertragen; D. Buchner trat hilfsbereit für den erkrankten Freund ein. D. H.

Motto wie jene der ersten Zeit: „Aus der Enge in die Weite.“ Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf das äußere Wachstum der Mission, im Laufe dieses Jahrhunderts daheim sowohl als draußen in der Heidenwelt, zeigt den Fortschritt aus der Enge in die Weite. Es ist hier nicht meine Aufgabe, Sie mit einer Fülle von statistischem Material zu belästigen. Der Fortschritt ist schon genügend festgestellt, wenn wir folgende Zahlen anführen:

1800: Einnahme der Mission etwa 200 000 Mk.
1900: etwa 60 000 000 Mk.
1800: Missionare, etwa 120
1900: 6500
1800: Heidenchristen etwa 60—70 000
1900: 4 Mill.
1800: Missionsorganisation 7
1900: etwa 150

Wenn wir aber die Entwickelung der Mission aus diesen kleinen Anfängen zu den heutigen Ergebnissen genauer verfolgen wollen, so ist das allerdings keine leichte Aufgabe. Umfang und Höhe eines Baumes sind leicht in Zahlen und Maßen zu bestimmen. Schwer aber ist es, die Entwickelung bis zu dieser Höhe und Breite im einzelnen nachzuweisen; denn still fügt sich Ring an Ring, langsam aber sicher setzt sich der Lebenssaft in Holz um. Wer mag diesen inneren Prozeß in seinen einzelnen Stufen darlegen? Unsere kurzen Bemerkungen werden nur einen lückenhaften Überblick geben, zumal ich Sie bitten muß, in der Hauptsache bei der Entwickelung der deutschen Missionen stehen bleiben und nur hier und da einen weiterschweifenden Blick thun zu dürfen. Die Missionsarbeit ist nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern ein Glied in dem ganzen großen geistigen und geistlichen Leben der Menschheit wie in dem der einzelnen Nationen und Kirchen. Darum wird sie auch beeinflußt von den Strömungen und Kräften, die sich, nicht nur auf religiösem, sondern ebenso auf politischen, sozialem und wissenschaftlichem Gebiet geltend machen. Wir dürfen darum, wollen wir die Entwickelung der Mission in diesem Jahrhundert verfolgen, das gesamte geistige und geistliche Leben dieser Zeit nicht aus dem Auge lassen.

Zum Beginn des Jahrhunderts wehte in ganz Europa — nicht nur in Deutschland — eine Luft, die eher missionsfeindlich als missionsfreundlich schien. Politisch lag die europäische Welt in den Banden des gewaltthätigen Eroberers Napoleon. Die Sehnsucht, dieses

Joch zu zerbrechen, ließ kaum Raum für andere als politische Gedanken. Dazu herrschte in der Kirche fast allgemein der Rationalismus, der jede tiefere Lebensäußerung erstickte. In Deutschland auf engen Kreis, fast nur auf die Brüdergemeine beschränkt, in England erst auf Grund der methodistischen Bewegung von 3 eben begonnenen selbständigen Gesellschaften (der baptistischen 92, der Londoner 95, der Kirchenmission 99), in Amerika noch gar nicht vertreten, führte die Mission ein wenig beachtetes Dasein und glich eher einem verkümmerten Pflänzlein als einem lebenskräftigen Schößling. Und doch lagen schon in jener Zeit Keime zukünftiger frischer Entwickelung. So wenig es dannach aussah, so hatte doch die politische Bewegung in Amerika, die zu dessen Losreißung von England führte, die Wirksamkeit eines Franklin und Washington, mehr noch die ganze philanthropische Periode, in Rousseau verkörpert, zumeist aber die, der napoleonischen Schreckensherrschaft vorrausgehende Revolution in größerem Maße, als man denkt, die Wege für den Missionsgedanken geebnet.

Nur einige Andeutungen. Die Anerkennung, daß auch der gewöhnliche Sterbliche, nicht nur der Hochgeborene, unveräußerliche, dem Menschen ureigne Rechte habe, ebnete den Weg zur Aufhebung der Sklaverei, für eine gesunde Missionsarbeit die unerläßliche Vorbedingung. Ohne die französische Revolution wären Wilberforces Bemühungen in dieser Richtung kaum kann — wenigstens nicht sobald — von Erfolg gekrönt gewesen. Der Untergang des absolutistischen Staates und die nun folgende Entwickelung des Staatswesens fast aller Nationen zum Rechtsstaat, der allen Unterthanen — auch den fremdländischen in den Kolonieen — das gleiche Recht wenigstens theoretisch gewährt, hat sicherlich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Missionsgeschichte. Der Freiheitsgedanke, der die Völker durchdrang und sie gegen Napoleon in einer Weise einte, wie noch nie bisher, trug in sich selbst eine welteinigende und reinigende Kraft, die auch der Reichsgottesarbeit zu Gute kam und die geistige und geistliche Erhebung infolge jener Freiheitskriege lockerte den Boden für das neu aufsprießende religiöse Leben. Die stille Arbeit der Brüdergemeine und der Pietisten, sowie die von England auch nach Deutschland hinüberflutende Erweckungsbewegung des Methodismus brachte zunächst neues Leben in die Kreise der Stillen im Lande, die wohl nicht ausgestorben waren, doch unter der Herrschaft des Rationalismus wenig Einfluß auf die Kirche im ganzen übten. Die Christentums-

gesellschaft mit ihrem Centrum in Basel, die weithin zum Sammelpunkt der Gläubigen wurde, — die Vereinigung der Gläubigen im Rheinlande mit Elberfeld als Mittelpunkt — die Thätigkeit eines Jänicke und Goßner im Norddeutschland brachten nicht nur einzelnen neue Lebensantriebe, sondern riefen überall Gemeinschaften, Vereine, Gesellschaften hervor, deren neu pulsierendes Leben nach einer Bethätigung verlangte. Und nicht nur im Kreise der Stillen im Lande, auch in der Kirche begann es sich neu zu regen. Männer der Wissenschaft erweckte Gott, die mit mächtigem Hammerschlag die Eisdecke des Rationalismus durchbrachen. Schleiermacher, obwohl theologisch nicht orthodox, wirkte doch bahnbrechend gegenüber dem Rationalismus durch seine Theologie sowohl wie durch seine von tiefer persönlicher Frömmigkeit getragene praktische Wirksamkeit. Tholucks gewaltige Persönlichkeit schuf einen Nachwuchs junger Geistlicher, die bewußt mit dem Rationalismus brachen und Sinn für die Reichsgottesarbeit mit ins Amt brachten. Hengstenberg, so einseitig mancher seine Stellung auch finden mag, brachte die heilige Schrift in ihrer Göttlichkeit zu neuer Geltung. Noch manche solcher Männer könnten wir nennen wie z. B. Lücke, Hofmann, Beck u. a. Doch es sei genug. Diese alle, Träger des neuen Frühlingsodems, in sich und ihren Anschauungen nach sehr verschieden, halfen doch jeder in seinem Teil eine neue Zeit frischen Glaubens und Kämpfens gegenüber dem Tod des Rationalismus heraufzuführen. Und dieser Frühlingshauch überwand auch die Hegelsche Philosophie und die Straußsche und Baursche Negation.

Diesem Boden des neu belebten Pietismus und der neu erwachenden Kirche entsproßten nun eine Missionsgesellschaft nach der andern in überraschend schneller Folge, nachdem innerlich die Vorbereitung im Stillen geschehen war. Jener Neubelebung des Pietismus im Süden entsprang die Baseler Mission, im Rheinland die rheinische, in Goßnerschen Kreisen die Goßnersche, während die Leipziger Mission, der sich später (1892) auch die Gesellschaft für die evang.-luther. Mission in Bayern anschloß, die Erbin der Halleschen Mission ist und kirchlich konfessionelle Kreise vertritt, sowie die Berliner (I) auf Neanders und Tholucks Anregung zurückzuführen ist und somit ebenfalls von Anfang an mehr kirchlichem Boden wurzelte, während die Norddeutsche aus den im Norden Deutschlands gebildeten, wesentlich auch pietistischen Vereinen hervorging. So in der ersten Hälfte des Jahrhunderts! In der zweiten Hälfte folgte die Gründung der Hermannsburger

und der Schleswig-Holsteinischen Mission aus konfessionellen und konfessionell-pietistischen Kreisen, während die Neukirchner Gesellschaft reformiert pietistischen Kreisen ihren Ursprung verdankt. 1886 begann auch die aus konfessionell luther. Kreisen hervorgegangene Missionsanstalt in Neuendettelsau, die bisher nur Prediger für Amerika und Australien ausgebildet hatte, eine Missionsthätigkeit in Deutsch-Neu-Guinea. Die jüngste Gesellschaft, die Deutsch-Ost-Afrikanische (Berlin III), führt ihre Entstehung direkt auf die koloniale Ära zurück, wenn sie auch im weiteren Verlauf zu einer echten Missionsgesellschaft sich entwickelt hat. Eine Erscheinung bot die zweite Hälfte des Jahrhunderts, die noch der Erwähnung bedarf, die Gründung des allgemeinen protestantischen Missionsvereins. Von Mitgliedern des sogenannten Protestantenvereins und der schweizerischen Reformpartei ins Leben gerufen, ist er ein Versuch der theologisch mehr links stehenden Elemente, in die positive Reichsgottesarbeit mit einzutreten. Sein Entstehen zeigt nur, wie stark bereits in den achtziger Jahren der Missionsgedanke war, daß er auch diese Gruppe zur Missionsarbeit nötigte. Auf die Entwickelung der römisch-kath. Mission hier näher einzugehen, verbietet die Zeit. Als bekannt darf ich voraussetzen, daß auch sie, von dem in der evang. Kirche erwachenden Missionstrieb beeinflußt, eine weitgreifende Thätigkeit begonnen hat. Schade daß dieselbe so vielfach weniger auf die Bekehrung der Heiden als auf die Schädigung der evang. Mission abzielt.

So sehen wir in diesem Jahrhundert in Deutschland alle Kreise, die pietistischen, die kirchlichen, die konfessionellen, die religiös freisinnigen nach einander ergriffen von dem immer mächtiger werdenden Missionsgedanken. Und wie in Deutschland so auch in den anderen Ländern. Wir begnügen uns mit folgenden Angaben:

In Holland bestand Anfang des Jahrhunderts 1 Gesellschaft, am Ende 9, allerdings meist recht kleine; in Dänemark ist eine, in Schweden-Norwegen sind etwa 6 teils kleinere, teils bedeutendere Gesellschaften ins Leben getreten, in Frankreich bezügl. französische Schweiz 2. In England bestanden zu Anfang des Jahrhunderts 4, heut sind dort etwa 30 Gesellschaften; in Nord-Amerika 1800 keine, jetzt über 50; auch in Afrika, Australien und Indien sind einige, so daß wir am Schluß dieses Jahrhunderts eine Summe von etwa 150 erhalten, in welcher Zahl die mancherlei kleineren missionarischen Institutionen und die Hilfsgesellschaften nicht mit eingerechnet sind.

Aus der Enge in die Weite! Mit diesem fortgehenden Entstehen neuer Gesellschaften in der Heimat ging selbstverständlich Hand in Hand eine weitgehende Ausdehnung der in Angriff genommenen Arbeitsgebiete. Ich muß das Bekenntnis ablegen, außer stande zu sein, Ihnen einen Überblick geben zu können, in welcher Reihenfolge die neuen Gebiete in Angriff genommen wurden und bitte Sie, mit den folgenden allgemeinen Bemerkungen sich zu begnügen: Im Anfang des Jahrhunderts arbeitete die Brüdergemeine in Nord-Amerika unter Indianern und Eskimo, in Mittel-Amerika unter den Negern Westindiens, in Südamerika in (Suriname) in Afrika unter den Hottentotten; die Halleschen und Englischen Missionare zumeist in Indien, einige der letzteren in Süd- und West-Afrika und der Südsee. — Dies waren damals sporadische Versuche ohne bestimmten Plan und zielbewußte Richtung. Welch ein anderes Bild heutzutage! Mit Ausnahme von Süd-Amerika, welcher Weltteil bis heute noch der seitens der evangelischen Missionen am stiefmütterlichsten bedachte ist, sind alle Weltteile, wo nur offene Thüren sich zeigen, durchzogen von Sendboten des Evangeliums. Namentlich die alten Kulturvölker der Inder, Chinesen und Japaner, aber auch fast ganz Afrika und Oceanien sind jetzt Objekte einer immer ausgedehnteren, systematisch betriebenen Missionsthätigkeit geworden. Nur wenige Länder sind heute noch dem Einfluß des Evangeliums durch politisches Verbot oder sonstige Unzugänglichkeit entzogen; so namentlich die, in denen der Mohammedanismus die politische Macht hat. Darum konnte auch die Mission den Kampf gegen diesen Feind bis jetzt nur sporadisch und in seinen Ausläufern aufnehmen. Ihn an der Wurzel anzugreifen und im eigenen Lager aufzusuchen, dürfte Aufgabe des kommenden Jahrhunderts sein.

Daß diese Ausdehnung aber möglich war, ist wiederum die Folge einer eigentümlichen Entwickelung unseres gesamten heimatlichen Volkslebens, die für die Mission sich als ein überraschendes Hilfsmittel erwies. Hatte jener Sturm der französischen Revolution den geistigen Austausch der Völker unter einander reger gestaltet, so wurden andererseits durch die im 18. Jahrhundert begonnenen und während des 19. in großem Stil fortgesetzten neuen Entdeckungen in allen Weltteilen die bisher für unübersteigbar gehaltenen räumlichen Schranken als wohl überbrückbar erwiesen. Gleich von Beginn an traten jene Entdeckungen in nahe Beziehung zur Mission. Später ist die Gestalt eines Livingstone und seine Thätigkeit typisch. In ihn vereinigt sich die Bedeutung dieser Entdeckungen für die politische Ent-

wickelung der Völker, wie für die religiöse der Menschheit überhaupt. Es ist gewiß nicht zufällig, daß der bahnbrechende Entdecker des Inneren Afrikas mit seinen Entdeckungen sofort den Gedanken der Christianisierung jener Gebiete verband. — Wertlos für die Mission, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, wären aber jene Entdeckungen gewesen, wenn nicht zu gleicher Zeit in der Heimat das Zeitalter der Erfindungen hereingebrochen wäre, die in ungeahnter Weise die Mittel zu Gebote stellten, jene Entdeckungen nutzbar zu machen. Nicht nur darin liegt der Wert derselben, daß sie die Verkehrsmittel darboten, um überhaupt und ohne zu unerschwingliche Kosten in jene neu entdeckten Gebiete einzubringen; auch nicht nur darin, daß sie der Mission die Mittel an die Hand gaben, um ein längeres Verweilen der weißen Rasse in jenen tropischen und arktischen Gegenden zu ermöglichen, sondern darin zumeist, daß sie den großartigen Welthandel schufen, der das vollbrachte, was die Politik vergebens anstrebte, den Zugang überallhin eröffnete und Thüren aufschloß, die bisher aus politischen Gründen für immer verschlossen schienen. Ist doch kein Zweifel, daß nicht eigentlich die Gewalt der Waffen, sondern die Macht des Welthandels das verschlossene Chinesische Reich geöffnet hat, daß Bedürfnisse und Bestrebungen des Welthandes das bisher unzugängliche Innere Afrikas aufgethan haben. Dies alles kam in gottgewirkter Weise jener heimatlichen Missionsbewegung entgegen und zu gute, ihr eine kaum gehoffte Ausdehnung ermöglichend. Im Zusammenhang damit stand nun wiederum die koloniale Bewegung, welche die Völker, und auch unser deutsches Volk ergriff. Kann man auch nicht leugnen, daß hierin eine Gefahr für die Mission lag und noch liegt, so müssen wir doch zunächst anerkennen, daß damit, auch für die deutschen Gesellschaften, ein äußerlicher Aufschwung der Missionsarbeit zusammenhängt. Würden wir jetzt in Kamerun, Deutsch-Ost-Afrika, Neu-Guinea so vielfache Missionen besitzen, wenn sie nicht deutsche Kolonialgebiete geworden wären? Und von England gilt das in gesteigertem Grade. Auch der Blick auf die Missionsgebiete zeigt also die Entwickelung aus der Enge in die Weite.

Über die Qualität und den inneren Wert der Arbeit für die Ewigkeit in diesem Zeitraum ein Urteil zu fällen, steht uns nicht zu, das kann in gerechter Weise nur der thun, der die Herzen und Nieren prüfet. Dagegen drängt sich uns mit Fug und Recht die Frage auf: In wie fern und bis zu welchem Grade die Missionsarbeit ihr letztes irdisches Ziel „selbständige und selbst-

erhaltende Kirchen" zu bilden, erreicht hat oder nicht? — Fürs erste müssen wir betonen, daß es schon ein bedeutender Fortschritt ist, wenn man sich dieses Zieles klar bewußt geworden ist und es energisch anstrebt. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts ist dies geschehen, die erste Missionszeit konnte ja auch noch gar nicht so weit blicken; sie trieb eine praktische, auf die nächsten Ziele gerichtete Arbeit, aus welcher erst die theoretische Erkenntnis ihrer großen letzten Ziele sich als Frucht ergeben konnte. Es mußte so sein und war gut, daß es so war, denn in jener Einseitigkeit, die die Hauptsache — der Seelen Seligkeit — als einziges im Auge hatte, und für andere damit zusammenhängende, Volksleben, Volkssitte, Volksganzes betreffende Fragen keinen Raum ließ, lag die Kraft, die für den Anfang unerläßlich war. Dazu kam die Unmöglichkeit, solche hohe Ziele ins Auge zu fassen bei einer Arbeit, die unter Sklaven oder geistig fast verkommenen Nationen geschah. Heutzutage geht durch die gesamte Missionswelt das klar erfaßte Streben auf dies Ziel zu. Freilich, thatsächlich und in vollem Umfang erreicht ist es noch nirgends; die auf der Westküste Afrika seitens der C. M. S. gemachten Erfahrungen, als dieselbe in vorschneller Weise ihre Pflegebefohlenen für mündig erklärte und noch mehr die Erlebnisse auf Hawaii haben es nur zu deutlich gezeigt, daß sich hierbei nichts erzwingen läßt, sondern daß gut Ding Weile haben will. Wir würden aber doch sehr unrecht thun, wollten wir nicht freudig anerkennen, daß in dieser Richtung bedeutsame Fortschritte während unsers Jahrhunderts gemacht worden sind, die zu den besten Hoffnungen berechtigen.

Dahin gehört vor allem der ungeheuere Aufschwung, den überall die Schulthätigkeit auf der Mission genommen hat. Zwar es hat nie eine Mission ohne solche gegeben, aber sie hat sich nicht nur bedeutend ausgedehnt, sondern in unsern Tagen hat man namentlich dem höheren Schulwesen zur Ausbildung eingeborener Geistlicher eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet.

Und so gar gering sind die Erfolge dieses Strebens nach Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinen doch nicht! Wenn unsere Mission in Westindien heute ihre selbständige Kirchenverfassung hat, die Hälfte der Geistlichen Eingeborene sind, und etwa $^9/_{10}$ ihrer finanziellen Bedürfnisse an Ort und Stelle aufgebracht werden, so ist das ein schöner Erfolg. Und ähnlich steht es anderwärts, ich erinnere nur an die Gemeinen der Rheinischen Gesellschaft in der Kapkolonie, die wenigstens die sämtlichen Kosten ihres eigenen Unterhaltes bestreiten, und

an die Batak-Mission, die sehr bedeutende Beiträge dazu leistet. Fast bei allen Gesellschaften spielen die seitens der heidenchristlichen Gemeinen aufgebrachten Beiträge eine nicht unbedeutende Rolle. Und ebenso mehrt sich bei allen Gesellschaften die Zahl der eingeborenen Geistlichen; eine sehr erfreuliche Entwickelung!

Als der Hallesche Pietismus und die Brüdergemeine ihre Arbeit begannen, waren es nicht viel Weise und Edle nach dem Fleisch, die bei der Geburt dieses Kindleins zu Gevatter standen. Im Stalle, verachtet und klein, ward das Kindlein geboren und Hirten (Handwerker), waren die ersten, die das „Ehre sei Gott in der Höhe" vernahmen und als Boten hinausgingen, Gott lobend und preisend, um das Wort auszubreiten. Die Weisen und Könige fehlten nicht ganz. Ich erinnere nur an Friedrich IV. von Dänemark und die Gräfin Stolberg u. a. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten wie die jerusalemitischen (heimatlichen) Staatsbehörden würdigten dieses schwächliche Kind kaum der Beachtung, ja sie nahmen zur Mission meist eine abwehrende Stellung ein. Und anders war es nicht, als jene württembergischen Pietistenkreise in Basel, die rheinischen in Barmen an die Arbeit gingen. Von kirchenbehördlicher wie von wissenschaftlicher und politischer Seite begegnete der Bewegung im allgemeinen mehr Ab- als Zuneigung. Gar manche Missionskonventikel sind in der ersten Zeit auf Anregung kirchlicher und staatlicher Behörden gestört und aufgelöst worden. Ja als in die Kirche selbst, durch oben genannte Gottesmänner und andere, der Frühlingshauch hineindrang, änderte sich zunächst an dieser Stellung nicht viel. Die Kirche als Kirche nahm die Mission nicht an in ihren kirchlichen Organen. So ergab es sich von selbst, daß die Missionsarbeit in Deutschland und England mit wenigen Ausnahmen *Sache freier Gesellschaften* geworden ist.

Etwas anders ist es in *Amerika*, wo meist jede Kirchengemeinschaft ihre eigene Kirchenmission hat. Doch will dies insofern nicht viel sagen, als jene amerikanischen Kirchen vielfach mehr das Gepräge freier Gesellschaften als festgefügter Kirchen haben.

Es mußte und sollte so kommen nach Gottes Fügung. Diese Reichsgottesarbeit sollte von Anfang an auf *Freiwilligkeit* beruhen und *volle Bewegungsfreiheit* haben, nicht gefesselt und gehemmt werden durch die jeder Kirchenarbeit als solcher anhaftende Gefahr der büreaukratischen Verkümmerung. Nicht nur nach außen hin war die Bewegungsfreiheit der Mission besser gewährleistet, wenn sie in den Händen freiwilliger Organe lag; auch nach Innen betreffend die Einwirkung auf die heimat-

liche Kirche war ihr Einfluß ungehemmter. Niemals — so glauben wir sagen zu dürfen — hätte die Mission das leisten können, was sie geleistet hat, wäre sie von Anfang an ein Werk der amtlichen Kirche gewesen, amtlich geleitet durch die Kirchenbehörden.

Freilich wir sind nicht blind gegen die Schäden und Gefahren dieser freien Leitung, und die Entwickelung der Mission in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hat uns diese Gefahren deutlicher als zuvor vor Augen gestellt. Jenes oft freibeuterische Freimissionieren von wohlmeinenden Herren und Damen, jene subjektivistische Freiheit nicht nur in der Wahl der Arbeitsgebiete, sondern auch der Arbeitsweise, jenes oft das Werk geradezu störende Durcheinanderarbeiten der Gesellschaften ohne brüderliche Rücksicht sind Erscheinungen, die wohl daran mahnen, die Freiheit der Mission nicht einseitig zu überschätzen. Wie viel Ersparnis an Kraft und Geld wäre daheim und draußen durch eine einheitlichere Regelung der Arbeit zu erzielen gewesen! Aber bei alledem: diese Entwickelung mußte die evangelische Mission nehmen, um von Anfang an aller und jeder Gefahr päpstlicher Uniformität und kirchlicher Bureaukratie, die freilich noch schlimmer sind als die eben erwähnten, zu entgehen.

Welch anderen Anblick bietet aber in dieser Beziehung das Ende des Jahrhunderts. Überall eine entschiedene Annäherung der Kirche an die Arbeit der Mission! Nicht nur daß die kirchlichen Oberbehörden eine freundliche Stellung je mehr und mehr einnehmen, die Mission in jeder Weise amtlich fördern; nicht nur daß heutzutage in den Gemeinen der Pastor ex officio Träger und Vertreter der Missionsarbeit ist; nicht nur daß auf allen Synoden die Mission zu Worte kommt: sondern grade aus der Kirche und den Vertretern der Kirche erwachsen der Mission in zunehmender Zahl die hoffnungsvollsten Verfechter und Vorkämpfer; ja soweit ist die innere Annäherung schon erfolgt, daß immer wieder der Gedanke auftaucht, die Mission der amtlichen Kirchenarbeit einzugliedern.

Woher nun diese Wandelung? Wir können sie nicht allein dem Wachstum des christlichen Lebens in der Heimat zuschreiben, sondern wir verdanken sie in erster Linie der auf der Mission gethanen Arbeit, die handgreiflich der Kirche und ihren Behörden den Segen der Mission für die Heimat predigte. Die Einwirkung der Mission auf die heimatliche Kirche, die Segensströme, die von dieser Arbeit in die Heimat zurückfluteten, sind nicht nur im Kreis der Brüdergemeine, sondern überall mehr und mehr bemerkbar geworden, und es sind gerade auch den Trägern der

kirchlichen Gewalten die Augen aufgegangen für die eminente Bedeutung, welche die Mission für die heimatliche Arbeit hat.

Wie den kirchlichen, so ist es auch den wissenschaftlichen Autoritäten ergangen. Auch ihnen ist das Verständnis nach und nach erschlossen worden dafür, daß für die Wissenschaft auch für die Theologie, die Mission nicht bedeutungslos ist. Nicht nur auf sprachlichem Gebiet, sondern auch auf religionsphilosophischem, auf kirchengeschichtlichem Gebiet, bei der Erschließung des Verständnisses der apostolischen Zeit und insbesondere deren Briefe können heutzutage die Errungenschaften der Missionsarbeit kaum übersehen werden. In dieser Beziehung müssen wir der Thätigkeit des D. Warneck und der von ihm gegründeten Allgemeinen Missions-Zeitschrift ein besonderes Verdienst zuschreiben. Wer hätte es noch vor Jahrzenten für möglich gehalten, daß an Universitäten Vorlesungen über Mission würden gehalten werden und daß es einen Honorarprofessor für die Mission geben werde? — Und welchen Segen das für unsere Arbeit bedeutet, wie viel die Mission wiederum der Wissenschaft verdankt, das wissen wir Missionsleute und wollen es gern anerkennen.

Ebenso wie die Kirche und wie die Wissenschaft, so haben auch die politischen Gewalten am Ende dieses Jahrhunderts gelernt, eine andere Stellung zur Mision einzunehmen, als zu Beginn desselben. Jede Regierung weiß es, welche nicht zu unterschätzende Macht in den Kolonieen die Mission ist. Wir haben hier nicht auf die Frage einzugehen, in wie fern auch darin eine Gefahr für die Mission liegt, sondern nur zu konstatieren, daß am Ende dieses Jahrhunderts die Mission ein Faktor geworden ist, mit dem Kirche, Wissenschaft und Politik rechnen und rechnen müssen.

Auch hier ging es aus der Enge in die Weite.

Wir werden aber nur dann ein richtiges Bild gewinnen, wenn wir dem Gesagten hinzufügen, daß nicht nur nach oben, sondern auch nach unten hin in die breiten Schichten der kirchlichen Massen der Missionsgedanke in einer Weise eingedrungen ist, die sicher alle Erwartungen, die man im Beginn des Jahrhunderts hegen konnte, weit übertrifft. Das Missionsinteresse ist nicht mehr nur Eigentum der kleinen pietistischen, sondern weiterer kirchlicher Kreise.

Diese Entwickelung verdanken wir außer der besonders erfolgreichen Wirksamkeit einzelner Gottbegnadeter Männer — nicht zum wenigsten dem Umstand, daß die Missionsfeste in Aufnahme kamen und sich stellen-

weise zu Volksfesten im christlichen Sinn ausgebildet haben, der Mission einen populären Charakter verleihend. An diese Feste schloß sich die fortgehende Arbeit der Pastoren an. Vor allen Dingen wirkten in den letzten Jahrzehnten in besonders tiefer und nachhaltiger Weise die überall entstandenen Missionskonferenzen, als deren Vater D. Warneck und als deren Mutter Halle zu nennen ist, wo im Jahre 1879 die erste solche Konferenz zusammentrat. Ihre weitgreifende Bedeutung braucht grade hier in Halle nicht nachgewiesen zu werden. Sie kennen sie ja aus eigenster Erfahrung.

Besonders erfreulich ist aber am Ende des Jahrhunderts die Erscheinung, daß auch innerhalb der Kreise der künftigen Diener der Kirche eine lebhafte und thätige Bewegung für die Mission sich regt. Der studentische Missionsbund, der von England und Amerika ausgehend mehr und mehr Boden gewinnt, ist sicher für die Zukunft von besonderer Bedeutung. Gott leite die Bewegung in die Bahnen gesunder Nüchternheit, daß sie das Große zu leisten vermag, was wir von ihr erwarten und wozu sie nach Gottes Willen ins Dasein gerufen ist.

Entsprechend dieser immer zunehmenden Verbreitung des Missionsinteresses wuchs auch die Opferwilligkeit für die Mission. Die im Beginn mitgeteilten Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Freilich fällt der Löwenteil dabei nicht auf Deutschland, sondern auf Amerika und namentlich England, denn von jenen 60 Mill. bringen Deutschland und die Schweiz nur etwa $4^1/_2$ Mill. auf. Von Anfang an ist die finanzielle Erhaltung der Mission Sache der Freiwilligkeit gewesen, und noch heute lebt die Mission von freiwilligen Gaben der Kinder Gottes und schöpft somit unmittelbar aus dem Schatz Gottes. Diese Freiwilligkeit ist ein Segen gewesen und je mehr und mehr geworden, zunächst für die Mission selbst. Auf Freiwilligkeit angewiesen, hat sich die Mission in voller Abhängigkeit von der freien Güte ihres Gottes und seiner Kinder erhalten und immer wieder, wenn sie diese ihre Abhängigkeit vergessen will, wird sie durch Geldmangel empfindlich daran gemahnt. Diese Freiwilligkeit hat das Gebet, die Hauptwaffe der Mission, wieder und wieder belebt, denn: Geben und Empfangen, beides lehrt Beten. Aber auch für die heimatliche Christenheit ward dieses freiwillige Geben ein Segensquell.

Sicherlich ist das der inneren Mission in ganz besonderer Weise zu Gute gekommen. Wir wollen den Satz nicht als unanfechtbar hinstellen, daß aus der Heidenmission die innere Mission erwachsen sei. Aber That-

sache ist es, daß im Vergleich zu heute im Jahre 1800 so gut wie nichts von Werken der inneren Mission vorhanden war, und daß heutzutage ihr Netz, namentlich in Deutschland, das ganze Volk umspannt, und daß die ihr gespendeten Gaben die der Heidenmission zugewendeten wohl um das Zehnfache übersteigen. Unleugbar ist jedenfalls, daß sie diesen Aufschwung nicht zum wenigsten der durch die Heidenmission gelehrten Opferwilligkeit verdankt. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß sich offenbar allmählich eine praktische Verbindung zwischen diesen beiden Zweigen der weiten Reichsgottesarbeit anbahnt in der Aussendung von Diakonissen im Dienste der Mission.

Die finanzielle Not, in der heutzutage die meisten Missionsgesellschaften, namentlich die größeren, sich befinden, läßt freilich wünschen und hoffen, daß im neuen Jahrhundert die Gebefreudigkeit der deutschen Christenheit sich zumal bei den jetzt so günstigen Erwerbsverhältnissen zu einer Höhe aufschwingen werde, die der der englischen und amerikanischen Christenheit entspricht.

Unser Überblick würde aber recht unvollständig sein, wollte er sich schließlich nicht noch insbesondere der inneren Entwickelung zuwenden, die sich innerhalb der Missionsgesellschaften selbst und in Bezug auf die Ausführung ihrer Arbeit vollzogen hat.

Es ist jedem Einsichtigen klar, daß im Lauf des Jahrhunderts auf allen hier in Betracht kommenden Gebieten einschneidende Wandelungen sich vollzogen haben, die auch die innerliche Missionsauffassung und die Missionsmethode aus der Enge in die Weite geführt haben.

Bleiben wir zunächst bei den Missionsarbeitern selbst stehen. Fassen wir die Qualität jener ersten am Beginn des Jahrhunderts thätigen Missionare ins Auge, so möchten wir wohl in mannigfacher Beziehung mit Recht bitten: „Erneure unsre Tage wie vor Alters!“ Jenes schlichte und doch seiner Sache so gewisse Christentum der ersten Missionsmänner, ihre eiserne Beharrlichkeit, ihre demütige und anspruchslose Selbstaufopferung ist im Laufe des Jahrhunderts nicht übertroffen worden, ja vielleicht stehen wir, ihre Enkel, ihnen darin nach. Immerhin wollen wir nicht vergessen, daß auch unsere Zeit noch nicht arm ist an solchen charaktervollen Sendboten, und vielleicht ist es ein Gewinn, daß man heutzutage ihre Namen weniger rühmt als früher. Aber bei aller Anerkennung der apostolischen Gaben jener ersten Zeit müssen wir doch heute nüchtern zugeben, daß die geistige und intellektuelle Ausbildung der ersten Sendboten häufig nicht den an sie gestellten An-

forderungen entsprach. Dies erkannte schon Jänicke, indem er in seiner 1800 gegründeten Schule für Missionare denselben eine gute — auch sprachliche — Ausbildung zu geben sich bestrebte neben einer praktischen. Es gab aber auch nach Jänicke noch abweichende Anschauungen.

Als Goßner sich von der Berliner Gesellschaft trennte, weil er grundsätzlich der höheren Bildung der Missionare widerstrebte und nur tüchtige Handwerker ausbilden wollte, die in der Kraft des Geistes Zeugen seien, vertrat er einen Standpunkt, der immer wieder in der Missionsarbeit sich Geltung zu schaffen versucht hat, und dessen Wert als Gegenmittel gegen einseitige Betonung der Verstandesbildung gegenüber der Herzens- und Glaubensbildung nicht zu unterschätzen ist. Aber die Geschichte aller Missionsgesellschaften in diesem Jahrhundert, die sich unter der Leitung Gottes vollzogen, hat ihm in dieser Richtung nicht Recht gegeben. Und wer nicht in anscheinend sehr geistliche Theorieen sich verrennt, indem er absichtlich den Lehren der Geschichte sich verschließt, muß zugeben, daß die Gott gewirkte Entwickelung zu der Erkenntnis geführt hat, ein Missionar kann einer umfassenden Bildung nicht entraten. Glaubte man am Anfang des Jahrhunderts, daß ein einfacher, vom Geist des Herrn erfaßter Handwerker zur Missionsarbeit genügend sei, so weiß man heutzutage, daß diese Arbeit Aufgaben in sich schließt, die den bestgebildeten Theologen Mühe genug machen können.

Dieser Gang der Entwickelung entspricht ganz dem der ersten Zeiten der apostolischen Gemeine. Petrus, der durch den Umgang mit Jesu wohl eine tiefe Herzensbildung, aber keine schulmäßige Ausbildung genossen, ist der Gründer der Gemeine; Paulus, der zu Gamaliels Füßen gesessen, nachdem er offenbar eine gute hellenistische Vorbildung erhalten, ihr weiterer Baumeister. Beiden gemeinsam aber war das allerdings für alle Zeiten vornehmste und unerläßliche Erfordernis eines rechten Missionars: der auf Grund persönlicher Erfahrung erworbene Glaube, der allein zum „Zeugen" macht. — So sehen wir am Ende dieses Jahrhunderts, daß alle Gesellschaften Missionsschulen mit mehr oder minder hohen Zielen haben und an dem Problem fleißig arbeiten, auf welche Weise sie am besten ihren Sendboten zu jenem unerläßlichen Glauben eine den an sie gestellten Aufgaben gewachsene Bildung geben sollen. Noch sind wir nicht am Ende dieser Entwickelung. Daß wir aber mitten in ihr stehen, ist uns ein Zeichen, daß die hohen und weiten Ziele der Missionsarbeit sich uns immer mehr aufdrängen. Gewiß bin ich als Vertreter der Brüdergemeine am wenigsten in Gefahr, so ver-

ſtanden zu werden, als wolle ich im Geringſten die großen Verdienſte unſerer erſten Glaubensboten, einfacher Handwerker, ſchmälern. Überſehen darf man aber nicht, daß die meiſten von ihnen, wenn auch nicht ſchulmäßig vorgebildet, doch durch die Erziehung oder durch längeren Aufenthalt in einem Gemeinweſen, deſſen Leben von der Idee des praktiſchen Chriſtentums durchzogen war, eine Herzensbildung beſaßen, die ſie zur Löſung nicht leichter Aufgaben befähigte. Daß aber auch im Kreiſe der Brüdergemeine eine Miſſionsſchule entſtand, daß auch ſie an der Frage nach der beſten Vorbildung für den Miſſionar mitarbeitet, zeigt eben, wie ſelbſtverſtändlich und unabweislich dieſe Forderung iſt.

Nur im Vorübergehen erwähnen wollen wir hier die ärztliche Miſſion, die erſt in der 2. Hälfte dieſes Jahrhunderts in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt wurde.

Je mehr ſich aber die Arbeit ausdehnte, um ſo mehr meldete ſich bei den Geſellſchaften das Bedürfnis, der heimatlichen Gemeine Nachricht von derſelben zu teil werden zu laſſen, teils durch regelmäßig erſcheinende Berichte, teils durch andere Miſſionsſchriften. So viel mir bekannt iſt, erſchienen von fortlaufenden Miſſionsblättern am Anfang des Jahrhunderts nur die engliſchen Miſſionsberichte der Miſſion der Brüdergemeine, die „Periodical-Accounts“. Sonſtige Veröffentlichungen geſchahen hier und da in chriſtlichen Blättern, aber wohl nur in ſolchen pietiſtiſcher Obſervanz. Man vergegenwärtige ſich dagegen die Fülle von Miſſionsblättern und Flugſchriften, die heute noch lawinenartig anwächſt und vielleicht, Verſäumtes nachholend, im Augenblick zu raſch ſich mehrt.

Das iſt ein Wachstum, das wahrlich Staunen erregt. Nur kurz wollen wir darauf hinweiſen, wie gerade dieſe litterariſche Thätigkeit zur Mehrung des Miſſionsintereſſes beigetragen, und wie andererſeits, daß ſie ſo wachſen konnte, wiederum ein Beweis dafür iſt, daß das Bedürfnis nach miſſionariſchem Leſeſtoff ſich gemehrt hat. Vor allem aber wollen wir unſer Augenmerk richten auf die innere Wandlung und Entwickelung, die dieſer Zweig der heimatlichen Miſſionsarbeit durchlaufen hat. Dieſe Erſcheinung hängt innerlich zuſammen mit der Wandlung der Auffaſſung der Miſſionsaufgabe, von welcher nachher die Rede ſein ſoll. — Es mutet uns in den meiſten Fällen eigentümlich an, wenn wir ältere Miſſionsſchriften aus dem Anfang, ja aus der Mitte dieſes Jahrhunderts in die Hand nehmen. Ihr kindlich naiver Ton, ihre tiefe Frömmigkeit, die noch etwas von der Glut der erſten Liebe in ſich trägt, erwärmt unmittelbar das Herz. Und doch iſt in ihnen etwas, was befremdend auf uns wirkt.

Dies gilt vielleicht nicht von allen, aber doch den meisten. Worin aber besteht dies? Es hat einmal ein Missionar gesagt von den Missionsberichten: „Wir werden euch in der Heimat doch nicht aus unserm Garten die Nesseln und das Unkraut schicken, sondern wir binden für das heimatliche Publikum einen Rosenstrauß.“

Das ist der Charakter jener ersten Missionsschriften. Sie betonen einseitig und oft in anekdotenhafter Weise die Lichtseiten und verschweigen die Schattenseiten oder wenigstens wird das Bild stark retouchiert. Die ganze unkritische Art und Weise der Darstellung und die überall hervortretende Absicht, die Erfolge der Mission den Ansichten jener pietistischen Kreise gemäß darzustellen, die den heimatlichen Wurzelboden der Mission bildeten, wodurch die Heidenchristen und heidenchristlichen Gemeinen nur zu leicht, oft wohl gegen den Willen der Schreiber, als Auserwählte und Auswahlsgemeinen erschienen, macht sich stark bemerkbar. Mit einem Wort: es ist das Einseitige und Enge in der Christentums- und Missionsauffassung, was sich in der Darstellung wiederspiegelt und uns heute nicht angenehm berührt. Sehr unrecht würden wir indes thun, uns in Vorwürfen darüber zu ergehen. Es gilt in diesem Punkt dasselbe, was von der ganzen ersten Zeit der Mission gilt. Die Anerkennung gewisser Mängel in ihr hebt ihre großen, unsterblichen Verdienste, ja ihre Vorbildlichkeit für alle Zeiten, nun und nimmer auf, und diese Mängel waren eben nicht bewußte Fehler Einzelner, sondern Mängel, die in jener Zeit lagen und die vielleicht geradezu notwendig waren. Lassen wir doch auch den Umstand nicht außer acht, daß die damals noch völlig unverstandene Mission sich erst eine Stellung erobern mußte, dies aber nur konnte, wenn sie in einseitiger Weise die Lichtseiten hervorhob! Ich glaube, die ersten Missionsschriften durften, sollten sie den erstrebten Zweck erreichen, für die Mission zu erwärmen, gar nicht anders abgefaßt sein. —

Nachdem aber einmal dieser Zweck in der Hauptsache erreicht war, trat von selbst der Umschwung ein. Die Einwirkung der berechtigten Kritik die in diesem Jahrhundert auf allen Gebieten sich immer, schärfer regte, machte sich auch auf dem Gebiet der Missionsarbeit bemerkbar, und dies um so mehr, je mehr dieselbe aus dem Kreis der Stillen im Lande in den des gesamten Volkslebens eintrat. Namentlich in den letzten Jahrzehnten hat außerhalb und innerhalb des Kreises der zunftgenössischen Missionsarbeiter eine stetig zunehmende kritische Richtung sich an die Arbeit gemacht, nicht zum Unsegen für die Mission und ihre

Arbeit. Als einen ihrer energischsten Vertreter dürfen wir D. Grundemann nennen. Wenn sie auch zunächst besonders in Deutschland Boden gewonnen hat, so hoffen wir, daß ihr segensreicher Einfluß auch über den Ocean sich erstrecken werde, wo er — in aller Bescheidenheit gesagt — vielleicht noch nötiger ist als bei uns. Es ist nun wohl das Schicksal jeder kritischen Richtung, auch der, die positiv bauen will, daß sie leicht zu weit greift. Es ist diesen kritischen Bestrebungen auf dem Missionsgebiet teilweis auch so gegangen. Aber leugnen läßt sich nicht, daß sie zur Gesundung der Missionslitteratur merklich beigetragen und ein Streben nach voller Offenheit und objektiver Richtigkeit erzeugt haben, das der Sache nur dient. Es ist als ein entschiedener Fortschritt mit Freuden zu begrüßen, daß jetzt durch die gesamte Missionslitteratur der Zug geht, die Sachen so darzustellen, wie sie sind, ohne Schminke und Retouche und damit die Missionsarbeit auf den gesunden Boden realistischer Darstellung statt falscher idealistischer Ausbeutung zu stellen. Der Mission kann damit nur gedient sein, denn ihre Kraft liegt nicht in idealistischen Gebilden, sondern in realistischer Erfassung und Darstellung der wunderbaren Kraft des Evangeliums aller heidnischen Macht gegenüber.

Zu dieser kritischen Richtung gesellt sich noch eine andere Bundesgenossin. Je mehr die Wissenschaft von der Mission Notiz nahm, umsomehr begann sie, das von der Mission gesammelte Material einer kritischen Richtung unterwerfend, auf Grund desselben wissenschaftlich-theoretische Fragen zu behandeln. Dadurch wurde eine ganz neue Spezies der Missionslitteratur ins Leben gerufen, die in unsern Tagen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen hat und rückwirkend ihren Einfluß auch auf die erbaulichen Schriften geltend macht. Ich nenne hier vor allem Warnecks Evangel. Missionslehre. So hat die gesamte Missionslitteratur allmählich einen anderen Charakter angenommen und dies wird so lang nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen der Sache sein, als eben das, was jene ersten Missionsschriften bei allen Mängeln so anziehend macht, der Pulsschlag frischen, kräftigen Lebens, dadurch nicht ertötet, sondern nur durch Befreiung von den ihm anhängenden Unvollkommenheiten erhöht wird.

Dies leitet uns endlich hinüber zu der bedeutendsten und tiefgehendsten inneren Entwickelung, welche die Mission in diesem Jahrhundert erlebt hat. Diese betrifft die Auffassung des Wesens, der Bedeutung, der Aufgabe der Mission überhaupt.

Anmerklich ist, daß die Missionsarbeit nicht eigentlich hervorgegangen

ist aus dem Gehorsam gegen den Befehl Christi. Weder die Pietisten in Halle noch jene Mähren in Herrnhut noch der spätere Pietismus hat die Missionsarbeit letztlich deshalb in die Hand genommen, weil der Befehl ihres scheidenden Meisters sie dazu anwies, sondern ihrem Vorgehen lag vielmehr das paulinische Wort zugrunde: „die Liebe Christi dringet uns." Allerdings auch der christliche Gehorsam, aber mehr die christliche Liebe drang zu dieser Arbeit. Diese Liebe war entzündet worden durch die persönlich gemachten Herzenserfahrungen, durch das vom Individuum geistlich Erlebte. Wie im Pietismus überhaupt das kirchliche, vielleicht sagen wir besser das Gemeindebewußtsein zurücktrat gegenüber den persönlichen Erfahrungen des Individuums, so auch bei der von ihm begonnenen Arbeit in der Mission. Das Individuum, der einzelne Heide mit seiner Not und Sünde, war das Objekt derselben und „einzelne Seelen für das Lamm zu werben" ihr Ziel. Und als sich die für das Christentum gewonnenen Individuen zusammenschlossen zu Gemeinen, da trat nicht der Gedanke in den Vordergrund, daß diese Gemeinen Lichter seien, berufen, das Volksganze zu durchleuchten, sondern sie blieben und sollten sein nach dem Sinn ihrer Stifter jedes ein Pella, da die Geretteten selber vor dem Einfluß der heidnischen Umgebung gesichert waren.

Wir wollen daraus wahrlich keinen Vorwuf machen, es war natürlich, daß es so war, ja ich wage auch bei diesem Punkt noch mehr zu sagen, es war gut und notwendig, daß es so war; denn in dieser Einseitigkeit lag zum Teil wenigstens gerade die Kraft dieser Missionszeit, und unsere Väter hätten kaum geleistet, was sie geleistet haben, ja wären vielleicht überhaupt nicht an die Arbeit herangetreten, wenn sie unsere Anschauungen gehabt hätten. Aber so notwendig jener Anfang war, so bleiben durfte und konnte es nicht. Zwar Gott gebe, daß jener Drang der Liebe nach wie vor unsere Arbeit als Frühlingshauch durchwehe und daß wir stets mit Wahrheit singen können: „Unsere Reis' durch Schnee und Eis geht auch um eine Seel' allein." Aber leugnen läßt sich nicht, daß mit jener Auffassung der Aufgabe und des Zieles der Missionsarbeit wir dem weitgehenden und die Welt umspannenden Befehl Jesu nicht gerecht werden: „Macht alle Völker zu meinen Jüngern." Diese Worte führen in eine Weite, die über die Errettung einzelner Seelen hinausgeht. Wie es notwendig war, daß die Missionsarbeit zunächst in engerer Auffassung die Basis für größere Arbeit schaffte, ebenso notwendig war es, daß sich, nachdem diese geschaffen, eine großartigere Auffassung der Aufgabe Bahn brach und aus

ihr das entsprechende Handeln entsprang. Und diese Wandelung ist nicht ausgeblieben.

Auch hier stehen wir noch nicht am Ende der Entwickelung, die Gott gebe, die großartige Einfalt und brennende Seelenliebe der ersten Missionszeit verbinden soll mit einer Auffassung des Missionsbefehls, die das Größte anstrebt: die Christianisierung aller Heiden der ganzen Welt. Freilich auch diese Entwickelung hat ihre nicht ungefährlichen Nebenerscheinungen gehabt. Die Verflachung der Missionsarbeit zur bloßen Evangelisation in schnellem Fluge, die Gründung der Arbeit auf den Gedanken, daß es gelte, möglichst schnell die Welt zu christianisieren, damit die Zeit der Wiederkunft Christi bald hereinbreche, die willkürlichen Berechnungen, in wieviel Zeit alle heidnischen Völker bekehrt sein könnten und müßten u. dergl. deuten, obwohl sie Wahrheitsmomente in sich schließen, auf einseitige Verirrungen, die der Mission nicht zum Segen gereichen können. Das hebt aber den Wert der oben dargelegten Entwickelung nicht auf. Alle die einzelnen Folgerungen, die sich aus dieser Grundanschauung für den praktischen Betrieb der Mission ergeben, Ihnen hier darzulegen, ist heute nicht meine Aufgabe. Zum Teil sind sie uns Missionsleuten wohl selbst noch nicht im vollen Umfang zum Bewußtsein gekommen. Daß aber diese veränderte Grundanschauung die praktische Arbeit beeinflußt, ist schon daraus ersichtlich, wieviel nüchterner und gerechter die Fragen der nationalen Sitten und Gebräuche beurteilt werden als in vergangenen Zeiten. In dieser Wandelung der Grundanschauung über Ziel und Aufgabe der Mission liegt die folgenreichste Entwickelung aus der Enge in die Weite.

Überschauen wir noch einmal die Entwickelung der Mission in diesem Jahrhundert, so staunen wir. Ja, sollten sich nicht die Kniee beugen, die Hände falten und der Mund voll werden des Lobes unseres großen Gottes? Haben denn wir Menschen dies alles gethan? War es nicht seine allmächtige Hand? Über allen den Wandelungen und Entwickelungen des vergangenen Jahrhunderts stand aber und steht noch bis heute unwandelbar „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit.“ Und das ist seiner Knechte Licht und Trost im Wandel der Zeiten. Und eins wissen sie heute noch gewisser als vor 100 Jahren: die Missionsmittel, die er uns in die Hand gegeben, sein Wort und Sakrament und zu ihnen er selbst, sind weltüberwindende Kräfte. Das vergangene Jahrhundert predigt laut für uns Missionsleute: Unser Glaube an diesen Heiland und an die sieghafte Kraft seines Wortes und Sakramentes ist es,

der die Welt überwindet. Drum weisen wir alles andere zurück, was uns empfohlen wird als dem gleichwertig und werfen — auch auf Grund der Erfahrung dieses Jahrhunderts — Panier auf allein im Namen des Herrn!

Und die Zukunft? Das neue Jahrhundert? Es ist fast schwer abzubrechen und nicht auf Grund der bisherigen Entwickelung einige Vorausblicke in die Zukunft zu werfen. Jedoch wir wollen uns dessen enthalten. Über die Thore der neuen Zeit und des neuen Jahrhunderts wollen wir aber schreiben die Bitte der Emmaunter: „Herr, bleibe bei uns!“ — die Verheißung des göttlichen Meisters: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ — die Worte des Glaubens aus einem alten Liede unserer Brüdergemeine: „Der soviel an uns gethan, hat noch mehr im Sinne.“

Die Generalsynode der Brüder-Unität im Jahr 1899 mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für das Missionswerk der Brüdergemeine.

Von D. Ch. Buchner.

Die höchste autoritative Stellung innerhalb der Brüderunität nimmt die alle 10 Jahre zusammentretende General-Synode ein. Die Aufgabe der Generalsynode besteht darin, nach allen Seiten hin die kirchlichen Angelegenheiten der Brüderunität und namentlich auch die von ihr betriebenen Werke, zumal das Missionswerk, einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen und die für die nächste Zeit giltigen Verwaltungsgrundsätze festzustellen. — Die Mitglieder der Generalsynode bestehen aus Abgeordneten der verschiedenen Provinzialbehörden, aus je 9 von den Provinzialsynoden gewählten Abgeordneten, der Mehrzahl der Bischöfe und einer Anzahl ausdrücklich dazu berufener Missionare.

Die in dem verflossenen Jahr versammelte Generalsynode, welche vom 16. Mai bis zum 30. Juni in Herrnhut tagte, ist für die Mission der Brüdergemeine von besonderer Bedeutung gewesen, weshalb eine etwas eingehende Besprechung derselben an dieser Stelle wohl gerechtfertigt ist.

Daß diese Synode ein eigentümliches Gepräge trug, trat schon dadurch äußerlich in die Erscheinung, daß ihr, wenn auch nicht als stimmberechtigte,

so doch als beratende Mitglieder 3 eingeborene Geistliche aus Westindien und Demerara beiwohnten. Es war ein besonderes Gefühl der Freude, welches die Herzen der Synodalen bewegte, wenn ihre Augen auf diese schwarzen Gestalten fielen, die ihnen zum Bewußtsein brachten, daß unsere Missionsarbeit in ein neues Stadium der Entwickelung eingetreten sei. Sollte nicht eine Missionskirche sich von Herzen freuen, wenn zum erstenmal die aus den Heiden gesammelten Gemeinen durch ihre Abgeordneten an dem Leben und Arbeiten der gesamten Kirche thätigen Anteil nehmen?

Es lagen dieser Synode auf den verschiedensten Gebieten nicht leicht zu lösende Fragen vor. Jedem Missionsfreund wird es ganz verständlich sein, wenn wir sagen, daß die Entwickelung dieses Jahrhunderts auch auf den Betrieb der Mission der Brüdergemeine ihren tiefgehenden Einfluß gehabt hat. Als eine natürliche Folge dieser äußeren und inneren Entwickelung ergab sich die Notwendigkeit, die Verfassung und Verwaltungsgrundsätze der Unität und ihrer Arbeit teilweise neu zu gestalten. An den dazu nötigen Vorarbeiten hatte es die Missionsdirektion nicht fehlen lassen. Sie legte der Synode außer einem sehr ausführlichen Bericht über das verflossene Jahrzehnt noch eine Anzahl von Denkschriften vor, welche die innere und äußere Organisation der Mission betrafen und auch einige Spezialpunkte erschöpfend erörterten. Alle diese Vorlagen gelangten so zeitig in die Hände der Synodalen, daß jedem, der dazu willig war, die Möglichkeit geboten wurde, sich ein selbständiges Urteil über die vorliegenden Fragen zu bilden. Wenn man es an der Synode rühmend hervorheben wollte, daß sie überhaupt ein lebhaftes Interesse für das Missionswerk zeigte, so wäre dies fast einer Beleidigung gleich, denn das muß man bei einer Synode der Brüdergemeine als selbstverständlich voraussetzen. Aber wir dürfen mehr sagen. Die Synode hat nicht nur Interesse gezeigt, sondern mit gründlicher Sorgfalt alle einschlägigen Verhältnisse geprüft und in ernster Arbeit, getragen von dem Gebet, daß der Herr uns seinen Willen offenbaren möge, Ergebnisse geliefert, die, so weit wir sehen können, von bedeutsamer Wirkung und bleibendem Segen für unser Missionswerk sein werden.

Im Vordergrund der Verhandlungen standen zunächst die Fragen in Bezug auf die Verfassung der Brüderunität, die auch für das Missionswerk von einschneidender Bedeutung sind. Wenden wir uns zunächst diesen Verfassungsfragen zu.

Als sich die Brüderunität allmählich von Herrnhut aus auch über England und Amerika ausbreitete, blieb naturgemäß in der ersten Zeit

Herrnhut der Mittelpunkt und die daselbst wohnende Behörde, die sogenannte Unitäts-Ältesten-Konferenz (Unitätsdirektion), war zugleich die Oberbehörde der einzelnen Teile wie der Gesamtheit und auch der Mission. Je mehr sich nun die einzelnen Teile der Unität in England und Amerika selbständig entfalteten, um so mehr verlangten sie auch danach, ihre provinziellen Angelegenheiten einer selbständigen Provinzialbehörde unterstellt zu sehen. So kam es im Jahre 1857 zu einer Auseinandersetzung, bei welcher der amerikanischen und britischen Provinz eine größere Selbständigkeit und namentlich die Leitung durch Provinzialbehörden eingeräumt wurde. Die deutsche Provinzialbehörde, welche zugleich in sich die Missionsdirektion einschloß, blieb aber die Unitäts-Ältesten-Konferenz, d. h. die Oberbehörde der gesamten Brüderunität. Die weitere Entwickelung jedoch, und namentlich die des letzten Jahrzehnts, ließ es die deutsche Provinz als einen Mangel empfinden, daß sie nicht, wie die anderen, ihre eigenen Angelegenheiten für sich ordnen konnte, sondern der Missionsdirektion, die zum Teil aus nichtdeutschen Mitgliedern bestand, einen bestimmenden Einfluß auf ihre Angelegenheiten einräumen mußte. Andererseits fühlte auch die Missionsdirektion es als nicht ganz angemessen, daß die deutsche Provinz und sie allein einen so bestimmenden Einfluß auf die Missionsangelegenheiten hatte.

Die schwierige Frage, welche der Synode des vergangenen Jahres zur Entscheidung vorlag, war also die, wie der deutschen Provinz und der Missionsdirektion die nötige Bewegungsfreiheit zu geben sei, ohne die Unität als solche zu gefährden. Die vorliegenden Vorschläge gingen nach verschiedenen Seiten. Während der fremdländische Teil der Unität dahin neigte, die Missionsdirektion als autoritative Oberbehörde der gesamten Unität den einzelnen Provinzialbehörde überzuordnen, erschien es dem deutschen Teil derselben in seinem und im Interesse der Mission ersprießlicher, der Missionsdirektion nur eine koordinierte Stellung neben denselben einzuräumen. Man fürchtete von dieser Seite mit Recht einmal die Macht einer in der eigenen Provinz wohnenden Oberbehörde und dann eine Entwurzelung der Mission aus dem Gesamtleben der deutschen Gemeinen, wenn der Provinzialbehörde jeder maßgebende Einfluß auf dies Werk entzogen sei. Diese Bedenken wurden anerkannt und die Verfassung folgendermaßen gestaltet:

Die Unität umspannt 4 Provinzen (Deutsche, Britische, Amerika-Nord und Amerika-Süd), deren jede ihre eigene Provinzialbehörde hat. Ihnen koordiniert steht die Missionsdirektion mit dem Sitz in Berthelsdorf bei

Herrnhut. Letztere hat die Aufgabe, für das Werk der Mission nach allen Richtungen hin zu sorgen, es zu leiten, zu verwalten, zu beaufsichtigen, mit ziemlich unbeschränkter Freiheit betreffend die Arbeit draußen auf den Arbeitsgebieten, während die Missionsangelegenheiten, soweit sie sich innerhalb der einzelnen Provinzen abspielen, teils ganz in die Hände der Provinzialbehörden übergehen oder wenigstens von der Missionsdirektion nur unter Verständigung mit derselben geleitet werden können. Um dabei aber doch eine für das Gedeihen des Ganzen, namentlich der Mission, notwendige Oberaufsicht zu gewinnen, wird durch die Vereinigung sämtlicher Provinzialbehörden mit der Missionsdirektion die sogenannte Unitätsdirektion gebildet. Dieselbe tritt nur ad hoc in Thätigkeit, d. h. wenn ihr bestimmte Fragen zur Entscheidung vorgelegt werden. Solche Fragen sind auf dem Gebiet der Mission alle von grundsätzlicher Tragweite, wie Anlegung neuer Missionen, Aufgeben schon bestehender, Abweichung von den seitens der Generalsynode aufgestellten Grundsätzen u. dergl. Alle 2 bis 3 Jahre sollen Abgeordnete der verschiedenen Behörden zusammentreten, um namentlich den Stand des Missionswerkes zu untersuchen. Es ist ersichtlich, daß dieser Schritt ein decentralisierender ist, insofern er die Abschaffung einer einheitlichen, stets tagenden Unitätsbehörde bedeutet. Wir hoffen, daß der Unitätsgedanke, der auf der Synode sich wieder sehr lebhaft äußerte, und die in der Generalsynode gegebene höchste autoritative Behörde sich als stark genug erweisen werden, die Decentralisation nicht zur völligen Trennung mit der Zeit werden zu lassen. Es ist verständlich, daß, trotzdem nun die deutsche Behörde und Missionsdirektion verfassungsgemäß von einander getrennt sind, doch zwischen diesen beiden Behörden eine innere Verbindung aufrecht erhalten werden muß, denn die tiefsten Wurzeln unserer Mission, wenn sie auch eine Mission der Unität ist, liegen geschichtlich und thatsächlich doch auf deutschem Boden.[1])

Auf einigen Missionsgebieten lagen der Synode sehr schwierige Fragen vor. In einer besonderen Denkschrift hatte die Missionsdirektion die grönländische Frage dargelegt, nachdem sie zuvor sowohl die Meinung der dortigen Missionare als ein Gutachten der dänischen Regierung über dieses Werk eingeholt hatte. Es ist ja bekannt, daß von Anfang an die Mission der Brüdergemeine nur als Helferin für die seitens der dänischen Kirche durch den Missionar Egede begonnene Arbeit

[1]) Infolge dieser Verfassungsänderung kommt künftig der Name „Missions-Departement" ganz in Wegfall. Die leitende Missionsbehörde heißt künftig: „Die Missionsdirektion der Evangelischen Brüderunität."

angesehen wurde. Nach der Meinung der dänischen Regierung hatte diese Hilfsarbeit nun ihr Ende erreicht, da innerhalb des Bereichs unserer Stationen keine Heiden mehr wohnen. Sie glaubte, daß ein weiteres Zusammenarbeiten zweier Kirchen auf diesem kleinen Gebiet in Zukunft nur zu Unzuträglichkeiten führen würde. Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß das nationale Element in diesen Verhandlungen keine Rolle gespielt hat. Es ist hier nicht der Ort, nun im einzelnen auszuführen, welche Gründe *für*, welche *gegen* eine Aufhebung unserer dortigen Mission sprachen.[1]) Es genügt zu bemerken, daß die Synode fast einstimmig erkennen zu müssen glaubte, daß es dem Willen Gottes gemäß gehandelt sei, wenn wir unsere grönländischen Pflegebefohlenen der dänischen Kirche übergäben, und daß sie glaubte, dies in der Überzeugung thun zu dürfen, daß ihr geistliches Wohl dabei keinen wesentlichen Schaden leiden werde. Bei alledem wurde es der Synode wahrlich nicht leicht, diesen Schritt zu thun.

Nicht minder schwierig lag die *westindische* Frage. Es wird bekannt sein, daß wir die Hoffnung hatten, auf dieser Synode Westindien zu einer selbständigen Unitätsprovinz erklären zu können, die auch finanziell für sich sorgen könnte. Wir dürfen weder unsern dortigen Missionaren noch Gemeinen die Anerkennung versagen, daß sie treulich auf dieses Ziel hin gearbeitet und ihr Möglichstes geleistet haben. Daß trotzdem dieses Ziel noch nicht erreicht worden ist, daran tragen zwei Dinge hauptsächlich die Schuld: einmal ist es uns noch nicht geglückt, einen so zahlreichen und innerlich kräftigen Stand eingeborener Geistlicher heranzuziehen,[2]) daß wir daran denken könnten, die Leitung des gesamten kirchlichen Lebens ihnen selbständig in die Hände zu geben. Stehen auch den 27 europäischen Missionaren in Westindien 14 eingeborene ordinierte Geistliche und 9 unordinierte gegenüber, so würde es doch verfrüht sein, jetzt schon die Anzahl nicht eingeborener Missionare wesentlich zu vermindern und damit die Leitung den Eingeborenen zu übergeben. Dazu tritt als zweites, hauptsächlich finanzielles Hindernis die durch die Zuckerkrisis bedingte, wirtschaftlich sehr schwierige Lage jener Inseln. Diese machte es unmöglich, die finanzielle Unterhaltung der dortigen Mission ganz auf die Gemeinen zu wälzen.

Zu gleicher Zeit mußte sich die Synode jedoch aussprechen, die Entwickelung in Westindien sei so weit gediehen, daß es nicht thunlich sei,

[2]) S. Missionsblatt 1899 Nr. 8 und G. Burkhardt: „Warum die Brüdergemeine den Beschluß gefaßt hat, Grönland als Missionsgebiet aufzugeben?"

[1]) A. M.-Z. 1899, 303.

Westindien noch als ein volles und eigentliches Missionsgebiet zu behandeln. Es galt also, einen Schritt vorwärts zu thun zu finanzieller und konstitutioneller Selbständigkeit, ohne doch die Existenz dieser Mission zu gefährden. Wir halten es nun für einen sehr glücklichen Ausweg, daß die Synode auf der einen Seite die Unterstützungen für Westindien fest begrenzte, nämlich auf Mk. 14000. jährlich für jede Provinz (zus. Mk. 28000.), zu gleicher Zeit aber jeder Provinz eine Verfassung gab, die sie fast selbständig stellte. Beide westindischen Provinzen haben ihre Synode und Synodalvertretung der Gemeinen, die auf der freien Verfassung der einzelnen Gemeinen aufgebaut sind. Sie können ihre Finanzen und innerkirchlichen Angelegenheiten ganz nach Bedarf ordnen, ihre leitende Behörde selbst wählen und die verfassungsmäßigen Rechte einer Unitätsprovinz, allerdings unter einiger Beschränkung, ausüben. Dies alles aber unter der genauen und steten Aufsicht der Missionsdirektion, der in allen Fällen ein unbeschränktes Veto zusteht, so daß einer verkehrten Entwickelung beizeiten vorgebeugt werden kann. Zu hoffen ist, daß dieses so bedeutende Maß von Selbständigkeit unsere dortigen Gemeinen dazu anspornen wird, die äußersten Anstrengungen zu machen, um die volle und unbeschränkte Selbständigkeit einer Unitätsprovinz zu erreichen. So lange dies nicht der Fall ist, haben diese Provinzen auf der Generalsynode nur eine beschränkte Vertretung.

Die Generalsynode nahm weiterhin genauere Kenntnis von der Arbeit auf allen Missionsgebieten. Wir heben nur das eine hervor, daß sie ausdrücklich ihre Freude darüber aussprach, daß die Missionsdirektion im Glauben es gewagt habe, die Arbeit in Urambo (Unyamwesi) in Deutsch-Ost-Afrika neben der am Nyaßa in Angriff zu nehmen.

Die Brüdergemeine hat seit der letzten Generalsynode im Jahre 1889 folgende neue Unternehmungen begonnen: In Nordaustralien auf der Halbinsel York unter den Papuas, in Deutsch-Ostafrika am Nyaßa und in Urambo und hat außerdem namentlich in Südafrika, Suriname, Westhimalaya und Moskito ihre Arbeit beträchtlich erweitert. In diesem Zeitraum waren 16 Aufforderungen zu Neugründungen an die Brüdergemeine ergangen, von denen sie nur den eben genannten nachzukommen sich imstande sah.

Eine ganz besondere Sorgfalt wendete die Synode der inneren Organisation des gesamten Missionswerkes sowie den finanziellen Fragen zu. Es ist ein charakteristisches Merkmal in der Mission der Brüdergemeine, daß sie ihren einzelnen Missionsgebieten von Anbeginn an eine

weitgehende Freiheit der Entwickelung gestattet hat, und daß sie ihnen nicht *eine*, für alle gültige feste Organisation vorschrieb. Infolgedessen weisen unsere Missionsgebiete sowohl in Bezug auf ihre Verfassung als auch Gemeindeordnung mancherlei Verschiedenheiten auf. Es war gewiß weise gehandelt, den einzelnen Gebieten eine freiheitliche Entwickelung nach ihren lokalen und nationalen Eigentümlichkeiten nicht zu verwehren, und das Ergebnis der Entwickelung giebt diesem Grundsatz Recht. Indessen ist es verständlich, daß über dieser decentralisierenden Tendenz doch eine gewisse Einheit und Centralisation nicht verloren gehen darf. Nach dieser Richtung hin ging nun die Arbeit der Synode. In dem verflossenen Zeitraum hatte die Missionsdirektion auf den einzelnen Gebieten Provinzial-Missionsordnungen von den zuständigen Behörden verfassen lassen und hatte schon bei dieser Gelegenheit gesucht, gewisse allgemeine einheitliche Grundsätze in Bezug auf Verfassung und Gemeinleben durchzuführen. Auf Grund des so gewonnenen Materials hatte sie alsdann eine Neubearbeitung des Kapitels 10 des General-Synodal-Verlasses betr. das Missionswerk und eine Synodalinstruktion ausgearbeitet, die der Synode zur Prüfung vorlagen.

Die erste Ausarbeitung (Kap. 10) enthält die für die Missionsarbeit unerläßlichen allgemeinen Grundsätze in übersichtlicher und knapper Form, während die letztere (die Synodalinstruktion) die einzelnen Ausführungsbestimmungen giebt. In besonderen Kommissionen hat die Synode beide Vorlagen geprüft und mit einzelnen Abänderungen genehmigt, so daß nun nicht nur feste und bestimmte Grundsätze, sondern auch leitende Verwaltungsnormen für unsere gesamte Missionsarbeit vorliegen. Dabei ist es, soweit wir sehen können, der Synode geglückt, der freiheitlichen Entwickelung der einzelnen Gebiete nicht zu nahe zu treten durch bureaukratische Maßregelung. Diese Neuordnung unserer ganzen inneren Missionsorganisation wird, wie wir hoffen, als besonderer Segen sich erweisen.

Sehr schwierig lagen und liegen noch bis zum heutigen Tage die *finanziellen* Verhältnisse unserer Mission. Durch Gottes Gnade hat ja unsere Brüdergemeine an älteren und neueren Vermächtnissen und Stiftungen ein Besitztum, das ihren Finanzen einen gewissen, festen Halt gewährt. Insofern aber dieselben „eiserne" Fonds sind, deren Kapital unantastbar ist, und von denen nur die Zinsen zur Verwendung kommen können, hilft dieses Besitztum nicht über momentane Schwierigkeiten, sondern die Hebung derselben kann nur durch freiwillige Gaben geschehen. Die allmähliche und innerlich notwendige Ausdehnung des Werkes, sowie die

fortschreitende Ausbreitung der älteren Gebiete stellten immer höhere Anforderungen an die Kasse, die kaum mehr zu befriedigen waren.

Im Jahr vor der Synode (1897) schloß die Jahresrechnung mit einer Mehrausgabe von Mk. 253000. Wenn diese nun auch bis zum Zusammentritt der Synode wider alles Erwarten völlig getilgt war, so war doch vorauszusehen, daß auch die künftigen Jahre beträchtlich Mehrausgaben bringen würden, wie ja auch das folgende Jahr (1898) wiederum mit einer solchen von Mk. 145000 abschloß, zu deren teilweisen Deckung nach Anweisung der Synode ein Teil des Erziehungsfonds geopfert werden mußte. Noch eigentümlicher gestaltet sich die finanzielle Lage unserer Mission durch die uns seitens eines Missionsfreundes in England, Mr. Morton, vermachte große Summe, in etwa 12jährigen Raten auszahlbar, und zwar deshalb, weil an diese Erbschaft die Bedingung geknüpft ist, daß wir das Geld nur zur Anlage neuer Stationen verwenden dürfen, nicht aber irgendwie zum Unterhalt der jetzt schon bestehenden Missionen. Das Eigentümliche der Lage liegt darin, daß somit für eine Reihe von Jahren wohl die Mittel zur Ausdehnung vorhanden sind, daß zu gleicher Zeit aber die Aufrechterhaltung der bisherigen Arbeit unsere Kräfte übersteigt.

Die Synode ernannte eine Finanzkommission, zum Teil aus Fachmännern, die die ganze finanzielle Seite unseres Werkes einer sehr gründlichen Prüfung unterzog. Es gereicht uns zur Freude, es aussprechen zu können, daß diese Kommission nichts wesentliches an der bisherigen Führung der Geschäfte zu tadeln fand, im Gegenteil voll anerkannte, daß Sparsamkeit und Ordnung überall herrsche. Zu gleicher Zeit aber sprach sich die Kommission dahin aus, daß die ganze Organisation unseres Finanzwesens nicht mehr in allen Teilen den Anforderungen der Jetztzeit entspreche, und beauftragte die Missionsdirektion, durch eines ihrer Mitglieder unser ganzes Finanzwesen einer Neuordnung zu unterziehen und wenn möglich, eine einheitliche und übersichtliche Gestaltung desselben herbeizuführen. Zu diesem Zweck fand es die Generalsynode notwendig, die Zahl der Mitglieder der Missionsdirektion von 4 auf 5 zu erhöhen. Ganz nüchtern sprach schließlich die Kommission der Synode es aus, daß unsere finanzielle Lage eine sehr kritische sei, und daß wir wohl in dieser Beziehung einer nicht leichten Zukunft entgegengingen, sodaß, wenn die Mission ein menschliches Geschäft wäre, man unbedingt auf eine Einschränkung bedacht sein müßte. Die Missionsarbeit sei aber uns wie unsern Vätern eine Sache des Glaubens, und in solchem Glauben solle die Synode es wagen, von jeder Beschränkung der Missionsarbeit abzusehen im Vertrauen auf

den reichen Herrn und auf die Opferwilligkeit ſeiner Kinder, denen die Miſſion bis jetzt ihr Entſtehen und Beſtehen verdankt. Die Synode bekannte ſich einſtimmig zu dieſem Grundſatz und beauftragte die Miſſionsdirektion, in ſolchem Glauben ohne Beſchränkung die Arbeit fortzuführen, ſich aber für dieſe Zeit, ſolange die finanzielle Kriſis nicht überwunden ſei, deſſen zu befleißigen, daß nur das wirklich Notwendige auf allen Gebieten zur Ausführung komme, während das nur Wünſchenswerte für beſſere Zeiten zurückzuſtellen ſei. Wir dürfen ſicherlich erwarten, daß der Herr den Glauben ſeiner Kinder nicht beſchämen wird, wenn vielleicht auch zunächſt noch manche ſchwere Stunde nicht ausbleiben wird. Beiläufig erwähnen wollen wir noch, daß die auf den Miſſionsgebieten betriebenen Geſchäfte noch insbeſondere einen Gegenſtand eingehender Beſprechung bildeten und daß eine allmähliche Trennung derſelben von der ſonſtigen Miſſionsarbeit angeſtrebt werden ſoll.

So iſt die Synode ziemlich auf allen Gebieten, ſowohl auf dem Gebiet der Verfaſſung in der Heimat und auf den Miſſionsfeldern, als auch inbezug auf weitere innere Feſtigung und Organiſation unſerer Miſſion und endlich inbezug auf die finanzielle Stellung derſelben von nicht zu unterſchätzender Bedeutung geweſen. —

Auf die Verhandlungen der Generalſynode betreffend die Lehre hier näher einzugehen, liegt keine Veranlaſſung vor. Es genügt zu ſagen, daß die Synode ſich dazu bekannte, „daß ſie feſt und unentwegt auf dem Lehr- und Glaubensgrund ſtehen bleiben wolle, auf welchem die Brüdergemeine und Brüderkirche durch Gottes Gnade einſt gegründet wurde und auf welchem ſie bis heute geſtanden hat.“

Überſicht über die Geſchichte der evangeliſchen Miſſion in China.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

III.

Die Beſetzung des Vertragshafens Hankau verdient deshalb eine beſondere Erwähnung, weil dieſer „Markt von neun Provinzen“ 1100 Kilometer am Jangzekiang aufwärts, alſo tief im Binnenlande gelegen war. Die Londoner Miſſion beſetzte dieſen wichtigen Platz an der Mündung des bedeutenden Hanfluſſes 1861 und ſeit jener Zeit hat der hervorragend

tüchtige Dr. Griffith John dort gewirkt und 1862 den ersten Bekehrten in Mittel-China getauft. Durch die Vertragshäfen war nur erst in 7 der 18 Provinzen die evangelische Mission begonnen und bis zum Jahre 1868 war Hankau die einzige Station in einer der binnenländischen Provinzen. Die Vertragshäfen in China haben ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachteile. Widrige Einflüsse verschiedener Art hindern das Werk der Mission. Für die Arbeit im Binnenlande ist natürlich noch besonders viel Selbstverleugnung nötig. Daher müssen die so vordringenden Missionare einen besonders starken Glauben besitzen und die unbezwingliche Überzeugung, daß sie einen göttlichen Auftrag haben.

Die Ehre, mit der Binnenlandsarbeit den Anfang gemacht zu haben, gehört eigentlich den deutschen Missionaren, wenn sie auch nicht bis in eine binnenländische Provinz hineingekommen sind. Wir sahen das gleich beim Beginn ihrer Arbeit im vorigen Abschnitt. Waren auch die Stationen in jener Zeit vielleicht innerhalb des 50 Kilometer-Radius von Hongkong oder Kanton, wo man damals nach dem Vertrage reisen durfte, so waren sie doch fern von dem Schutze europäischer Kanonenboote, und die Reisen gingen weit darüber hinaus. Aber auch noch nach 1860 galt vielfach von der Thätigkeit der deutschen Missionare, was Paulus 2. Kor. 11, 26, 27 schreibt über Gefahren zu Wasser und zu Lande, unter Heiden und unter Mördern u. s. w. Hanspach ist Anfang der sechziger Jahre, wo das Gebiet der Baseler und Berliner noch nicht deutlich geschieden war, nach zwei Richtungen hin bis zu den Grenzen der Provinz Kuang-tung gereist, nämlich nach Norden bis Nam-hyung, nach Ostnordosten bis Ka-yin-tschu. Lechler, der so manche gefahrvolle Reise ohne jeglichen äußeren Schutz gemacht hatte, konnte 1863 zum ersten Mal mit einem obrigkeitlichen Passe versehen in das sog. Oberland reisen. Die Baseler Mission arbeitet jetzt unter der Hakka-Bevölkerung der Kreise (nach Hakka-Aussprache): Sin-on und Lung-kon im Reg.-Bez. Kanton, dem sog. Unterland. Im Kreise Pok-lo des Reg.-Bez. Fui-tschu-fu ist die Station Fu-tschuk-phai am Ostflusse als Bindeglied zwischen Unterland und Oberland. Als Oberland gelten der Reg.-Bez. Ka-yin-tschu mit den Kreisen Tschong-lok, Hin-nen und Ka-yin-tschu und noch die Station Moilim im Kreise Luk-fung des Reg.-Bez. Fui-tschu-fu. Das Berliner Gebiet ist die Hakkabevölkerung der Kreise Pan-yü (in dem auch die Stadt Kanton liegt), Fa-yen und Tschyang-yen im Reg.-Bez. Kanton, östlich davon getrennt Kwui-schen in Fui-tschu-fu und nördlich von ersterem getrennt Nam-hyung im gleichnamigen Reg.-Bez. Dazu haben sie nach der Besitzergreifung von Kiau-tschau auch dort in der Provinz Schan-tung weit nördlich von dem alten Gebiet die Arbeit begonnen. Während diese beiden Gesellschaften so ein Gebiet von befriedigender Ausdehnung gewonnen haben, blieb die Rheinische Mission in Folge ungünstiger Umstände zumeist auf die Kreise (Punti-Aussprache) San-on und Lung-kun beschränkt. Erst 1895 machte sie einen weiteren Vorstoß nach Jang-scheng und Lung-mun. Diese 4 Kreise im Reg.-Bez. Kanton liegen in einer Linie von Hongkong aus nach Norden zu. Leider hat die Ausdehnung in die beiden neuen Kreise einstweilen, wegen Mangel an Missionaren, nicht weiter betrieben werden können. Hoffentlich ist nicht der endlich eingetretene günstige Erfolg in dem alten Gebiet ein Anlaß,

auf das neue zu verzichten! Die Missionare des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins haben meist litterarisch gearbeitet, abgesehen von der Arbeit unter den Deutschen in Schang-hai und Kiautschou. An letzterem Orte wollen sie nun aber auch eigentliche Missionsarbeit beginnen.

Unsere deutschen Missionare füllen in der evangelischen Mission Chinas ehrenvoll ihren Posten aus und einige haben in den ersten Reihen mitgekämpft. Aber da von der Ausdehnung der Mission und dem Vordringen in neue Gebiete im Folgenden nur ganz kurz die Rede sein kann, so muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die deutsche Mission, weil sie uns am nächsten angeht, in ihrem Gebiet oben unverhältnismäßig ausführlich bezeichnet ist. Die Zahl der deutschen Missionare ist verschwindend klein, gegenüber der der englischen und amerikanischen.

In ähnlicher Weise wie die deutschen Missionen in der Provinz Kuang-tung sind auch andere von den Vertragshäfen aus in das Innere der betreffenden Provinzen vorgedrungen. Dann aber wurden mit Macht auch die binnenländischen Provinzen in Angriff genommen. In dieser Pionier-Arbeit hat die China-Inland-Mission die Bahn gebrochen und ist an der Spitze geblieben. Sie wurde 1865 gegründet von dem schon seit 1854 in China thätigen, glaubenskräftigen J. Hudson Taylor[1]) und ist so schnell gewachsen, daß sie jetzt bei weitem die größte Missionsgesellschaft in China ist. In Anspruchslosigkeit in Bezug auf Wohnung, Kost und sonstige Bequemlichkeit, in dem Mut und der Beharrlichkeit, unter den schwierigsten Verhältnissen sich durchzuschlagen, in brennendem Eifer, der Heiden Seelen zu retten, sind viele ihrer Missionare, Taylor selbst allen voran, ein leuchtendes Vorbild. Sie drangen in eine Provinz nach der anderen ein, erkämpften sich den Zugang zu dem verschlossenen, ausländerfeindlichsten Hu-nan, pflanzten das Evangelium in Se-tschhuen uud belagern von da aus selbst das noch von keinem Ausländer unbehindert bereiste Tibet. Im Ganzen arbeiten sie jetzt in 15 chinesischen Provinzen. Eine amerikanische Gesellschaft: (The Christian and Missionary Alliance) hat die Grundsätze der China-Inland-Mission angenommen und sucht mit ihr neue, noch unbesetzte Felder auf. Aber auch manche von den älteren Missionsgesellschaften sind im Wetteifer mit voran gegangen und ihre tapferen Missionare sind bis zu den Grenzen Chinas und dem Herzen Asiens vorgedrungen. So ist keine von den 18 Provinzen Chinas mehr, in der noch niemals das Wort vom Kreuze Christi erschallt wäre, wenn auch in manchen erst eben der Anfang damit gemacht ist. Es ge-

[1]) S. Ausführliches Allg. Miss.-Zeitschr. 1894 und 1895.

ſchehen da Heldenthaten von der heroiſchen Art, die in äußerlicher Weiſe in die Augen fällt und noch mehr von jener geduldigen, beharrenden Art, welche die erhabenſte Form der Heldengröße ausmacht. Bei vielen iſt die Heldenthat nicht ein gelegentliches Ereignis, ſondern gehört zum täglichen Leben. Aſhmore weiſt mit Recht darauf hin, daß ein ſolches Leben, wie es die 2000 Männer und Frauen aus dem Weſten in dem reizloſen und ungeſunden Innern Chinas führen, ſeinen Wert für die chriſtliche Kirche hat als Thatbeweis eines kraftvollen Chriſtentums, noch ganz abgeſehen von dem Guten was ſie dort wirken.

Die Miſſionare ſind zu einer großen, unaufhaltſam vordringenden Schar von Männern und Frauen geworden. Beach a. a. O. zählt jetzt 2458, wobei er aber die verheirateten Frauen mitrechnet. Da wir dieſe billig abziehen müſſen, ſo bleiben 1784. Sie ſind in allen Provinzen zerſtreut, obwohl in etlichen nur erſt gar wenige. Sie ſind entſchloſſen, überall in ganz China und auch in Tibet vorzudringen. Ihre ſonderkirchlichen und Lehrverſchiedenheiten ſind verſchwindend im Vergleich mit ihren Übereinſtimmungspunkten. Sie ſind ſo gut wie *ein* Herr, beſeelt von *einem* Geiſt und beherrſcht von einem Hauptzweck. Sie ſind eine achtungswerte Macht geworden, die auch die chineſiſchen Beamten anzuerkennen haben. Der Erfolg mehrt ſich und Übertritte finden in ſolcher Menge ſtatt, daß die Gegner bange werden.

In den Jahren 1877 und 1890 fanden in Schang-hai große Miſſions*konferenzen* ſtatt. Die Feſtſtellungen, die an dieſen beiden Zeitpunkten gemacht wurden, über die bis dahin erreichten Erfolge zeigten auf anſchaulichſte das in geſteigertem Verhältnis begriffene Wachstum der Miſſion in China. Im Jahre 1877 wohnten auf 91 Stationen 473 Miſſionare von 29 Geſellſchaften. In 312 organiſierten Gemeinden waren 13035 Abendmahlsberechtigte und 584 chineſiſche Gehilfen. Als 1890 die Konferenz wieder tagte, zählte man 1296 Miſſionare (in beiden Fällen Frauen eingeſchloſſen) von 42 Geſellſchaften. In 522 organiſierten Gemeinden waren 37287 Abendmahlsberechtigte und 1657 chineſiſche Gehilfen.

Es war ein eindrucksvolles Schauſpiel, mehrere hundert Miſſionare (445 im Jahre 1890) faſt volle zwei Wochen bei einander zu ſehen — dreimal täglich — um über die Miſſionslage in einem großen Reiche zu beraten. Wer die lange Liſte der Miſſionsgeſellſchaften, ja und auch der verſchiedenen Sonderkirchen, aus denen ſie hervorgehen, anſieht, der könnte vielleicht die Zerſplitterung für hoffnungslos halten. Man muß aber ſolchen Verſammlungen beigewohnt haben, die vollſtändig frei durch keinen

Machtspruch zusammengehalten, durch nichts als durch die christliche Liebe zur Rücksichtnahme genötigt, ein harmonisches Ganzes bilden, eins im Besitze des gnadenreichen Evangeliums, eins im Streben, das Reich Gottes auszubreiten, um überwältigt zu werden von der wesentlichen Einheit der evangelischen Kirche bei aller Mannigfaltigkeit. Wohl habe ich in Europa Versammlungen von Abgeordneten der verschiedenen Sonderkirchen beiwohnen dürfen, wo dies vermöge der größeren Zahl der Teilnehmer und der begeisternden Ansprachen äußerlich noch mehr hervortrat, keine aber, wo sich dieser Eindruck so vertiefte durch das wesentliche und praktische Zusammenberaten, -planen, -arbeiten an den wichtigsten vorliegenden Aufgaben, das sich wie selbstverständlich ergab und ohne daß von der Einheit ein Wort geredet wurde (vgl. A. M. Z. 1891 S. 5 ff., 73 ff.) Gern hätte ich Theologen von der sonderbaren Art, wie man immer noch einigen begegnet, die sich nicht freimachen können von dem wunderlichen Aberglauben, als sei es schade um die hohe Ausbildung, die sie genossen haben, wenn sie in den Missionsdienst träten, wünschen mögen, einmal der letzten Schanghaier Konferenz beiwohnen zu können, um einen Eindruck zu gewinnen von der Größe und Mannigfaltigkeit der Missionsaufgabe und auch von der Tüchtigkeit, Thatkraft, dem Verstande, dem Wissen und der Unterscheidungsgabe in Bezug auf Übersetzung, Erziehung, Stellung zur chinesischen Regierung, zu Sitten und Gebräuchen, Vorzügen und Gefahren der Chinesen u. dergl., die dort vertreten waren. Ich glaube die Meinung hätte niemand mit hinweggenommen, daß er zu viel könnte, wüßte und verstände.

Die Bemühungen der Missionare, in einer Provinz nach der andern festen Fuß zu fassen und zu behalten, riefen eine Reihe von Kämpfen aller Art wach, in denen allen jedoch die Missionare am Ende siegreich geblieben sind. Oftmals hat sich unter dem Volke der Aberglaube gezeigt, als ob die Europäer die Augen und Herzen gestorbener Kinder zu medizinischen Zwecken benutzten und zu Zeiten größerer Sterblichkeit heißt es leicht, die Europäer hätten dieselbe veranlaßt. Auch alle möglichen und selbst unmöglichen Laster und Greuel werden den Christen vielfach nachgesagt. Diese Verleumdungen gehen meistens von der Klasse der Beamten und Gelehrten aus und werden absichtlich unter dem Volke verbreitet. Immer wieder kommt es vor, daß Schmähschriften geschrieben und in großen Mengen unter das Volk verteilt oder in den Städten angeschlagen werden. Die bekannteste der Art war von einem Gelehrten Tschau Han in Tschang-scha, der Hauptstadt von Hunan, verfaßt, unter

dem Titel: „Todesstreich für verderbliche Lehren!“ Sie dichtet den Christen alle Schlechtigkeiten an, die eine schmutzige, heidnische Phantasie nur ersinnen kann. Von dem Blutbade von Thienzin 1870 war schon oben die Rede, 1890 wurden mehrere evangelische Missionare im Jangzethale ermordet, 1895 fanden in den verschiedensten Provinzen Mordbrennereien statt, und bei Kutscheng in Fukien wurden 11 evangelische Missionsleute ermordet. (A. M. Z. 1896 S. 21 ff.) Seit im Jahre 1897 die Ermordung zweier deutscher katholischer Missionare so verhängnisvolle Folgen für China hatte (s. o.), schien es erst, als fänden es die Fremdenhasser nicht lohnend, den Pöbel gegen die Missionare aufzuhetzen. Denn daß der Haß nicht erloschen sei, konnte man wohl annehmen. Nun hat man leider schon wieder von mancherlei Unthaten gehört. Am 4. November 1898 wurde der China-Inland-Missionar Fleming in Pang-hai in der Provinz Kuei-tschau nebst einem Evangelisten ermordet, und im Juli und August 1899 scheinen arge Verfolgungen der katholischen Mission in Schantung vorgekommen zu sein. Ihre Missionare bringen diesen Wechsel in der Stimmung mit dem Staatsstreich der Kaiserin Witwe in Zusammenhang und behaupten, daß ein durch dieselbe neu eingesetzter Vizekönig die „Sekte vom großen Messer“, welche die Mordbrennereien ausführt, offen begünstige. Unmöglich wäre das nicht, obwohl die Kaiserin Witwe am 14. Juli 1898 durch einen Erlaß ausdrücklich die Behörden anwies, die Missionare zu schützen. Sehr auffallend ist folgende damit in Verbindung stehende Nachricht: „Pater Bilstermann, der eine Verfolgung herannahen sah, bat den Bischof Anzer, zwei Missionare zu bestimmen, welche sich für die andern dem Tode opfern sollten — jeder von ihnen sei dazu bereit — und den andern mitzuteilen, wohin sie sich retten sollten.“ Soll das heißen, daß nachdem der Tod der Patres Nies und Henle die Rachekirchen und andere wertvolle Errungenschaften gebracht hat, durch weitere Opfer mehr dergleichen Vorteile errungen werden sollen?

Auf die Wichtigkeit der ärztlichen Mission um Vorurteile zu beseitigen und der Mission den Weg zu bereiten, ist schon oben hingewiesen. Dieser Zweig der Missionsthätigkeit hat sich seit 1834, wo der erste Missionsarzt in China eintraf, so entwickelt, daß jetzt 136 Missionsärzte und 56 Ärztinnen da sind. Davon gehören zwei Ärzte der Rheinischen, einer der Baseler Mission an. Welch eine Summe von leiblicher Hilfe das bedeutet, davon bekommt man eine Ahnung, wenn man nur den Bericht über die Thätigkeit eines einzigen Mannes in die Hand nimmt. Im Tungkuner Hospital wurden 1898 nicht weniger als 20354 Patienten

von Dr. Kühne ärztlich beraten und mit Arznei versehen und 500 verpflegt. In einer Nacht waren 111 Personen unter dem Dache des Hospitals. Die Liste der leichteren und schwereren Operationen ist sehr bedeutend. Während die Kranken warten, daß an sie die Reihe kommt, zum Arzte hineinzugehen, wird ihnen in einem großen Raume das Evangelium verkündet.

Ein Ereignis, das viel dazu beigetragen hat, der Mission Bahn zu brechen, war die Hungersnot in Schanßi in den Jahren 1877 und 1878. Als ein menschliches Unglück war sie entsetzlich. Die Zahl der durch Hunger, Hungertyphus und Pest, die im Gefolge eintrat, Umgekommenen, wird am geringsten auf 7, am höchsten auf 12 Millionen geschätzt. Die Esel, welche für die Beförderung des Reises verwendet wurden, konnten auf der weiten Reise nicht viel mehr als ihr eigenes Futter tragen. Die Regierung war ratlos. Reiche Hilfe wurde von Europa gesandt und Missionare wurden vielfach die Austeiler der milden Gaben. Einer derselben, der Amerikaner Whiting wurde vom Hungertyphus angesteckt und ein Opfer seines Liebeswerkes. Diese Thätigkeit der Missionare hat viel dazu beigetragen, der Mission in jenen Gegenden später einen großen Eingang zu verschaffen.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß die Presse in den Dienst der Mission gestellt wurde. Die Arbeit der Missionspressen hat sich aber seit 1860 vervielfältigt in einem Maße, das man sich damals nicht hätte träumen lassen. Die größte Druckerei in China ist die der amerikanischen Presbyterianer in Schanghai. Was das besagen will, daß diese auf einmal 15 Tonnen, etwa 153 Doppelzentner Papier bestellt, das ahnt man wohl. Andere große Druckereien haben die schottische Bibelgesellschaft in Hankau, und die amerikanischen Methodisten in Futschau. Auch in Peking, Thienzien und Kanton wird viel gedruckt. Zehnmillionenweise werden die Seiten mit heilsamer Lehre bedruckt verbreitet. Man muß das doch einmal aussprechen um eine Vorstellung von dem Umfange zu geben, wenn es einem auch wohl widerstreben mag, von geistigen Dingen in so materieller Weise zu reden. Die geistige Wirkung, auf die es dabei im tiefsten Grunde abgesehen ist, entzieht sich ja der Beobachtung; von der geistigen Arbeit, die dahinter steckt, bekommt man schon eher eine Ahnung, wenn man einmal die Verzeichnisse der gedruckten Bücher durchsieht.

Es sind Bibeln, Traktate, Schulbücher, medizinische, naturwissenschaftliche, geschichtliche u. a. Werke, Wörterbücher, Zeitschriften und eine große und mannigfaltige

Fülle allgemeiner Litteratur. Es sind Übersetzungen europäischer Werke, Bearbeitungen solcher für chinesische Lehrer und auch ganz selbständige Arbeiten. Dr. theol. Faber früher der rheinischen Mission, zuletzt dem allgem. evang. prot. Miss.-Verein angehörig hat viele weitverbreitete Schriften geschrieben u. a. ausführliche Kommentare zu Matthäus und Lukas, ein umfangreiches Buch „Vom Westen nach Osten", die ganze europäische Kultur und Bildung als eine Frucht des Christentums behandelnd, ferner eine Ausgabe der chinesischen Klassiker mit Besprechung vom christlichen Standpunkte aus, lauter selbständige Werke. Der Baseler Missionar Schaub hat für sein Prediger-Seminar Bücher über so ziemlich alle theologischen Fächer geschrieben, beruhend auf tüchtigen deutschen Werken, aber nicht einfach übersetzt, sondern für Chinesen, wenn man so sagen darf, in chinesischem Geiste durchgearbeitet.

Seit 12 Jahren besteht eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Erkenntnis unter den Chinesen, die es sich zur Aufgabe macht, Bücher herzustellen, die geeignet sind, den Beamten und Gebildeten einen Begriff zu geben, welche ungeheuren Wohlthaten China durch die Einführung christlicher Einrichtungen zuteil würden. Sie lassen es sich besonders angelegen sein, in jeder der 200 Städte, wo Staatsprüfungen stattfinden, diese Bücher unter den Studierenden zu verbreiten.

Der Unterricht nimmt in der evangelischen Mission eine bedeutende Stelle ein, wie schon daraus zu erkennen ist, daß in China 1766 Elementarschulen mit 30046 Schülern und 105 höhere Unterrichtsanstalten mit 4285 Zöglingen sind, also in allen Schulen 34331.[1])

Daran sind die deutschen Missionen mit folgenden Zahlen beteiligt. Die rheinische Mission hat 4 Schulen mit 65 Schülern, darunter eine Kostschule mit 21 in Thonthauha, wo auch eine kleine Mittelschule ist und ein Seminar, das augenblicklich aber nur einen einzigen Seminaristen hat. Um den Mangel an Nachwuchs einigermaßen zu ersetzen sind 6 ältere Christen zu einem Evangelistenkursus in Lungtun versammelt. Die Berliner Mission hat in Kuang-tung 25 Schulen mit 430 Heidenschülern, 51 Christenschülern und 37 Schülerinnen. Eine Mittelschule mit 25 Schülern ist nach der Zerstörung der Kantoner Missionsstation durch Brand nach Luk-hang im Kreis Fa-yen verlegt. Ein Seminar mit 11, eine Evangelistenklasse mit 7 Teilnehmern und eine Mädchenschule mit 25 Schülerinnen mußten aus demselben Grunde einstweilen ausgesetzt werden. In der deutschen Stadt Tsintau (Kiautschau) haben die Berliner eine dreiklassige Schule mit 50 deutschlernenden Chinesen. An einer kleinen Schule für deutsche Kinder beteilt sich die Berliner Mission und der protestantische Missionsverein neben einem katholischen Missionar. Ein ganz vortreffliches Schulsystem hat die Baseler Mission mit Heidenschulen und Christenschulen, Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen, sowie einer höheren Schule zu Nyenhangli mit 42 und einem Predigerseminar in Lilong mit 22 Studierenden. Es sind glücklicher Weise die nötigen Kräfte vorhanden, um sich den Schulen gehörig zu widmen und namentlich hat das Predigerseminar das

[1]) Nach Beach a. a. O. 1898. Das China-Mission-Handbook von 1896 giebt 21353 an.

Glück, in Missionar Schaub schon seit langen Jahren einen erfahrenen Leiter zu besitzen, der auch alle die Lehrbücher ausgearbeitet hat. Läßt man eine Kleinkinderschule von 38 Kindern außer Ansatz, so zählen die 70 Baseler Schulen zusammen 1421 Schüler darunter 426 Christen und 147 Christinnen, 793 Heiden und 55 Heidinnen.

Außer den Missionsschulen müssen hier doch auch die höheren Schulen und Universitäten nach europäischem Muster erwähnt werden, welche die Regierung in Kanton, Schanghai, Fu-tschau, Ssu-tschau, Kiukiang, Peking und anderen volkreichen Städten errichtet hat. Präsident des Thung Wen Kuan, der neuen kaiserlichen Universität in Peking, ist ein früherer Missionar der amerikanischen Presbyterianer Dr. Martin.

Auch noch in anderer Weise reicht der Einfluß der Mission weit über den Kreis derer hinaus, die sich den Christengemeinden anschließen. Namentlich in den Kreisen der Gebildeten beginnt der Einfluß der von Missionaren geschaffenen Litteratur über alle möglichen europäischen Kultur- und Bildungszweige in Verbindung mit den augenscheinlichen Vorteilen, welche solche Erfindungen, wie Kanonen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraph und elektrisches Licht sie bieten, einen ganz bedeutenden Einfluß zu üben; es giebt neuerungsfreundliche Leute sehr verschiedener Art, solche die zum Christentum hinneigen und auch solche, die wohl die äußeren Kulturerzeugnisse, ja auch europäische Wissenschaft und Schulen, aber nichts weniger als das Christentum möchten.

In irgend welcher, mehr oder weniger entfernten Weise waren auch die Reformer, mit denen der junge Kaiser Kuang Ssü im vorigen Jahre sich umgab, von der Peripherie der Missionswirksamkeit berührt und beeinflußt. Dem Konfuzianer liegt die Frage nach dem Heil des Einzelnen viel ferner, als die nach dem Wohle des ganzen Volks. So fragt auch mancher in Bezug auf das Christentum: „Welche Wirkung hat es auf das Wohl der Völker als solcher?“ Nun ist es den Missionaren ja leicht, auf die Segnungen äußerer Art hinzuweisen, die das Christentum allen Völkern gebracht hat, die es angenommen haben. Aber ich fürchte, daß etliche unter den Missionaren die europäische Kultur als solche doch überschätzen. Weil das Christentum die Kultur mitgebracht hat, meinen sie, die Kultur müsse auch das Christentum mitbringen. Und naturgemäß bemühen gerade diese sich mit besonderem Eifer und auch Erfolg, die gebildeten Klassen zu beeinflussen. Ich will nicht annehmen, daß sie den Kern des Evangeliums unterschätzen; aber namentlich Amerikaner und Engländer kennen viel weniger als wir Deutschen eine unchristliche Bildung. Sie sind es gewohnt, daß jeder Fortschritt der Kultur auch einen Gewinn

für das Reich Gottes nach sich ziehen muß. Jede neueröffnete Eisenbahn bedeutet bei ihnen auch den Bau neuer Kirchen, die Bildung neuer christlicher Vereine u. dergl. Und so geben sie sich der Täuschung hin, daß der Fortschritt der europäischen Kultur auch in China ohne weiteres einen Fortschritt des Christentum bedeuten werde. Dazu kommt, daß manche in der Geschichte ihrer Heimat mit der Durchbrechung alter Schranken öfter ein lebendiges Erwachen des Glaubenslebens haben Hand in Hand gehen sehen, was dazu beitragen mag, daß sie auf den Bruch mit dem alten Chinesentum als solchen leicht auch schon einen übertriebenen Wert legen. Es giebt solche, die es für eine große Errungenschaft halten würden, wenn die Chinesen die Aufsätze im alten klassischen Stil beim Examen aufgäben. Ich bin mir bewußt, kein maßgebendes Urteil in der Sache zu haben, aber ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß zwar selbstverständlich der Inhalt noch wichtiger ist, als die Form, aber daß diese Form doch auch eine ganz erhebliche Geistesschulung mit sich bringen muß. Viele der chinesisch geschulten Leute sind keine Dummköpfe und zeigen ein ganz aufgeschlossenes Verständnis auch für Außereuropäisches. Deshalb sollte man mit dem Abschaffen des Alten sehr behutsam zu Werke gehen. Es giebt manche, die in der chinesischen Zeichenschrift eine Hinderung alles Fortschritts im Guten erblicken und dafür Lautschrift einführen möchten. Aber so lange nicht ein chinesischer Dante ersteht, durch ein litterarisches Werk allerersten Ranges, die gesprochene Sprache adelt und eine Lautschrift annimmt, der zu folgen er durch seinen Vorgang zwingt, so lange würde ich die Beseitigung der Zeichenschrift nur für einen Verlust erachten, wenn ich ihn überhaupt für möglich hielte.

Durch obiges soll nun nicht etwa geleugnet werden, daß die Geneigtheit, europäische Bildung, Schulen und Kultur anzunehmen auch eine gewisse vorbereitende Wirkung für ein späteres Annehmen des Christentums im Großen hat. Aber am meisten Vertrauen habe ich doch auf die Arbeit von unten her, daß den Armen das Evangelium gepredigt wird, daß einzelne heilsverlängliche Seelen es annehmen und daß solcher einzelnen dann viele werden. Es ist etwas herrliches um Menschen, die für ihre christliche Überzeugung einstehen, und wenn sie auch noch ganz allein sind und alle anderen gegen sich haben. So lange der Christen nur wenige und die Gemeinden noch weit voneinander getrennt sind, so lange alles Sichtbare gegen sie ist und noch kein Gemeindebewußtsein, kein christlicher Corpsgeist den Einzelnen stützt, so lange stellt sich leicht noch wieder Furchtsamkeit

und banger Zweifel bei manchen ein. Das hat sich nun an vielen Orten in manchen Provinzen schon sehr geändert. Es sind schon Gemeinden und Gemeinschaften da, die den Einzelnen stützen. Sie bekommen ein gegenseitig stärkendes Bewußtsein von dem gemeinsamen christlichen Glauben. Vor allem sind jetzt reife Christen in den Gemeinden, Leute, welche die Sache gründlich untersucht haben und von ihrem Glauben Rechenschaft ablegen können. Die Verteidigung des Christentums und die Verbreitung seiner Lehren, die früher nur den Ausländern zufiel, die immer im Nachteil sind, geht jetzt vielfach schon in die Hände der Chinesen über. In dem eingeborenen christlichen Gelehrten steht dem heidnischen Gelehrten eine intelligente christliche Überzeugung der schlecht unterrichteten heidnischen Tradition gegenüber und wird sich mehr und mehr sieghaft geltend machen. Es wächst zudem jetzt schon eine Generation heran von solchen Christen, die selbst nie mehr Götzendiener gewesen sind. Wenn die Schar solcher Christen wächst in einem Maße, daß die Zahl der Missionare dagegen verschwindet, dann ist das ein Zeichen, daß die evangelische Mission eine sieghafte Macht ist. Um uns davon ein wenig zu überzeugen wird es zweckmäßig sein, wenn wir noch einen kurzen Rundgang durch die Provinzen antreten.

Litteratur-Bericht.

1. **Eppler**: „Geschichte der Basler Mission 1815—1899." Mit 4 Kartenskizzen. Basel. Missionsbuchhandlung. 1900. 3, geb. 4 Mk. Von diesem Buche kann man sagen: was lange währt wird gut. Wir haben lange auf eine Geschichte der (nach der Brüdergemeine) ältesten und größten deutschen Missions-Gesellschaft gewartet. Mehrere kleine Schriftchen, namentlich das von Kühne: „Die Arbeitsstätten der Basler Mission", waren ja zur allgemeinen Orientierung willkommene und brauchbare Hilfmittel; aber eine wirkliche Geschichte der nun bald hundertjährigen Gesellschaft, die einen Einblick gewährt sowohl in ihre heimatliche, wie auswärtige Entwickelung, und dem jüngeren Geschlechte die Beherrschung des mittlerweile riesig angewachsenen Details erleichtert, war dringendes Bedürfnis. Eppler hat nun dieses Bedürfnis befriedigt und was er geleistet, verdient die Censur: gut. Und zwar 1. darum, weil er kein dickleibiges, mehrbändiges Werk geliefert hat, vor dessen Durchstudieren dem Leser graut und das ihn vor Bäumen den Wald nicht sehen läßt. Der Verfasser übergeht kaum etwas Wesentliches, was missionsgeschichtlichen Wert hat, drängt aber das, was er zu sagen hat, möglichst zusammen, ohne sich je in Kleinlichkeiten zu verlieren. So bekommt man wirklich Übersicht und Einsicht und da die Quellenangaben unter dem Strich reichlich sind, so kann jeder Leser, der einen bestimmten Abschnitt spezieller zu studieren wünscht, leicht die Details auffinden. Daß für „das topographische, ethnographische und religionsgeschichtliche" Material „auf Andere verwiesen" wird, bezeichnet E. selbst als

„einen großen Mangel". Wenn der Verfasser bei einer neuen Auflage dieses Material, namentlich das religionsgeschichtliche, ähnlich präcis behandeln wollte, wie er die meisten missionsgeschichtlichen Partieen behandelt hat, so würden 2 bis höchstens 3 Bogen hinreichen, es seinem Werke einzugliedern und diesen Defekt zu beseitigen. 2. Rühme ich das Buch, weil alles in ihm nicht bloß klar und durchsichtig, sondern auch frei von rhetorischer Phrase, und bei aller Wärme nüchtern und gesund ist. Der Verfasser erweist sich ebenso als einen kundigen, wie als einen verständnisvollen und urteilsfähigen Geschichtsschreiber, der auch gegen mancherlei Verfehlungen, Einseitigkeiten, Schwächen u. dergl. nicht blind ist und selbst an den leitenden Persönlichkeiten eine Kritik übt, die ebenso durch ihre Wahrhaftigkeit wie Maßhaltung wohl thut. Auch da, wo keine direkte Kritik geübt wird, lehrt die objektive Darstellung den aufmerksamen Leser manche methodische Mängel erkennen, z. B. in den Partieen über die verschiedenen indischen Missionskolonieen. An der Gruppierung des reichen Stoffes kann man ja Ausstellungen machen, wie der Verfasser das selbst gefühlt hat. Ich würde im Zusammenhange erst die Geschichte des heimatlichen Missionslebens, dann die der einzelnen Arbeitsgebiete dargestellt haben. Eppler hat die Gesamtgeschichte der Basler Missions-Gesellschaft in vier Perioden eingeteilt, die sich an die verschiedenen Inspektorate anschließen: das Blumhardtsche, Hofmannsche, Josenhanssche und die letzten 20 Jahre unter Schott und Öhler. Bei der ausgeprägten verschiedenen Individualität gerade der Basler Inspektoren ist diese Einteilung in der That sehr naheliegend und da sie sehr geschickt durchgeführt ist, so macht sich die Zerreißung des Zusammenhanges der inneren wie der äußeren Entwickelung verhältnismäßig wenig bemerklich. Die sehr übersichtliche Disposition gleicht diese Zerreißung einigermaßen aus. — Von den beigegebenen Karten ist die indische weniger gefällig und übersichtlich als die drei anderen. — Der Preis ist gegenüber dem Umfange des Buches (381 S.) sehr billig.

2. **Paul**: „Die Mission in unseren Kolonieen." Zweites Heft: „Deutsch-Ostafrika." Mit einer Kartenbeilage. Leipzig. 1900. 4 Mk. Dieses zweite Heft verdient mindestens dieselbe, wenn nicht noch größere Anerkennung als das erste (Togo und Kamerun): Quellenmäßige Bearbeitung, übersichtliche Gruppierung, fließende Darstellung, nüchterne Beurteilung, erschöpfende Stoffmitteilung. Sehr zweckmäßig ist eine Art Einleitungsabschnitt vorausgeschickt, welcher 1. das deutsche Gebiet und seine Völker, 2. die Missionsstraßen, 3. die Sprachen, 4. Heidentum und Islam und 5. Mission und Politik behandelt. Alles klar, anschaulich und fesselnd. Hier und da kann man allerdings ein Fragezeichen machen; wenn z. B. S. 34 gesagt ist: „Man kann die Rolle des Kisuaheli im ostafrikanischen Sprachengewirr in mancher Hinsicht mit der Bedeutung der griechischen Sprache im römischen Reiche zur Zeit Christi vergleichen." Oder S. 35: „Man zeigt auf einen Baum und fragt in Kischamba: nimbwai, was ist das? Er antwortet: ni muti, das ist ein Baum." Schwerlich; der Gefragte wird den Namen der betreff. Baumspezies nennen. Auf dieses sehr praktische Einleitungskapitel folgen dann die einzelnen Missionen. Zuerst in zwei Kapiteln: die Universitäten-Mission und die Schotten; die letzteren leider allerdings nur kurz und gelegentlich, da sie nicht im deutschen Gebiete arbeiten. Eingeleitet wird dieses Buch durch einen Rückblick auf Livingstone und seine Verdienste um die Erschließung des östlichen Innerafrikas. An die Universitäten-Mission schließt sich dann die englische Kirchenmission, die heute noch

drei Stationen in Deutsch-Ostafrika unterhält, welche an ihrer früheren Etappenstraße nach Uganda liegen. Nun kommen erst die vier deutschen Missionen: Berlin III, Berlin I, die Brüdergemeine und Leipzig, den Schluß macht Urambo, die frühere Londoner Missionsstation, die jetzt von der Brüdergemeine übernommen ist. Im ganzen alles korrekt, nur einige kleine Aussetzungen sind zu machen; S. 118: es sind nicht Jesuiten, sondern die sogen. weißen Väter Lavigerie's, die sich in Uganda eingedrängt haben. S. 168: die Mittel für den Bau der Kirche in Daressalaam sind durch eine Kirchenkollekte in Deutschland gesammelt. S. 171: Kisserawe kann kaum eine der fruchtbarsten Stationen im ganzen Küstengebiet genannt werden. — Wie ich schon in der Anzeige des ersten Heftes bemerkte, sollte das Buch nicht den Obertitel: „Missionsstunden von Dietel. Neue Folge" tragen. Was der Verfasser bietet, sind nicht Missionsstunden, als solche wären sie meist zu hoch: z. B. ein Ausdruck wie „sympathische Lowchurch" S. 346 kann doch in einer Missionsstunde nicht passieren. Die ganze Anlage, die Ungleichheit des Umfangs der einzelnen Abschnitte ꝛc. ist nicht missionsstundenmäßig. Es ist Stoff zu Missionsstunden und zwar gut zubereiteter, den der Verfasser liefert und es ist zu wünschen, daß sein Buch als solche Stoffdarbietung von recht vielen Pastoren zu Missionsstunden benutzt wird. Aber ich wünsche, daß es auch als Missionslehr- und -Lesebuch viel Verbreitung finde.

3. **Paul**: „Missions-Wandbilder." Serie I: Deutsch-Ostafrika. 1. Bild: Ankunft einer Missionskarawane am Kilimandscharo. 2. Bild: Heidenpredigt unter den Dschagganegern. 3. Bild: Missionsstation am Kilimandscharo. Dresden. J. Naumann. 1900. Alle 3 Bilder 6 Mk. einschließlich eines 21 Seiten starken erläuternden Textheftchens. Das einzelne Bild, dessen Größe 60 × 80 cm beträgt, 3 Mk. Mit starkem Papier hinterlegt und Ösen (alle 3) 7,20, auf steife Papptafeln gezogen oder auf Leinwand mit Stäben 10 Mk. — Diese von der (Königl.) Sächsischen Missionskonferenz durch P. Paul herausgegebenen Wandbilder im prächtigen Farbendruck sind nach photographischen Aufnahmen von Schmiegelow künstlerisch gearbeitet und darauf berechnet, als Anschauungsmittel in die Ferne zu wirken. In erster Linie sollen sie dazu dienen, im Schulunterricht der Mission einen Platz zu erobern, aber auch als Illustration zu Vorträgen (speziell auch auf Missionspredigtreisen) oder zur Ausschmückung von christlichen Vereinssälen u. dergl. sind sie überaus geeignet. Das beigegebene Textheft enthält eine treffliche Anleitung, wie man diese schönen Anschauungsmittel reden machen soll. Daß man zur ersten Serie Bilder aus der romantischen Leipziger Mission am Kilimandscharo gewählt hat, muß als ein guter Griff bezeichnet werden. Der prächtige landschaftliche Hintergrund übt eine große Anziehungskraft aus. Hoffentlich finden die Bilder eine weite Verbreitung. Daß sie geeignete Mittel sind, recht gebraucht, das Interesse an der Mission zu wecken und zu pflegen, ist zweifellos.

4. **Merensky**: „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal 1859—1862." Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin. Missionsbuchhandlung. 1900. 3,60, geb. 4,20 Mk. Ein alter Bekannter, der nur in Anbequemung an das Interesse, welches augenblicklich Transvaal in Anspruch nimmt, seinen ursprünglichen Titel ein wenig geändert hat. Man sollte sich billig wundern, daß ein so vorzügliches Buch, welches zu den Zierden der Missionslitteratur gehört, 12 Jahre gebraucht hat, bis eine zweite Auflage nötig geworden ist. In diesen 12 Jahren

ist hoffentlich das Missionsinteresse und Missionsverständnis so gewachsen, daß der lehrreiche Inhalt dieses Buches mehr Würdigung findet als bisher. Ist es auch eine alte Geschichte, die der Verfasser wieder erzählt, veraltet ist sie nicht; viele seiner Erlebnisse bleiben typisch, da sie nicht bloß in geschichtlicher, sondern auch in methodischer Beziehung der Lehre voll sind. — Der ersten Auflage war eine Karte beigegeben, die leider der zweiten fehlt. Von den Bildern hätten einige durch bessere ersetzt werden können.

5. **Merensky**: „Missions-Atlas über die Arbeitsgebiete der Berliner evang. Missionsgesellschaft (Berlin I) in Südafrika, Deutsch-Ostafrika, Süd- und Nordchina." 10 Haupt- und zahlreiche Nebenkarten mit ausführlichem erläuterndem Text. Berlin. Missionsbuchhandlung. 1900. Geb. 6 Mk. — Ein höchst willkommenes Hilfsmittel zum Studium der Berliner Mission, von berufenster Hand dargeboten und in der befriedigendsten Weise ausgeführt. Die handlichen, gefälligen Karten, sämtlich farbig, ausgezeichnet durch großen deutlichen Druck und nicht überladen, erleichtern durch ihre Übersichtlichkeit auch dem geographisch wenig geschulten Missionsfreunde die Orientierung. Wenige Blicke reichen hin und man hat sich auf dem betreffenden Gebiete zurecht gefunden. Eine wertvolle Beigabe ist der erläuternde Text, der nicht nur über alle einzelnen Stationen der Berliner Mission auf jedem ihrer Gebiete eine Art Ortschronik bietet mit Einschluß ihres Besitzstandes, wiederholt auf Nebenkärtchen durch Stationspläne topographisch veranschaulicht, sondern auch stets eine allgemeine geographische, ethnographische, geschichtliche, politische, wirtschaftliche und meist auch religionsstatistische Übersicht vorausschickt, die knapp und zuverlässig über das Land unterrichtet, in dem die Berliner Missionsgesellschaft ihr Arbeitsgebiet hat. Das ist eine mühsame Arbeit gewesen, für welche die Benutzer des Atlas dem Verfasser besonders dankbar sein müssen. Falls, wie ich hoffe, der Atlas eine neue Auflage erlebt, hätte ich aber bezüglich des Textes drei Wünsche, nämlich daß im Text zur Übersichtskarte 1. die allgemeinen Angaben über die Afrikaner ergänzt würden durch eine Übersicht über ihre kurz charakterisierten Religionen, 2. daß die Ausbreitung der evang. Mission in Gesamtafrika durch Aufzählung ihrer Arbeitsgebiete ersichtlich gemacht würde und 3. daß einer kurzen Gesamtübersicht über die Ausbreitung der evang. Mission in Afrika ein präciser Geschichtsüberblick über die Berliner Mission folgte.

6. **Grundemann**: „Missionsstunden." Zweite Abteilung des zweiten Bandes der Warneckschen Missionsstunden: Asien und Amerika. Dritte verbesserte Auflage. Gütersloh. 1899. 4,20, geb. 5,20 Mk. Abgesehen davon, daß in dieser dritten Auflage die Zahlenangaben nach dem neuesten Stande der Statistik verbessert sind und die Form der Darstellung manche Feile erfahren hat, ist an Stelle von Nr. 5 eine ganz neue Missionsstunde getreten: „Waniyankam und Kodakal, zwei Basler Missionsstationen", in der der Verfasser auf Grund eigener Augenzeugenschaft Saat und Ernte in der Mission lebensvoll veranschaulicht. In der Detailschilderung dieser Art liegt bekanntlich Grundemanns Gabe. Das zeigen — neben den „Dornen und Ähren" — gerade auch diese Missionsstunden. Vergleiche die Anzeige der ersten Auflage 1888, 496. Auch wenn er ein ganzes Missionsgebiet im Rahmen einer Missionsstunde behandelt, wie in Nr. 7, 9, 10, 13, 14 ꝛc., giebt er als Illustration möglichst viel konkretes Detail. Daß Nr. 13: „das Evangelium in Japan" in der neuen Auflage angesichts der mächtigen Reaktion

gegen Mission und Christentum nicht ein anderes Kolorit bekommen hat, ist bei einem mit so großer Nüchternheit nach treuester Schilderung der realen Verhältnisse strebenden Sachkenner überraschend.

7. **Flierl**: „Führungen Gottes. Ein Rückblick auf meinen Lebensgang und meine 20jährige Thätigkeit in der Mission." Neuendettelsau. 1899. 1,50 Mk. Ein würdiges Pendant zu Kurzes bekanntem Buche: „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden", nur daß es uns nicht bloß mit den Missionsanfängen in Kaiser Wilhelmsland, sondern auch mit der Mission der australischen Immanuelsynode bezw. Neuendettelsaus unter den Eingeborenen Australiens bekannt macht. Der Verfasser, der uns zuerst recht anmutig erzählt, wie er Missionar wurde und sein erstes Arbeitsfeld in Südaustralien fand, steht im Dienste von Neuendettelsau, dessen Verbindung mit den australischen Lutheranern ihn zuerst zu den dortigen Papuas führte, unter welchen er 7 Jahre lang ein hartes, entbehrungs- wie gefahrenreiches Missionsleben in aller Geduld geführt hat. Die Schilderung desselben bildet den ersten Teil des vorliegenden Buches und sie ist um so lehrreicher je dürftiger die Litteratur über die schwere Mission unter den verkommenen Resten der australischen Ureinwohner ist. Der zweite umfangreichere und auch inhaltsvollere Teil führt uns von Australien nach Kaiser Wilhelmsland auf Neuguinea, wo Flierl der deutschen Mission die ersten Pionierdienste gethan hat. In ebenso einfacher wie fesselnder Weise lehrt uns seine anschauliche, an konkreten Einzelzügen reiche Darstellung die Schwierigkeiten dieses Pionierdienstes kennen, indem sie uns mit dem Sprachproblem, mit der Stationsanlegung, mit den Krankheitsnöten, mit den Gefahren unter den anfänglich sehr mißtrauischen, wilden und diebischen Eingeborenen bekannt macht. Man muß Respekt bekommen vor den Männern, die angesichts solcher Hemmnisse mut- und hoffnungsvoll in einer Arbeit ausharren, die anfänglich fast aussichtslos zu sein scheint und Leiden und Entbehrungen mit sich bringt, welche beständige Versuchungen zur Erschöpfung der Geduld sind. Erst wenn man mit diesen Schwierigkeiten vertraut ist, vermag man die scheinbar geringen Erfolge zu werten, welche nach einer 13jährigen Arbeit zutage treten. Und damit schließt das Buch, daß es uns den gegenwärtigen hoffnungsvollen Stand der Neuendettelsauer Mission auf Neuguinea vorführt, in der endlich einige Erstlinge haben getauft werden können. Eine übersichtliche Karte erleichtert die örtliche Orientierung. Für eine neue Auflage spreche ich den Wunsch aus, mehr Abschnitte mit Überschriften zu machen und die Stichworte im Fortgang der Erzählung durch Sperrdruck hervorzuheben.

8. **Döring**: „Lehrlingsjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika." Mit 21 Illustrationen. Berlin. Warneck. 1900. 75 Pf. In 18 Abschnitten schildert uns der durch seine rasch hinter einander in 4 Auflagen erschienenen „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika" als anmutiger Erzähler bekannt gewordene Verfasser Erlebnisse, die er in den Anfängen seiner ostafrikanischen Missionslaufbahn wesentlich als noch unerfahrener Neuling gemacht hat, oft mit erfrischendem Humor bei allem Ernste, der den Hintergrund des ganzen Büchleins bildet. Man hat seine Freude an den jungen ostafrikanischen Theologen, wie sie sich in die ihnen bisher wildfremden äußerlichen Arbeiten hineinfinden und dabei immer den Kopf oben und das Herz auf dem rechten Flecke behalten, obgleich man manche für Leben und Gesundheit bedrohliche Unvorsichtigkeit, zu der ihr Eifer ihre Unerfahrenheit

je und je verführt, ihren Nachfolgern durchaus nicht zur Nachahmung empfehlen darf. Ich zweifle nicht, daß auch dieses Buch sich viele Leser gewinnen wird. Es ist keine schwere Speise; aber — ähnlich wie die vorstehende Schrift von Flierl, die nicht in solchem gefälligen Plaudertone geschrieben ist — eine lehrreiche Illustration zum Verständnis der Schwierigkeiten von Missionsanfängen unter einem wenig oder gar nicht civilisierten Volke.

9. u. 10. „Jahrbuch der (Königl.) Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1900." 13. Jahrgang. Leipzig. 1,50 Mk.

„Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1900." Im Auftrage herausgegeben von Grundemann. Berlin. 1 Mk.

Das erste dieser beiden Jahrbücher ist ein alter Bekannter, dem wir auch diesesmal wie in früheren Jahren das Zeugnis ausstellen dürfen, daß er viel Gutes bringt. Es sind wieder biblisch-missionarische, missionstheoretische, missionsgeschichtliche und statistische Arbeiten, die das Jahrbuch enthält. Die beiden Aufsätze: „Welche Aufgaben stellt uns das zu Ende gehende Missionsjahrhundert?" und „Zinzendorf und die Ausdehnung der Herrnhuter Mission" heben wir neben der „Chronik des Jahres 1899" und der „Missionslitteratur des Jahres 1899" besonders hervor.

Das zweite der genannten Jahrbücher ist in der vorliegenden Form ein Neuling. Allerdings hat sein Verfasser schon seit 1885 ein „Jahrbüchlein der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg" herausgegeben, dessen sich auch einige andere Missionskonferenzen bedient haben und das jetzige ist seinem Inhalte nach ziemlich verwandt mit ihm; aber es ist umfangreicher, faßt seine Aufgabe prinzipieller auf und ist ein gemeinschaftliches Unternehmen der Provinzial-Missionskonferenzen von Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen. Das bezeichnet es aber als seine Aufgabe: dem studierenden Pastor Handreichung zu thun zu seiner pflichtmäßigen Arbeit für die Mission in seiner Gemeinde. Zu diesem Zwecke giebt es „Winke für die heimatliche Missionsarbeit", liefert es „Stoff zu den Missionsvorträgen", bringt eine „Rundschau über die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Arbeiten im Jahre 1898/99" und „Berichte" über Berlin I, II und III. Mit einer „Kurzen Übersicht über die deutsche Missionslitteratur von 1898/99" schließt es. Die Innenseiten des Umschlags enthalten eine Übersicht über die deutschen Missionskonferenzen und eine Statistik über die deutschen Missionsgesellschaften, die aber nicht ganz vollständig ist und den statistischen Begriff: „Heidenchristen" nicht konsequent durchführt, da sie z. B. bei der Brüdergemeine und der Goßnerschen Mission die Katechumenen mitzählt, was sie bei den anderen Gesellschaften nicht thut. Die Winke für die heimatliche Missionsarbeit sind sehr beherzigenswert, obgleich sie mancher Ergänzung bedürfen und die Stoffe zu Missionsvorträgen, die den Hauptbestandteil des Jahrbuchs bilden, thun gute Handreichung; möchten sie nur nach der Anleitung verwertet werden, mit der der Verfasser sie begleitet.

11. **Römer:** „Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Sein Leben und Wirken." Zum Gedächtnis der Geburt des Grafen am 26. Mai 1700. Im Auftrage der Direktion der Evang. Brüder-Unität. Mit 5 Bildern, Gnadau. 1900. Eleg. geb. 2,80 Mk. Allerdings ist diese treffliche litterarische Gabe, wie sie aus der Brüdergemeine stammt, zunächst auch für die Brüdergemeine bestimmt und und wird ohne Zweifel ein allgemeines Familienbuch in ihr werden. Aber wie Zinzendorf selbst nicht bloß der Brüdergemeine angehört, sondern der Christen-

heit, speziell der evangelischen Christenheit und ganz sonderlich der missionierenden evangelischen Christenheit, so muß ein zur 200jährigen Gedächtnisfeier seiner Geburt geschriebenes Buch auch weit über die Brüdergemeine hinaus und nicht bloß in deutschen Landen Verbreitung finden. Hoffentlich feiert man nicht in Herrnhut allein den 26. Mai, an welchem vor 200 Jahren Gott seiner Kirche einen der gesegnetsten Zeugen des Wortes vom Kreuz geschenkt hat, einen Mann, der gesetzt war, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet, heute noch nach 200 Jahren. Die ganze evangelische Christenheit, namentlich die deutscher Zunge sollte mit der Brüdergemeine das Gedächtnis dieses Jüngers und Arbeiters Jesu feiern, der trotz aller Extravaganzen, zu denen sein Genius neigte, nur Eine Passion hatte und die war Er, nur Er. Und Römers in 17 Abschnitte übersichtlich gegliedertes und fesselnd geschriebenes Buch bietet den ausgewähltesten und gediegensten Stoff zu solch einer Gedächtnisfeier. Es ist wahr — wie in der Anzeige der Mitteilungen aus der Brüdergemeine 1900 S. 47 f. ein Kritiker ausführt — das Buch ist keine allseitig vollständige Biographie Zinzendorfs; aber verstehe ich den Verfasser recht, so war es auch gar nicht seine Absicht, eine solche — nach den Werken von Spangenberg, Verbeck, Schraubenbach ꝛc. zu schreiben. Er wollte für das große Publikum ein handliches, kurzes, billiges Buch liefern, welches in verhältnismäßig kleinem Rahmen ein treues Bild des Grafen faßte. Und das ist ihm gelungen; er hat eine Biographie geliefert, der man das Lob erteilen darf: kurz und gut. Man merkt bei der Lektüre, daß der Verfasser mehr von Zinzendorf weiß, als er von ihm sagt und daß er die Originalquellen beherrscht. Schon die zahlreichen, meisterhaft gewählten Zitate beweisen das. Und dieser Biograph treibt keine Schönfärberei. Er lehrt uns Zinzendorf kennen, wie er wirklich war und gerade dadurch bewirkt er es, daß wir den herrlichen Mann lieben. Das Buch ist nicht erbaulich geschrieben im landläufigen Sinne eines Wortes, es ist Geschichte ohne salbungsvolle Reflexionen; aber ich habe es zur Erbauung gelesen und ich zweifle nicht, daß jeder, der es auf meine Empfehlung liest, mir dankbar sein wird.

12. **Schneider**: „Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1900." Des Amtskalenders für evang. Geistliche zweiter Teil. Gütersloh. 3,50 Mk., geb. 4 Mk. Passend hat man den Titel: Theologisches in Kirchliches Jahrbuch geändert. Sonst ist der überaus reichhaltige Inhalt wesentlich derselbe wie in den früheren Jahren; nur ist ganz neu das Kapitel: „Innerkirchliche Evangelisation" hinzugekommen und das: „Außerdeutsche Evangelisation", das eigentlich nur alle 2 Jahre Aufnahme finden sollte, auch in diesem Jahrgange wiedergekehrt. Der Abschnitt über die „Heidenmission", der in P. Gareis einen neuen Bearbeiter gefunden, ist ausführlicher als in jedem früheren Jahre, er umfaßt 95 Seiten Kleindruck. Der erste Teil desselben giebt eine Generalübersicht über das gesamte evangelische Missionsgebiet der Erde (S. 207—248); der zweite behandelt die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften (S. 248—301). Im ganzen alles korrekt, nur einige fatale Druckfehler und Ungenauigkeiten sind untergelaufen; z. B. die C. M. S. habe 24000 (statt 247000) Heidenchristen in ihrer Pflege; Deutschland und die Schweiz unterhielten zusammen 2800 Missionare (statt 830) S. 208. In Deutsch-Ostafrika arbeitet die Londoner Mission nicht mehr (S. 214); daß Tinnewelli wieder einen eigenen Missionsbischof erhalten habe, ist mir unbekannt (S. 231); die sog. inländischen Gemeinden Niederländisch-Indiens zählen nur 284000 Seelen (S. 232); die C. M. S.

hat in Kiautschau meines Wissens keine Station (S. 236) u. dergl. Wünschenswert ist, daß die General-Rundschau das nächste Mal etwas übersichtlicher gestaltet werde. Die Angaben gehen oft ungeordnet durcheinander und erschweren die Behaltlichkeit. Die deutschen Missionsgesellschaften sind nicht ganz vollständig; es fehlen ihrer 6, während der evang. Afrika-Verein, der Verein für ärztliche Mission in Stuttgart unter den Missionsgesellschaften aufgezählt werden. Der sehr kurze Litteratur-Bericht enthält eine Reihe Bücher, die nicht in die Missions-Litteratur gehören, während z. B. meine Missionslehre III 2 fehlt und von meinem Abriß als 1899 erschienen die zweite Auflage angegeben wird statt der sechsten. Sonst verdient der große Fleiß des Verfassers alle Anerkennung.

13. **Ohnsorge**: „Geschichte des Christentums in seinem Gang durch die Jahrhunderte." 21—30. Tausend. Konstanz. Hirsch. Geb. 4 Mk. In kurzer Zeit hat dieses 541 S. starke und mit vielen schönen Bildern ausgestattete billige Volksbuch eine ungeheuere Verbreitung gefunden. Und es verdient sie. Wir haben hier keine gewöhnliche Kirchengeschichte, am wenigsten eine wissenschaftliche, vor uns, sondern eine Art geschichtliches Erbauungsbuch, das uns in anmutiger Gestalt vornehmlich diejenigen geschichtlich bedeutenden Repräsentanten des Christentums vorführt, welche in dieser Welt ein Licht und Salz gewesen sind, ohne die dunkeln Partieen im Laufe der christlichen Kirchengeschichte zu übergehen und ohne aus den Lichtgestalten vollendete Heilige zu machen. Allerdings läuft manche gute traditionelle Anekdote mit unter, welche die strenge historische Prüfung nicht besteht. Was uns hier an dem lieblichen Buche besonders interessiert, das ist, daß es neben der alten auch der gegenwärtigen Mission in einem ihr besonders gewidmeten Kapitel S. 502—519 gedenkt und zwar wesentlich in Anknüpfung an einige bahnbrechende Missionare: Eliot, Egede, Schwarz, Williams und Livingstone. Eine wirkliche Übersicht über die Mission der Gegenwart geben diese paar Seiten freilich nicht und in dem, was sie geben, laufen manche kleinere und größere Unkorrektheiten mit unter; insonderheit ist es in einem deutschen Volksbuche ein schmerzlicher Defekt, daß der deutschen Mission (Schwartz ausgenommen) nur in ganz dürftigen Andeutungen gedacht ist. Bei der großen Verbreitung, die das Buch gefunden hat und vermutlich auch ferner finden wird, wünschen wir, daß bei einer wohl zu erwartenden neuen Auflage dieses Missionskapitel eine der Bedeutung der Christentums-Ausbreitung in der Gegenwart entsprechendere Gestalt, sonderlich eine Ergänzung erfahren möchte, die von dem Umfange der heutigen Christianisierungsarbeit ein weniger lückenreiches Bild giebt.

Sonst liegen namentlich aus Basel, Barmen und Leipzig eine große Menge neuer Missionstraktate vor, welche alle aufzuzählen aus Raummangel ich mir diesesmal versagen muß. Warneck.

Anzeige.

Am 5. März ist der Inspektor der Norddeutschen Missions-Gesellschaft

D. Michael Jahn

nach langem Leiden gestorben.

Die nächste Nummer wird einen Nekrolog bringen.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Halle, den 1. April 1900.

An die Allg. Missions-Konferenz in New-York.

Geehrte Herren, liebe Brüder!

Zu meinem schmerzlichen Bedauern verhindert, an der Ecumenical Conference on Foreign Missions persönlich teilzunehmen, drängt es mich, Ihnen wenigstens ein schriftliches Wort der Begrüßung zu senden, mit der Versicherung, daß ich im Geiste unter Ihnen weile und Ihre Verhandlungen mit dem Gebete begleite, daß unser großer hoheprieſterliche König sie unter seine segnenden Hände stelle, damit eine weithin spürbare innere wie äußere Förderung des herrlichen Werkes der Ausbreitung seines Reiches in der nichtchristlichen Welt, an der wir alle gemeinsam arbeiten, von dieser bedeutungsvollen Konferenz ausgehe.

Nachdem mehr als 30 Jahre lang das geschichtliche wie theoretische Studium der Mission und zwar je länger je mehr in ihrem ganzen Umfange die Arbeit meines Lebens und diese Arbeit meine Speise gewesen ist, darf ich es, als ein Veteran im Missionsdienste, vielleicht wagen, für einige mich bewegende Gedanken und Wünsche Ihre Aufmerksamkeit zu erbitten, die ebenso begründet sind in den Missionserfahrungen der Vergangenheit, wie sie mir wichtig erscheinen für die Missionsarbeit der Zukunft.

Im Rückblick auf die aus kleinsten Anfängen hervorgegangene Missionsbewegung des 19. Jahrhunderts, die sowohl in der alten Christenheit wie in der nichtchristlichen Welt heute eine wahrhaft großartige Ausdehnung gewonnen hat, muß die ökumenische Missions-Konferenz im eigentlichsten Sinne des Wortes zu einer Jubiläums-Centenarfeier sich gestalten. Wir können Gott nicht genug dafür preisen, wie Er in diesem Jahrhundert den Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan hat. Aber lassen wir diesen Preis ein aufrichtig demütiges Soli Deo gloria sein und vermeiden wir jeden Menschenruhm, auch jeden Schein desselben.

Je nach der Beleuchtung, in die man ihn stellt, kann man den bisherigen Missionserfolg als groß und als gering bezeichnen. Befleißigen wir uns in seiner Beurteilung der Maßhaltung und Nüchternheit. Sophrosyne ist auch eine große Missionstugend und auf die Dauer

wirbt sie der Mission daheim mehr Freunde und gereicht ihr draußen mehr zum Gewinn als die fromme Rhetorik, die durch Übertreibungen zu imponieren meint.

Wir nennen mit Recht das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert. Was die Zahl der Missionsarbeiter, die Höhe des Missionsaufwandes, den Umfang des Missionsgebietes und die Organisation des Missionsbetriebes betrifft, hat es in den früheren Missionsperioden nicht seines gleichen. Durch Gottes Gnade ist viel gethan; aber wir müssen auch die Demut und den Mut besitzen, ehrlich zu prüfen, ob alles recht gethan gewesen ist. Nur selbstgerechter Doktrinarismus verblendet sich gegen die Lehren der Erfahrung, welche uns die Augen über unsere Fehler öffnen sollen. Gewissenhafte Prüfung unserer Arbeitsmethode auf Grund der missionsgeschichtlichen Thatsachen erscheint mir als eine der Hauptaufgaben der großen Konferenz, welche jetzt in New-York tagt.

Das hinter uns liegende Missionsjahrhundert hat Großes vollbracht, aber Größeres wird von dem vor uns liegenden erwartet. Je länger desto klarer müssen wir die eigentlichen Missionsprobleme nicht bloß theoretisch verstehen, sondern auch praktisch lösen lernen. Das geschieht aber nicht durch faszinierende Schlagworte. Durch ihre rhetorische Blendung verwirren diese Schlagworte mehr als daß sie klären und nicht selten sind sie romantische Irrlichter, die einen verkehrten Weg weisen, auf dem viel edle Kraft fast nutzlos vergeudet wird und auf dem umzukehren man dann selten den Mut findet. Nur auf dem Wege gründlicher Arbeit gelangt man zum Verständnis der Missionsprobleme und ohne weisheitsvolle Besonnenheit werden sie nicht gelöst.

Neben sachkundigen Missionsleitern brauchen wir vor allem Missionare, die ihrer großen Aufgabe wirklich gewachsen sind. Das allgemeine Bedürfnis ist: mehr Missionare. Und ich setze stark betont hinzu: mehr Männer. Aber die Bitte, daß der Herr der Ernte Arbeiter in seine Ernte sende, bezieht sich auch auf ihre Qualität. Missionare dürfen nicht bloß gezählt, sie müssen auch gewogen werden. Geistliche Ausrüstung ist selbstverständlich die Hauptsache; aber auf Grund der Lehren einer mehr als hundertjährigen Missionserfahrung sollte man nicht wieder in den Irrtum verfallen, daß sie ohne gründliche Bildung für sich allein genüge. Es sind männliche und weibliche Missionare genug ausgesendet worden, die nicht einmal die Fähigkeit besaßen, die fremde Sprache fließend sprechen zu lernen. Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen des Missionsaufschwunges, daß eine wachsende Missionsbegeisterung die

studierende Jugend ergreift. Gott schenke uns aus ihr großangelegte mit wirklichem Verständnis der Missionsaufgaben ausgerüstete Männer, die dann aber auch den Missionsdienst als Lebensberuf betrachten und nicht ihn verlassen, wenn sie kaum die Lehrlingsjahre hinter sich haben.

Mit großer Energie wird heute die Parole ausgegeben: expansion, diffusion, evangelization of the world in this generation. Ich verkenne nicht, daß sie angesichts der gegenwärtigen Weltöffnung Berechtigung hat und bin weit davon entfernt, soweit das der Fall ist, ihre Kraft zu schwächen. Aber ohne Limitierung und Ergänzung ist sie gefährlich. Gehet hin in alle Welt, lautet der Missionsauftrag, nicht: flieget hin; Eile mit Weile ist göttliche Missionslosung. Das Himmelreich ist gleich einem naturhaft wachsenden Saatfelde, nicht einem Treibhaus. Durch ungeduldiges Vorwärtsdrängen ist viel geduldige Pflege versäumt worden; mehr als ein altes Missionsgebiet hat man unverantwortlich vernachlässigt über der Hast, ein neues in Angriff zu nehmen. Im Missionsprogramm spielt die Geduld eine große Rolle und zur Geduld gehört auch die Treue, die mit Ausdauer die großen Aufgaben des Ausbaus auf den alten Missionsgebieten erfüllt. Hier sind reifende Ernten, die nach Schnittern schreien. Die nichtchristliche Welt wird nicht im Sturm erobert. Die Missionsgeschichte sollte uns auch lehren, keine Termine zu setzen, bis zu denen die Evangelisation der Welt vollendet sei. Es gebühret uns nicht, zu bestimmen Zeit oder Stunde, sondern in unserer Zeit zu thun, was wir können und es besonnen und weise zu thun. Das Schlagwort diffusion wird zur Karrikatur der evangelischen Mission, wenn es durch die Antithese: not concentration zur Zerstörung der Organisationen führt. Wenn die evangelische Mission einen großen Mangel hat, so ist es der an Organisation, an der die römische Mission ihr so überlegen ist. Auch der große geistliche Krieg, den die Mission führt, wird nicht entschieden durch Scharen von Franktireurs, sondern durch organisierte Konzentration. Die vielen sogenannten Freimissionare sind keine Kraftstärkung der evangelischen Mission, sondern eine Kraftvergeudung. Auch der Gründung immer neuer Missionsgesellschaften sollte nicht das Wort geredet werden; Anschluß an die alten und erfahrenen sollte vielmehr die Parole sein. Nichts ist schmerzlicher, als wenn alte Missionsgesellschaften ihre Arbeit reduzieren müssen, weil neue Unternehmungen ihnen Kräfte und Mittel entziehen, ohne durch eigne Erfolge den Defekt zu ersetzen.

Vielleicht das größte aller Missionsprobleme ist eine solche Einpflanzung des Christentums in den fremden Boden der heidnischen Nationen,

daß es in ihm als eine heimische Pflanze einwurzelt und ein einheimischer Baum wird. Gewiß hat die Mission zunächst die individuelle Aufgabe, den einzelnen Heiden gläubig und durch den Glauben selig zu machen; aber sie hat auch die nationale und soziale Aufgabe, ganze heidnische Völker mit der Wahrheit und Kraft des Evangelii zu durchdringen, eine Christenheit in ihnen zu sammeln und ihre gesellschaftlichen Naturverbände zu heiligen. Entfremdet sie die Heidenchristen ihrem nationalen Volkstum, so wird das Christentum nie eine Volksmacht. Die Gefahr: Christianisierung mit Europäisierung oder Amerikanisierung zu vermengen, ist sehr groß, und soweit ich zu sehen vermag, ist sie keineswegs überall vermieden. Und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht gerade in dem Mangel an volkstümlicher Artung, den ein Teil der heutigen Heidenchristenheit trägt, ein Hauptgrund dafür liegt, daß der Missionserfolg nicht größer ist. Besonders ein nicht geringer Prozentsatz der eingeborenen Gehilfen (etwa mit Ausnahme der chinesischen) und der durch die höheren Schulen gegangenen Jugend ist mehr oder weniger entnationalisiert und verbildet. Diese Erscheinung ist kaum einer Mission ganz fremd, aber am meisten fällt sie doch in die Augen in vielen englischen und amerikanischen Missionen. Wir müssen den Mut haben, das zu sehen, wenn es besser werden soll. Wo der Übelstand nicht einmal gesehen wird, wie soll er beseitigt werden?

In dem in Rede stehenden Problem ist neben der gesunden Stellung zu den Sitten der Eingeborenen, die vielfach noch nicht gefunden ist, die Pflege ihrer Muttersprache ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit. Nun hat die evangelische Mission im Laufe dieses Jahrhunderts und zwar die aller Nationalitäten und Denominationen auf dem Gebiete der Eingebornensprachen Ausgezeichnetes geleistet; wir haben Sprachmeister unter den evangelischen Missionaren, denen in der Wissenschaft der Linguistik ein Ehrenplatz gebührt. Auch ist der Grundsatz allgemein anerkannt: jedem Volke gehört das Evangelium in seiner Muttersprache. Aber auf der andern Seite können wir uns auch der Thatsache nicht verschließen, daß mit diesem Grundsatz in Predigt und Schule keineswegs immer praktischer Ernst gemacht wird. Es giebt Missionare genug, die von der Krücke des Dolmetschers niemals ganz los kommen und noch mehr, die das Sprachproblem an seiner eigentlichen Wurzel kaum verstanden haben: nämlich sich so in die geistige Art des fremdem Volks, in seine ganze Denk- und Anschauungswelt einzuleben, daß es ihnen möglich wird, den Eingeboren wirklich voll verständlich in dem Wortkleid ihrer Sprache

die ihnen fremde biblische Wahrheit so darzulegen, daß der Ausdruck den Sinn des biblischen Begriffs richtig wieder giebt. Hier liegt vielleicht die größte geistige Arbeit, die dem Missionar zugemutet wird. Er muß die ihm fremden Eingeborenen verstehen, ehe diese ihn, den Fremdling, verstehen. Und darauf noch energischer als bisher geschehen ist, hinzuarbeiten, sollte die New-Yorker Missions-Konferenz mithelfen. Englisch ist die Verkehrssprache geworden durch die weite Welt, aber das darf uns nicht verführen, sie zur Missionssprache zu machen. Der Missionsbefehl lautet nicht: gehet hin und lehret englisch alle Völker. Nicht mehr sondern weniger englisch in der Mission, das sollte für das 20. Jahrhundert die Parole sein, um das große missionarische Sprachproblem zu lösen.

Endlich nur noch eins. Allgemein ist in der evangelischen Mission jetzt die Erkenntnis verbreitet, daß selbständige heidenchristliche Kirchen das Ziel ihrer Arbeit sind. Diese Erkenntnis ist uns erst im Laufe der Arbeit gekommen; in den Missionsanfängen hat man nur selten die zur Erreichung dieses Zieles führenden Wege eingeschlagen. Und bis heute liegen in manchen Missionen hier Versäumnisse, die nachzuholen sind. Auf der anderen Seite hat man sich aber auch in unpädagogischer, ungeduldiger Hast mit der Selbständigstellung heidenchristlicher Kirchen übereilt, besonders da, wo republikanischer und independentischer Doktrinarismus sich paarten. Das Ergebnis ist überall ein unbefriedigendes gewesen, ja zum Schaden der jungen Kirchen ausgeschlagen, weil sie zur vollen Selbständigkeit noch nicht reif waren. An dem jüngsten Experiment dieser Art, der sogenannten Äthiopischen Kirche in Südafrika, wird es fast allgemein als eine das Christentum geradezu bedrohende Gefahr erkannt. Hier haben wir wieder ein großes Missionsproblem, bei dem man mit Schlagworten nichts ausrichtet, sondern dessen Lösung man ebenso zielbewußt wie langsam mit pädagogischer Weisheit betreiben muß. Die große Majorität unsrer heutigen Missionsobjekte können nicht behandelt werden wie Engländer oder Amerikaner, auch nicht wie in der apostolischen Zeit die Griechen behandelt worden sind; die Rassenverschiedenheit, die Bildungsdifferenz, die Charakterschwäche verbietet es. Lassen Sie uns beides erbitten: Geduld und Weisheit, daß wir unter der Leitung des heiligen Geistes in jeder Beziehung Erzieher und nicht Verzieher der heidnischen Nationen werden, deren Christianisierung Gott uns anvertraut hat.

Professor D. Warneck.

Zinzendorf als Bahnbrecher evangelischer Heidenmission.

Von G. Burkhardt.

Unter den verschiedenen Verdiensten, welche der deutsche Pietismus um das christliche Leben sich erworben, ist gewiß nicht das geringste das, daß er den Sinn für Mission in der evangelischen namentlich deutschen Christenheit erweckt hat. Schon Spener hat auf die Missionspflicht der Kirche nachdrücklich hingewiesen und Aug. Herm. Francke hat dieser bloßen Hinweisung die That hinzugefügt.[1]) Es ist bekannt, wie die durch König Friedrich IV. von Dänemark angeregte ostindische Mission wesentlich durch ihn zustande kam und am Leben erhalten wurde, wie er nicht bloß Gelder für sie sammelte, sondern Leute für sie stellte und in der Heimat Interesse für sie weckte durch die Berichte, die er verbreitete. Aber die heimatliche Missionsgemeinde, die er sammelte, obgleich sie weit durch Deutschland zerstreut war, beschränkte sich doch nur auf kleine Kreise und erlahmte in ihrem Eifer schon bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Deshalb blieb der Missionsbetrieb, wie ihn Francke uud seine Nachfolger von Halle aus ins Werk setzten, bei aller Bedeutung verheißungsvoller Erstlingsarbeit doch im Grunde kümmerlich. Erst Zinzendorf hat die evangelische Mission zu einem wirklich lebenskräftigen Werk gemacht und zum weitverzweigten Baume entwickelt.

Was aber Zinzendorf auf dem Boden der Heidenmission so mächtig über Franckes Anfänge hinausgreifen ließ, war das, daß er ihr einen ganz anderen Hintergrund gab. Zinzendorf ist ebensowohl ein Jünger und Nachfolger Speners als ein Schüler Franckes. Er baute den Ekklesiolismus Speners weiter, indem er die Gemeine Herrnhut schuf, eine organisierte Gemeinde, die Einwohnerschaft eines neugegründeten Ortes, und indem er die sich hier ansiedelnden mährischen Emigranten, statt sie in der Ruhe des Gemeinschaftsgenusses erschlaffen zu lassen, zu Heidenboten mit einer das Leben ganz neu erfüllenden Aufgabe machte. So verband er den weit ausgreifenden Zeugengeist Franckes mit der geschlossenen Ekklesiola Speners. Damit hat er aller späteren Missionsthätigkeit auf evangelischem Boden die Richtlinien vorgezeichnet. Hinter aller Arbeit draußen unter heidnischen Völkern muß in der Heimat eine organisierte Gemeinschaft stehen. Ist es nicht eine mit evangelischem Leben erfüllet

[1]) Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. 1900. 6. Aufl. S. 40. 54.

und durch die Verfassung selbständig hingestellte Kirche, so muß es eine festgeschlossene, organisierte Gesellschaft sein, deren Glieder mit klarem Bewußtsein auf das gemeinsame Ziel hinarbeiten.

Es ist überraschend zu sehen, wie früh sich in Zinzendorf der Missionstrieb regte, d. h. der Trieb, anderen von dem selbsterfahrenen Heil mitzuteilen, anderen zu dem Glück, zu der Kraft und dem Sieg zu verhelfen, der ihm selbst zu teil geworden. Geboren im Jahre 1700, am 26. Mai, von der Großmutter pietistisch fromm erzogen, trat er 1710 in das Pädagogium zu Halle ein. Während der ersten Jahre ging er noch auf teilweis bedenklichem Wege. Aber nachdem er sich, etwa um das Jahr 1713, in heilsamer Krisis aus Eigenliebe und Unlauterkeit zu willigem Gehorsam und Hingabe des Herzens an Gott durchgearbeitet, sehen wir ihn sofort mit unermüdlichem Eifer unter seinen Mitschülern werben für einen Bund auf der Grundlage lebendiger Gemeinschaft mit dem Heiland. Sein Zweck ist immer, dem einzelnen zu helfen und ihn durch Aufnahme in die Gemeinschaft stark zu machen zur Überwindung von Unrecht und Sünde. Mitgliedschaft und Name des Bundes hat mehrfach gewechselt, aber die Sache hat stetigen Fortgang gehabt bis zu seiner Übersiedelung auf die Universität Wittenberg im Jahre 1716. Diesem hilfsbereiten Streben und dieser aufopfernden Arbeit für andere wurde im Jahr 1714 noch ein bestimmteres, wenn auch zunächst noch in weiter Ferne liegendes Ziel gezeigt. Missionar Ziegenbalg kam zum Besuch nach Deutschland und erschien mit einigen getauften Malabaren in Halle. Francke ließ ihn innerhalb seiner Anstalten auftreten und erzählen, auch in Franckes Familie verkehrte er viel. Der junge Zinzendorf, der damals in Franckes Haus den Mittagstisch hatte, hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu und empfing von ihm tiefgehende Anregungen, die dann durch Franckes Einfluß noch verstärkt wurden. Damals zuerst erwachte in der Seele des jungen Grafen der Trieb, den Heiden das Evangelium zu bringen oder doch zu thun, was in seinen Kräften stände, damit es durch andere geschähe. Und wiederum wurde mit dieser Absicht ein Bund geschlossen. Zinzendorf hatte unter den Schülern des Pädagogiums einen gleichaltrigen Freund, Friedr. v. Wattewille, Sohn des Bankiers Wattewille in Bern. Dieser junge Mann war in leichtsinnige Umgebung und dadurch auf gefahrvolle Wege geraten. Es gelang Zinzendorf, ihn aus dieser Umgebung herauszureißen und sich zum Freunde zu machen. Nun schlossen sie einen Bund miteinander, dessen ausgesprochenes Ziel die Heidenmission war. Sie wollten sich gerade solcher Heiden annehmen, an die sich sonst

niemand machen würde. Daß sie selbst als Heidenboten hinausziehen sollten, lag nicht im Plan. Aber es schwebte ihnen wohl etwas wie die Gründung einer Gesellschaft zur Aussendung von Missionaren vor. Vor der Hand blieben das noch im Verborgenen schlummernde Keime, aber daß sie lebenskräftig waren, zeigte die Zukunft.

Einstweilen trat Zinzendorf nach Vollendung seiner Studien in den kursächsischen Staatsdienst. Von da aus kaufte er das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz und richtete es ein zu einer Stätte der Arbeit im Reiche Gottes. Die Arbeit, die er auch hier wieder mit verschiedenen Freunden gemeinsam ausrichtete, ging sowohl in den Bahnen Speners als in denen Franckes, denn sie bestand in Gemeinschaftspflege unter den erweckten Bewohnern des Dorfes und in Ausbreitung des Reiches Gottes durch Verbreitung von Bibeln und christlichen Schriften, ja auch durch den Versuch einer Erziehungsanstalt für junge Adlige. Hier trat auch Fr. v. Watteville wieder an Zinzendorfs Seite, nachdem er inzwischen zum zweitenmal Schiffbruch erlitten sowohl an seinem Glauben als auch an seinem Vermögen. Nun aber entsagte er endgültig der Welt und blieb unentwegt Zinzendorfs treuer Genosse. Indessen der Plan einer Heidenmission schlummerte auch jetzt noch ganz in stiller Verborgenheit. Die Zeit schien noch nicht gekommen, ihn ins Leben treten zu lassen.

Aber Gott bahnte in unerwarteter Weise den Weg. Seit dem Jahr 1722 wuchs neben Berthelsdorf der Ort Herrnhut empor. Mährische Emigranten, um ihres Glaubens willen von Haus und Heimat vertrieben, hatten ihn mit Zinzendorfs Erlaubnis auf dessen Grund und Boden erbaut, und Erweckte aus Deutschland, verschiedenen Richtungen angehörig, siedelten sich im Lauf der folgenden Jahre mit den Mähren gemeinsam dort an. Aus diesem bunten Haufen schuf Zinzendorf im Jahr 1727 mit Ausscheidung alles Fremdartigen und unter dem sichtbaren Segen Gottes eine lebendige Gemeinschaft gläubiger Menschen, die Gemeine Herrnhut. Und als sich nun hier mit wachsender Energie der Trieb entwickelte, von dem Heil in Christo, durch welches das eigene Leben neu und glücklich gestaltet worden, aller Welt gegenüber zu zeugen, da war auch der Boden vorhanden, aus welchem die Heidenmission in gesunder Kraft erwachsen konnte. Zumal an den mährischen Emigranten gewann Zinzendorf, wie sich bald herausstellte, die trefflichsten Heidenboten. Sie hatten Hab und Gut um des Glaubens willen freudig dahinten gelassen, sie hatten den Mut der Entsagung und Duldung in schönster Weise bewiesen und damit an den Tag gelegt, welches hohe Gut ihnen evangelischer Glaube und

Glaubensgemeinschaft sei. Niemand war besser geeignet als sie, nun abermals Heimat und Gemeinschaft zu verlassen und den Schatz des Glaubens in unbekannte Fernen hinauszutragen, um arme verlorene und verkommene Heiden damit zu beglücken und so auf die Stufe eines wahren freien Menschendaseins zu erheben. War damals schon die Reise in überseeische Länder, vollends aber der Aufenthalt in unkultivierten Gegenden, sei es auch nur unter den Negersklaven von Westindien, Berbice und Paramaribo, etwas, das Wagemut und Entsagung zugleich, also echten Heroismus erforderte — niemand konnte besser diese Aufgaben erfüllen als sie, die in christlichem Heldenmut bereits erprobt und bewährt waren. Und Zinzendorf war es gegeben, in diese tapfere Schar den Funken der Begeisterung zu werfen.

Daß ihn der Gedanke, gerade aus der Gemeinde Herrnhut Sendboten für die Heiden zu gewinnen, schon bald nach deren Gründung bewegte, sehen wir aus dem Diarium der Gemeinde vom Jahr 1728. Am 10. Februar dieses Jahres wurde der erste sogenannte Gemeintag gehalten, mit Berichten darüber, was von Herrnhut aus seither an Gemeinschaftspflege unter Erweckten geschehen sei. Bei dieser Gelegenheit wurde auch von etwaiger Botschaft in entferntere Länder geredet; die Türkei, Mohrenland, Grönland, Lappland wurden genannt. Der Gemeinde schien es unmöglich, diese Länder zu erreichen. Aber Zinzendorf sagte, er glaube wohl, daß der Herr den Brüdern auch dazu die Gnade und Kraft geben werde. Dieses Wort war nicht ohne Wirkung. Manche wurden schon damals aufgemuntert und willig gemacht, die Hand ans Werk zu legen, sobald eine direkte Veranlassung dazu gegeben werde. Man sieht, Zinzendorf wirft Missionsgedanken in die Gemeinde, und dort werden sie, wenn auch noch langsam, verarbeitet.

Die erste wirkliche Veranlassung, dem Gedanken einer Heidenmission näher zu treten, brachte das Jahr 1731. Der König von Dänemark, Friedrich IV., war im Jahr 1730 gestorben, und ihm folgte sein Sohn Christian VI. Dieser, ein Mann von ausgesprochener Frömmigkeit, war noch als Kronprinz im Jahr 1728 bei einem Besuch in Jena mit Zinzendorf bekannt geworden. Ja, diese Bekanntschaft war eine so innige und herzliche, daß Zinzendorf den Entschluß fassen konnte, zum Krönungs- und Huldigungsfest des jungen Königs, das im Sommer 1731 stattfinden sollte, nach Kopenhagen zu reisen. Daß in der unmittelbaren Umgebung des jungen Königs mehrere hohe Hofbeamte von entschieden christlicher Gesinnung waren, namentlich der Baron Söhlenthal, von Halle her mit

Zinzendorf eng befreundet, erleichterte den Entschluß. An diese Reise knüpften sich für Zinzendorf, noch ehe er sie antrat, Missionsgedanken. Er schreibt unter dem 12. April 1731: „Ich würde die Reise für völlig glücklich halten, wenn mir der König die Disposition des Geistlichen in Grönland, Lappland und anderen heidnischen Ländern überlassen wollte und mich Gott dazu an ihnen segnen wollte.“ Zinzendorf meinte, eine ihm übertragene Stellung bei der dänischen Regierung, die ihn nicht an Kopenhagen bände, sondern freie Hand ließe, würde der Weg zur Verwirklichung seiner Pläne sein. Es kam jedoch ganz anders. Die Pläne in der Richtung, wie Zinzendorf sie gefaßt, zerschlugen sich vollständig. Aber der Oberkammerherr v. Pleß hatte in seinem Dienst einen Neger von St. Thomas. Dieser Neger, Anton mit Namen, erzählte dem Begleiter Zinzendorfs, David Nitschmann, von der traurigen Lage der Sklaven in Westindien. Sie hätten wohl Verlangen nach Gotteserkenntnis, aber niemand nähme sich ihrer an. Würde einer zu ihnen kommen und ihnen den Weg zu Gott zeigen, so würden sich viele bekehren. Auf Nitschmann machte das einen tiefen Eindruck. Er berichtete Zinzendorf die gehabte Unterredung, und dieser hatte nicht übel Lust, Nitschmann sofort zu den Negern nach St. Thomas zu senden. Aber er bedachte, daß nicht er der Aussendende sein dürfe, sondern die Gemeinde Herrnhut. Darum wartete er in der Stille, wie die Sache sich weiter entwickeln werde. Nach Herrnhut zurückgekehrt, stattete er der Gemeinde Bericht ab von seiner Reise. Er wies dabei auf das Bedürfnis der Negersklaven hin, von dem Anton geredet, und auf die Möglichkeit, unter Vermittelung und Schutz der dänischen Regierung dorthin zu gelangen. Aber er drängte nicht zur Entscheidung. Die Gemeinde sollte alles ruhig und gründlich erwägen. Indessen war er seiner Sache doch so gewiß, daß er am folgenden Abend, als die Brüder, wie sie zu thun pflegten, Chorale singend durch den Ort zogen und an Zinzendorfs Haus vorbeikamen, unter sie tretend zu Magister Schäfer aus Görlitz, der ihn besuchte, mit laut vernehmlicher Stimme sagen konnte: „Herr Magister, hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden nach St. Thomas, Grönland, Lappland!“ Und er hatte sich nicht geirrt. Zwei von ihnen, darunter Leonh. Dober, hatten bereits in stiller Gebetsgemeinschaft den Entschluß gefaßt, sich zu melden. Zinzendorf las am folgenden Abend ihren Brief der Gemeinde vor, ohne die Namen zu nennen. Die Folge war, daß zwei weitere Meldungen für Grönland eingingen. Aber die Stimmung der Gemeinde war zunächst noch nicht mit ihnen. Man hielt es für gut

gemeint, aber überspannt und wohl nicht frei von der Sucht, sich hervorzudrängen. Darum gab auch Zinzendorf der Meldung zunächst keine weitere Folge. Es dauerte vielmehr ein volles Jahr, ehe der Entschluß ausgeführt wurde. In dieser Zeit lernte Zinzendorf die betreffenden Brüder näher kennen, und auch die Gemeinde prüfte. So nüchtern, so ruhig und ernst ging man zu Werke. Die Aussendung der ersten Missionare von Herrnhut war weit davon entfernt, ein übereiltes Unternehmen zu sein. Als aber alles klargestellt und der Entschluß von der ganzen Gemeinde gebilligt worden war, nahm Zinzendorf sich der Auszusendenden herzlich und hilfreich an. Der eigentliche Missionar war Leonh. Dober. David Nitschmann sollte ihn begleiten, bei der Einrichtung helfen und dann bald nach Herrnhut zurückkehren, um Bericht zu erstatten. Am Abend vor der Abreise rief Zinzendorf Leonh. Dober zu sich und verbrachte die Nacht bis zur Abfahrt in eingehendem Gespräch mit ihm und im Gebet. Was sie mit einander geredet, wissen wir nicht. Auch genaue Anweisungen erhielt Dober nicht. Zinzendorf sagte ihm nur, sie sollten sich in allem vom Geiste Jesu leiten lassen. Er brachte sie in der Frühe des 21. August 1732 in seinem eigenen Wagen bis Bautzen. Von dort wanderten sie zu Fuß weiter. Über Kopenhagen trafen sie am 13. Dezember 1732 im Hafen von St. Thomas ein.

Ähnlich verhielt es sich mit der ersten Aussendung nach Grönland, die ein halbes Jahr später erfolgte. Auch hier hatte der Besuch in Kopenhagen den ersten Anstoß gegeben. Zinzendorf hörte mancherlei von der mühsamen und nahezu erfolglosen Arbeit Egedes, und daß man seitens der dänischen Regierung schon den Gedanken erwog, die Unterstützung Egedes aufzugeben. Das that ihm weh, und der Wunsch wurde lebhaft in seiner Seele rege, dem treuen Egede in der Arbeit zu helfen. Seine Brüder in Herrnhut würden gewiß zur Ausführung bereit sein, wenn sie von den näheren Umständen hören würden. So flocht er denn in seinen in Herrnhut vorgetragenen Bericht auch die Gedanken an Grönland ein. Als nun die Meldungen dafür schriftlich eingereicht wurden, ließ er bei der wenig freudigen Stimmung der Gemeinde längere Zeit vergehen, ehe er mit den betr. Brüdern darüber sprach. Und auch dann noch stellte er zunächst das Bedenkliche des Plans in den Vordergrund, und nur, wenn sie es trotz alledem wirklich im Vertrauen auf den Heiland wagen wollten, könnten sie sich unter dem Segen der Gemeinde zur Reise rüsten. Aber auch von da an verging mehr als ein Jahr, ehe der Plan zur Ausführung kommen konnte. Die Sache mußte

sehr eingehend geprüft und wohl überlegt werden. Als aber einmal die Reise angetreten war (19. Jan. 1733), ließ sich weder Zinzendorf noch seine ausgesendeten Brüder durch die erneuten Schwierigkeiten, die man ihnen in Kopenhagen machte, zurückhalten.

Wie vorsichtig Zinzendorf war in Bezug auf die Auswahl der zu sendenden Brüder, davon sagt Spangenberg im Leben des Grafen (S. 751):

Er konnte und wollte niemand raten, in der Heiden Länder zu gehen, wo der Teufel angebetet wird, als nur einem solchen, dessen Herz mit Jesu Christo innig verbunden und mit seinem Geist erfüllt ist. Denn er glaubte, wer den Gott dieser Welt in seinem Lager angreifen wolle, der müsse wissen, was er für einen Rückhalt habe, sonst könne es ihm gehen, wie den Söhnen des Skevas Ap.-Gesch. 19, 14 ff. Jemand zu einer Botschaft unter die Heiden bereden, war ganz gegen seine Einsicht. Und darin ging er so weit, daß er eine wirklich resolvierte Heidenreise gleich abbrach und zurückgehen machte, wenn er nur den geringsten Grund hatte zu fürchten, daß den dazu berufenen Bruder seine Entschließung gereue. Und ich bin gewiß, daß er in dem Fall einen solchen Bruder würde zurückgehalten haben, wenn er auch schon auf dem im Hafen segelfertigen Schiff gewesen wäre.

Nachdem aber einmal die Arbeit in St. Thomas und Grönland begonnen, wenn auch in letzterem Land zunächst noch ohne Erfolg, lenkte Zinzendorf seinen Blick noch auf andere, zum Teil sehr entlegene Gebiete. Es ist erstaunlich, mit welcher Kühnheit und Zuversicht er Umschau hält und mit seinen Brüdern von solchen Ländern, die er ins Auge gefaßt, redet, als ob es eine ganz selbstverständliche Sache wäre. So war vom Orient, von Ägypten, von Abessinien öfters die Rede. Er spricht es wohl aus, man wisse nicht, ob es des Herrn Weg und Wille wäre, schon jetzt diese Gebiete in Angriff zu nehmen, aber daran zweifelt er keinen Augenblick, daß der Herr, wenn er wirklich dazu aufriefe, auch die größten, nach menschlichem Urteil unübersteiglichen Hindernisse mit Leichtigkeit aus dem Weg räumen würde. Und es waren gar nicht bloß kühne Gedanken, die man so gleichsam in die Luft baute. Nach dem schwedischen Lappland sandte er wirklich im Jahr 1734 drei Brüder. An den Patriarchen der griechischen Kirche in Konstantinopel wurde 1739 ein Bruder mit einem Schreiben gesandt, in welchem der Patriarch gebeten wurde, seinen Bischöfen die Aufnahme der Brüdermissionare in ihren Sprengeln zu empfehlen. Zu dem Hospodar der Wallachei gingen 1740 zwei Brüder und wurden freundlich aufgenommen. Ein anderer ging nach Algier, um den dortigen Christensklaven Erbauung aus Gottes Wort zu bieten. Ja selbst nach Ceylon sandte Zinzendorf 1739 zwei Brüder, damit sie sich durch den Augenschein überzeugen möchten, ob in der dortigen holländischen Kolonie etwas für das Evangelium zu thun sei.

Und als ein Mulatte aus dem holländischen Guinea an der Westküste Afrikas sich erbot, nachdem er getauft worden war, und in Kopenhagen Theologie studiert hatte, seinen heidnischen Volksgenossen im Heimatlande der Mohren das Evangelium zu bringen, wurde er bereitwillig ausgesendet. Zwar sind alle diese hier genannten Versuche gescheitert, aber sie beweisen doch, welchen starken und rastlosen Trieb Zinzendorf hatte, das Evangelium überall hin zu den Heiden tragen zu lassen, wo irgend eine Thür sich zu öffnen schien, und sie geben ein beredtes Zeugnis davon, von welchem Einfluß sein Eifer war, und wie er seine Gemeinde willig machte, auch die ungebahntesten Wege zu betreten. Er war auch gar nicht geneigt, von vornherein sich durch Gegenvorstellungen einschüchtern zu lassen. Erst mußte der praktische Versuch gemacht werden, und nur wenn dieser die Unmöglichkeit darthat, sah er für die Zeit von einer weiteren Verfolgung des Planes ab.

Einige Versuche jedoch, die in den Jahren zwischen 1733 und 1740 unternommen wurden, und die sich von vornherein mit froher Hoffnung auf die erfolgreiche Arbeit in St. Thomas stützten, haben zu dauernder Missionsarbeit geführt. So zunächst im Jahr 1737 die Sendung Georg Schmidts zu den Hottentotten in der damals holländischen Kapkolonie. Einige holländische Christen fanden es nämlich unverzeihlich, daß in der Kapkolonie nichts für die armen Eingeborenen geschah, und wandten sich an Zinzendorf mit der Bitte, einen Missionar dorthin zu senden. Schmidt fand unter seinen Hörern und Schülern einen schönen Eingang und konnte eine Anzahl derselben taufen, bis die holländische Regierung ihm wehrte und er sich 1744 zurückziehen mußte. Erst 1792, lange nach Zinzendorfs Tod, ist diese Mission wieder aufgenommen worden. Weiter die Sendung Chr. Heinr. Rauchs zu den Indianern in Nordamerika 1739. Sie war durch Spangenberg veranlaßt, der damals einer Kolonie mährischer Brüder in Georgia vorstand. Er schilderte in einem Brief nach Herrnhut das Elend der Indianer, die, von den Weißen mißhandelt, im Trunk verkamen. Das rührte die Brüder in Herrnhut, und sofort meldete sich eine Anzahl. Rauch wurde gesendet, der außerordentlichen Eingang fand. Endlich kommt hier die erste Aussendung nach Suriname in Betracht. Im Jahr 1735 gingen drei Brüder hin, die Verhältnisse zu prüfen. Ihnen folgten bald weitere. Sodann wurde 1738 in der damals ebenfalls holländischen Kolonie Berbice, jetzt Britisch-Guyana, der Anfang unter den Arawaken, einem Indianerstamm, gemacht. Bei allen diesen Unternehmungen ist Zinzendorf der leitende Mann. Er weiß auch die rechten

Leute zu wählen, und meist bewährt sich seine Wahl in ausgezeichneter Weise.

Daß Zinzendorf so bereit war, einem Gesuch um Heidenboten, das von da und dort her an ihn gelangte, zu entsprechen, hat freilich auch darin seinen Grund, daß seine Aussendungen nicht viel Kostenaufwand verursachten. Als Leonh. Dober und David Nitschmann von Herrnhut abreisten, gab er jedem einen Dukaten mit. Etliche Thaler, die sie sich selbst erspart hatten, trugen sie außerdem bei sich. Das schien ihnen vollkommen auskömmlich. Später hat Zinzendorf auf Befragen sich so darüber ausgesprochen:

„Die Gemeine hat unsere Brüder bis an die Häfen befördert, aus denen sie auslaufen mußten. In denselben Gegenden hat Gott dann Leute erweckt, welche ihnen bis an den Ort ihrer Botschaft fortgeholfen haben. Wenn sie daselbst angekommen sind, haben sie sich allenthalben, wo es nur thunlich war, ihrer Hände bedient und haben nicht nur zu ihrer Erhaltung, sondern oft auch zur Wiederbezahlung des Transports Mittel gefunden."[1])

So haben sie nach dem Vorgang des großen Heidenapostels von ihrer Hände Arbeit gelebt und daneben das Evangelium verkündet.

Wie Zinzendorf über die Erfolge seiner Brüder unter den Heiden dachte, sehen wir aus den folgenden Worten vom Mai 1740:

„Weil ich nicht weiß, ob der Heiden Zeit schon da ist, so sehe ich die bereits angefangene Bekehrung der Hottentotten, der Grönländer und so vieler hundert Mohren für ein bloßes Douceur an, das der Heiland der Arbeit und dem Schweiß seiner armen Diener zuwendet. Ich bin aber nicht gewiß, ob dies die rechten Bergwerke sind oder nur Anbrüche von kurzer Dauer. Ach, und wenn das so wäre, so ist die Gemeine für ihre mehr als 200maligen Seereisen mit hundert Seelen in allem reichlich bezahlt."[2])

In ähnlichem Sinn berichtet auch Spangenberg über Zinzendorfs Gedanken:

Er wollte nicht, daß man es auf Nationalbekehrungen antragen sollte, vielmehr glaubte er, man solle sehen, bei wem das Wort Eingang fände, und dessen sollte man sich treulich annehmen. Er war nicht sowohl für ein Netz, darin man alles zusammenfaßt, was einem vorkommt, als vielmehr für die Auswahl und ein Bündlein der Lebendigen. Einen Haufen Leute zusammenraffen und ihren Kopf mit Wissen füllen, dabei das Herz leer bleibe, und sie dann taufen, wenn sie Rede und Antwort von den Hauptpunkten der christlichen Lehre geben können, das hielt er unserem Beruf nicht gemäß.[3])

Eine ins einzelne gehende Instruktion gab Zinzendorf seinen Boten nicht mit. Wie er zu Leonh. Dober gesagt, er solle sich in allem von

[1]) Cröger, Gesch. d. ern. Brüderkirche I S. 406.

[2]) Ebenda I S. 406.

[3]) Spangenberg, Leben Zinzendorfs S. 750.

dem Geist Jesu Christi leiten lassen, so sagte er es allen. Doch hat er später allgemeine Prinzipien aufgestellt, die als eine Art Instruktion gelten können. Sie sind vom Jahr 1740 und teils handschriftlich als „Heidenboteninstruktion nach dem Orient", teils in den Büdingischen Sammlungen abgedruckt vorhanden. Es heißt da u. a.:

Erzählt ihnen historisch — es ist Leben darin — daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, sei euer Herr u. s. w.[1])

Laßt euch nicht durch die Vernunft blenden, als müßten die Leute in der Ordnung erst an Gott glauben lernen, danach an Jesum. Es ist falsch. Denn daß ein Gott sei, ist ihnen offenbar. Vom Sohne müssen sie unterrichtet werden. Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben. Paulus wußte nichts unter den Heiden ohne allein Jesum Christ, den Gekreuzigten.[2])

Darin lag allerdings die Kraft der Herrnhutischen Zeugen, daß sie nichts wußten als das Kreuz, und daß sie dieses mit Ausschluß alles Nebensächlichen stets in den Mittelpunkt stellten. Und besonders vom Jahr 1739 an wird bei ihnen das Kreuz Christi mit wunderbarer Kraft, auch oft in fließender Sprache und mit hinreißenden Worten verkündigt. Die Liebe Gottes, wie sie in der Hingabe des Sohnes bis in den Tod offenbar wird, die Glückseligkeit der Kinder Gottes, die an diese Liebe glauben und in der Gnade Jesu Christi Vergebung der Sünden und Kraft zu einem neuen Leben haben, ist fortan der Hauptinhalt ihrer Predigt. Und eben das hat ihnen Zinzendorf im Herzen entzündet. Unter seinem Einfluß haben es die Brüder in Herrnhut, in Herrenhaag und Marienborn selbst erlebt, und als ein solches ihnen geschenktes Gut tragen sie es hinaus zu den Heiden.

In jener Instruktion werden die Brüder auch zur Einigkeit unter einander ermahnt:

Wandelt allemal brüderlich und herzlich unter einander. Wenn es aber etwas unter euch setzt, so laßt es unseren Freund nicht entgelten. Laßt es auch die Welt nicht wissen, sondern schließt euch gleich, sobald es für das Vaterland geht und arbeitet in einem Geist. Wenn ihr dem Heiland etwas verderbet, so laßt es euch leid sein.[3])

Gegenüber der Vorstellung, als ob die Heiden in einer gewissen Unschuld dahin lebten und im Grunde besser seien als moralisch gesunkene Christen, sagt Zinzendorf seinen Boten:

Man kann sich unfehlbar darauf verlassen, daß die Heiden ebenso grobe Sünder im Willen sind als die Christen. Das Verderben liegt nur in Unwissen-

[1]) Handschriftl. Instruktion nach dem Orient.
[2]) Bud. Samml. II. S. 633.
[3]) Ebenda II S. 633.

heit und Dummheit begraben. Sobald sie aber Wind von unseren Lüften kriegen, so sind sie gleich dahinter her. Darum ist mit ihnen wie mit anderen Sündern umzugehen. Ihre Sünde besteht auch wie die unsere im Unglauben und in der Feindschaft gegen das wahre [von Gott gewollte] Wesen und in der Gleichgültigkeit gegen den Heiland, wenn sie von ihm hören. Ihr Gewissen sagt es ihnen, indem wir mit ihnen reden, daß es so ist, [und sie verstehen es], wenn wir uns darauf berufen.[1])

In Bezug auf die Weise der Verkündigung und des öffentlichen Auftretens sagt er:

Fangt nicht mit öffentlichen Predigten an, sondern mit Zuspruch bei einzelnen Seelen, die es wert sind, die euch der Heiland anweisen wird und die ihr fühlen werdet. Wenn es aber von euch begehrt worden, so bezeugt jedermann das Evangelium auch offenbar.[2])

Man soll nicht wider die Heiden eingenommen werden, daß sie nicht fromm seien, noch darüber eifern, daß es so schlimm unter ihnen zugehe.[3]) Messet die Seelen nicht mit der Herrnhuter Elle, denn mich dünkt, unsere Brüder in St. Thomas versehen es darin und fordern von den Mohren und Mohrinnen, die ihren Sinn geändert, Sachen, die wir von unseren Mitstreitern in Herrnhut verlangen.[4]) — Es gilt, einen fröhlichen und munteren Geist zu zeigen und im geringsten nicht äußerlich über die Heiden zu herrschen, sondern mit Geisteskraft sich bei ihnen in Respekt zu setzen; dem äußeren nach aber sich so viel als möglich unter sie zu demütigen. Man soll mit den Leuten nicht hoch herfahrend reden, sondern im Privatumgang die Menschen ganz kindlich zur Sinnesänderung bereden und sich mit ihnen vor dem ihnen unbekannten Gott im Gebet demütigen.[5])

Aber nicht nur die Missionare im allgemeinen ermahnt er in solchen allgemein geltenden Instruktionen. Er interessiert sich lebhaft auch für die einzelnen und steht mit ihnen in herzlichem brieflichem Verkehr. Als Güttner und Dehne nach Berbice abgereist waren, da sendet er ihnen von Texel aus (14. December 1738) ein Lied nach, in welchem er sie tröstet und ihnen Mut macht. Dann aber, als sie dort in der begonnenen Arbeit stehen und die Eintracht zwischen beiden etwas Mangel leidet, richtet er an Güttner als den ältesten folgendes Schreiben:[6])

Mein inniggeliebter Bruder Güttner! Du wirst ohne Zweifel schon wissen, daß ich in St. Thomas gewesen bin und nach einer sehr kurzen Reise im April wieder in Europa angekommen bin. Es hat mich recht herzlich betrübt, daß du was mit dem Bruder Dehne gehabt hast. Das sollte nicht sein. Du solltest schon viel mehr Verstand und Einsicht ins Ganze haben, als dich mit einer solchen Kleinigkeit

[1]) Ebenda II S. 634.
[2]) Ebenda II S. 634.
[3]) Ebenda I S. 672.
[4]) Ebenda II S. 634.
[5]) Ebenda III S. 811 und 812.
[6]) Handschrift im Archiv zu Herrnhut.

als Bruderzank ist, einzulassen. Die Händel, die die Brüder haben, taugen auf keiner Seite nichts. Denn wenn man einen wirklich scharf anreden muß, so soll es allzeit in solcher Kraft geschehen, daß der andere nichts zu antworten weiß; und wenn es nur ordinäre Dinge sind, die soll man so liebreich und herzlich traktieren, daß der andere es nicht übel nehmen kann. Wenn z. B. ein Bruder nach Suriname will, und der andere will es nicht zulassen, so soll der, der da will, gleich davon aufhören und sich beugen. Wenn ein Bruder den Wilden Deutsch lernen will, der andere Holländisch, so hat der recht, der Holländisch will; besser aber wäre es, sie lernten beide die Sprache der Wilden. Der's den Grönländern (Brüdermissionaren in Grönland) geschenkt hat, kann's ihnen auch schenken. — Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht auch glaubt, als wenn die Heiden größere Heilige wären, als die (weltlich gesinnten) Christen. Wenn sie etwa nicht so schlimm leben, so geschieht es aus Dummheit und Unwissenheit. Sonst ist gewiß ihre Fremdigkeit gegen den Heiland und ihre völlige Unterworfenheit unter den Fluch ebenso groß als unter den Christen. Wenn man einmal ins Bekehrungswerk mit ihnen gerät, da zeigt sich's. — An B. Beutel und seiner Frau findet ihr liebe Kinder, die euch zu einer großen Freude und Erquickung dienen können. Bewahret aber euer Herz, daß ihr mit der Schwester auch recht ehrwürdig und lauter umgehet. Der Herr geleite sie im Segen zu euch. Sie sind des Heilands von ganzem Herzen und haben sich so recht um seinetwillen geheiratet.[1]) — Der Bruder Dehne ist freilich der Mann nicht, der er sein soll; und du bist ihm zum Führer mitgegeben, wie es bei uns eingeführt ist. Darum gehe mit ihm kindlich und herzlich, aber sehr demütig um. Das heilige Abendmahl werdet ihr nun wohl fleißiger halten, da die Geschwister da sind. Die Liebe sei das Panier über dir. Weil du sonst viel Nachrichten kriegst, so breche ich hier ab. Dein

Marienborn, den 18. Februar 1740. Z.

Und an Bruder Dehne, der, wie es scheint, etwas schwach und mutlos geworden, schreibt er zurechtweisend, aber doch sehr liebevoll aufmunternd:[2])

Mein lieber Bruder Dehne! Ich sehe nicht gern, daß du schon einmal das Heimweh gehabt hast. Man muß sich in des Lammes gesegneten Willen schicken lernen, und ein jeder Bruder muß seines Dienstes warten, bis ihm ein anderer Ruf kommt. Ach, liebes Kind, fasse dich so recht in den Heiland, und gehe kindlich und inniglich mit ihm um zu seinen Füßen. Kannst du, so gehe mit deinem Bruder unter die Wilden und pflanze dich daselbst. Findest du aber nötiger, und es dient zu der Brüder besserem Fortkommen, daß du in der Stadt bleibest und arbeitest, so laß die Brüder Güttner und Beutel unter die Wilden gehen, und du hilf sie ernähren. Absonderlich aber erinnere dich des Gehorsams gegen deinen Bruder Güttner. Gemeinschaft muß in Beugung geführt werden, und einer muß dem anderen unterthan sein. — Ich will dir noch etliche Sachen auftragen, die ich bei B. Güttner vergessen habe. Laßt euch nicht mit viel Lesenlernen u. dergl. ein. Es

[1]) Geschwister Beutel wurden ein halbes Jahr später den Brüdern Güttner und Dehne, die beide unverheiratet hinausgegangen waren, nachgesendet.

[2]) Handschrift im Archiv zu Herrnhut.

kann so geschwind einen bösen wie einen guten Effekt haben. Prediget lieber von Jesu, so viel ihr könnt, und kommen die Leute ja um des Lesens willen zusammen, so macht doch nicht die Hauptsache daraus. Wenn du schneiderst, mein Bruder, hie und da, so bewahre dich, daß du dein Gemüt nicht vereitelst, verstreuest, hinter Weissbilder gerätst oder sonst einen Schaden kriegst, der den Zeugensinn hindert. Nun der Herr Jesus segne dich!

d. 18. Febr. 1740. Ich bin dein Bruder Z.

Wir haben diese Stücke aus Briefen und Instruktionen mitgeteilt, weil Zinzendorf daraus zu erkennen ist als ein Mann, der nicht nur im allgemeinen die Idee der Heidenmission angeregt hat, sondern der nun auch im einzelnen das begonnene Werk mit seiner treuen Fürsorge begleitet und seine ausgesendeten Brüder noch fort und fort an der Hand behält.

Er hat aber nicht nur in brieflicher Verbindung mit den Missionaren gestanden, er ist ihnen auch persönlich nachgegangen und hat ihr Werk in Augenschein genommen. Das geschah im Jahr 1738. Damals waren in St. Thomas nicht mehr die ersten, 1732 ausgesendeten Missionare thätig. Sie waren, weil in Herrnhut selbst nötiger, durch andere ersetzt worden, unter denen namentlich Fr. Martin durch selbstlose Hingabe in den Dienst und großen Erfolg sich auszeichnete. Aber die Arbeit litt auch zugleich unter dem verderblichen Einfluß des Klimas. Auf St. Croix, der St. Thomas benachbarten Insel, war eine ganze Herrnhutische Kolonie in kurzer Zeit ausgestorben. Auch auf St. Thomas hatte man schwere Todesfälle zu beklagen, und Spangenberg, der von Nordamerika aus im Jahr 1736 in St. Thomas besucht hatte, war, nur gerade von gefährlicher Krankheit genesen, dem tödlichen Klima entflohen. Da nun Zinzendorf in Deutschland viele Gegner, auch persönliche Feinde hatte, die seine redlichsten Absichten mißgünstig entstellten, so wurde unter anderem auch der Vorwurf gegen ihn erhoben, er sende seine Brüder in das Totenland, hüte sich aber selbst wohlweislich, dorthin zu gehen. Und diese Anschauung war so verbreitet und so eingewurzelt, daß, als Zinzendorf wirklich in St. Thomas gewesen und zurückgekehrt war, man diese Thatsache nicht glauben wollte, sondern sie als eine um des Scheins willen ersonnene Fabel hinstellte. Jene Vorwürfe nun bewegten Zinzendorfs Gemüt aufs tiefste. Und je länger desto klarer reifte unter diesen Schmähungen in ihm der Entschluß, eine Visitationsreise nach St. Thomas zu unternehmen. Aber er wollte sich nur von direkter Weisung des Herrn leiten lassen. Nur wenn der Herr ihm zeige, daß es durchaus notwendig sei, wollte er gehen. Längere Zeit hindurch rang er mit dem Gedanken, ob er wirklich um eines bloßen Geredes seiner Feinde

willen auf so lange Zeit seine Gemeinde daheim allein lassen dürfe. Aber Anfang Dezember 1738 glaubte er doch, des Herrn Stimme deutlich zu vernehmen. Er reiste nach Holland und ging, begleitet von zwei Herrnhuter Geschwisterpaaren, die in St. Thomas bleiben sollten, zu Schiff. Auffallend widrige Umstände hielten ihn noch im Hafen zurück. Denn, als nach langem Warten der Wind günstig wurde und die übrigen Schiffe alle von Texel aussegelten, mußte das seinige wegen gebrochener Ankerkette im Hafen zurückbleiben. Aber durch eine an den Herrn gerichtete Losfrage ermutigt, blieb er fest bei seinem Entschluß. Und wunderbar! Während alle vor ihm ausgesegelten Schiffe vom Sturm arg beschädigt zurückkehrten oder im Kanal aufgehalten wurden, konnte er am 26. Dezember mit dem günstigsten Winde aussegeln, und der Wind blieb günstig bis an das Ziel der Reise. Am 29. Januar 1739 landete er im Hafen von St. Thomas. Gerade an diesem Tag hatte Friedr. Martin in besonderer Bewegung des Herzens an Herrnhut gedacht und Gott in aller Einfalt gebeten, ihm zur Rettung aus der Not den Grafen zu senden. Er dachte im Grunde nicht an die Möglichkeit und hatte nicht die entfernteste Ahnung von Zinzendorfs Gedanken und Plänen. Zinzendorf, als er es erfuhr, sah darin nur etwas Selbstverständliches. „Solche Führungen," sagte er später daran anknüpfend, „sind uns nicht ungewöhnlich, und so hat mich auch das nicht sonderlich gewundert." Aber die Not, aus der heraus Fr. Martin betete, war allerdings vorhanden, und von dieser Not hatte wiederum Zinzendorf keine Ahnung gehabt. Gott hatte ihn gerade in dem rechten Augenblick hingeführt. Die Feindschaft der weißen Kolonisten gegen die Missionare und ihr Werk war immer höher gestiegen. Sie hatten den Gouverneur, einen übrigens wohlwollenden und billig denkenden Mann, bestürmt, er solle die ganze missionarische Thätigkeit als eine widerrechtliche verbieten und die Missionare von der Insel wegweisen. Der Gouverneur war in übler Lage, denn die Verbindung mit der heimatlichen Regierung war eine sehr umständliche und langwierige. Er hatte insoweit dem Drängen der Gegner nachgegeben, als er den Missionar Freundlich, der von Martin, wie jene behaupteten, gegen Recht und Gesetz, mit einer Mulattin getraut worden war, samt seiner Frau ins Gefängnis gelegt hatte. Über Martin und den getauften Negern schwebte eine Untersuchung. Aus Kopenhagen erwartete man stündlich den Befehl zur Ausweisung der Missionare. Diese ganze Lage nun änderte mit einem Schlag die Ankunft Zinzendorfs. Der Gouverneur gab die Gefangenen frei, die schwebende Untersuchung wurde nieder-

geschlagen. Zinzendorf konnte ungehindert mit den Missionaren und mit der aus Negern gesammelten Christengemeinde verkehren. Er freute sich innig des schön aufgeblühten Missionswerkes und des einfältigen, aber festen Glaubens einzelner. Oftmals redete er zu den Negern in holländischer Sprache, und seine Rede wurde von einem der Anwesenden ins Kreolische übersetzt. Auch die einzelnen besuchte er. Es gab damals bereits eine hörende Negergemeinde von 700 Seelen. Dann wurde mit den Missionaren über die Grundsätze der Missionsarbeit gesprochen, und bestimmte Anordnungen wurden getroffen. Hier zeigte sich Zinzendorf als weiser und gemäßigter Visitator. Ihm schien Fr. Martins Praxis zu streng. Namentlich billigte er es nicht, daß diejenigen, welche, nachdem sie ihre Glaubenswilligkeit bezeugt, sich wieder zu offenbaren Sünden hatten fortreißen lassen, sofort aus dem Unterricht entlassen und erst nach langem Warten wieder aufgenommen wurden. Er wollte, daß man Geduld mit ihnen haben, ihnen Verzeihung gewähren und sie bald wieder zu Unterricht und Versammlungen zulassen solle. Man müsse doch darauf Rücksicht nehmen, sagte er, daß sie nur gerade erst einen Anfang im Glauben gemacht hätten. Aber er forderte nicht, daß seine Anschauung nun auch in die Praxis umgesetzt werde. Er gab Fr. Martin als dem erfahrenen Kenner der dortigen Leute nach.[1]) Dem Gouverneur gegenüber berief er sich auf das königliche Reskript vom Jahre 1732, das den Brüdern volle Freiheit ihrer Religionsübung in St. Thomas gewährte; und man kam überein, die königliche Bestätigung der kirchlichen Amtshandlungen Martins ruhig abzuwarten, bis dahin aber sollten ihm keine Hindernisse in

[1]) Im Jahre 1752 schrieb Zinzendorf unter dem 27. März von London aus an Theophilus Salomo Schumann, der in Berbice unter den Arawaken und zwar zum erstenmal in ihrer eigenen Sprache, mit ganz besonderer Beweisung des Geistes und der Kraft, predigte: „Ich habe dir lange nicht geschrieben, erstlich weil ich wirklich mich unwürdig fühle, Heidenapostel zu lehren, und dann weil ich fürchtete, ich möchte dir einen Rat geben, der sich für dich nicht schickte, und den du doch aus Liebe und Achtung für mich befolgt hättest. Mein Prinzipium ist allezeit, die Brüder selbst machen zu lassen, denn ich habe es aus gegründeter Erfahrung, daß sie vom Heiland ganz apart dazu ausgerüstet werden und daß alle Methoden, die sich für die ganze übrige Welt passen, sich zu euch nicht reimen. Der selige Friedrich Martin wollte wohl leiden, daß ich die Geschwister aus dem Gefängnis brachte, aber absolut nicht daß ich Frieden zwischen ihm und dem Gouverneur machen sollte; und der Heiland wies mich an, ihm zu folgen. Der Ausgang hat es gezeigt, daß er alle seine Gegner ausgelebt und gesiegt hat und seinen Nachfolgern zwei Häuser des Friedens und ein Apostolat aus den drei (dänischen) Inseln hinterlassen, das Gnade hat bei allem Volk." (Handschrift im Archiv zu Herrnhut.)

den Weg gelegt werden. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen schied er. Die Visitation trug nach allen Seiten hin gute Früchte. Das Werk in St. Thomas hatte eine wesentliche Stärkung erfahren und wuchs seitdem kräftig, wenn auch die Feindschaft in vereinzelten Stößen sich noch immer zeigte. Am 1. Juni 1739 war Zinzendorf wieder bei seiner Gemeinde in Marienborn. Am folgenden Tag stattete er Bericht ab. Dieser Bericht machte einen ergreifenden Eindruck. Von den Beschwerden der Reise stark mitgenommen, von angestrengter Arbeit bei magerer und ungesunder Schiffskost bleich und hinfällig, dazu am Körper vielfach mit Wunden und Schwären bedeckt — denn das Malariagift der Tropen steckte in ihm, wenn er auch in St. Thomas gesund geblieben war — erschien er vor der Gemeinde ein Bild des Jammers mehr als der Freude.[1]) Man mußte sich unwillkürlich fragen: Was bewog den Mann, der als ein Graf herrlich und in Freuden vor der Welt hätte leben können, zu einem solchen Leben voll Mühe und Plage? Aber die Antwort wurde sofort klar, als der Mann mit dem siechen Körper den Mund aufthat und man ihn reden hörte. Denn mit einem Feuer, das alle Schwächen des Körpers weit überwand, erzählte er von dem Gotteswerk auf St. Thomas. Ja, die Mission unter den Heiden war sein Leben.

Im Herbst des Jahres 1741 fuhr er abermals über den Ozean, diesmal nach Pennsylvanien in Nordamerika. Teils wollte er dort die Brüder zu einer Gemeinschaft sammeln, indem er die Brüdergemeine Bethlehem gründete. Teils gedachte er, durch verschiedene Kirchengemeinschaften hindurch, wobei er namentlich die Lutheraner im Auge hatte, eine Geistesgemeinschaft zu stiften, welche lernen solle, dieses ihr inneres Band höher zu achten als das Band äußerer Kirchengemeinschaft. An missionarische Thätigkeit dachte er dabei nicht, oder sie stand ihm wenigstens nicht in erster Linie. Da er aber einmal im Lande der Indianer war und die Brüder bereits mit gutem Erfolg unter den Indianern arbeiteten, so beschloß er, auch dieses Werk näher in Augenschein zu nehmen. Nachdem er im Frühjahr 1742 mit verschiedenen Missionaren, auch mit denen von St. Thomas, Besprechungen gehalten über Prinzip und Praxis der Heidenmission, machte er in der zweiten Hälfte des Jahres drei von einander getrennte Reisen, um Indianerstämme aufzusuchen.

Er war von mehreren seiner Brüder und auch von einzelnen Schwestern begleitet, und ein Regierungsdolmetscher und etliche Führer waren der kleinen Pilgerkarawane beigegeben. Damals war das Land noch sehr unkultiviert, und das Reisen

[1]) Schrautenbach, D. Graf v. Zinzendorf S. 259.

war nicht ohne große Beschwerde. Im allgemeinen reiste man zu Pferde und ruhte unter mitgeführten Zelten. Aber die steilen, dicht bewaldeten Abhänge nach den Flußläufen hinunter mußten zu Fuß zurückgelegt werden. In der sumpfigen Waldwildnis verloren sich oft die schmalen Jagdpfade der Indianer, oder umgestürzte Baumstämme erschwerten das Fortkommen. Die angeschwollenen Flüsse reitend zu passieren, war oft mit Gefahr verbunden. Auf der ersten dieser Reisen besuchte Zinzendorf die Delaware-Indianer in Pensylvanien. Hier traf er mit den Häuptern der 5 großen Stämme der Irokesen zusammen, die von Philadelphia aus in ihr Land zurückkehrten. Er ließ ihnen durch den Dolmetscher sagen: „Ich habe des Herrn Wort an euch und eure Völker. Seid ihr's zufrieden?" Nach einer halben Stunde der Beratung brachten sie ihm die Antwort: „Bruder, du bist diesen weiten Weg über das Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten sowohl wie den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben nichts von dir gewußt. Das ist durch eine hohe Hand von oben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen sein." Zu diesen Irokesen ist später Zeisberger gegangen. — Auf der zweiten Reise besuchte Zinzendorf die bereits gesammelte Indianergemeinde in Chekomeko unter dem Stamm der Mahikander. Er war sehr erfreut über das, was er da sah, erteilte aber den Missionaren den Rat, sie sollten es nicht auf ein Netz, nicht auf einen großen gemischten Haufen, sondern auf eine kleine Schar wirklich bekehrter Leute antragen. Die Bekehrung ganzer Nationen sei jetzt noch nicht zu erwarten; jetzt komme es nur darauf an, Erstlinge, aber an diesen recht gegründete Leute zu bekommen. Freilich müßten sie in die Erkenntnis nach der Schrift eingeführt werden, aber die Missionare sollten dafür sorgen, daß die Leute nicht mehr mit dem Kopf zu erfassen bekämen, als gleichzeitig ihr Herz zu genießen vermöchte. — Die beschwerlichste und wohl auch gefährlichste Reise war die dritte, von der er erst am 9. November bei schon recht ungünstiger Jahreszeit zurückkehrte. Ziel derselben war das Gebiet der Schawano-Indianer. Sie galten als die rohesten, wildesten und grausamsten unter allen. In der Nähe ihres Hauptdorfes Wajomik hielt er sich 20 Tage auf, um ihre Sitten und religiösen Vorstellungen kennen zu lernen und zu überlegen, auf welche Weise man am besten ihnen nahe kommen und ihr Zutrauen gewinnen könne. Während der Nacht mußte immer einer der Brüder abwechselnd wachen. Auch Zinzendorf selbst hat an diesen Wachen teilgenommen. Sein langer Aufenthalt erregte aber schließlich den Verdacht der Wilden, und sie planten einen Anschlag auf sein Leben. Der Dolmetscher, der gerade an einem benachbarten Ort sich aufhielt, wurde plötzlich von solcher Angst ergriffen, daß er nach Wajomik eilte. Er kam gerade zu rechter Zeit, um den Anschlag zu entdecken und zu vereiteln.

Wenn auch Zinzendorf bei diesen Indianerreisen nicht gerade selbst unmittelbar missionarisch eingegriffen hat, so gab doch seine Anwesenheit den Missionaren viel Anregung und stärkte ihren Glauben. Die Indianermission hat viel überaus liebliche Früchte gezeigt, namentlich ein wahrhaft christliches Gemeinschaftsleben auf durchaus nationaler Grundlage zu Tage gefördert; sie ist aber auch schwer bedroht und verfolgt worden und hat an Mord und Brand entsetzliche Vorkommenheiten erlebt. An dem Zurück-

weichen der Indianer vor den Weißen ist sie schließlich bis auf wenige Reste zu Grunde gegangen.

Zinzendorf hat bis an sein Lebensende die Mission auf alle Weise gefördert. Immer wieder hat er neue Unternehmungen angeregt und daneben die alten befestigt. Das letzte Werk, das er noch kurz vor seinem Tode beginnen sah, war das in Trankebar und auf den Nikobaren, dessen Anfang in das Jahr 1759 fällt. Es hat freilich vor anderen durch Krankheit und Tod gelitten und ist schließlich 1795 aufgehoben worden, ohne daß es je zu irgend welcher Blüte gekommen wäre. Die besonderen Nöte und Sorgen, die dieses Werk mit sich brachte, hat Zinzendorf nicht mehr erlebt.

Blicken wir noch einmal kurz auf die oben mitgeteilten *Anweisungen Zinzendorfs für seine Missionare und ihre Arbeit* zurück. Sie sind sämtlich im ersten Jahrzehnt der begonnenen Arbeit geschrieben, in einer Zeit also, da man sich unter dem ermunternden Einfluß einer erfolgreichen Praxis über Plan und Ziel klar zu werden suchte. In der darauf folgenden Zeit ging man schon in etwas festeren Bahnen einher, Grundsätze und Praxis hatten sich annähernd ausgeglichen, und erst Spangenberg als Zinzendorfs Nachfolger sah sich veranlaßt, sowohl die Theorie aufs neue zu prüfen und zu entwickeln, als auch speziellere Anweisungen zu geben. Über die wesentlichen Grundanschauungen Zinzendorfs ist er jedoch nicht hinausgegangen. Diese wesentlichen Anschauungen sind kurz zusammengefaßt folgende: Nicht in erster Linie Erkenntnis soll den hörwilligen Heiden gebracht werden, nicht um Theologie, nicht um ein fertiges Religionsgebäude handelt es sich bei der Verkündigung. Bei aller Unterweisung aus der Schrift soll doch vor allem das *Bedürfnis nach einem Heiland* geweckt werden, wie es das Herz des Sünders empfindet. Einem solchen aufgewachten Gewissen soll dann die *Liebe Gottes*, wie sie in dem erschienenen Heiland offenbar geworden, klar gemacht und gezeigt werden. Wir haben es bei der Verkündigung mit einem durch den Tod Christi *versöhnten Gott* zu thun, der darum auch die Heiden lieb hat. Aus dem Glauben an die Versöhnung geht die Freiheit von der Sünde hervor. Auf die Sammlung solcher frei geworbener, gläubiger Seelen, und wenn ihrer auch nur wenige sind, geht die Missionsarbeit aus. Einzelne, aber wahrhaft bekehrte, gegründete Seelen sind ihre Frucht. Darum kein Hinarbeiten auf Massenbekehrung. Die Zeit der Völkerbekehrung ist noch nicht gekommen.

Neben diesen immer wiederholten Hinweisungen in Briefen und öffent-

lichen Kundgebungen sind aber weiter von großer Bedeutung sowohl für die aussendende Missionsgemeine als für die draußen in der Arbeit stehenden Missionare die Missionslieder Zinzendorfs, oder wie er sie selbst nennt, die „Streiterlieder“ oder „Zeugenlieder“. Ist Zinzendorf überhaupt schon Dichter auf dem Gebiet des geistlichen Liedes, indem er mit zarter Innigkeit wie mit Feuer und Schwung den tiefsten Regungen des Herzens Ausdruck giebt oder die Liebesgemeinschaft lebendiger Christen unter einander in warmen Tönen besingt, so steigert sich das alles zu hinreißender und durchaus originaler Kraft in den Missionsliedern. Und nicht nur draußen unter Gefahren in den Ländern feindlicher Heiden oder auf tobender See wurden diese Lieder gesungen zu Trost und Ermunterung, wie Gottl. Israel auf einsamer Klippe im brandenden Ocean nach erlittenem Schiffbruch den Vers sang: „Wo seid ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade, ihr Kreuzgenossen unsres Herrn?“, sondern auch daheim bei Festfeiern, bei Liebesmahlen, zumal wenn heimgekehrte Missionare mit getauften Negern zugegen waren, erbaute sich die Gemeinde an diesen Liedern und entflammte ihren Eifer für das Missionswerk. Auch in weiteren Kreisen hat Zinzendorf durch diese Lieder die Herzen entzündet zu fröhlicher Arbeit im Reiche Gottes und zumal auf dem Felde der Heidenmission.

Als Zinzendorf am 9. Mai 1760 aus seiner irdischen Arbeit abgerufen wurde, war das im Jahre 1732 begonnene Werk schon zu stattlicher Größe herangewachsen. Wenn auch in Asien und Afrika nur Anfänge und tastende Versuche sich zeigten, wie unter den Kopten in Ägypten, unter den Hindus in Vorder-Indien, so war es doch in den amerikanischen Missionen schon längst zu blühenden Gemeinden getaufter Heidenchristen gekommen. Grönland hatte seine zweite Station, Lichtenfels, erhalten; unter den Indianern Nordamerikas war trotz Krieg und Blutvergießen ein eigentümliches christliches Gemeindeleben erblüht; in Dänisch-Westindien hatten sich die Stationen gemehrt und schon waren in Englisch-Westindien, auf Jamaika und Antigua ein Anfang gemacht worden. Unter den Arawaken in Niederländisch-Guyana war das fröhlich erblühte Leben zwar wieder Schwankungen und Störungen ausgesetzt, aber in Paramaribo sammelten sich die Erstlinge zur Gemeinde, und zu den Freinegern an der oberen Suriname öffnete sich der Weg. An manchen Orten hatte man für jetzt noch den Hemmungen weichen müssen, aber der Ausblick im ganzen war doch ein hoffnungsfreudiger. Und die Brüdergemeine selbst war an dieser ihrer gottgegebenen Arbeit innerlich gewachsen. Was sie in begeisterter

Liebe für ihren Herrn gethan, war als Segen auf sie zurückgeflossen. Als Zinzendorf in den letzten Jahren seines Lebens die einzelnen Gemeinden besuchte und dabei vielfach auch in die Häuser und Familien kam, nahm er mit stiller aber wachsender Freude war, wie viel Friede und ruhig heiterer Sinn, wie viel klare Heilsgewißheit, wie viel Liebe unter einander vorhanden war. Und die Willigkeit, sich aussenden zu lassen zur Arbeit in der Heidenmission, hatte nirgends nachgelassen.

Auch das war, wie so vieles, vorbildlich für die kommende Missionsarbeit der deutsch-evangelischen Kirche, die freilich erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach Zinzendorfs Tod einsetzte. Ihr hat Zinzendorf und seine Brüdergemeine die Bahn gebrochen, das soll nie vergessen werden. Darum gedenken wir jetzt, zweihundert Jahre nach seiner Geburt, dankend vor dem Angesicht Gottes des edlen Grafen, der seine Lebensarbeit und alle Kraft des Leibes und Geistes dem Herrn geopfert hat, sein Reich zu bauen und sein Evangelium zu den Heiden zu tragen. Es ist wahr geworden, was auf seinem Grabstein steht: Er war gesetzt Frucht zu bringen, eine Frucht, die da bleibe. (Joh. 15, 16.)

Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

IV.

Kuang-tung, die „östliche weite" Provinz mit ihren 259100 qkm ist mehr als halb so groß als das Königreich Preußen (mit 348437 qkm). Die Bevölkerung wird auf nahezu 30000000 geschätzt. Der Perlfluß, dessen Mündung westlich und östlich von dem portugiesischen Makau und dem brittischen Hongkong eingefaßt wird, fließt zusammen aus Ostfluß, Nordfluß und dem gewaltigen Westfluß, die etwa bei Kanton sich vereinigen. Hier war, wie wir sahen, die Wiege der evangelischen Mission in China. Von hier stammt auch zumeist die frühere Kenntnis Chinas und des fernen Ostens für Europa, wie denn z. B. der Name Japan von der französischen Schreibung der Kantoner Aussprache dieses Landes herstammt. Es sind hier über ein Dutzend Missionsgesellschaften an der Arbeit. Die Zahl der Missionare ist 128, die der unverheirateten Missions-

schwestern 56, darunter sind 18 Ärzte und 8 Ärztinnen. Die Zahl der abendmahlsberechtigten Chinesen beträgt über 15000, darunter 3809 von der Baseler Mission, welche in dieser Provinz überhaupt mit den Zahlen obenansteht (26 Missionare, 149 eingeborene Gehilfen, 5650 Christen, 13 Stationen, 54 Außenstationen). Unter den 7345 Schülern sind 1421 von der Baseler Mission, so daß die Londoner mit 1515 sie noch übertrifft. Dieses Mehr wird wohl auf Hongkong kommen, wo die Regierung für jedes geprüfte Kind eine erhebliche Unterstützung gewährt.

Die nächste Provinz an der Küste nordostwärts Fu-kien (d. i. das Glück ist befestigt), mit 86000 qkm, jetzt seit der Abtretung Formosas an Japan die kleinste, ist mit 22 Mill. Einwohnern die am dichtesten bevölkerte. Sie ist reich an schönen Gebirgsgegenden, die „chinesische Schweiz.“[1]) Die Bevölkerung von Fu-kien ist weit weniger gebildet, darum aber auch wohl weniger hochmütig und dem Christentum mehr zugänglich als die von Kuang-tung. Von Missionsgesellschaften sind die Londoner, die engl. kirchliche, die engl. Presbyterianer und die amerikanischen Reformierten, Board und Methodisten vertreten und arbeiten alle mit erfreulichem Erfolge. An schweren Verfolgungen hat es nicht gefehlt, aber gerade sei dem Blutbade unter den Missionaren in Ku-tschung am 1. August 1895 hat die Mission noch einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß hier auch „das Blut der Märtyrer die Aussaat des Christentums“ gewesen ist. Die Missionserfolge sind hier von allen Provinzen bei weitem am größten. Es sind über 1000 eingeborene Helfer am Missionswerk, 25409 Abendmahlsberechtigte, 8051 Schüler vorhanden.[2])

Weiter nordwärts, in der Mitte der langen chinesischen Küste, folgt die Provinz Tsche'-kiang (d. i. Fluß, in den Ebbe und Flut eindringt, von dem Hangtschau Flusse so genannt) 95000 qkm, 11800000 Einwohner; auch sie ist durchweg gebirgig, berühmt durch Thee- und Seidenkultur, sowie durch die geschickteste Handarbeit jeder Art. An Reichtum, Bildung und Gelehrsamkeit stehen die Bewohner denen von Kuang-tung wenig nach. Nach den amerikanischen Baptisten (1843) und Presbyterianern (1844) und der engl. kirchlichen M. G. (1848) und nach dem Anfang, den Hudson Taylor als Missionar der chinesischen Evangelisationsgesellschaft in

[1]) Die Aussprache dieser Provinz hat dem Thee seinen europäischen Namen gegeben und zwar der Süden um die Stadt Amoy herum, wo man te spricht, während z. B. in Peking und Kanton tscha ausgesprochen wird. Die Provinzial-Hauptstadt Fu-tschau liegt schön am weithin schiffbaren Flusse Min.

[2]) Vergl. hierzu A. M. Z. 1884, 193 ff.; 1896, 31 ff.

Ningpo gemacht hatte, setzte der letztere mit der China-Inland-Mission, die er 1865 gründete, besonders kraftvoll hier ein. Diese Mission hat in Tsche-kiang die meisten Missionare und Christen. Ihre Kommunikanten zählen 3710. Auch ein deutscher Zweigverein dieser Mission arbeitet in Tsche'-kiang.

Die nächste Provinz nordwärts Kiang-ßu (d. i. Fluß und Lavendel) 108 909 qkm, 20 900 000 Einwohner, hat ihren Namen von den Anfangssilben zweier Städte, nämlich von ihrer Hauptstadt Kiang-nan (d. i. südlich vom Flusse), welche in Europa bekannter ist unter dem Namen Nan-king, d. i. südliche Reichshauptstadt, und von ihrer reichsten Stadt Ssu-tschau. Ein chinesisches Sprichwort erklärt es für das 'glücklichste, in Ssu-tschau geboren zu sein (weil da die schönsten Leute wohnen), in Kanton zu leben (weil da der größte Reichtum ist) und in Ning-po zu sterben (weil da die besten Särge gemacht werden). Ein anderes Sprichwort hebt die Bedeutung von Ssu-tschau zusammen mit der von Hang-tschau hervor, wenn es sagt: „Droben ist der Himmel, drunten Ssu und Hang". Kiang-ßu ist fast ganz eben und mehr von Wasserwegen durchzogen als irgend eine andere Provinz. Sie war der Haupt-Schauplatz des großen Thai-phing-Aufstandes. Nanking war von 1853—64 die Hauptstadt des Rebellenkönigs. Schanghai, das 1842 gleichzeitig mit den Vertragshäfen der vorgenannten beiden Provinzen dem Fremdenverkehr erschlossen wurde, ist der bedeutendste chinesische Hafen. Hier landen die großen Postdampfer, von hier aus geht ein lebhafter Dampferverkehr den Jang-ze hinauf. So ist Schang-hai für die Missionare nicht nur das Eingangsthor für diese Provinz, sondern auch für ganz Mittelchina. Die Stadt macht ebenso wie Victoria auf Hongkong einen halbeuropäischen Eindruck. Die Missionsgesellschaften sind hier sehr zahlreich vertreten. Die Zahl der Missionare steht nur hinter der in Kuang-tung zurück, die der Kommunikanten beläuft sich auf 5860. Hier arbeitet auch der deutsche allgemeine protestantische Missionsverein.

Die nordwärts sich anschließende Provinz Schan-tung (d. i. östlich der Berge) mit 145 000 qkm und 36 Millionen Einwohnern, nächst Fukien die dichtest bevölkerte Provinz, ist den meisten Deutschen bekannter und interessanter als irgend eine andere. Dort liegt Kiau-tschau, von dessen Hafen Deutschland im Jahre 1897 Besitz genommen hat. Aber nicht nur durch die neueste Geschichte ist diese Provinz interessant geworden, sondern sie bildet das heilige Land von China. Hier lebte und starb sein großer Weiser Konfuzius und dessen berühmter Jünger Menzius. Hier

liegt der seit 4000 Jahren in der Geschichte Chinas berühmte Berg Thai-schan, noch heute ein Anziehungspunkt für tausende von Pilgern. Aber die Provinz ist auch ein fruchtbares Missionsfeld. In den Zeitungen wird am meisten von den katholischen Missionen geredet. Doch sind auch eine größere Anzahl evangelische Missionsgesellschaften seit 1860 mit großem Erfolge hier thätig. Mit 12497 evangelischen Abendmahlsberechtigten folgt Schantung nach Fu-kien und Kuang-tung an dritter Stelle. Seit kurzem sind auch zwei deutsche Gesellschaften, Berlin I und der allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein mit in die Arbeit eingetreten. Über den hervorragenden Missionar Dr. theol. E. Faber von der letzteren Gesellschaft, der als erster deutscher Missionar dort einzog und nun schon heimgegangen ist, hat diese Zeitschrift einen besonderen Artikel gebracht.

Wenn man um das Vorgebirge von Schantung herum und in den Busen von Pe-tschili hinein bis zum tiefsten westlichsten Punkte desselben fährt, so kommt man zur Mündung des Pe'-ho, an dessen Oberlauf die Reichshauptstadt Peking (d. i. nördliche Hauptstadt) liegt in der Provinz Tschi'-li (d. i. unmittelbare Regierung), welche auf 148357 qkm 18 Millionen Einwohner zählt, darunter sehr viele Mohammedaner. Thien-zin, welches in der Politik immer eine besondere Rolle gespielt hat, und zwar auch nachdem die ausländischen Gesandten von dort nach Peking übergesiedelt waren, noch besonders als die Residenz des Vizekönigs Li-Hung-tschang, ist uns als Stätte des berühmten Vertrages von 1858 und des Blutbades von 1870 schon oben begegnet. — Während die römisch-katholische und griechisch-katholische Mission in Tschi'-li schon seit lange festen Fuß gefaßt hat, hat die evangelische eigentlich erst 1861 eingesetzt, wenn auch in der folgenden Statistik nominell zwei frühere Jahreszahlen stehen. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 7958.

Mit der Provinz Tschi'-li sind wir nun bis an die nördliche Grenze des eigentlichen China gekommen, doch setzen wir unsere Wanderung an der Küste, bei Schan-hai-kuan die große Mauer überschreitend, noch fort bis in die Mantschurei, deren Provinz Sching-king mit 111000 qkm. und 6 Millionen Einwohner fast noch als zum eigentlichen China gehörig gilt, obwohl dort seit der Abtretung von Port Arthur und dem Bau der Eisenbahn nicht mehr die Chinesen, sondern die Russen zu herrschen scheinen. Hier arbeiten irländische, schottische und dänische Missionare und die Zahl der Kommunikanten beträgt 9859.

Auch in der Mongolei hat die Londoner Missionsgesellschaft eine Missionsarbeit eben angefangen.

Die Provinzen des eigentlichen Chinas weiter verfolgend, verlassen wir nun die Küste und gehen vom Tschi'-li westwärts nach Schan-ßi (d. i. westlich der Berge), 202800 qkm, 12 Millionen Einwohner. In dieser Provinz wütete 1877—79 eine schreckliche Hungersnot. Da Missionare der englisch-baptistischen, der wesleyanischen, der China-Inland- und der amerikanisch presbyterianischen Mission bei der Verteilung von Unterstützungen und der Pflege in selbstverleugnender Weise mitwirkten, der Missionar Whiting von der letzteren Gesellschaft auch vom Hungertyphus angesteckt wurde und starb, so gab dies den Anlaß, daß der Mission die Thüren geöffnet wurden. Es sind jetzt 1850 Abendmahlsberechtigte da.

Westwärts, durch den gelben Fluß in dem südwärts fließenden Teile seines Laufes vom Schanßi getrennt, folgt Schen-ßi (d. i. westlicher Engpaß) mit 195000 qkm und 8400000 Einwohnern. Es ist oben berichtet, daß sich hier die ersten Spuren des Christentums in China vorfinden, nämlich in dem nestorianischen Denkmal bei der Provinzial-Hauptstadt Ssi-ngan Fu, welche lange Zeit Reichshauptstadt war. Hier arbeitet seit 1876 die China-Inland-Mission und seit 1892 noch die Englische Baptisten-Missions-Gesellschaft. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten ist 585.

In der nun folgenden nordwestlichsten Provinz von China Kan-ßu' (d. i. freiwillige Ehrerbietung) mit 674923 qkm und $9^1/_3$ Millionen Einwohnern, arbeitet nur die China-Inland-Mission seit 1876. Über diese Gesellschaft ist ein ausführlicher Artikel im Jahrgang 1895 dieser Zeitschrift und im Beiblatt 1896 erschienen, auf den hier um so mehr verwiesen werden muß, als ihre Missionare in den meisten binnenländischen chinesischen Provinzen der evangelischen Mission den Weg gebahnt haben. Die ersten Reisen derselben in diese fernen Provinzen sind fast geographische Entdeckerfahrten zu nennen.

Südwärts uns wendend, kommen wir nun nach der größten Provinz Ssi-tschhuen, (d. i. vier Flüsse), 566000 qkm, 67 Millionen Einwohner, die auf mehr als 1000 km vom Jang-ze-kiang durchströmt wird, der hier teilweise den Namen Kin-scha-kiang, d. i. Goldsandstrom, führt. Auch hierher drang die C.-J.-M. 1877 zuerst vor. Über eine Christenverfolgung in dieser Provinz vgl. A. M.-Z. 1896, 24 ff. Die sieben hier arbeitenden Gesellschaften haben jetzt 1094 Abendmahlsberechtigte.

In der südwestlichsten Provinz Jünnan (d. i. südlich von der Wolke, nämlich vom Wolkengebirge oder Jün-ling), 380000 qkm, 11700000 Einwohner, zählt die China-Inland-Mission trotz mehr als 20jährigen Bemühens erst 15 Abendmahlsberechtigte.

Östlich von da in Kuang-ßi, der „westlichen, weiten", mit 201640 qkm und 5150000 Einwohnern am dünnsten bevölkerten Provinz, wird seit längerer Zeit von der China-Inland-Mission gereist und andere Gesellschaften sollen Stationen dort angelegt haben, doch habe ich keine Statistik auftreiben können. Mit dieser vom Westfluß durchströmten, ärmsten Provinz sind wir in einem weiten Umkreise wieder bei Kuang-tung angelangt, von wo wir ausgegangen waren. Es folgen nun noch sechs Provinzen, die von den genannten umschlossen werden.

Kuei-tschau, nördlich von Kuang-ßi, 167190 qkm, $7^2/_8$ Millionen Einwohnern, steht trotz ihres Namens, der „edler Bezirk" bedeutet, nur recht niedrig in Bezug auf den Charakter der Bewohner und die Erzeugnisse. Doch sollen reiche Quecksilberlager dort sein, auch giebt es viel grobe Seide. Die China-Inland-Mission zählt 82 Abendmahlsberechtigte.

Ostwärts kommen wir dann nach der wegen ihres Ausländerhasses so berüchtigten Provinz Hu-nan (d. i. südlich vom [Thung-ting] See), 216000 qkm, 21 Millionen Einwohner. Die Einwohner sind vielfach wohlhabend und hoch gebildet. Tschau-Han der Verfasser der weitverbreiteten Schmähschrift über das Christentum: „Tod der Teufelsreligion", ist ein gelehrter Hunaner. Lange Zeit rühmten sie sich, daß noch nie ein fremder Teufel seinen Fuß in ihre Hauptstadt Tschhang-scha gesetzt habe. Doch giebt es in derselben jetzt einen Telegraphen und elektrisches Licht und es versuchen jetzt sechs evangelische Missionsgesellschaften mit Macht und nicht ohne Erfolg vorzudringen, doch ist der Erfolg, abgesehen von 81 Abendmahlsberechtigten in der presbyterianischen und China Inland-Mission, noch nicht statistisch nachzuweisen. Der ehrwürdige Londoner Missionar Dr. Griffith John in Hankau, der selbst öfter Hunan bereist hat, erzählt von einem Hunaner Mandarinen, der durch das Lesen christlicher Bücher zuerst in einen starken Gegensatz gegen das Christentum geraten, nun aber zum aufrichtigen Glauben an Christum gekommen ist. Namentlich vom Evangelium Johannis, zumal vom Kapitel 14 und 17, ist er ganz entzückt und begreift jetzt nicht mehr, warum manche Missionare den konfuzischen Klassikern so viel Komplimente machen und Stellen aus ihnen anführen.

Die ostwärts folgende Provinz Kiang-ßi (d. i. westlich vom Strom) 177656 qkm, $24^1/_2$ Millionen Einwohner, ist berühmt durch ihre Porzellanfabriken. Die Gelehrten pilgern viel zum „Thal der weißen Rehe" westlich vom Po-jang-See, wo im 12. Jahrhundert der berühmte Ausleger

der konfuzischen Schriften Tschu-Hi lebte. Kiang-ßi wurde 1869 als eine der ersten binnenländischen Provinzen von der China-Inland-Mission in Angriff genommen, und zwar traten hier zum erstenmal eine größere Anzahl unverheirateter Missionarinnen auf und gingen z. T. auch selbständig, dem Gemeindeleben den Weg bereitend, vor. Gegenwärtig betreibt der Leiter der China-Inland-Mission in dieser Provinz eine „Vorwärtsbewegung". In jedem Bezirke der Provinz leitet ein Missionar eine Hauptstation, auf der Bibelstudium und alles, was zur Vertiefung christlichen Lebens und christlicher Erkenntnis dienen kann, getrieben wird. Dann unternehmen die Versammelten längere Predigtreisen nach den verschiedensten Richtungen hin und zwar immer je zwei Europäer und zwei Chinesen. Diese vier teilen die Nachtquartiere, um sich immer gemeinsam im Gebet stärken zu können, während am Tage je ein Europäer und ein Chinese die Städte und Dörfer durchwandert. Man könnte vor dem beständigen „Plänemachen" Taylors wohl bange werden, wenn nicht von der tief geheiligten Persönlichkeit des gläubigen Beters immer wieder ein segensreicher Einfluß auf Missionare und Eingeborene ausginge. Außer der China-Inland-Mission wirken hier auch die amerikanischen Methodisten. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten beläuft sich jetzt auf 1542.

Nördlich von Kiang-ßi, zu beiden Seiten des Jang-ze-kiang liegt die Provinz Ngan[1]-hoei, (d. i. Ruhe und Fülle), 142000 qkm, 21 Millionen Einwohner. Sie hat im Thai-phing-Aufstande furchtbar gelitten und hat trotz der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens noch nicht den Wohlstand und die Einwohnerzahl zurückerlangt, wie vorher. Die China-Inland-Mission hat in der Provinzial-Hauptstadt Ngan-khing eine Anstalt zur Ausbildung der jungen Männer, die als Missionare herauskommen (wie in der Stadt Jang-tschau in Kiang-ßu für Jungfrauen). Noch zwei andere Gesellschaften wirken hier. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten ist 501.

Westlich von Ngan-hoei liegen die beiden letzten Provinzen Ho-nan und Hu-pe'. Ho-nan (d. i. südlich vom [gelben] Fluß), 176 000 qkm, 22 Millionen Einwohner, wurde einst die „Blume der Mitte", später das „Reich der Mitte" genannt und war zu des Konfuzius Zeiten das Gebiet des kaum der Lehnsstaaten Herr werdenden kaiserlichen Hauses Tschau. Es ist sehr fruchtbar, wird aber oft von „Chinas Kummer", dem aus-

[1]) Manche, die früher Ngan (Ruhe) geschrieben haben, schreiben jetzt An, so auch Legge. „China's Millions" schreibt Gan. In Kanton wird die Silbe On ausgesprochen. Dieselbe Silbe kommt in Sfi-ngan Fu oder Sfi-an Fu vor.

tretenden gelben Flusse, schwer heimgesucht. Eine jüdische Kolonie in der jetzigen Provinzial-Hauptstadt Khai-feng Fu, die um 1300 zuerst erwähnt wird, hatte noch bis etwa 1860 eine Synagoge, die 1183 gebaut und 1488 erneuert war, ist aber, nachdem die Synagoge abgerissen ist, im Untergange begriffen. Die China-Inland-Mission arbeitet hier seit 1875, die Kanadischen Presbyterianer seit 1888. Sie haben zusammen 508 Abendmahlsberechtigte.

Die mittelste und letzte Provinz Hu-pe' (d. i. nördlich vom [Thungting] See) 185000 qkm, 34 Millionen Einwohner, ist ebenso leicht zu erreichen, wie eine der Küstenprovinzen, da sie vom Jang-ze-kiang durchströmt wird, der bis zur Mündung des bedeutenden Nebenflusses Han von großen Seeschiffen befahren werden kann, von da bis I-tschang noch von kleinen Dampfern, während die gewaltigen Jang-ze-Schluchten von I-tschang bis zur Grenze von Ssi-tschhuen, deren wilde, großartige Schönheit zu dem prachtvollsten zählen soll, was es in der Art auf Erden giebt, der europäischen Schiffahrt ein Ziel setzen. An der Han-Mündung liegen Han-kau, Han-jang Fu und gegenüber die Provinzial-Hauptstadt Wu-tschhang Fu. Hier wurde alsbald nach dem Vertrage von Thien-zin das Missionswerk begonnen und zwar seitens der Londoner Mission durch Dr. Griffith John, nicht viel später durch die Wesleyaner. Jetzt sind dort acht Gesellschaften vertreten, die 4644 Abendmahlsberechtigte haben.

Eine Rundreise durch das Missionsgebiet, wie wir sie soeben flüchtig gemacht haben, muß zunächst den Eindruck erwecken, wie wenig noch geschehen ist, im Vergleich zu der ungeheuren Aufgabe. Aber die hier angeschlossene, und vermutlich unter der Wirklichkeit stehende Statistik zeigt in ihrem Zusammenhange, daß doch schon viel geschehen und der Erfolg in wachsender Progression begriffen ist. Leider war es vielfach nicht möglich, die Zahl der Getauften anzugeben, während die Zahl der Abendmahlsberechtigten einen sicheren Anhalt giebt. Natürlich ist der Erfolg der Mission in diesen Zahlen keineswegs erschöpft. Der Einfluß reicht weit über den Kreis derer hinaus, die den entscheidenden Schritt des Uebertritts zum Christentum gethan haben. Wenn die äußeren Verhältnisse, wenn der politische Wind von oben das begünstigte, so könnten leicht Übertritte in großem Maße erfolgen. Wer aber möchte wagen zu behaupten, daß das der Mission zuträglich sein würde? Es ist gut, daß der Herr der Mission das in seiner Hand hat. Wenn Er nur den rechten Wind von oben, des Heiligen Geistes Wehen, verspüren läßt, dann wird die Mission ihren Siegeslauf schon fortsetzen.

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Gehilfen und Gehilfinnen	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Provinz Kuangtung.														
Londoner M.-G.	1807	6	3	5	1	—	49	3	7	1086	620	33	1515	—
Englisch-kirchliche M.-G.	1844	10	8	7	2	—	44	4	—	680	283	22	758	2
Amerik. südliche Bapt. Konvent.	1845	5	5	6	—	—	38	8	13	—	1251	18	455	—
Amer. Bapt. Union	1846	11	11	4	—	2	62	6	43	—	1093	4	173	37
Amer. nördl. Presbyterianer	1846	22	18	11	7	3	130	6	44	—	2323	40	812	—
Engl. Presbyterianer	1847	14	9	9	4	2	47	4	69	3588	2354	53	660	25
Baseler M.-G.	1847	26	16	—	1	—	149	13	54	5650	3809	70	1421	22
Rheinische M.-G.	1847	10	6	2	2	—	13	5	11	614	424	4	65	1
Berliner M.-G.	1851	10	6	—	—	—	90	6	41	1367	942	26	518	11
Berliner Frauen-Verein	1851	1	1	5	—	—	1	1	—	128	19	1	128	—
Wesl. Methodisten	1851	9	5	5	1	1	82	8	27	3960	1313	18	480	—
Amer. Board	1883	2	2	1	—	—	37	2	17	1030	583	14	344	—
Hildesheimer Blinden-M.	1896	—	—	1	—	—	2	1	—	16	—	1	16	—
Amer. Reform. Presb. Synod.	1896	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—
		128	90	56	18	8	744	68	326	—	15014	304	7345	98
Provinz Fu'-kien.														
Die Reform. Kirche i. d. Ver. Staat.	1842	6	6	10	2	1	42	1	11	1378	1315	24	529	—
Londoner M.-G.	1844	6	6	8	1	1	64	2	73	4902	2284	43	593	—
Amer. Board	1847	11	9	9	—	—	203	5	105	12073	2446	101	1937	24
Amer. Bischöfl. Methodisten	1847	19	18	18	6	6	446	4	89	—	13869	136	1633	515
Engl.-kirchliche M.-G.	1850	23	14	31	4	1	188	18	—	8228	3734	212	3359	28
Engl. Presbyterianer	1865	11	7	15	5	1	66	4	63	2867	1761	—	—	17
		66	60	91	18	10	1009	34	341	—	25409	516	8051	584
Insel Formosa.[1]														
Engl. Presbyterianer	1865	7	4	3	2	—	33	1	53	3181	1587	1	—	16
Kanadische Presbyterianer	1871	2	—	—	—	—	61	1	—	2276	1751	5	135	23
		9	4	3	2	—	94	2	53	5457	3338	6	135	39

[1]) 1895 an Japan abgetreten, daher hier abgetrennt von der Provinz Fu'-kien zu der sie früher gehörte, angeführt.

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Gehilfen und Gehilfinnen	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Provinz Tsche'-kiang.														
Amer. (nördl.) Presbyterianer . .	1844	7	6	5	—	1	57	2	22	—	1148	11	530	2
Amer. Bapt.-Union	1843	11	11	9	2	—	53	4	20	—	950	15	395	8
Engl.-kirchliche M.-G.	1848	17	11	18	3	—	106	7	—	2211	1067	39	582	10
China Inl.-M. m. d. deutsch. Allianz	1857	38	14	22	1	1	211	24	82	—	3710	15	172	—
Engl. Method. Freikirchen . . .	1864	7	—	2	2	—	36	2	6	3326	2077	4	87	—
Amer. südl. Presbyterianer . . .	1867	8	7	5	1	—	33	4	—	—	298	1	60	4
		88	49	61	9	2	496	43	130	—	9250	85	1826	24
Provinz Kiang-hu.														
Londoner M.-G.	1843	3	2	2	—	—	27	1	16	593	378	5	217	—
Amer. (nördl.) Presbyterianer . .	1844	16	12	9	1	1	65	3	10	—	477	19	403	—
Engl.-kirchliche M.-G.	1845	4	2	3	—	—	10	1	—	76	32	5	80	—
Amer. Bischöfl. Protestanten . .	1845	13	6	3	1	—	41	5	25	—	338	—	824	—
Baptisten vom siebenten Tage . .	1847	1	1	2	—	1	5	1	1	—	55	2	90	—
Amer. südl. Baptisten	1847	5	5	3	—	—	11	6	7	—	148	10	275	—
Amer. südl. Methodisten[1] . . .	1848	15	14	18	2	—	43	2	15	1471	583	53	1944	—
China Inland-M.	1854	17	25	15	—	—	23	6	1	—	119	11	143	—
Amer. Bischöfl. Methodisten . .	1867	1	1	2	1	1	20	2	17	—	1977	95	1539	136
Frauen-Union	1869	—	—	8	—	4	12	1	—	—	—	7	165	—
Amer. südl. Presbyterianer . .	1872	21	15	9	5	1	20	7	—	—	102	4	13	1
Allg. Ev. Protestantischer M.-Verein	1885	1	1	—	—	—	7	1	—	—	—	1	53	—
Engl. Baptisten M.-G.		1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Amer. Christliche M.-G.	1886	7	7	7	2	1	13	3	5	—	97	5	124	48
		105	92	81	12	9	297	39	97	—	4576	216	5860	185

[1]) Vielleicht z. T. in Tsche'-kiang.

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Christen und Getaufte	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Provinz Schan-tung.														
Amer. südl. Baptisten	1860	5	5	2	—	—	6	8	15	—	403	7	150	—
Amer. nördl. Presbyterianer	1861	25	23	11	6	4	290	6	235	—	5429	146	2052	4
Engl. Neue Methodisten	1866	3	2	—	1	—	69	1	134	3055	1732	28	329	—
Amer. Bischöfl. Methodisten	1869	2	2	3	1	1	11	1	5	—	845	21	67	21
Ausbreitungs-Gesellschaft	1874	4	2	—	—	—	3	2	6	234	123	5	—	—
Engl. Baptisten	1877	16	13	5	2	—	92	2	288	—	3890	96	1136	60
China Inland-Mission	1879	14	10	18	2	—	14	3	5	—	75	7	90	—
Evangeliums-Baptisten	1892	8	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Allgem. Ev. Protest. Miss.-Verein	1898	3	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Berlin I	1898	3	2	—	—	—	—	1	—	—	—	1	50	—
		83	64	40	12	5	485	25	686	—	12497	311	3874	85
Provinz Tschi-li.														
Amer. Board[1])	1854	23	23	15	—	—	100	7	57	3850	2394	38	1444	9
Engl. Neue Methodisten	1859	4	4	—	1	—	34	2	63	1226	795	14	226	13
Londoner M.-G.	1861	16	15	7	3	1	91	4	72	3480	1553	33	479	—
Amer. (nördl.) Presbyterianer	1861	11	9	5	3	1	29	2	7	—	380	7	115	—
Ausbreitungs-Gesellschaft	1862	13	11	7	—	1	12	4	14	704	370	15	—	—
Amer. Bischöfl. Methodisten	1869	22	21	20	2	2	140	4	31	—	2444	33	1722	456
China Inland-M.	1887	6	4	2	—	—	4	4	1	—	22	—	—	—
Schottische Blinden-M.	1887	1	1	—	—	—	—	1	—	—	—	1	20	—
		96	88	56	9	5	410	28	245	—	7958	141	4006	478
Mantschurei Provinz Sching-king.														
Schottische Vereinigte Presbyt.	1862	15	12	10	5	4	111	11	87	15490	8490	55	652	—
Irische Presbyterianer	1869	14	9	4	5	1	176	7	67	Getaufte	1341	21	248	—
Dänische M.-G.	1895	6	5	2	—	—	2	4	1	30	28	2	30	—
		35	26	16	10	5	289	22	155	15520	9859	78	930	—

[1]) Wahrscheinlich z. T. in Schan-tung.

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Gehilfen und Gehilfinnen	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Mongolei.														
Londoner M.-G.	1887	3	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Provinz Schan-hi.														
China Inland-M.	1876	39	19	43	1	—	131	25	29	—	1365	30	358	—
Engl. Baptisten	1878	7	6	1	—	—	21	2	11	—	209	8	153	—
Amer. Board	1882	7	7	2	—	—	15	2	7	610	102	3	34	—
Amer. nördl. Presbyterianer . .		5	4	—	1	—	2	2	1	—	174	—	—	—
		58	36	46	2	—	169	31	48	—	1850	41	545	—
Provinz Schen-hi.														
China Inland-M.	1876	30	21	29	—	—	55	21	15	—	384	11	105	—
Engl. Baptisten	1892	4	2	1	1	—	28	4	15	—	201	15	217	—
		34	23	30	1	—	83	25	30	—	585	26	322	—
Provinz Kan-hu'.														
China-Inland-M.	1876	30	21	29	—	—	55	21	15	—	384	11	105	—
Provinz Hi-tschhuen.														
China Inland-M.	1877	38	20	32	—	—	54	16	13	—	614	14	281	—
Amer Bischöfl. Methodisten . .	1881	4	4	3	1	1	10	2	20	—	221	25	168	41
Miss.-Verein der „Freunde" . .	1886	6	5	4	—	1	14	2	1	65	10	4	216	—
Londoner M.-G.	1888	3	2	—	—	—	5	1	2	—	45	5	88	—
Amer. Baptisten-Union	1889	8	6	—	2	—	15	3	10	—	170	1	13	—
Kanadische Method.	1891	6	4	2	3	1	—	2	—	—	10	4	100	—
Engl.-kirchliche M.-G.	1892	14	8	10	1	—	—	6	—	32	24	—	—	—
		79	49	51	7	3	98	32	46	—	1094	53	866	41

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Gehilfen und Gehilfinnen	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Provinz Jün-nan.														
China Inland-M.	1877	12	5	5	—	—	5	4	—	—	15	2	34	—
Provinz Kuang-ßi (Statistische Angaben fehlen).														
Provinz Kuei-tschau.														
China-Inland-M.	1877	16	6	1	1	—	14	5	2	—	82	7	91	—
Provinz Hu-nan.														
China Inland-M.	1898	6	1	1	1	—	3	4	4	—	21	—	—	—
Londoner M.-G.	–	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Amer. Presbyterianer	1894	1	—	—	—	—	3	3	—	—	60	—	—	—
Amer. Bischöfl. Protestanten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Der Christl. Missionsbund[1])	—	58	28	35	1	—	—	34	1	—	—	—	—	—
Kumberland Presbyterianer	1897	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		66	30	36	3	—	3	41	5	—	81	—	—	—
Provinz Kiang-ßi.														
China Inland-M.	1869	21	15	46	1	—	64	18	23	—	572	10	142	—
Amer. Bischöfl. Methodisten	—	2	2	8	1	1	68	2	18	—	970	186	1497	37
		23	17	54	2	1	132	20	41	—	1542	196	1639	37
Provinz Ngan-hoei.														
Amer. Bischöfl. Protestanten	—	1	1	—	1	—	12	2	4	—	18	—	20	—
China Inland-M.	1869	33	16	8	—	—	53	15	14	—	376	15	159	—
Amer. Miss.-Gesellschaft	1889	4	3	4	—	—	27	2	3	—	107	4	37	—
		38	20	12	1	—	92	19	21	—	501	19	216	—

[1]) Wahrscheinlich teilweis in anderen Prov.

Missionsgesellschaften	Beginn der Arbeit	Missionare	Missionarsfrauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ärzte	Ärztinnen	Chinesische Gehilfen und Gehilfinnen	Stationen	Außenstationen	Christen	Abendmahlsberechtigte	Schulen bezw. Erziehungsanstalten	Schüler	Darunter Seminaristen
Provinz Ho-nan.														
China Inland-M.	1875	14	8	7	2	—	41	8	7	—	438	4	59	—
Kanadische Presbyt.	1888	12	6	4	4	2	14	3	18	222	70	—	—	—
		26	14	11	6	2	55	11	25	—	508	4	59	—
Provinz Hu-pe'.														
Londoner M.-G.	1861	15	6	2	4	1	20	3	—	—	2919	11	226	—
Wesleyan. M.-G.	1862	14	7	5	2	3	65	9	39	2757	906	17	283	—
M.-G. der schottischen Staatskirche	1878	3	3	3	1	1	15	1	3	215	160	1	52	—
China Inland-M.	1874	7	4	4	1	—	9	3	1	—	45	1	42	—
Amer. Bischöfl. Protestanten	1880	6	1	2	1	—	91	5	14	—	580	—	447	—
Schwedische M.-G.	1890	8	4	—	—	—	—	2	—	—	9	3	82	—
Schwedische Amerikaner	1890	3	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Amer. Baptisten-Union	1893	2	2	1	—	—	5	1	4	—	25	—	—	—
		58	29	17	10	5	205	25	61	—	4644	33	1132	3
Unbestimmt in welchen Provinzen.[1])														
		45	25	17	1	4	568	30	13	—	94	30	648	—
Gesamtzahl in China.														
		1099[2])	750	713	124	59	5206	526	2342	—	99281[3])	2079	37684	1574

[1]) Darunter auch die Bibelgesellschaften.

[2]) Darunter allerdings ein großer Prozentsatz Nichtordinierter.

[3]) Man wird kaum überschätzen, wenn man die wirkliche Zahl auf 100000 Kommunionberechtigte angiebt. Die Zahl der Getauften wird etwa das Doppelte betragen. Werden die Katechumenen mitgerechnet, so dürften 250000 evangelische „Christen" in China in 1900 zusammen kommen.

D. Michael Zahn. In piam memoriam.

Vom Herausgeber.

Gottes Werke gehen fort, auch wenn die Arbeiter sterben. Wir richten uns auf an ihren Gräbern durch den zuversichtlichen Glauben, daß Er, der die Werke trägt, auch für einen Arbeiter-Nachwuchs sorgen wird. Aber das Erlebnis ist doch trauervoll, wie der Tod die Reihe der alten Missionsgarde immer mehr lichtet, trauervoll besonders für einen, der nun selbst zu den Veteranen gehört und mit dem ins Grab Gesunkenen jahrzehntelang in derselben Arbeit gestanden hat. Ist mir schon das Gedächtniswort an Ernst Faber schwer geworden, das Michael Zahn zu widmende wird mir noch viel schwerer. Auch mit Zahn ist der Mission ein Arbeiter genommen, der klärend vielfach in ihren Betrieb eingegriffen und sie erleidet durch seinen Tod einen schweren Verlust; mir persönlich aber ist ein Freund und Mitarbeiter entrissen, für den ich wohl keinen Ersatz finden werde.

Der am 4. Juni 1833 zu Mörs geborene Freund brachte ein reiches Erbe schon aus dem elterlichen Hause mit, sowohl von dem originellen Vater, dem bekannten hervorragenden Pädagogen, der bis ins höchste Alter ein Jüngling geblieben war, wie von der ideal angelegten Mutter, einer geborenen Schlatter. In Erlangen empfing er in der Schule des tief gründenden und dauernd anregenden Döderlein eine solide klassische, und durch den großen Exegeten Hofmann eine in der Schrift fundamentierte, in sich geschlossene theologische Bildung, die die Grundlage seines streng geschulten theologischen Denkens geblieben ist, obgleich sich dasselbe später sehr selbständig fortentwickelt hat. Ausgerüstet mit einem ebenso reichen, zum persönlichen Besitz gewordenen Wissen wie mit einem ebenso kindlichen wie zur Verantwortung gegen jedermann bereiten Glauben trat Zahn in Barmen-Wupperfeld als Hilfsprediger in den praktischen Kirchendienst. Seine Art zu predigen war — wie Funcke in seiner Gedächtnisrede[1]) sagt — „sehr tief, aber vorwiegend lehrhaft und nur für diejenigen, die denken wollten". So kam es, daß er zwar immer einen auserwählten Kreis geförderter Christen zu Zuhörern hatte, aber bei Pfarrwahlen nie eine Majorität erlangte. Auf einer zweiten Hilfspredigerstelle in Nieder-Wenigern blieb er nur kurze Zeit, da er bereits 1862 auf Fabri's Vorschlag von Männern wie Mallet, Treviranus und den Gebrüdern Vietor zum In-

[1]) Zum Gedächtnis an D. theol. Franz Michael Zahn. Bremen bei Morgenbesser.

ſpektor der Norddeutſchen Miſſionsgeſellſchaft nach Bremen berufen wurde. In dieſer Stellung iſt Zahn bis zu ſeinem Tode, alſo 38 Jahre lang, geblieben; eine Dienſtdauer, bis zu welcher es, ſoweit mir bekannt, kein anderer Miſſionsinſpektor gebracht hat. Schon Oſtern vorigen Jahres ſetzte die Krankheit ein, von der er ſich nicht erholen konnte und die in Verbindung mit noch einem anderen hinzutretenden Leiden am 5. März 1900 ſeinen Tod herbeiführte. Was ihn noch zuletzt hob und trug, das war die Gewißheit: „Er muß mich halten und mir gnädig ſein“ und das Troſteswort, mit dem ſeine Frau ihn in dieſer Gewißheit ſtärkte: „Fürchte dich nicht, Ich habe dich erlöſet, Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein.“ Nach langem ſchmerzlichen Leiden iſt er dann ganz ſanft entſchlafen.

Mit ſeiner Berufung an die Spitze der Norddeutſchen M. G. war dem noch jugendlichen Zahn keine leichte Aufgabe geſtellt. Ich kann bei dieſer Gelegenheit ja die Geſchichte dieſer in ihren Anfängen namentlich durch konfeſſionelle Streitigkeiten, aber auch durch allerlei ſonſtige Unfälle ſchwer heimgeſuchten Miſſions-Geſellſchaft nicht erzählen, „Vielen erſchien ſie damals als ein ſchwaches Kind, das ſterben wollte.“ Ein Todesland bildete ihr Arbeitsgebiet, deſſen mörderiſches Klima die Hälfte der Arbeiter meiſt nach nur kurzer Arbeitszeit dahinraffte und die Kontinuität der Arbeit ſtörte, ſo daß Jahrzehnte lang nur ein ſehr geringer Erfolg zutage trat. Da war Geduld und Glaube der Heiligen notwendig, zumal es an Stimmen, und nicht bloß aus dem miſſionsgegneriſchen Lager, nicht fehlte, die dieſe geringen Ergebniſſe der aufgewendeten Opfer nicht für wert hielten. Aber tapfer und treu hielt Zahn ſtand in Gemeinſchaft von Männern, die nicht auf das Sichtbare ſondern auf das Unſichtbare ſchauten, und — ihre Hoffnung iſt nicht zuſchanden geworden. Klein war das Hinterland, aus dem ſich die heimatliche Miſſionsgemeinde rekrutierte, welche das Werk trug, und durch die ſteigende Popularität Hermannsburgs und ſpäter durch die Gründung der Schleswig-Holſteiniſchen Miſſions-Geſellſchaft verringerte es ſich noch ſtatt ſich zu erweitern. So konnte die Zahl der Miſſionare immer nur eine kleine bleiben und die Sorge um die finanziellen Mittel lag oft ſchwer auf dem Leiter der Geſellſchaft. War Zahn von Haus aus kein Mann der entſchloſſenen Initiative, ſondern eine Art Fabius Cunctator, der lange und vorſichtig wägte ehe er wagte, eine Eigenart, die ihn zu einem weiſen Baumeiſter machte, der auf ſolider Grundlage einen ſoliden Bau aufführte, ſo wurde durch dieſen Druck auch das Maß der Aktionsfreudigkeit, das er thatſächlich beſaß, nicht ſelten

gehemmt, und das Werk, das ihm anvertraut war, in relativ engen Grenzen gehalten, eine Beschränkung, die dem groß veranlagten Manne keine geringe Selbstverleugnung zumutete. Aber er hat diese Selbstverleugnung geübt und die Treue im Kleinen, die ihre Frucht war, bildet einen der leuchtendsten Züge seines edlen Charakters.[1]) Speziell bewies sich diese Treue im Kleinen in dem eingehenden Verkehr mit den Brüdern und Schwestern, die seiner Leitung unterstellt waren, und die in einem Maße Belehrung, Trost und Liebe von ihm genossen, wie es in großen Missionsgesellschaften den Missionaren seitens ihrer Vorgesetzten wohl nur selten zuteil wird. „Es war", sagt wieder Funcke, „immer ein tiefgehender Einfluß, den er übte. Er wirkte central, persönbildend, weil er selbst im eminenten Sinne eine christliche Persönlichkeit war."

Aber Zahns missionarischer Einfluß ging weit über die engen Grenzen der kleinen Gesellschaft hinaus, deren Inspektor er war. Mit Fabri zusammen, von dem allerdings die Hauptanregung ausging, begründete er schon 1866 die kontinentale Missionskonferenz, die seit dieser Zeit im 3 oder 4jährigen Turnus in Bremen tagt, 1897 zum letzten Male. Auf dieser Konferenz hat Zahn nicht nur eine Reihe bedeutender Vorträge gehalten[2]), sondern auch wie kaum ein anderer in die Diskussion eingegriffen, manchmal geradezu klärend, immer anregend, nie Triviales sagend und, selbst wenn er zum Widerspruch reizte, stets belebend. Als einen Mann, dessen Rede mit Salz gewürzt war, lernten ihn auch weitere Kreise auf den Provinzial-Missionskonferenzen kennen, von denen er vornehmlich die Hallesche oft und gern besucht hat. Bedeutende Missionsthemata[3]) hat

[1]) Ein Bremer Freund, dem die Korrektur dieses Nekrologs vorgelegen, bemerkt hierzu: „Zahn stand nicht auf einem hervorragenden Posten. Sein Werk war klein im Vergleich mit dem anderer. Er war bescheiden und zurückhaltend, hatte nicht die Art, von dem, was er that, viel Lärm zu machen. Richard Rothe redet einmal davon, daß der Christ die Pflicht habe, sich selbst auszustellen, d. h. die Gaben, die er von Gott empfangen und die Leistungen, die ihm durch sie gelungen, vor anderen kund werden zu lassen, damit sie auch Freude und Genuß daran haben. Dazu fehlte die Gabe unserem gemeinsamen Freunde ganz."

[2]) 1866: Über die Verbindung merkantiler und gewerblicher Thätigkeiten mit der Mission. 1868: Die Vertretung der Mission auf den Universitäten. 1885: Der überseeische Branntweinhandel. Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben. 1893: Die Taufordnung für die evangelische Heidenmission. 1897: Eheordnung für die evangelische Heidenmission und: der Missionar als Anwalt der Eingeborenen.

[3]) 1884: Evangelischer und römisch-katholischer Missionsbetrieb. 1886: Die Verweltlichung, eine neue Missionsgefahr. 1890: Selbständige Kirchen das Ziel

er hier mit ebenso viel Sachkenntnis wie Originalität und — wenn er anmaßungsvolle Gegner widerlegte — mit seltener Schlagfertigkeit behandelt. Hier war ein großes Auditorium, das sich stets freute, wenn Zahns Name auf dem Programm stand, und das nie getäuscht auseinander ging. Wie es auf anderen Konferenzen war, das weiß ich nicht auf Grund eigenen Erlebnisses, aber vermutlich nicht anders als in Halle.

Von Anfang an ist Zahn auch ein fruchtbarer Mitarbeiter an der A. M.-Z. gewesen. Es ist kaum ein Jahrgang da, der nicht mehr oder weniger umfangreiche Beiträge von ihm enthält. Abgesehen von den Bremer und Halleschen Konferenzvorträgen sind es ebenso viele missionsgeschichtliche, wie „theoretische und „apologetische Arbeiten, die diese Zeitschrift seiner Feder verdankt, meist längere Essays[1]); aber auch wenn er Gelegenheitsfragen bespricht oder über Westafrika, über das er besonders gründlich orientiert war, die eingehenden Rundschauen schreibt, immer ist es geistvoll und inhaltsreich, was er bietet und die Leser werden seine Beiträge schmerzlich vermissen.

Zahn war aber auch selbst Herausgeber einer periodischen Missionsschrift, nämlich des Monatsblatts der norddeutschen M.-G. Es war keine leichte Aufgabe, aus einer so beschränkten Arbeit, wie sie diese Gesellschaft thut, monatlich einen Bogen mit Missionsnachrichten zu füllen, die sich nicht ins kleinliche verloren oder in Wiederholungen gerieten, und so zu einer langweiligen Lektüre wurden. Mit bewunderungswürdigem Geschick hat Zahn diese Gefahr nicht nur vermieden, sondern das genannte Organ zu einem der lehrreichsten und ansprechendsten missionarischen Monatsblatte gemacht. Er hat das gethan, indem er mit erfinderischer Vielseitigkeit die kleinen Dinge, die er zu berichten hatte, nach der Gabe, die ihm gerade für diese Art der Missionsgeschichtsbetrachtung gegeben war, in die immer

---

evangelischer Missionsthätigkeit. 1892: Die Bibel in der Mission. 1895: Die Muttersprache in der Mission. 1896: Giebt das N. T. für alle Zeit bindende Vorschriften für die Methode der christlichen Mission? — Alle diese Vorträge sind in den betreffenden Jahrgängen der A. M.-Z. gedruckt.

[1]) Nur die wichtigsten seien besonders angeführt. 1879: Die Aufgaben der Missionsgeschichtschreibung. 1881 u. 82: Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika. 1883: Eine staatssozialistische Mission deutscher Junge. 1886: Mission und und Handel. 1887: Die Mission auf dem allgemeinen deutschen Kongreß und: Prof. Lepsius und Archidiakonus Zorker. 1888: Islam und Christentum. 1890: Ernst. 1891: Mission und Geld. 1893: Zeichen und Wunder in der Mission. 1894: Der indische Regierungsbericht von 1891. 1895: Die evangelische Heidenpredigt. 1896: Der norddeutsche M.G. und: Nationalität und Internationalität in der Mission.

neue Beleuchtung bedeutender Gesichtspunkte stellte, und indem er die Berichterstattung über die eigene Mission ergänzte durch Blicke in und Überblicke über das ganze große Missionsgebiet.[1]) Auch verschiedene kleine Broschüren über die Anfänge der norddeutschen Mission im Evhelande hat er verfaßt, die auch heute noch nicht veraltet sind; leider hat er uns nicht mit einer Gesamtgeschichte der Gesellschaft beschenkt, zu deren Abfassung sowohl durch sein langjähriges Inspektorat wie durch seinen Verkehr mit den die ältere Tradition repräsentierenden Männern er besonders berufen gewesen wäre.

In Rede und Schrift ist Zahn mit besonderer Energie für die Rechte der eingeborenen Bevölkerung, namentlich auf den in den Kolonieen liegenden Missionsgebieten eingetreten, als ihr tapferer Anwalt gegen jede Art der Mißbehandlung. Es mag sein, daß sein ausgeprägter, nicht bloß religiöser sondern auch politischer Freiheitssinn manchmal eine zu ideale Humanität vertrat, von der aus er Doktrinen aufstellte, gegen welche pädagogische Besonnenheit praktische Bedenken geltend machen konnte. Aber wenn er mit seiner überzeugenden Klarheit für das heilige Recht der Muttersprache und auf Grund seiner überwältigenden Sachkenntnis gegen das Verderben eiferte, welches europäische Gewinnsucht durch den Branntweinhandel namentlich in Westafrika anrichtet[2]), dann war seine Position unanfechtbar und nur verblendeter Egoismus konnte sich gegen die Wahrheit verschließen, die er vertrat. Ebenso hat Zahn viele gute Worte geredet auch in politischen Tagesblättern, namentlich der Weser-Zeitung, über die Empfänglichkeit der Schwarzen für Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeitsübung und Vertrauen, wie einen guten Kampf geführt wider das meist auf Unkenntnis beruhende Vorurteil gegen ihre Bildungsfähigkeit, Arbeitswilligkeit und Vertrauenswürdigkeit. Vielleicht war er als Cato censorius manchmal etwas herb, wenn er auf die Verkehrtheiten der kolonialpolitischen Weisheit zu reden kam, aber die Schärfe war der Ausdruck einer warmen Liebe zu den Eingeborenen.

Nun gingen aber Zahns Interessen nicht auf in der Mission. Zunächst nahm er an dem kirchlichen Leben Bremens einen regen

[1]) Die erste Serie dieser Überblicke ist separat erschienen in dem lichtvollen Schriftchen: Der Acker ist die Welt.

[2]) Der schon erwähnte auf der Bremer Konferenz gehaltene Vortrag, über den überseeischen Branntweinhandel, der nicht bloß in der A. M.-Z., sondern auch als Separatbroschüre erschien, verwickelte Zahn in eine geharnischte öffentliche Debatte mit dem bekannten Hamburger Großkaufmann Wörmann. Vgl. A. M.-Z. 1886, 268 und die Schrift: Der westafrikanische Branntweinhandel. Eine Polemik gegen Wörmann. Gütersloh 1886.

Anteil. Mit Pastor Victor begründete er 1865 ein Kirchenblatt, das er mehrere Jahrzehnte hindurch trefflich redigierte und auch später, als er die Redaktion in andere Hände legte, mit noch manchen Artikeln versorgte, die ein schönes Zeugnis praktischer Verwertung seiner Schriftgelehrsamkeit sind. Eine Serie dieser Artikel ist separat erschienen in der lesenswerten Schrift: Der Christ und die Welt[1]). In dem durch das provokatorische Auftreten des Protestantenvereins, besonders des Predigers Dr. Schwalb, den Vertretern des alten Bibelglaubens aufgenötigten Kampfe stand Zahn in vorderster Reihe und es war ein schneidiges Schwert, das er führte. Auf die Schrift: „Der alte und der neue Glaube an Christus oder Glaube und Unglaube. Offenes Rundschreiben an Herrn Dr. Schwalb“[2]) zog dieser vor, nicht zu antworten. In der Bremischen Kirchenvertretung war Zahn einer der bedeutendsten Wortführer, die beiden dortigen Pastoralgesellschaften beseelte er als ihr selbstverständlicher Präses 3 Jahrzehnte hindurch, und ebenso lange leitete er mit hingebender Treue den alten Bremischen Jünglingsverein. Unter dem Titel: Beiträge zum Schriftverständnis gab er in den sechziger Jahren 3 Bändchen biblischer Geschichtsbetrachtungen, namentlich Charakteristiken biblischer Persönlichkeiten, heraus, mit einer längeren geistvollen Vorrede: Die biblische Geschichte der Schlüssel zur christlichen Lehre, denen 1871 ein Schriftchen über die Vaterlandsliebe der Christen nach dem N. T. folgte. Seiner geistvollen Großmutter Anna Schlatter setzte er ein Denkmal in dem dreibändigen Werke: „Anna Schlatter-Bernets Leben und Nachlaß“, in welchem eine reiche Fülle von Beiträgen zum Verständnis für die Zeit des geistlichen Erwachens am Anfang des vorigen Jahrhunderts enthalten ist.

Wo immer Zahn öffentlich oder sonderlich in Verhandlungen eingriff, zeigt er sich als ein Schriftgelehrter, der in reicher Fülle aus seinem Schatz altes und neues herauszuholen verstand. Er war kein Mann der Schablone, daher auch kein Parteimann, sondern durch und durch ein Schrifttheologe, der eine in sich geschlossene biblische Weltanschauung besaß, die sein ganzes selbständiges, von einem gewissen Doktrinarismus manchmal nicht ganz freies Denken beherrschte. Obgleich von durchdringendem Verstande und von großer Schlagfertigkeit, besaß er ein tiefes, zartbesaitetes Gemüt und eine große Gütigkeit und Milde. Erfüllt von einem an Gottes Wort gebundenen starken Freiheitsgeiste, gestand er willig anderen dieselbe Freiheit der Bewegung zu, die er für sich selbst in Anspruch nahm. Als ein

[1]) Gütersloh 1894.

[2]) Bremen 1868. 3. Aufl.

Mann ohne Menschenfurcht, tapfer und aufrichtig, edel und großherzig, in der Polemik immer sachlich, nie persönlich, genoß er trotz der Schärfe, die manchmal sein Wort charakterisierte, auch die Achtung seiner Gegner. Die kirchlichen und politischen Blätter Bremens der verschiedensten Richtung haben in ehrenvollen Nachrufen seine Bedeutung anerkannt, und mit dieser Zeitschrift werden sich alle Missionsorgane Deutschlands in dem Danke für die große Gabe vereinigen, die Gott der deutschen Mission in Michael Zahn geschenkt hat. In der Geschichte derselben wird auch sein Name unvergessen bleiben.

Litteratur-Bericht.

1. **Fries**: „Geschichten und Bilder aus der Mission." Heft 18. Halle. Waisenhaus. Das diesmal statt 32 S. 51 S. starke Heft, welches trotzdem nur 25 Pf. kostet, enthält 1 die Geschichte der Berliner Missionsstation Botschabelo (mit 2 Bildern) von Merensky, besonders für das jüngere Geschlecht der Missionsfreunde eine lehrreiche und fesselnde Lektüre aus der alten in Transvaal spielenden Berliner Mission; und 2. ein Missionsjahrhundert von Dekan Wurm, eine Übersicht über die Ausdehnung der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert, namentlich über die Haupt-Missionsgesellschaften, welche die Arbeit treiben.

2. **Tischhauser**: „Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts." Basel. 1900. 6,40 Mk. Was diese 711 Seiten starke Geschichte auszeichnet, das ist, daß sie sich zur Aufgabe stellt, eine in die Volkskreise hinabsteigende Detailschilderung des religiösen und sittlichen Lebens innerhalb des in dem Titel bezeichneten Zeitraumes zu geben. Der Betrieb der heutigen historischen Theologie — heißt es im Vorwort — sei „vorwiegend aristokratischer Art;" „was im Kirchenleben des Volks vorgehe, was an Kräften und Einflüssen sich da geltend mache, werde ignoriert und höchstens gestreift." „Man steige nicht ins Volk hinab und studiere nicht die im Volksleben sich vollziehenden religiösen Erregungen, die sich hier offenbarenden kirchlichen und sittlichen Interessen." Um diesem unleugbaren Defekte abzuhelfen, hat der Verfasser mit staunenswertem Fleiße ein Quellenmaterial durchforscht (vergl. die Aufzählung S. 668—704), das nicht nur die bezügliche biographisch-monographische Litteratur, sondern auch die einschlägigen theologischen und kirchlichen Zeitschriften, die Volksblätter und die Tagespresse fast lückenlos umfaßt. Auf der breiten Grundlage dieses umfangreichen Quellenstudiums liefert nun das Buch ein kirchengeschichtliches Spezialbild, wie es mit einer ähnlichen Fülle konkretester Data zur Zeit noch nicht existiert. Sowohl in den religiösen und sittlichen Tiefstand, auf den unter der Herrschaft des Rationalismus das Volksleben herabgesunken war, wie in alle die Aufschwungsbewegungen, welche allmählich diese Herrschaft brachen, bekommt man einen so allseitigen und detailierten Einblick, daß man das anschaulichste Wirklichkeitsbild vor

sich hat. Wie instruktiv ist z. B. der uns besonders interessierende Passus über die ältesten Missionsbewegungen in Mittel-, West- und Norddeutschland S. 569—582! Die Gründung der Baseler Missionsgesellschaft mit ihren ganzen kirchengeschichtlichen Zusammenhängen läßt der Verfasser leider unberücksichtigt, obgleich sie doch keine rein schweizerische Angelegenheit ist, sondern stark in die deutsche Kirchengeschichte hineinspielt. In formaler Beziehung bleibt allerdings manches zu wünschen. Abgesehen von einer gewissen durch die Stofffülle veranlaßten Breite und Monotonie wird die Lektüre sehr erschwert durch den Mangel an übersichtlichen Unterabteilungen und an Markierungen der den Fortschritt der Darstellung bezeichnenden Stichworte durch Sperrdruck. Das Buch ist in 2 Hauptabschnitte (I von 1800—1817 und II von 1817—1848) geteilt, von denen jeder in 6 Kapitel zerfällt, die ganz die gleichen Überschriften tragen.[1]) Schon diese Disponierung könnte man beanstanden. Aber wenn detailreiche Kapitel, welche mehr als 100, ja 300 Seiten enthalten, abschnittlos verlaufen, so ermüdet das den Leser, wie der Marsch auf einer endlosen, geradlinigen Pappel-Landstraße. Bene docet, qui bene distinguit, und zum guten Distinguieren gehören auch orientierende Markſteine.

3. „Jahrbuch der Bayrischen Missionskonferenz für das Jahr 1900." Rothenburg a. Tbr. 1,20 Mk. Die jetzt im erfreulichen Aufschwunge begriffene Bayrische Missionskonferenz — sie zählt ca. 500 Mitglieder — hat sich offenbar das Jahrbuch ihrer Königl. Sächsischen Schwester zum Vorbild genommen und der vorliegende zweite Versuch berechtigt zu der Erwartung, daß sie auf dem besten Wege ist, es demselben gleich zu thun. Neben einigen dem Sächsischen Jahrbuche entnommenen Abschnitten und einer Reihe von Artikeln, die spezielle Konferenzangelegenheiten behandeln, enthält es 8 selbständige Arbeiten wesentlich geschichtlichen Inhalts von verschiedenen Verfassern, mehrere von dem Vorsitzenden Pf. Köberle, der in neuer und sehr verbesserter Gestalt jetzt auch das Nürnberger Missionsblatt herausgiebt, die recht nützlich und gut zu lesen und teilweise auch direkt als Missionsstunden zu verwenden sind. Mein Vortrag auf der Kulmbacher Konferenz, an die ich mit Freude zurückdenke, über das Thema: „Wie erhalten wir missionslebendige Gemeinden?" bildet den Eingang, freilich nur nach einer stenographischen Aufzeichnung, die den Inhalt ziemlich verkürzt wiedergiebt.

4. **Schreiber jun.**: a) „Theodor Fliedners Lebenswerk. Gedenkblätter zur Hundertjahrfeier seines Geburtstags am 21. Januar 1900." b) „Festbericht über die Feier des hundertjährigen Geburtstags des Diakonissen-Vaters D. Theodor Fliedner am 21. Januar 1900 zu Kaiserswerth a. Rh." Ebda. 50 und 25 Pf. — Ich zeige diese beiden Schriften in der A. M.-Z. an, weil Fliedner und sein Werk auch für die Mission von großer Bedeutung ist, und, täuscht nicht alles, in der Zukunft von noch größerer Bedeutung werden wird. Es würde sich darum gelohnt haben, schon gelegentlich der Centenarfeier seiner in dieser Zeit-

[1]) Nämlich: I. Die wirtschaftlichen, politischen, sozialen und litterarischen Verhältnisse Deutschlands. II. Das Schulwesen. III. Philosophische Schulen. IV. Geschichte der Einleitung in die Bibel und deren Auslegung. V. Theologie und Dogmatik. VI. Die kirchlichen, religiösen und sittlichen Zustände innerhalb der evangelischen Länder Deutschlands.

schrift zu gedenken; wenn es nicht geschehen ist, hat das lediglich seinen Grund darin, daß wir bereits 1898, 441 einen ausführlichen Aufsatz gebracht haben: „Die Kaiserswerther Diakonissenarbeit im Morgenlande eine Missionsarbeit" und Gesagtes nicht wiederholt werden sollte. Aus der sonstigen Fliedner-Litteratur, welche der 100jährige Gedenktag gebracht hat, machen wir besonders aufmerksam auf die meisterhaften Aufsätze von Schäfer in der Allg. ev.-luth. K.-Z. (1900 Nr. 9—15): „Theodor Fliedner."

5. **de le Roi**: „Judentaufen im 19. Jahrhundert." Ein statistischer Versuch. Leipzig. 1899. 0,75 Mk. Auch eine Missions-Jahrhundert-Betrachtung aus der Feder eines kompetenten Fachmannes, die mit der überraschenden Summierung schließen darf: „Erinnern wir an die 224000 getauften Juden unseres Jahrhunderts und denken wir an deren zahlreiche Nachkommen, dann werden wir behaupten dürfen, daß die Zahl der jüdischen Proselyten des 19. Jahrhunderts die Zahl der Taufen aus den Völkern während des Anfangsjahrhunderts der christlichen Kirche und die Judentaufen in derselben Zeit weit übertrifft." Freilich von den 224000 Judentaufen entfallen nur rund 73000 auf die evangelische Kirche und von diesen wieder nur 12400 auf die direkte Judenmission; doch geht der Einfluß der letzteren zweifellos über diese Zahl weit hinaus, da von den kirchlichen Organen viel Judentaufen vollzogen werden, welche das Ergebnis der eigentlichen Missionsarbeit unter den Juden sind.

5. **Lepsius**: „Der christliche Orient." Monatsschrift des deutschen Hilfsbundes für Armenien. Zu beziehen durch das Bureau desselben: Berlin W., Lützower Ufer 5. 1 Mk. pro Jahr. Aus der Feder des Dr. Lepsius ist immer etwas Gutes zu erwarten. Schon sein weit verbreitetes tapferes Buch: „Armenien und Europa" und seine im 3. Jahrgange erscheinende „Zeitschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums: das Reich Christi" haben es bewiesen, und die erste Doppelnummer des „Christlichen Orients" bestätigt es von neuem. Gleich der Eröffnungs-Artikel: „An die Freunde unserer Arbeit" hat einen bedeutenden Inhalt. Auch der folgende: „Urfa-Ur, die Heimat Abrahams" ist überaus lehrreich. Mag manches disputabel sein, was Lepsius sagt, zum Nachdenken anregend ist es immer. Wir empfehlen daher die neue Zeitschrift nicht bloß um des Zwecks willen, dem sie dient, sondern auch wegen ihres gediegenen Inhalts.

Warneck.

Druckfehler-Verbesserung.

Seite 151 Zeile 6 von unten ist zu lesen: wörtlich statt wirklich.
Seite 155 Zeile 10 von unten: Weisen statt Weißen.
Seite 197 Zeile 6 von oben ist zu lesen: Kunze statt Kurze.

Werke aus dem Gebiete der **äußeren Mission**, im Verlag von **Martin Warneck** in **Berlin** erschienen:

Samoa. **Das Land, die Leute und die Mission.** Von D. **H. Kurze.** Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.

Inhalt: Eine Rundfahrt durch den Samoa-Archipel. — Die Götter der alten Samoaner. — Opfergebräuche. — Die samoanische Küche und Gastfreundschaft. — Die Landestracht der Samoaner. — Kindheitstage und Jugendzeit des Samoaners. — Tättowierungsgebräuche. — Hochzeit und Ehe. — Dorfjungfrauen. — Krankheit und Sterben. — Das Totenreich. — Die Kriegsführung in alten Zeiten. — Vergnügungen und Lustbarkeiten. — Das Haus des Samoaners. — Der Einzug des Evangeliums in Samoa. — John Williams zweite Missionsreise nach Samoa. — Weiße und braune Lügenpropheten. — Die Christianisierung Samoas durch die Londoner Mission. — Ein Besuch im Missionsseminar zu Malua. — Die Organisation der Londoner Missionsgemeinden.

Warneck, D., Prof. d. Theol. **Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen.** Sechste Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Unentbehrlich für jeden Missionsfreund.

Dahle, L. **Der Heidenmissionar des Alten Bundes.** Der Prophet Jona, seine Person und Zeit, seine Aufgabe und Sendung. Übers. von W. Wendebourg, mit biographischer Skizze von D. Kurze. M. 2.—.

Der bekannte Sekretär der Norwegischen Miss.-Ges., Verfasser von „Das Leben nach dem Tode" u. a., giebt in diesem Buch eine lichtvolle Darstellung von Leben und Aufgabe des von der modernen Kritik oft mißverstandenen Propheten Jona.

Stosch, Georg. **Im fernen Indien.** Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen. kl. 8°, 14 ½ Bogen. Preis brosch. M. 2.80, eleg. geb. M. 3.60.

Eger, † Pfarrer in Nienstedt. **Wegweiser durch die volkstümliche Missions-Litteratur.** Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen, bearbeitet unter Mitwirkung anderer. Preis 50 Pf.

Strümpfel, E. **Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur.** Unter Mitwirkung von Fachleuten bearbeitet, herausgegeben vom Vorstand der Miss.-Konf. der Prov. Sachsen. M. 1.—.

Ein längst erwünschtes Pendant zu **Egers** vorzüglichem Wegweiser durch die **volkstümliche** Missionslitteratur. Jedes Werk ist mit einer Besprechung versehen. Die Einteilung ist übersichtlich: **Missionstheorie** (Apologetik, Polemik), **Missionsgeschichte zur Pflege des heimischen Missionslebens, Zeitschriften.**

Aus der Mission auf Java.

Von Missionar Joh. Warneck.

Nachdem ich sieben Jahre lang in der Mission unter den Batas gearbeitet, war es mir Ende vorigen Jahres vergönnt, eine Studienreise nach Java zu machen. Ich durfte den größten Teil von Java und seine interessantesten Missionsgebiete kennen lernen. Wenn ich im nachfolgenden einiges erzähle von dem, was ich gesehen, so möge man bedenken, daß ein in der Arbeit stehender Missionar, trotz des geschärften Auges, was ihm die Erfahrung giebt, ein völlig objektives Bild eines andern Missionsgebietes nur schwer zeichnen kann. Anders wird der Missionar aus den Batalanden die Arbeit auf Java sehen, anders der von Neu-Guinea, anders wieder derjenige, welcher aus China oder Englisch-Indien kommt; denn jeder bringt einen andern Maßstab mit. Der auf allen Missionsfeldern heimische Missionsgelehrte wird gerechter urteilen können. Auch habe ich ja nicht die gesamte Missionsarbeit auf Java kennen gelernt, sondern immerhin nur einen beschränkten Teil. An der Hand folgender Einteilung glaube ich am erschöpfendsten meine Beobachtungen wiedergeben zu können.

1. Die Gesellschaften, welche auf Java arbeiten.
2. Die Methoden, nach denen sie arbeiten.
3. Die Erfolge ihrer Arbeiten.

I.

An Missionsgesellschaften ist auf Java kein Mangel. Wer den Segen kennt, der in dem einheitlichen Werke einer großen Missionsgesellschaft liegt, den erfüllt es eigentlich mit Bedauern, die Menge der kleinen Gesellschaften auf Java zu sehen, die alle ihre eigenen Wege gehen. Viele von ihnen haben nur wenige Missionare. Sobald sich weite Thüren aufthun würden, so könnte die schwache Kraft der kleinen Gesellschaft nicht mehr genügen und man müßte das aufblühende Werk abgeben. So ist es ja leider der Rotterdamer Gesellschaft in der Minahassa ergangen; sie hatte ihr herrliches Erntefeld an die holländisch-indische Staatskirche abgeben müssen, weil sie den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Unter den auf Java arbeitenden Gesellschaften ist diese Alte Rotterdamer (Nederlandsche Zendelinggenootschap) die größte und wohl auch die fruchtbarste. Anknüpfend an eine religiöse Bewegung, die in Surabaja

durch den Uhrmacher Emde ins Leben gerufen, durch Missionar Kam weiter geführt wurde, und ihre Kreise auch bis in das flache Land der weiteren Umgegend zog, setzte die Niederländische Missionsgesellschaft im östlichen Mitteljava ein und hat dort nicht unbedeutende Erfolge aufzuweisen. Bahnbrechend wirkte Jellesma, welcher den Grund zu der jetzt so blühenden Arbeit in Modjowarno legte. Diese Gesellschaft hat auch einen Missionsarzt und blühende Schulen. Sie hat heute 8000 Christen auf Java.

Besonderes Interesse bringt der Deutsche der einzigen deutschen Missionsgesellschaft auf Java entgegen, der Neukirchener. Sie bedient die sogen. Salatigamission, die ihren zufälligen Namen einer einzigen Station, die keineswegs den Mittelpunkt bildet, verdankt. Ihre Missionare arbeiten mit deutschem Fleiß und Gründlichkeit in Mitteljava, in einem fruchtbaren Lande, welches, ungemein dicht bevölkert, für den Missionar etwas sehr anziehendes hat. Leider steht auch hier die geringe Zahl der Missionare in keinem Verhältnis zu der Menschenmasse, welche unter den Schall des Evangeliums gebracht werden soll; viel Zeit geht den abgehetzten Missionaren verloren mit Hin- und Herreisen in ihren weit ausgedehnten Parochieen. Noch ist alles in den Anfängen, die Gemeinden sind bescheiden und obwohl klein, keineswegs „Auswahlgemeinden"; die Stellung gegenüber den Mohammedanern z. T. recht schwierig. Die Zahl ihrer Getauften wird kaum 1000 überschreiten.

Die Neue Rotterdamer Gesellschaft (Nederlandsche Zendingsvereeniging), eine Separation aus der alten, hat ihre 9 Missionare sämtlich in Westjava postiert unter den Sundanesen. Es ist das eigentlich noch Pionierarbeit. Jeder sucht sich seinen Weg zu den noch verschlossenen Herzen der mohammedanischen Bevölkerung, so gut er kann. Die Zahl der Missionare steht in keinem Verhältnis zu den Millionen Menschen, die dieses herrliche Gebirgsland bewohnen. So gering die Erfolge noch sind — es mögen wohl 1500—2000 Christen gewonnen sein — so macht dies Arbeitsfeld doch einen hoffnungsvollen Eindruck. Unzugänglich sind die Sundanesen jedenfalls nicht.

Eine schöne, aufblühende Arbeit hat die Mennonitenmission (doopsgezinde) in Mitteljava, an den Grenzen der Neukirchner. Soweit sie sich aus den Städten aufs flache Land zurückgezogen haben, geht es gut voraus. Mit ihren Nachbarn, den Neukirchnern, stehen sie in einem schönen, brüderlichen Verhältnis. Einige ihrer Sendboten sind im Barmer Missionshause ausgebildet. Da auch ihr Gebiet — wie eigentlich ganz Java — dichtbevölkert ist, so liegt auch auf ihren Schultern zuviel Arbeit.

Besonderen Fleiß verwenden sie auf die Schule. Unter ihnen befindet sich der tüchtigste Kenner und Bearbeiter des Javanischen, Missionar Jansz sen., welcher zugleich der Nestor der Missionare auf Java ist. Der ehrwürdige alte Herr lebt jetzt nur noch sprachlichen Arbeiten.

Das Javakomitee hat drei Missionare auf Java. Die Arbeit in Batavia gehört zu den schwierigsten und unfruchtbarsten der Insel. Diese kleine Gesellschaft hat auch zwei Missionare in den südlichen Batalanden (Angkola).

Mit dem Anspruch, die Mission κατ' ἐξοχήν zu sein, tritt die niederländisch reformierte Kirchenmissionsvereinigung auf, welche unter dem Einfluß des holländischen Kirchenmannes Kuyper steht. Nach seiner Meinung muß die Mission von der Kirche als solcher, nicht von freien Gesellschaften, getrieben werden. Die geordneten Institute der „gereformeerde Kerken", d. h. ihre Synoden, leiten und verwalten das Missionswerk. Ihre Sendboten heißen nicht Zendelinge, sondern „Diener des Worts", denn alle Worte, die im Holländischen auf „ling" endigen, bedeuten etwas Kleines oder Schlechtes. Zu diesen Ansprüchen steht in keinem Verhältnis die Zahl ihrer Arbeiter; es sind nämlich zur Zeit nur drei, ein „Diener des Worts", ein Lehrer, welcher ein Seminar leitet, und ein „Diakon", d. i. ein Missionsarzt. Ihr Arbeitsfeld ist ein riesig ausgedehntes. Sehr beliebt scheint diese exklusive Kirchenmission, von welcher man mehr hört als sieht, unter den Holländern nicht zu sein. In ihren Augen sind die von Missionsgesellschaften ausgesandten Missionare „Freibeuter", wie einer ihrer Koryphäen zu sagen beliebte. Es ist mir völlig unklar geblieben, wie die Tausende von Christen, welche zu dieser Gesellschaft gehören (oder gehört haben?), versorgt werden. Der abgefallene Evangelist Sadrach hat allerdings wohl die meisten mit sich gezogen, die nun der reformierten Kirche verloren sind. Jedenfalls würde diese Mission ganz andere Erfolge zu verzeichnen haben, wenn hier mit Kraft eingesetzt würde, statt auf müßigen Theorieen herum zu reiten.

Ein eigenes Komitee hat das Seminar in Depok, an welchem ein Direktor und ein holländischer Lehrer angestellt ist. Der Direktor, der ehrwürdige Missionar Hennemann, ist im Barmer Missionshause ausgebildet.

In Mitteljava ist neuerdings die Heilsarmee sehr rührig, besonders in Samarang und Umgegend. Leider habe ich von ihrer Arbeit nichts zu sehen bekommen. Dem holländischen Charakter scheint ihre Weise nicht so unsympathisch zu sein wie dem Deutschen. Es läßt sich denken, daß sie

lieber unter den Christen anderer Denominationen fischen, als Nichtchristen aufsuchen. Denn wie sie mit ihrer Theatermethode Mohammedaner bekehren wollen, die doch vor allen Dingen eines gründlichen Unterrichts bedürfen, ist mir unfaßlich. Ist es ihnen gelungen, einen Mohammedaner zu gewinnen, so überlassen sie es seinem Belieben, ob er sich taufen lassen und einer christlichen Denomination anschließen will.

Endlich fehlt es auch nicht an wirklichen „Freibeutern", d. h. Freimissionaren, die ganz auf eigene Faust arbeiten. Einen charakteristischen Fall dieser Art erlebte ich während meines Aufenthalts in Batavia und Depok. Ein junger Deutscher aus Wiesbaden glaubte sich durch ein Gesicht unter die Sundanesen berufen. Ohne einen Rückhalt an einer heimatlichen Missionsgemeinde zu haben, brach er sofort auf nach Java. Über die dortigen Verhältnisse sich zu orientieren, erschien ihm überflüssig. So kam er hilflos wie ein Kind in Java an, und es wäre ihm gewiß traurig ergangen, wenn nicht die Familie Hennemann in Depok sich seiner in der nobelsten Weise angenommen hätte. Natürlich stand er alsbald vor großen Enttäuschungen. Missionar Hennemann hat ihm dann geholfen und ihn wenigstens zu der Einsicht gebracht, daß er zunächst mal Sundanesisch lernen müsse. Was sollte aus seiner Arbeit wohl werden, selbst wenn er in Gemeindlein sammeln würde? Auch traf ich dort zusammen mit einem wunderlichen Heiligen, ebenfalls einem Deutschen, der sich Reverend und Bibelkolporteur nannte, ohne von irgend jemand gesandt zu sein. Er reist herum und läßt sich Bibelteile schenken, die er dann, so gut es geht, oft unter Anwendung passiver Gewalt, an Chinesen und Javanen erkauft. Der dürftige Erlös bildet seinen Lebensunterhalt. Er verbringt seine Zeit mit Hin- und Herreisen in Java, Singapore und China, versteht aber die Sprache keines der Länder, in denen er reist.

Sehr rührig ist die römische Kirche auf Java. Von direkter Missionsarbeit habe ich allerdings nichts zu sehen bekommen; die wird wohl kaum getrieben. Desto energischer werden die Europäer und Halbeuropäer bearbeitet, denen die Weise der römischen Kirche sehr zu imponieren scheint. Man sagt, daß sie über sämtliche protestantische Europäer Listen führen, in denen sogar die Einzelnen charakterisiert sind, um sie gegebenen Falls bei ihren Schwächen fassen zu können. Mit viel Eifer und Liebenswürdigkeit wissen sie zu gewinnen, z. B. bei gemischten Ehen. Auch unterhalten sie in den großen Städten stattliche Schulen, in denen Seelenfang getrieben wird. Die religiös allermeist indifferente europäische Gesellschaft läßt sich leicht imponieren von dieser Kirche, deren Vertreter in den

meisten Fällen ungleich eifriger sind als leider die von der holländischen Kirche ausgesandten Domines. Der Einfluß und die Macht der römischen Kirche soll in der That riesig im Wachsen begriffen sein. Alles in allem sind sie Gegner, vor denen die evangelische Mission in Niederländisch Indien auf ihrer Hut sein muß, so wenig sie auch direkte Missionsarbeit thun.

II.

Je geringer die Erfolge einer Mission sind, desto mehr wird man nach Methoden suchen und ihnen Wert beimessen. In der Batamission, wo Gott die Thüren geöffnet hat, brauchen wird uns den Kopf nicht zu zerbrechen über die Methoden, denn sie ergeben sich ganz von selbst. Auf Java versucht man's auf verschiedene Weise, an die verschlossenen Gemüter heranzukommen. Etwas ganz neues waren mir die sogen. Kolonialmissionen. Das sind Missionen, die mit Kolonisations- und Ackerbauunternehmungen verbunden sind, wodurch man den Christen Verdienst und Lebensunterhalt ermöglichen, teilweise auch sie aus versuchungsreicher Umgebung absondern will. Der Gefahren dieser Methode sind die betreffenden Missionare selbst sich wohl bewußt; sie schlagen diesen mühevollen Weg ein, durch die Verhältnisse gezwungen, hoffend auf eine Zeit, wo diese Zeit und Kraft verzehrende Methode sich überflüssig machen wird, wenn nämlich die Zahl der Christen sich gemehrt haben wird. Waren doch auch die ersten Missionare in dem jetzt ganz christianisierten Silindung anfangs genötigt, ähnliche Wege einzuschlagen. Die heidnischen Batas verweigerten nämlich ihren Christen gewordenen Volksgenossen jeden Anteil an Land und Dorfbesitz. So mußten die Missionare mit ihnen neue Dörfer anlegen oder sie um die Station herum ansiedeln, überhaupt auf Wege sinnen, wie die expropriierten Christen ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Glücklicherweise hat das bald aufgehört, als die Bekehrungen zum Christentum sich mehrten. Doch sehen wir uns die Sache im einzelnen an.

Eine ganz einzigartige Stellung nimmt die Christengemeinde in Depok (zwischen Batavia und Buitenzorg) ein. Ein reicher christlicher Holländer hatte 1720 seinen christlichen Sklaven testamentarisch bedeutende Ländereien vermacht, ihnen dazu auch alles Zubehör, Vieh, Gerätschaften, Häuser, geschenkt. Im Besitz dieser Ländereien, deren Wert in dem übervölkerten Java fortgehend noch steigt, ist die kleine Christengemeinde allmählich reich geworden. Ein idealer Zustand ist das nun gerade nicht, wenn Heidenchristen für ihr Christsein so gut belohnt werden. Die Ge-

meinde ist denn auch keineswegs ein so strahlendes Licht geworden, wie es der hochherzige Testamentär gehofft hatte. Sie stagniert, und das christliche Leben, das sie führen müssen, um im Besitz der Erbschaft zu bleiben, bewegt sich zum guten Teil in äußeren, leider vielfach europäisierten Formen. Gewiß würden heute Tausende auf Java Christen, wenn ihnen dadurch eine solche behagliche Existenz gesichert würde. Der fromme Stifter hat sie allerdings mit diesem Geschenk nicht gelockt, sondern belohnt; denn nur diejenigen, welche damals schon Christen waren, bekamen Teil daran. Aber so ist nun eine Gemeinde entstanden, in welcher niemand Sorgen um die Existenz kennt. Damit muß der Mensch aber nach unverbrüchlichen Gesetzen auch einen Teil seiner besten Eigenschaften einbüßen, hauptsächlich die Selbständigkeit mit ihren Früchten, dem Unternehmungsgeist, Schaffensfreudigkeit, Erfinderlust. So sind die Depoker Christen Schwächlinge, nach ihrem Charakter Kinder, allerdings artige Kinder. Denn der sittliche Zustand der Gemeinde ist befriedigend, wie uns ihr trefflicher Leiter, der blinde Pastor de Graaf, mit Freuden bestätigte. Unglücklicherweise hat man diese Christen auch europäisiert; ihre Häuser, ihre Kleidung und Lebensweise ist nicht die der Sundanesen, sondern die der Europäer in Indien. Als ich Sonntags dort zur Kirche ging, fand ich zu meinem Erstaunen eine Gemeinde von braunen Europäern, tadellos gekleidet. Ein Blick in ihre netten Häuser zeigt europäische Einrichtung. Dementsprechende Bedürfnisse zu befriedigen können sie sich ja leisten. Leider ist auch in der Volksschule in Depok das Holländische als Schulsprache eingeführt und jetzt trotz aller Bemühungen nicht mehr zu beseitigen, denn darauf ist die Gemeinde begreiflicherweise besonders stolz. Bezeichnend ist es, daß diese Gemeinde absolut isoliert dasteht; sie hat nie eine Bewegung um sich herum erzeugt, nie das Bedürfnis nach Ausbreitung gehabt, wächst also nur insoweit als die Zahl der Geburten die der Sterbefälle übersteigt. Erst ganz neuerdings ist es ihrem holländischen Pastor gelungen, von Gemeindewegen eine zweite Volksschule für mohammedanische Kinder zu errichten, damit auf diese Weise etwas vom Christentum unter die umwohnenden Mohammedaner kommt. — Das Experiment einer derartigen Gemeindegründung dürfte wohl kaum ein zweites Mal gemacht werden.

Viel frischer und gesünder sah eine andere Kolonialmission aus, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte; es war dies in Penghárepan, einer Station der Nederlandsche Zendingsvereeniging, in der schönen Landschaft Prianger (Westjava). Mit viel Fleiß und Mühe hat dort Missionar Endenburg, als er sah, daß seine anfängliche Arbeit in der

Stadt Sukabumi nicht vorwärts gehen wollte, ein christliches Gemeinwesen geschaffen, an dem ehrliche Sozialisten ihre Freude haben müßten. Er pachtete von der Regierung, welche auf Java Eigentümerin des Bodens ist, ausgedehnte Ländereien für seine Gemeinde. Alsbald wurden Felder, Gärten und Kulturen angelegt. Die Gemeinde ist Besitzerin. Tritt ein neues Gemeindeglied ein, so muß es zunächst in den Thee- und Kaffee- und Kakao-Kulturen als Tagelöhner arbeiten; dafür wird es ausreichend bezahlt. Der Gewinn fließt in die Gemeindekasse; er dient zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, um die Pacht zu bezahlen, für Lehrergehälter, Errichtung von Schulen, Instandhaltung der Kirche und dergleichen. Hat der Neuling eine Zeitlang im Tagelohn gearbeitet, so bekommt er ein Anteil Land und Garten für eigene Bewirtschaftung; auch hilft ihm die Gemeinde bei der Errichtung eines primitiven Häuschens. Damit wird er zugleich frei von der Arbeit in den Gemeindekulturen. Schließlich steht der Mann sich ganz gut und ist ziemlich selbständig. Die Christengemeinde ist völlig ein Anwesen für sich, ganz geschieden von der mohammedanischen Umgebung. Schade nur bei diesem System, daß es mit dem Missionar steht und fällt, denn dieser ist natürlich die Seele des Ganzen; er muß allzeit auf den Beinen sein, wenn die Maschine gehen soll. Jeden Morgen muß er stundenlang in den Kulturen herumlaufen, um anzuordnen und zu beaufsichtigen; auch muß er den Verkauf der gewonnenen Früchte besorgen, und das ganze Rechnungswesen liegt auf ihm. Damit geht viel Zeit verloren. Selbst die Felder und Gärten der selbständig gemachten Gemeindeglieder muß er beständig kontrollieren, sonst geht es nicht gut; denn die Sundanesen sind schlaffe Naturen, die nicht gut arbeiten, wenn nicht einer hinter ihnen steht. So lange die Gemeinde noch klein ist, geht es noch; wie soll aber der Missionar solcher Arbeit gerecht werden, wenn sein Werk sich ausdehnt? Und dann liegt natürlich die Gefahr nahe, daß die Leute kommen, weil sie sich dort gut versorgt wissen. Auch ist es zu bedauern, daß man die Christen aus ihrer mohammedanischen Umgebung nimmt, für welche sie doch ein Salz sein sollten. Darum sind auch auf Java viele Missionare gar nicht einverstanden mit dieser Methode. Aber man muß eben bedenken, daß es sich unter den Sundanesen noch um Anfangsarbeit handelt. Auf diese Weise kann man die jungen Christen fester an sich und an die Gemeinde ketten und sie vor vielen Versuchungen und Schwierigkeiten bewahren, denen sie doch noch nicht gewachsen wären. Hier ist doch etwas Erfolg; mancher Missionar sitzt Jahrelang auf seiner Station und hat einfach nichts. Einem Rotterdamer Missionar begegnete

ich in der Eisenbahn, welcher ganz niedergeschlagen erzählte, daß er nach mehrjähriger Arbeit bis heute nichts hat, trotz aller Anstrengungen. Ein anderer Posten (gleichfalls in der Prianger) wurde lange Jahre bearbeitet. Als der Missionar endlich wegging, hinterließ er — nichts. Unter solchen Verhältnissen kommt einem die Christenkolonie in Penghareran doch wie eine Oase in der Wüste vor. Äußerlich ist alles aufs trefflichste eingerichtet, peinlich sauber und ordentlich, recht ein Vorbild für die bummeligen Inländer. Und wie wohl thut es, unter fanatischen Mohammedanern einen Ort zu finden, wo Gottes Ehre wohnt und die Kniee sich vor Christo beugen, wenn dann auch die Gemeinde noch allerlei Stützen bedarf. Aber natürlich kann ein solcher Zustand nur interimistisch sein.

Nach ähnlichem Prinzip, doch im einzelnen wieder abweichend, fand ich eine Kolonialmission der Taufgesinnten in Mergoredjo (Mittel-java, bei Samarang). Missionar Jansz jun. hat diese angelegt. Auch er hat früher ohne wesentlichen Erfolg in der Stadt (Japara) gearbeitet, kam aber dann auf den glücklichen Gedanken, seine Arbeit samt Gemeinde aufs Land zu verpflanzen. Er bekam ein großes Stück Land in Pacht für seine Christen. Es wurden Gesetze gemacht, nach denen die Einwohner dieser Kolonie leben mußten. Auch Mohammedaner dürfen da wohnen, wenn sie sich den christlichen Gesetzen fügen, während andererseits die Christen nicht gezwungen sind, innerhalb der Kolonie zu leben. Thatsächlich wohnen viele von ihnen in mohammedanischen Dörfern, wo sie einmal ihren Besitz haben. Ein christlicher javanischer Bürgermeister nimmt dem Missionar einen großen Teil seiner Arbeit ab. Aber die Verantwortung und gesamte Leitung bis ins einzelste liegt doch auf ihm, und die ganze Maschinerie würde still stehen, wenn die Missionare sie nicht täglich ölten. Wir müssen aber mit dem malaiischen Charakter rechnen. Der Javane sowohl wie der Sundanese muß fest geleitet werden, wenn er etwas leisten soll. Jahrhunderte lange Knechtschaft und stetes Regiertwerden hat den ohnehin nicht zur Energie angelegten Javanen dahin gebracht, daß er es wünscht, wenn andere die Zügel leiten, unter denen er läuft.

In Mergoredjo sind die Christen nicht eigentlich sozial abhängig vom Missionar, aber sie finden in der Kolonie stets Hilfe und gutes Auskommen. Es pulsiert auf dieser Station ein frisches Leben. Die Christen sind fleißige Arbeiter. Kirche und Schule sind stattliche Gebäude, trefflich eingerichtet. Lehrer und Älteste helfen den zwei Missionaren in ihrer vielseitigen Arbeit. Es sind dort an 700 Christen, die auch unter den Mohammedanern geachtet sind. Eine ausgedehnte medizinische Praxis

bringt die Missionare mit vielen Nichtchristen in Berührung. — Was sonst noch an Kolonialmission auf Java vorhanden ist, habe ich nicht gesehen. So viel bedenkliches auch die Sache hat, unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann man sie nicht ganz verwerfen.

Durchweg wird in Java viel Wert auf die Schulen gelegt. Holland ist nicht wenig stolz auf seine guten Schulen und die Bildung, die der Holländer dort mitbekommt. Um so wichtiger ist die Schularbeit auf Java, als sie vielfach die einzige Methode ist, die zur Zeit anwendbar und einigen Erfolg verheißt. Der Missionar auf Java widmet seinen Schulen eine liebende Sorgfalt, wie sie einzige Kinder zu genießen pflegen, die keine Geschwister haben. In Batavia z. B. haben die Missionare überhaupt keine augenfällige Missionsarbeit außer den kleinen Tagesschulen, die hauptsächlich von Chinesenkindern besucht werden. In den sog. Kolonialmissionen sowohl als auch in der Depoker Gemeinde müssen alle Christenkinder zur Schule kommen, da die Christen ja ganz abhängig vom Missionar sind. Im übrigen scheint der Einfluß der Schulen im westlichen Java minimal zu sein. Ganz anders sah es damit im Mittel- und Ostjava aus, wo die Missionsschulen zum Teil in Blüte stehen. In Modjowarno kommen täglich 800 Kinder zur Volksschule, in Mergoredjo an 300, Knaben sowohl als Mädchen. Auch viele Mohammedaner schicken ihre Kinder gern zur Schule, natürlich der guten Bildung wegen, die sie da bekommen und die man in dem civilisierten Java, wo der Kampf ums Dasein schon seine Rolle spielt, ganz anders zu würdigen weiß als etwa bei unsern Batas. Doch ist es nicht überall so. Die Neukirchner Brüder haben vielfach Not, um ihre Kinder in die Schule zu bekommen. In der Gemeinde Kalitjeret (Missionar Kühne) nahm man sie sogar auf die Station und beköstigte sie, damit sie nur kommen möchten.

Ich war erstaunt über die Fülle des Stoffes, der auf den meisten Volksschulen getrieben wird. Wir in der Batamission halten nicht viel von den multa. Was sollten unsere Kinder auch damit anfangen, da sie sämtlich Reisbauern werden? Biblische Geschichte ist die Hauptsache. In Modjowarno tritt der Religionsunterricht in der Schule zurück; dafür aber hat der Missionar fortlaufend Katechesatie, d. i. fortlaufenden Konfirmandenunterricht. Dieser kann aber ad infinitum ausgedehnt werden, da man nach holländischer Praxis mit der Konfirmation wartet, bis der Katechumene selbst darum bittet. Das geschieht oft erst, nachdem er längst erwachsen ist. Auf diese Weise haben die Christen von ihrer Jugend an fortlaufend zweimal wöchentlich Religionsunterricht, oft bis ins Alter. Der

Missionar bleibt so in stetem Kontakt mit den meisten Gemeindegliedern. Vor allen Dingen hat er sie in den gefährlichsten Jahren immer unter Augen und unter Einfluß.

In manchen Gemeinden fand ich bewaarscholen, d. i. Kleinkinderschulen nach Fröbelschem System. Hauptzweck ist, die Kinder zu bewahren, während die Eltern auf Arbeit und die Geschwister zur Schule gehen. Nebenbei lernen sie spielend allerlei nützliche Dinge und kommen schließlich schon ein bißchen zugestutzt in die eigentliche Schule, wo sie sich dann viel leichter gewöhnen. Es wird viel gespielt. Glücklicherweise haben die Javanen eigene Spiele und auch hübsche Melodieen, welche in diesen Schulen eine gute Pflegestätte finden. Die originellen javanischen Musikinstrumente werden von den kleinen Kerlchen mit staunenswertem Geschick gespielt, und die Spielenden sind mit Leib und Seele dabei. Die Kleinen kommen denn auch scharenweise; in Modjowarno kommen täglich etwa 200. — Besonders angenehm berührte es mich, daß Knaben und Mädchen zusammen die Schule besuchten, und zwar fast ebenso viel Mädchen wie Knaben, was leider in unserer Batakirche immer noch nicht zu erreichen ist. Daß durch die Schulthätigkeit neue Christen aus den Mohammedanern gewonnen werden, habe ich nirgends gehört. — Die Regierung steht den Missionsschulen sehr freundlich gegenüber und subsidiert sie überall, wo es gewünscht wird und die gesetzlichen Bedingungen erfüllt werden.

Oben erwähnte Schulen sind sämtlich Volksschulen. Von höheren Missionsschulen sind nur die Lehrerseminarien zu erwähnen. Eigentlich existiert zur Zeit nur ein einziges wirkliches Seminar dieser Art auf Java, dasjenige in Depok; alle andern sind noch in den Anfängen und nur Privatunternehmungen mit bescheidenen Resultaten. Auch in dieser Beziehung macht sich die Menge der kleinen Missionsgesellschaften hemmend bemerkbar; denn die vielen können sich nicht einigen, ein oder zwei größere Seminarien für ganz Java einzurichten, womit doch viel Zeit, Kraft und auch Geld gespart und der Gesamtheit ein großer Dienst erwiesen würde. So stutzt sich lieber jeder Missionar, so weit es die Verhältnisse erlauben, seinen Gehilfen selbst zu, jeder nach andern Gesichtspunkten. Ein fatales Hindernis bei der Heranbildung eingeborener Helfer bildet auf Java der devote, an kriechende Unterwürfigkeit gewöhnte Charakter der Javanen; dadurch ist dem Lehrer und Seelsorger der Weg zu den Herzen geradezu verbarrikadiert, und ein herzliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler unmöglich. Die Höflichkeitsformen erfordern gebieterisch, daß der Javane

mit dem Europäer nur in hockender oder knieender Stellung reden darf: er darf den Europäer durchaus nie anreden, ſondern nur, wenn er gefragt wird, möglichſt knapp mit ja oder nein antworten. Wie kann da aber das höhere Schulweſen blühen, wo die Volksſitte es verbietet, einen eigenen Gedanken zu äußern oder aus eigenem Antrieb zu fragen. Der Javane iſt dem Europäer gegenüber furchtbar ſchweigſam, faſt ſtumm. Dadurch wird auch das Sprachſtudium ſehr erſchwert, denn der Lernende hört das Volk nicht reden und wird unter keinen Umſtänden von einem Inländer auf einen Sprachfehler aufmerkſam gemacht. Und doch darf die Miſſion mit dieſer Volksſitte nicht plötzlich brechen; ſie würde ſich dann das Volk ganz entfremden. Der Bata iſt freilich ebenſo leitungbedürftig wie der Javane, aber er iſt doch viel freier und ſelbſtbewußter, er kann im Verkehr ſich ungezwungen und offen geben, manchmal ſogar auf Koſten der Höflichkeit. Die javaniſchen Gehilfen ſind vielleicht intellektuell beſſer geſchult als die bataſchen; doch glaube ich nicht, daß ſie im übrigen unſeren Lehrern gleichſtehen. Bis heute hat es die Miſſion auf Java noch nicht zu eingeborenen Paſtoren gebracht. Man wagt nicht, einem Javanen einen ſolch verantwortungsvollen Poſten anzuvertrauen. Einer der wenigen chriſtlichen Javanen, der einen Zug zur Selbſtändigkeit hatte, der ſchon erwähnte Evangeliſt Sadrach, im Dienſte der reformierten Kirche, hat ſich derart unbotmäßig betragen, daß man ihn ſeines Poſtens enthoben hat. Er war bei all ſeiner Begabung ſeiner einflußreichen Stellung doch nicht gewachſen. Darauf hat er mit Sang und Klang eine eigene Kirche formiert mit einigen Tauſend Anhängern und iſt mit dieſen neuerdings ins Lager der Irvingianer übergegangen.

Das Lehrerſeminar in Depok wurde im Jahre 1878 errichtet, um allen Miſſionen im indiſchen Archipel Handreichung zu thun durch Heranbildung eingeborener Gehilfen. Ich fand dort Jünglinge wie aus den Batalanden und Nias, Dajakken von Borneo, ferner eigentliche Malaien, Sundaneſen, Javanen, Alifuren. Manchmal ſind auch Papua von Neu-Guinea da. Als Schulſprache dient das Malaiiſche, das die meiſten ſich leicht und ſchnell aneignen. Ein Komitee in Holland beaufſichtigt und unterhält das Werk. Der Rheiniſche Miſſionar Hennemann, früher auf Borneo, ſteht an der Spitze, ein holländiſcher Lehrer, Iken, ihm zur Seite. Alles iſt trefflich eingerichtet; die Räumlichkeiten luftig und geſchmackvoll, der Unterricht dem heißen Klima angepaßt. Die Zöglinge haben alles frei, Eſſen, Kleidung, Schulbedürfniſſe, alles wird ihnen in liberalſter Weiſe gewährt, auch die Hin- und Herreiſe. Der Schulplan

ist ziemlich der gleiche wie auf unserm Seminar. Es ist gewiß viel Segen von dieser Schule ausgegangen. Eine wesentliche Hilfe leistet sie den kleinen Missionen, an denen Niederländisch-Indien so reich ist, welche ja nie imstande sein würden, selbst Seminarien zu gründen oder gar zu unterhalten. Darum hat wohl Gott einen besonderen Segen auf dieses einzigartige Werk gelegt. Die Mängel und Gefahren dieses Prinzips liegen anderseits klar auf der Hand. Keiner der Schüler (außer den wenigen Malaien) lernt in seiner Muttersprache. So leicht sie das Malaiische für den täglichen Bedarf sich aneignen, da es ihren eigenen Sprachen nahe steht, so schwer wird es ihnen, wenn es sich um das Verständnis geistiger und geistlicher Dinge handelt, die selbst in ihrer Muttersprache ihnen oft zu unübersteiglichen Bergen werden. Es wird manches innerlich unverstanden bleiben. Außerdem besteht die Gefahr, daß der vierjährige Aufenthalt in der Fremde und der Umgang mit anderen Nationalitäten sie ihrem Volke entfremdet. Jeder der hier vertretenen Völkerschaften hat eine fein durchgebildete adat (Volkssitte), die auf den Volksseminaren, wo solche bestehen, sorgfältige Berücksichtigung erfährt, in Depok aber nicht berücksichtigt werden kann im Interesse der einheitlichen Zucht und Ordnung. Wenn sie zurückkommen, so finden sie sich nicht immer gleich zurecht unter ihren Volksgenossen. Meist kommt das freilich bald wieder zurecht. Es ist aber keine Frage, daß die Volksseminarien einen ganz andern Einfluß auf die Volkserziehung ausüben, da sie mit dem Volke in engem Konnex stehen. — Doch soll damit die selbstverleugnende Arbeit des Depoker Seminars und seines trefflichen Direktors nicht herabgesetzt werden. Die betreffenden Mängel ergeben sich aus dem System. Zur Zeit ist Depok das beste und leistungsfähigste Seminar auf Java.

Anfänge zu Seminarbildungen sah ich noch mehrere. So hat Missionar Endenburg in Penraghepan vier Jünglinge im Unterricht, die er zu Hilfslehrern heranzieht, natürlich für seine Station. Was braucht er auch viel für seine 200 Seelen? Bei seiner ausgedehnten Kulturarbeit bleibt ihm nicht viel Zeit zum Unterrichten; die Jungen müssen in der Volksschule und Kleinkinderschule tüchtig mithelfen. Die Ausbildung ist also eine mehr praktische. In ähnlicher Weise zieht sich Missionar Jansz in Mergoredjo einige junge Leute zu Lehrern heran. Er verwendet so viel als möglich Mühe und Zeit auf diese Oberklasse. Aber auch hier kann diese Arbeit nur nebenher betrieben werden. Ein eigentliches Seminar ist das nicht; das könnte auch die kleine menonnitische Mission sich nicht leisten. Die Resultate, die Herr Jansz erzielt, sind immerhin recht achtenswert. Seine

Schulen, um die er sich viel bemüht, erfreuen sich weit und breit eines guten Rufes.

Ähnlich hält man es auch in Modjowarno. Auch dort besteht eine Oberklasse, welche besonderen Unterricht genießt, aber auch viel beim Unterrichten helfen muß. Missionar Kruit jun. beschäftigt sich mit ihnen, so weit es seine Zeit erlaubt; in den Elementarfächern werden sie von javanischen Lehrern unterrichtet. Doch hörte ich, daß man mit dem Plane umgeht, in Modjowarno ein Seminar für ganz Mittel- und Ostjava zu errichten mit einem eigens dafür angestellten Missionar. Das würde gewiß ein Segen sein für die Missionsarbeit auf Java. Wenn es nur nicht Schwierigkeiten machen wird, sämtlichen dabei beteiligten Gesellschaften gerecht zu werden!

In Purworedjo hat auch die reformierte Kirchenmission ein Lehrerseminar mit einem eigens für dieses angestellten europäischen Lehrer. Dieses Seminar ist wohl bedeutender als die oben genannten; doch habe ich es nicht zu sehen Gelegenheit gehabt. Da diese Mission augenblicklich nur drei Sendlinge hat (darunter einen Arzt), so begreife ich nicht, was sie mit ihren Lehrern anfängt, und wie über diese Aufsicht geübt wird. Andre Gesellschaften beziehen keine Gehilfen von hier. In Modjowarno studieren auch einzelne Zöglinge, die von den Taufgesinnten und auch von den Neukirchnern dahin gesandt sind; ein Beweis des Vertrauens, welches man allgemein zu dieser Mission hat.

Die Mission auf Java verfügt auch über einige Industrieschulen (ambachtschoolen). Ich lernte davon diejenige in Modjowarno kennen, welche einen ziemlich primitiven Eindruck macht, aber doch befriedigende Resultate erzielt. Die holländische Regierung schätzt diesen Zweig der Arbeit und gewährt eine noble Subsidie. Die Zöglinge lernen schreinern, drechslern und schmieden unter Aufsicht eines geschickten Javanen. Die ganze innere Einrichtung der Schulen, der schönen Kirche und des Hospitals rührt von den fleißigen Händen dieser Jünglinge her. Auf diese Weise kommen die Handwerker unter das Volk. Auch die Regierung hat solche Industrieschulen begonnen, in denen u. a. auch Maschinenbauerei gelehrt wird. Auch andere Schulen sind von Regierungswegen errichtet, z. B. Lehrerseminarien. In Batavia existiert sogar eine Schule (college würden die Engländer sagen) zur Heranbildung javanischer Ärzte. Die sich dafür melden, müssen schon eine gute Vorbildung mitbringen; sie müssen u. a. leidlich gut holländisch sprechen; dann studieren sie acht Jahre lang. Sie lernen etwas Gründliches, sollen z. B. ganz

perfekt Operationen ausführen können. Wenn sie dann später unter Aufsicht eines europäischen Arztes arbeiten, sollen sie recht brauchbar sein. Auch in diesem Stücke ist Beaufsichtigung und Oberleitung unerläßlich. Die Javanen sind wohl bildungsfähig; es giebt ihrer nicht wenige, welche fließend holländisch sprechen. Doch ist sehr anzuerkennen, daß man weder in Regierungs- noch in Missionskreisen die Eingeborenen zu Europäern heraufbilden will. Gelehrtes Proletariat giebt es wohl kaum.

Auch die ärztliche Mission ist auf Java vertreten. Medische Zending nennen die Holländer diesen Zweig der Arbeit. Zwei große Missionshospitale hatte ich zu sehen Gelegenheit, in Modjowarno und in Djokjakarta. In Modjowarno hatte Missionar Kruit jun. eine ausgedehnte ärztliche Praxis begonnen und dafür sogar ein geräumiges Krankenhaus gebaut. Als ihm diese Arbeit über den Kopf wuchs (man macht sich, glaube ich, in der Heimat keinen Begriff davon, wie viel Zeit diese missionarische Nebenarbeit verschlingt!), schickte man ihm einen Arzt, Dr. Beervoets. Unter dessen Leitung hat die ärztliche Thätigkeit sich enorm ausgedehnt, so daß das geräumige Hospital sich bald als viel zu klein erwies, und jetzt bedeutend erweitert werden muß. Als besonderer Vorzug dieser Anstalt muß erwähnt werden, daß Dr. Beervoets javanische Mädchen als Krankenpflegerinnen und Hebammen anlernt, an welchen er in der That eine tüchtige Hilfe hat. Welche Wohlthat er damit zugleich dem Volke thut, braucht nicht gesagt zu werden. Auch hat er einen Doktor Java, d. i. einen in Batavia ärztlich ausgebildeten Javaner, zum Gehilfen. Das Hospital ist in vorzüglicher Verfassung; auch schwierige Operationen werden hier mit Glück ausgeführt. Ohne daß Proselytenmacherei getrieben wird, ist schon mancher hier zum Christentum oder wenigstens zum Nachdenken darüber, gekommen. Weit und breit steht es in gutem Rufe. Gerade unter den Mohammedanern ist die ärztliche Thätigkeit vielleicht das beste Mittel, um verschlossene Thüren zu öffnen. — Ein zweites Missionshospital besuchte ich in Djokjakarta. Dieses steht unter Leitung von Dr. Scheuer, welcher von der reformierten Kirche ausgesandt ist. Djokja ist ein echt mohammedanischer Ort, ein Mittelpunkt des javanischen Lebens. Ein großer javanischer Fürst hat dort seine Residenz, zu der ein bedeutender Hofstaat gehört. Obgleich Mohammedaner und von fanatischen Priestern umringt, ist dieser Fürst der ärztlichen Mission sehr freundlich entgegengekommen. Er hat für den Bau der Station und des Hospitals ein großes, prächtiges Grundstück geschenkt, ohne alle Bedingungen. Eben jetzt wird eifrig an den Gebäuden ge-

arbeitet. Dr. Scheuver ist guten Mutes. Er hat schon viele Freunde unter den Javanen, und ist überzeugt, daß sich in Djokja bald ein Gemeinde konsolidieren würde, wenn ein Missionar das weiter pflegen würde, was der Arzt ausgesäet hat. Unbegreiflicherweise läßt man hier den Arzt allein sitzen, ohne ihm einen Missionar an die Seite zu geben, was wohl seinen Grund darin hat, daß diese Kirchenmission nicht über genügende Kräfte und Mittel verfügt.

Die einzelnen Missionare verfolgen verschiedene Wege, um an die Mohammedaner heranzukommen. Am einfachsten und natürlichsten macht sich die Sache da, wo bereits kleinere oder größere Christengemeinden sind. In Modjowarno z. B. oder in Mergoredjo tragen geeignete Gemeindeglieder (voorgangers) das Evangelium zu den Mohammedanern. Es giebt mohammedanische Familien genug, wo man sie gern kommen sieht und auch gern zuhört, wo hingegen ein europäischer Missionar nur verschlossene Thüren finden würde. Denn zu solcher Arbeit — das macht sich jeder Missionar klar — sind inländische Kräfte viel geeigneter als europäische; denn sie können ihre Volksgenossen fassen, wie sie gefaßt werden müssen. Der Missionar hat gar keinen Einfluß auf den Mohammedaner; man kommt ihm freilich freundlich entgegen, sagt immer: ja, das ist wahr; aber das ist eben nur Äußerung der Höflichkeit, die der Inländer dem Europäer entgegenbringen muß. Sie widersprechen nicht, aber sie lassen sich auch nicht überzeugen. Der alte, erfahrene Missionar Albers in Batavia, der erst lange in der Prianger gearbeitet hat, setzte mir auseinander, daß es überhaupt unmöglich sei, einen Islamiten zu überzeugen, da man ihm mit dem Koran gar nicht kommen dürfe. Der Koran ist für sie gar nicht eine Glaubenslehre; ob Widersprüche und Ungereimtheiten sich darin finden, ändert an seinem Werte nichts. Er ist ihnen nur ein magisches Gebetbuch. Wer ihn am besten singen kann, der ist der frömmste Mohammedaner, nicht etwa, wer ihn versteht oder befolgt. Es soll einzelne Vorleser des Koran geben, deren Vorlesen einen eigenartigen, fast berauschenden Zauber auf die Hörer ausübt. Was er liest, ist gleichgiltig; in Niederländisch-Indien versteht ja auch von den gebildeten Mohamedanern kaum einer Arabisch, wie sollte er also das nie übersetzte Buch verstehen. Darum ist ein Kampf, der sich gegen den Koran richtet und aus ihm sich seine Waffen schmiedet, ganz aussichtslos. So devot der Javaner und Sundanese sich gegen den Europäer benimmt, so sehr verachtet er ihn im Grunde seines Herzens. Ganz anderen Eindruck macht es auf sie, wenn christliche Volksgenossen zu ihnen kommen und ihnen beweisen, daß Christ

werden nicht Europäer werden bedeutet. Darum hat man wohl nirgends auf Java Bazarpredigten wie in Britisch-Indien; man würde nur Spott ernten. Wohl aber wird hier und da die Laterna magica mit gutem Erfolg angewendet, mit Erfolg in sofern, als der Missionar, wenn er religiöse Bilder vorzeigt, wenigstens auf ein aufmerksames Publikum rechnen darf. Wo man kann, legt man Filialen an, die von inländischen Helfern bedient werden. Dieses Institut bewährt sich, wo überall ich es auf Java gesehen habe, ebenso ausgezeichnet dort wie in unsrer Batamission. Es ist das etwas natürliches, nichts künstliches. Im übrigen geht man, wo die Gemeinden noch klein sind, den Einzelnen nach, sucht insonderheit vereinzelte suchende Seelen auf, pflegt einmal angeknüpfte Beziehungen, macht oft weite Reisen, um einen während einer medizinischen Kur angeregten Mohammedaner weiter zu beeinflussen.

An inländischen Gehilfen ist kein Mangel. Man hat Lehrer, Älteste und Evangelisten, die man allesamt voorgangers nennt; aber inländische Pastoren giebt es noch nicht. Was oben von den Javanen gesagt wurde, gilt auch von ihnen: sie sind im allgemeinen recht brauchbar und gelehrig, müssen aber allzeit beaufsichtigt werden. Auch giebt es mehrere chinesische Lehrer an den kleinen Chinesengemeinden. Einen solchen lernte ich in Buitenzorg kennen an der dortigen Chinesengemeinde, dessen Schul- und Predigtthätigkeit der dortige Missionar de Haan sehr lobte. Ob die chinesischen Gehilfen mehr Rückgrat haben, weiß ich nicht; doch schien es mir so. Ich glaubte bisher, daß unsre Batas das non plus ultra an Unselbständigkeit sind; aber die Javanen, obgleich sie nach anderer Seite hin vielleicht tüchtiger sind, bedürfen doch des Gängelbandes noch mehr.

III.

Welche Erfolge? Das ist in Zahlen schnell gesagt — rund 20000 Getaufte, von denen noch längst nicht alle wahre Christen sind. Das ist sehr wenig gegenüber den 22 Millionen Bewohnern Javas, sehr wenig, wenn man bedenkt, wie lange das Land sich unter christlicher Oberherrschaft befindet. Und doch ist es eine respektable Summe, wenn man sich erinnert, daß ganz Java mohammedanisch ist, also alle jene 20000 nicht Heidenchristen, sondern dem Mohammedanismus abgerungen sind. Java liefert den Beweis, daß der Islam (wenigstens in Niederländisch-Indien) nicht durchaus unzugänglich oder unüberwindlich ist. Immerhin ist es ein strittiges Missionsfeld, wo man es mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu thun hat.

Fanatisch ist der Mohammedaner des Ostens in der Regel nicht. Dafür hat dieses Zerrbild einer Religion es an sich, ihre Jünger stumpf und gleichgiltig gegen alle Religion zu machen, so bigott sie sich auch gebärdet. Unter den Heiden findet man viel eher suchende Seelen, ja ganze Völkerschaften, die wenigstens fühlen, daß das Alte ihnen nicht genügt und ein Neues gepflügt werden muß. Der Mohammedaner ist satt und bedarf nichts, denn er glaubt religiös außerordentlich gut versorgt zu sein, besser als der verachtete Europäer, der ja meist gar keine Religion hat. Leider ist ja das Christentum, welches sie in den großen Städten zu sehen bekommen, zum großen Teil so armselig, daß es der Anziehungskraft für Andersgläubige entbehrt. Ein religionsloser Mensch ist dem Mohammedaner einfach unfaßlich, und darum im höchsten Grade verächtlich. Unendlich hoch dünkt er sich erhaben über den ungläubigen Europäer. Der Chinese, der die Ceremonien seiner Religion auch in Indien beibehält, oder der Hindu, stehen ihm viel höher. Diesem traurigen Umstande ist wohl zum gutem Teil zuzuschreiben, daß überall, wo viele Europäer beieinander sind, also in erster Linie in den großen Städten, die Mission geringe, oder richtiger gar keine Erfolge aufzuweisen hat. In Batavia, Samarang, Surabaja wird schon lange gearbeitet, und doch ist keine Frucht der Arbeit da. Dazu kommt freilich, daß in den großen Städten sich nicht eben die besten Elemente zusammenfinden. Das ist ja ebenso an der Küste von Sumatra, Indien, Afrika. Wo die Missionare ins Innere gehen, arbeiten sie nirgends ganz umsonst.

Java ist überschwemmt mit Hadjis (Mekkapilgern) und Priestern aller Grade. Ein Missionar in der Prianger klagte, daß um ihn herum einige tausend fanatische Hadjis säßen! In solchen Gegenden ist m. E. einfach nichts zu machen. Es giebt mohammedanische Centren und Hochburgen. Eine solche ist z. B. die Stadt Surakarta in Mitteljava. Diese ist zugleich Residenz des größten javanischen Fürsten, den seine Unterbeamten „Kaiser" nennen. Obgleich er nur noch ein Scheinregiment führt, das man ihm, vergoldet mit einer fürstlichen Gage, aus politischen Gründen gelassen hat, ist er doch in den Augen seiner Javanen der Herrlichste von allen. Wie reich dieser Herr ist, kann man daraus ermessen, daß er seinem europäischen Leibarzt monatlich fl. 1200 Gehalt giebt. Diesen Mittelpunkt javanischen Lebens hat auch der Mohammedanismus sich zu einer Festung gemacht. Weder der Fürst noch die Regierung gestattet zur Zeit, daß hier Missionsarbeit getrieben wird; man fürchtet Unruhen. Ich hatte auf dem Bahnhof Gelegenheit zu sehen, wie kriechend unterwürfig das Volk

einem höheren arabischen Priester begegnete. An solchen Orten begegnet man vielen Arabern, fanatischen Kerlen, denen man alles mögliche zutrauen könnte. Hier ist für die Mission einstweilen nichts zu machen.

So arg ist es aber nicht überall. Obgleich die Javanen seit Jahrhunderten Mohammedaner sind, so ist doch der Islam vielfach nur ein Firnis, der den alten heidnischen Aberglauben wohl überdeckt, aber nie beseitigt hat. Alte Hindugottheiten spielen in ihrem religiösen Empfinden noch eine große Rolle. Einige Stunden von Djokjakarta entfernt stehen noch großartige Reste alter indischer Tempelbauten, die zu bewundern mir ein großer Genuß war trotz der furchtbaren Hitze, die über ihnen brütete. Diese Tempelanlage, die wohl ihre tausend Jahre alt ist, besteht aus einer Reihe größerer und kleinerer, pyramidenförmig angelegter Tempel, die in einzelnen Kammern Götterbilder bergen. Rings um die Gebäude laufen breite Terrassen, an welchen entlang herrliche Skulpturen angebracht sind; so ist z. B. an dem einen Haupttempel die ganze Ramalegende in künstlerisch vollendeten Basreliefs dargestellt. In einer der Kammern findet sich das Kolossalbild einer weiblichen Gottheit. Diese ist für die Javanen weit und breit geradezu eine Nationalgottheit geblieben; besonders Frauen und Mädchen wallfahrten zu ihr und bringen ihr Blumenopfer, wenn sie etwas besonderes auf dem Herzen haben. Man erzählte sogar, daß junge Damen der halfkast dem Götterbild ihr Scherflein darbrächten, um sich die Neigung ihres Auserkorenen zu gewinnen. In Batavia steht irgendwo eine alte Kanone aus der Portugiesenzeit. Auch diese genießt abergläubische Verehrung von seiten vieler Mohammedaner, wenn sie nämlich etwas zu bitten haben. Ich habe nicht gehört, daß sie deswegen für weniger gute Anhänger des Propheten gelten.

Trotzdem fühlen sich die Javanen ganz als Mohammedaner. Die Zeit des Heidentums liegt zuweit hinter ihnen. In alten Zeiten bestanden großartige Hindureiche auf Java. Berühmt war z. B. das Reich Madjigahit in Mitteljava, dessen Macht sich über Sumatra und Malakka ausdehnte, und das die Meere mit seinen Flotten beherrschte. In seiner Blütezeit entstanden auch jene gewaltigen Tempelbauten. Dann aber kam der Mohammedanismus, stürzte in blutigen Kämpfen das alte Reich, zerstörte die Tempel und zwang alles, ihm zu folgen.

Jetzt ist es ihnen selbstverständlich, daß sie Mohammedaner sind. Eigentlicher Feindschaft begegnet das Christentum wohl wenig. Wo schon Christengemeinden sind, stellen sich die Mohammedaner vielfach wohl-

wollend zu ihnen, auch die inländischen Beamten. Aber das Übertreten ist noch gar zu schwer.

Am unzugänglichsten sind die eigentlichen Malaien, die überall an der Küste wohnen, gerade wie auf Sumatra. Die Sundanesen in Westjava sind zugänglicher; aber man muß sie in ihren Bergen aufsuchen. Viele Christen sind noch nicht da, aber der Erweis ist durch die Erfahrung erbracht, daß sie Christen werden können. Das Land der Sundanesen ist eigentlich erst durch die Eisenbahn erschlossen; die Mission dort also noch relativ jung. Die besten Erfolge hat die Mission unter den Javanen zu verzeichnen, also in Mittel- und Ostjava. Leider ist der Javane, wie schon erwähnt, durch langjährige Gewöhnung kriechend unterwürfig und charakterlos geworden, und will regiert sein. Der Javane ist, wie alle malaiischen Völker, verschlossen, undurchscheinbar, scheut den geraden Weg und das offene Wort; dabei aber sehr arbeitsam, strebsam, ausdauernd, genügsam. Diese beiden Seiten seines Charakters machen sich auch in den Christengemeinden bemerkbar. Auffallend war es mir, daß die Qualität der aus den Mohammedanern gewonnenen Christen durchschnittlich nicht besser ist als unsere in Massen übertretenden Batachristen, obgleich der Übertritt unter schwierigen Verhältnissen stattfindet und eigentlich gänzliche Überzeugungsänderung voraussetzt. Mangel an christlichem Charakter ist überall dasjenige, worüber die Missionare am meisten klagen, natürlich exceptis excipiendis. — Äußerlich sind dem Christentum die Wege schon gebahnt: eine weise Regierung sorgt für das Volk; alle Segnungen und Vorteile fortschreitender Kultur genießt das Land; das Reisen ist durch gute Wege und Eisenbahnen ungemein erleichtert; der Handel blüht; soziale Not giebt es nicht.

Ein eigenartiges Missionsobjekt bilden endlich die Chinesen, deren es in Niederl. Indien Hunderttausende giebt. Diese Zopfträger sind eigentlich in Indien keine echten Chinesen mehr. Ihre Vorfahren sind in Indien eingewandert, haben sich's da bequem gemacht, sind wohlhabend oder gar reich geworden. Nun haben die Nachkommen ihr Vaterland vergessen, sprechen Malaiisch, heiraten indische Frauen und sind ganz indisiert. Und doch behalten sie mit ihrem Zopf alle ihre charakteristischen Eigenschaften bei: Fleiß, Geldgier, Schlauheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit, und bringen es dadurch zu etwas. Es giebt auf Java eine ganze Reihe Millionäre unter den Chinesen. Die christliche Mission hat sich natürlich auch ihrer angenommen, besonders da, wo die einheimische Bevölkerung sich ablehnend verhielt, d. i. in den Städten. So sind denn hin und her kleine chinesische

Gemeinden entstanden, in Batavia, Buitenzorg, Samarang u. s. w., auch in kleineren Städten. Die Chinesen sind wohl im allgemeinen bessere Christen als die Indier, doch haben auch hier die Missionare viel zu klagen. Sie stecken gar zu tief in Handel und Geldgeschäften.

Die Stellung der holländischen Kolonialregierung zur Mission auf Java ist eine durchaus freundliche. Die Missionare erfahren allerlei Förderung von den Beamten. Das Kultusministerum unterstützt die Mission auf jede mögliche Weise. Ausgiebig werden Subsidien abgegeben an niedere und höhere Schulen. Selbst die Industrieschule in Modjowarno und die ärztliche Mission bekommen Unterstützungen.

Java ist kein unfruchtbares Arbeitsfeld, aber ein schwieriges. Geduld der Heiligen ist da not. Und dann — bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Über das Schulwesen in Indien,[1] speziell das der Goßnerschen Mission unter den Kols.

Von Emil Müller, Missionar der Goßnerschen Mission.

Die Inder sind ein altes Kulturvolk mit einer Litteratur, die bis jetzt fast nur den Gelehrten bekannt ist, die aber wohl wert wäre, daß sie weiter verbreitet würde. Darum ist es nicht zu verwundern, daß Indien seit alten Zeiten seine Schulen hat nicht bloß für die Brahmanen, sondern auch für das Volk.

Lernen wir zunächst eine der Dorfschulen kennen, wie sie abgesehen von der Thätigkeit der Mission und dem Eingreifen der englischen Regierung bestanden. Wir folgen dem Bericht eines Basler Missionars aus den sechziger Jahren, der eine Dorfschule ungefähr also beschreibt:

„Das Schulhaus ist eine ordinäre Bambushütte mit Wänden von geflochtenen Grasmatten und einem Dach von Palmblättern. Der Boden ist Lehm, mit Kuhmist bestrichen, und in der Regenzeit meist ein kleiner Sumpf. Manchmal jedoch wird die Schule in der schmutzigen Vorhalle des Tempels oder Amthauses, mitten unter dem Staube, Unrat und Spinngewebe von Jahrzehnten gehalten. Soll die Schule anständig sich präsentieren, so muß der Boden mit Matten belegt sein, welche

[1] Vergl. den betreff. Artikel von Stosch A. M.-Z. 1893, 385, der auch eine Kritik dieses Schulwesens enthält. D. H.

aufgerollt und weggenommen werden, wenn die Unterrichtsstunden zu Ende sind; aber sie sind alle zerfetzt, und ihre ausgezackten Ränder lassen reichlich die Grasfasern und Schnüre hervorhängen, aus denen sie bereitet sind. Auf diesen Matten sitzen die Schüler mit gekreuzten Beinen ohne Ordnung bunt durcheinander. Ehe die Schule beginnt, geht jedesmal ein Ringen und Zanken unter den Jungen an, um einen Platz auf den Matten, statt auf dem bloßen Lehmboden zu gewinnen. Sie sind allzumal schlecht gekleidet, nur wenige, sehr schmierige Fetzen hängen an ihrem Leibe. Die Gegenstände, die in der Schule am meisten in die Augen fallen, sind lange Streifen von Palmblättern, wovon jeder Knabe ein Bündel mitbringt, und diese liegen überall zwischen den Jungen umher. Auf den Blättern stehen seltsame Figuren. Einige Knaben tauchen mit ihren tintigen Fingern die langen Schilffedern in irdene Tintenfässer und bemühen sich, die Zahl der Hieroglyphen zu vermehren, und was der Finger schreibt, das schreit die kräftige Stimme nach. Andere lesen aus Handschriften, und da sie sich selbst hören wollen und gehört sein möchten, so suchen sie natürlich die schreibenden Anfänger zu übertönen. Wieder andere sagen das Einmaleins mit wahrer Stentorstimme her. Der Schulmeister, der selbst kaum lesen, schreiben und etwas rechnen kann, wandelt unter den jungen Gelehrten umher, den Bambusstock in der Hand und die fatale Waffe fleißig benutzend. Aber es kommen noch andere Strafen in Anwendung. Dort in der Ecke steht ein Knabe, mit einem Backstein auf dem Kopfe, da steht ein anderer auf einem Beine, hier ein dritter gebückt und mit einem Backstein auf dem Rücken; ein anderer Delinquent muß eine halbe Stunde lang in peinlicher Verschränkung der Glieder am Boden hocken. Es kann auch geschehen, daß ein Junge an den Füßen an einem Balken der Hütte aufgehängt oder mit den scharf brennenden indischen Nesseln auf seinen armen nackten Leib gezüchtigt wird. Und das alles ist die Strafe vielleicht für einige Tage Schulversäumnis oder dafür, daß der arme Junge schon seit mehreren Wochen mit dem Schulgeld oder mit dem Quantum Reis im Rückstande ist, das er dem Schulgelde beizufügen hat."[1])

Die Erfolge, die eine solche Dorfschule aufzuweisen hat, sind natürlich gering. Und es ist auch meist nicht nötig, daß die Knaben etwas ordentliches lernen, denn der gewöhnliche Inder ist schon zufrieden, wenn er buchstabieren kann. Denn das Lesen eines Buches hat an und für sich schon seinen Wert, besonders wenn es ein heiliges ist. Da sitzt auf dem Markte einer kleinen indischen Stadt vor seiner Zeugbude ein Händler, vor ihm liegt ein dickes Buch aufgeschlagen. Ich trete zu ihm, lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein und erfahre, daß das Buch der „Ramayn" ist, d. h. die Hindi-Bearbeitung des berühmten Sanscrit-Epos, „Ramayana". Der Mann weiß von dem Buche nichts weiter, als daß es von „Rám" handelt, kann aber sonst kaum ein Wort richtig lesen, geschweige denn daß er einen ganzen Vers richtig herausbringt. Er liest das berühmte Heldengedicht buchstabierend, ohne eine Ahnung von der

[1]) Ev. Miss. Mag. 1862, 337.

Bedeutung der einzelnen Worte zu haben. So werden in ganz Indien wertvolle Bücher gekauft und gelesen, ohne verstanden zu werden.

Allerdings sind die Schulen in den Städten etwas besser, und die Schulen für Brahmänen leisten oft ziemlich bedeutendes; aber auch hier kann von einer Bildung des Herzens und Geistes und von Erziehung nirgends die Rede sein. Zugleich mit dem Studium der indischen Klassiker wird eine Fülle sittenloser und verderblicher Göttergeschichten und Gedichte in das Gemüt des Schülers gepflanzt.[1])

Die erwähnten Schulen sind nur den Knaben zugänglich, denn die Frauen und Mädchen der höheren Hindus sind auf die Senana beschränkt und dürfen sich vor keinem anderen Manne als ihrem Vater und ihrem Gatten sehen lassen. Bei den unteren Klassen aber, deren weibliche Angehörige eine freiere Stellung haben, ist ein Bedürfnis nach geistiger Bildung vollends nicht vorhanden.

So ist es Jahrhunderte lang geblieben. Erst durch die Mission ist in dem Schulwesen Indiens eine bedeutsame Veränderung eingetreten. Gleich die ersten Missionare, die im Anfange unseres Jahrhunderts aus England nach Indien kamen, haben es sich angelegen sein lassen, Schulen zu gründen, die nach europäischen Mustern und pädagogischen Grundsätzen eingerichtet wurden. Und die Missionsschulen haben der Regierung vorgearbeitet und ihr die Wege gebahnt. Ohne die Thätigkeit der Mission hätte es die Regierung nie dahin bringen können, so viele Schulen in Gang zu bringen und zu erhalten, wie sie gegenwärtig in ihren Listen zählt.

Die Prinzipien der Regierung und die der Mission in Bezug auf Schulen sind aber grundverschieden. Der ersteren kommt es darauf an, durch ihre Schulen höhere und niedere Staatsbeamte zu erziehen und auch aufklärend und bildend auf die Unterthanen einzuwirken. Der Mission liegt zuerst und zumeist der Befehl des Herrn am Herzen: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Darum ist in der Missionsschule der Unterricht in der christlichen Religion ein Hauptgegenstand, während die Regierung jeglichen Religionsunterricht in ihren Schulen verbietet.

Ich will nun versuchen, die einzelnen Stufen der modernen Schulen Indiens den Lesern vor Augen zu führen, indem ich die Missionsschulen (speziell die der Kols-Mission) und die Regierungsschulen gleichzeitig be-

[1]) Burkhardt, Miss.-Bibl. III. 156.

rücksichtige. Wir fangen von unten an und lernen zunächst eine Dorfschule kennen:

Das Schulhaus ist ein einfaches, mit Stroh oder Gras gedecktes Gebäude, dessen Wände entweder aus Lehm aufgeführt sind oder aus aufrechtstehenden mit Laubwerk durchflochtenen Pfählen bestehen. Dach sowohl wie Wände sind schadhaft und lassen den Strahlen der glühenden Sonne freien Einlaß. Nicht selten aber wird in einer Dorfkapelle Schule gehalten. Dieselbe ist zwar auch einfach gebaut, — Lehmwände und Strohdach, zuweilen Ziegeldach — bietet aber doch meistens Schutz gegen Sonne und Regen.

An Lehrmitteln ist in einer Dorfschule gewöhnlich nichts anzutreffen, außer vielleicht einer alten Wandtafel, der man es kaum noch ansieht, daß sie einmal schwarz lackiert war. Tische und Bänke sucht man vergeblich, die Schüler sitzen in mehr oder weniger geordneten Reihen — mitunter auch ohne jegliche Ordnung — auf ihren untergeschlagenen Beinen am Boden, den Oberkörper über das Stück Schiefer, welches eine Tafel vorstellen soll, oder über das halb zerrissene Hindi-Lesebuch gebeugt. Heiden- und Christenkinder sitzen friedlich neben einander. (Denn die Kaste verbietet dem Hindu oder dem hinduisierten Ureinwohner nur (? D. H.) gemeinsames Essen mit solchen, die nicht zu derselben Kaste gehören.) Die ersteren sind von ihren christlichen Mitschülern nur unterschieden durch den dünnen Zopf, der von der Mitte des Kopfes bis auf den Nacken herabhängt. (Die vornehmeren Hindus verbergen ihren Zopf unter einem kleinen, meist mit Goldstickerei reich verzierten Käppchen, welches sie auch im Zimmer auf dem Kopfe behalten.) Die Bekleidung ist äußerst dürftig und besteht bei den meisten nur aus der schmalen „Langothi", die nur zur Not die pudenda verhüllt. In der kälteren Jahreszeit aber (November bis Februar) etragen di meisten um die Schultern ein baumwollenes Umschlagetuch (chadder), das bei den einen nur bis zu den Hüften, bei den andern bis zur Mitte der Oberschenkel und nur bei wenigen bis über die Kniee herabreicht. Abgesondert von den Knaben bemerken wir in einer Ecke des Raumes ein paar Mädchen, von denen das kleinere nur mit einem breiten Lendenschurz bekleidet ist, das größere aber in seine rot gestreifte „Sari" eingehüllt dasitzt.

Der Lehrer sitzt vor den Kindern auf einem mit Armlehnen versehenen alten Rohr- oder Brettstuhl, von dem er sich nur selten erhebt. Wenn er den Kindern etwas erzählt oder klar macht, fällt es ihm nicht ein, seinen Vortrag durch Fragen anschaulich und lebendig zu gestalten, und wiederum, wenn die Schüler lesen oder etwas aufsagen, werden sie selten durch ihn unterbrochen, als ob alles in Ordnung und nichts zu verbessern wäre.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Dorflehrer — die von der Mission angestellten sowohl als auch die im Dienste der Regierung stehenden — unbrauchbar. Darum ist die Dorfschule von jeher das Schmerzenskind der Mission gewesen und wird es auch noch lange bleiben. Auch die Regierung klagt in ihren Berichten immer wieder darüber, daß die Elementarschulen nur langsame Fortschritte, wenn nicht gar Rückschritte machen. „Aber warum geschieht nichts," könnte man fragen, „um dem Schaden

abzuhelfen, uud beſſer befähigte Lehrer zu bekommen?" Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Unter den Verhältniſſen, wie ſie jetzt in Indien beſtehen, kann ein junger Mann, der etwas leſen, ſchreiben und rechnen gelernt hat, irgend welche Anſtellung mit einem für ihn einträglichen Gehalt erlangen, ſei es als Schreiber oder Feldmeſſer, Dorfwächter, Diener oder dergl. Darum iſt es erklärlich, daß ſich einigermaßen befähigte Leute nicht zu Dorflehrern hergeben, zumal ſie von der Miſſion kein ſo hohes Gehalt bekommen, daß ſie davon leben können; denn wir ſuchen die Gemeinden anzuhalten, auch etwas (wenn möglich die Hälfte) zum Gehalt des Lehrers beizutragen und für Inſtandhaltung des Schulhauſes und der Lehrerwohnung zu ſorgen. Früher als wir in Anbetracht der Unmündigkeit der Gemeinde dieſe Forderung noch nicht ſtellten, ſtand das Dorfſchulweſen unſerer Miſſion in hoher Blüte, aber ſobald wir anfingen, den Chriſten etwas zuzumuten, da verminderte ſich die Zahl der Schulen zuſehends. Dazu kam noch die alles kirchliche und chriſtliche Leben untergrabende Arbeit der ſog. Sardare (eigl. Anführer), welche die Parole ausgegeben hatten: „Geht nicht in die Kirche und ſchickt eure Kinder nicht zur Schule." Daß dieſe Männer, welche meiſtens in ihren Dörfern die Führerrolle hatten, von den Chriſten reſpektiert wurden, iſt nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß ſie ihre Mahnungen nicht leere Worte ſein ließen, ſondern dieſelben durch Drohungen und Geldſtrafen zu ſtärken und zu ſtützen wußten.

Infolge der Wühlereien der Sardare und des Einfluſſes der oben genannten Beſtimmung iſt es mit unſerer Dorfſchulſache nur langſam vorangegangen. Mit Wehmut ſah ich vor mehreren Jahren die verfallenen und verfallenden Schulgebäude der Gemeinde Tapkara, welche in der Zeit vor der Sardar-Bewegung jene Häuſer zum Teil aus eigenen Mitteln hatte bauen laſſen. Dazu kommt noch, daß uns von ſeiten der Jeſuiten und der hochkirchlichen engliſchen Miſſion entgegengearbeitet wird, und teilweiſe nicht ohne Erfolg, da ſie Lehrern und Schülern Vergünſtigungen gewähren, die wir nach geſunden Prinzipien unmöglich gewähren können. Denn es muß uns doch als Ziel vor Augen ſtehen, daß jedes chriſtliche Dorf einmal ſeine Dorfſchule habe. Rechnen wir auf die 1391 Dörfer, in denen unſere Chriſten wohnen, nur 500 Dorfſchulen, ſo würde die monatliche Ausgabe allein für Dorflehrer — falls wir ihnen, wie die Engländer es thun, ganzes Gehalt gäben — Rs 2500 betragen, d. h. ca. $^1/_8$ unſerer jetzigen Ausgabe für das geſamte Miſſionswerk unter den Kols. Solche Summen können und dürfen wir nicht ausgeben.

Die Lehrer sind also auf die Gemeinden angewiesen. Und ohne Zweifel würden gediegene Lehrer auch ihren Unterhalt finden; denn wenn die Eltern sehen, daß ihre Kinder etwas Ordentliches lernen, so lassen sie sich auch zu Opfern bereit finden. Aber junge Leute, die etwas gelernt haben, wollen keine Dorflehrer sein. Wir befinden uns also mit unserem Dorfschulwesen in einem circulus vitiosus, aus dem nicht leicht herauszukommen ist. Doch wir dürfen an der Lösung dieser Frage nicht verzweifeln, ich für mein Teil erachte, daß je planmäßiger und konsequenter wir die Heranbildung von jungen Leuten zu Dorflehrern ins Auge fassen und andererseits die Gemeinden zur Opferwilligkeit erziehen, umsomehr diese Frage ihrer Lösung nahe gebracht werden wird.

Die Regierung sucht dadurch die Dorfschulen zu heben, daß sie solchen Lehrern, welche bestimmte Resultate erzielen, außer ihrem Gehalt eine entsprechende Gratifikation giebt und fleißigen Schülern je nach ihren Leistungen Geldprämien gewährt. Wir verfolgen dagegen das Prinzip, treue Lehrer, die sich ihre wissenschaftliche Fortbildung angelegen sein lassen und davon in einem bestimmten Examen den Beweis liefern können, von 5 zu 5 Jahren in eine höhere Gehaltsstufe zu versetzen und eifrigen begabten Schülern eine höhere Ausbildung zu ermöglichen.

Dem Unterricht in unsern Dorfschulen ist ein fester Stunden- und Lektionsplan zugrunde gelegt. Von den 24 wöchentlich zu erteilenden Unterrichtsstunden kommen 3 auf biblische Geschichte, 2 auf Katechismus, 1 auf Evangelium, 1 auf Kirchenlied, 6 auf Lesen und Schreiben, 6 auf Rechnen, 2 auf Geographie und 3 auf Singen. Angesichts der Verhältnisse können nicht mehr als 4 Stunden täglich angesetzt werden. In vielen Dörfen sind die Kinder überhaupt nur am Abend zusammenzubringen, da sie am Tage zu pflügen oder das Vieh zu hüten haben. Mit dem Schulbesuch steht es meistens nicht gut. (Von Schulzwang kann natürlich nicht die Rede sein.) Der Kolknabe ist an Freiheit gewöhnt und, wenn er am Tage nicht für seine Eltern zu arbeiten hat, schweift er lieber vom frühen Morgen bis zum späten Abend „mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg und Thal", als daß er sich aus freien Stücken ins Schulhaus begiebt. Und mit der Erziehung der Eltern und der heilsamen Einwirkung des Lehrers sieht es bis jetzt schlecht aus. Dazu kommt, daß in der Regenzeit, die zugleich Saatzeit ist, und dann später in der Ernte die Dorfschulen für längere Zeit geschlossen werden müssen, weil dann die Eltern ihre Kinder notwendig zur Arbeit gebrauchen.

Es ist darum natürlich, daß wir an unsere Dorfschulen keine allzu hohen Anforderungen stellen können. Der Kursus einer gewöhnlichen Dorfschule umfaßt 2 Jahre. Im ersten Jahr lernen die Kinder 6 biblische Geschichten, 3 Alten und 3 Neuen Testaments; die 10 Gebote ohne Erklärung; 2—3 Lieder; lesen das erste Hindi-Lesebuch (eine Art Fibel von ca. 20 Seiten); rechnen im Zahlenkreis von 1—10. Im zweiten Jahr wird die Zahl der biblischen Geschichten verdoppelt, zu den 10 Geboten kommen der Glaube und das Vaterunser, anstelle des ersten tritt das zweite Hindi-Lesebuch (ca. 80 Seiten); der Zahlenkreis wird von 1—100 erweitert, neu hinzukommt: Heimatkunde und allgemeine Übersicht über Indien und die 5 Erdteile. Wir sind zufrieden, wenn dies Ziel im allgemeinen erreicht wird. Nur in einigen Dorfschulen habe ich Knaben angetroffen, die das 2. Lesebuch absolviert und das 3 (ca. 150) angefangen hatten, und in einem Falle hatte der Lehrer einen seiner Schüler sogar bis zum 4. Lesebuch (ca. 250 Seiten) gebracht.

Die Dorfschulen bestehen sämtlich aus einer Klasse mit 2—3 Abteilungen. Eine Ausnahme macht m. W. nur die Dorfschule zu Tati in der Takarma-Gemeinde, welche 2 selbständige Klassen mit 2 Lehrern hat.

Die Regierungs-Dorfschulen haben keinen festen Stunden- und Lektionsplan, dem Lehrer wird sein Pensum vorgeschrieben durch das Lower Primary-Examen, wozu die von dem Schul-Inspektor bestimmten Bücher durchzuarbeiten sind. Dem Regierungslehrer kommt es nun nicht darauf an, daß seine Schüler das Gelesene verstehen, sondern nur, daß sie es so erklären können, wie es in der Prüfung verlangt wird.

Der Unterricht im Lesen beschränkt sich hauptsächlich auf zwei Dinge, 1. das Buchstabieren schwieriger Worte, namentlich solcher, in denen zusammengesetzte Konsonanten vorkommen;[1]) 2. die Erklärung schwieriger im Umgange nicht gebräuchlicher Worte, die aber keineswegs Definition ist, sondern einfach darauf hinauskommt, daß anstelle eines Wortes ein gleichbedeutendes oder ähnliches gesetzt wird, z. B. für „arm" giebt es im Hindi außer dem gewöhnlichen kangál noch garib, daridr, din. Der Lehrer fragt nun: „Was heißt ‚daridr'" und der Schüler antwortet: „kangál". Begriffserklärungen erheischende Fragen, wie: „Wer ist arm?" oder „Wen nennt man arm?" werden überhaupt nicht gestellt. Noch mechanischer wird das Rechnen gelehrt. Der Lehrer denkt nicht daran, den Schülern klar zu machen, was die Zahl 1 bedeutet und wie man die Zahlen 2, 3 ꝛc. gewinnt; es wird einfach auswendig gelernt: 1 + 1 ist 2; 1 + 2 ist 3; 1 + 3 ist 4 ꝛc.; dann: 2 + 1 ist 3; 2 + 2 ist 4; 2 + 3 ist 5; dann: 3 + 1 ist 4; 3 + 2 ist 5 ꝛc. ꝛc. (Es ist erstaunlich, was der Hindu alles auswendig lernt. Sogar das Multiplizieren der Brüche mit Brüchen wird nach der Methode der Inder mechanisch eingepaukt.) Weniger mechanisch scheint es zuzugehen, wenn den Schülern Aufgaben gestellt werden wie: „Für 2 Rupies erhält man 5 Sêr Zucker, wieviel bekommt man für 4 Annas?" Ein Uneingeweihter wird sich wundern, was von Kindern der Unterstufe im Rechnen verlangt wird.

---

[1]) Im Hindi ist das Zeichen für zwei zusammengesetzte Konsonanten — ähnlich wie in der Stenographie — verschieden von dem zweier einfacher Konsonanten

Aber wenn man bedenkt, daß die Rupie genau in so viele Annas (nämlich 16) eingeteilt ist, wie das Ser Chatâks enthält, daß es also für eine Anna gerade so viele Chatâks giebt, wie für eine Rupie Sers, so erkennt man, daß ein Junge, der 2 Jahre die Schule besucht hat, mit Leichtigkeit dergleichen Aufgaben zu lösen vermag. Gewöhnlich aber besitzen die Lehrer nicht Gewandtheit und Fertigkeit genug, um ihren Schülern den „Kniff" gehörig beizubringen, und darum bestehen auch nur verhältnismäßig wenig Kinder das erste Elementar-Examen. Dazu kommt noch, daß die übrigen Schulbücher, durch welche die Kinder über die ländlichen und kaufmännischen (!?) Verhältnisse ihres Landes Aufklärung erhalten sollen, in einem solchen Hindi abgefaßt sind, welches die wenigsten Lehrer verstehen.

Nun versuchen die Schul-Inspektoren (die fast ohne Ausnahme alle Heiden sind), dahin zu wirken, daß wir in unsern Dorfschulen nach den genannten Büchern unterrichten lassen und unsere Schüler zu jenem Elementar-Examen schicken. Der Grund ihres Eifers liegt hauptsächlich in dem Streben, möglichst viele Kinder, die jenes Examen bestanden haben, in ihren Listen aufweisen zu können. Außerdem unterstützen sie durch Einführen der für das Examen vorgeschriebenen Textbücher ihre heidnischen Freunde, die Verfasser und Verleger derselben sind, und befördern dadurch den religiösen Indifferentismus, den jene Bücher atmen.

Daß die Mission diesem Streben der Schul-Inspektoren nicht freundlich gegenübersteht, ist klar, und es ist leicht einzusehen, daß der Unterricht in den religiösen Fächern erheblich leiden muß, wenn unsere Dorfschulen sich auf die Vorbereituug für jenes Examen einlassen. Wie viel aber von einem geordneten, mit aller Kraft und Umsicht geleiteten Religionsunterricht für die gesunde Entwickelung unseres Schulwesens und der ganzen Mission abhängt, werden wir noch mehr erkennen, wenn wir die höheren Stufen ins Auge fassen.

Nach den letzten Berichten haben wir 89 Dorfschulen mit 2311 Kindern, darunter 359 Mädchen. Schon aus diesen Zahlen geht hervor, in welch ungünstigem Verhältnis die Zahl der Dorfschulen zu der Zahl der von Christen bewohnten Dörfern (sc.: 1391) steht, und wieviel noch zu thun ist, bis alle Christen ihre Kinder zur Schule schicken, und das ganze Volk der Kols von der Erkenntnis des Evangeliums durchdrungen ist. Diesem Ziele näher zu führen dienen die Schulen, die wir jetzt betrachten wollen.

Über der Dorfschule steht die Stationsschule. Solche Schüler, welche in einer Dorfschule lesen gelernt haben, können, wenn die Verhältnisse es gestatten, in eine Stationsschule aufgenommen werden. Das Pensum derselben umfaßt einen Kursus von 3 Jahren, der in 3 getrennten Klassen durchgemacht wird. Die Unterrichtsstunden einer Stationsschule

belaufen sich auf 31 wöchentlich. Der Stundenplan der ersten Klasse ist folgender: 7 Stunden Religion, 7 Hindi (Lesen, Schreiben und Diktat), 4 Rechnen, 7 Englisch, 2 Geographie, 3 Singen und 1 Zeichnen. Von unsern 14 Missionsstationen sind 9 mit je einer Schule für Knaben und einer für Mädchen versehen. (Die Mädchenschulen lasse ich vorläufig außer Betracht, weil sie später Berücksichtigung finden sollen.) Die 9 Knabenschulen werden von 564 Schülern besucht, von denen 345 sog. Kostschüler sind, d. h. solche, die gegen ein Entgelt von Rs 3 — (= Mk. 4,20) p. a. von der Mission Wohnung und Beköstigung erhalten und 219 Tagesschüler, d. h. solche, welche auf der Station oder in der Nähe derselben bei ihren Eltern oder Verwandten wohnen und von ihrem Hause aus (daher werden sie im Hindi auch gharwale d. h. „von Hause kommende" genannt) die Schule besuchen.

Die Einrichtung von Kostschulen ist eine große Vergünstigung, welche die Mission den Christengemeinden gewährt. Damit aber diese Vergünstigung nicht zu weit ausgedehnt werde, sind folgende Bestimmungen maßgebend: es dürfen nicht mehr als 30 bezw. 40 Knaben aufgenommen werden, und kein Knabe darf länger als 3 Jahre der Kostschule angehören; auf der Station oder in der Nähe wohnende Knaben dürfen nur als Tagesschüler die Schule besuchen. Die letzteren haben zwar Freischule, sind aber den Kostschülern gegenüber im großen Nachteil. Wollen sie ebenfalls von der Mission beköstigt werden, so haben sie jährlich Rs. 12 —, also das Vierfache von dem, was für Auswärtige festgesetzt ist, zu zahlen. Darin scheint eine Ungerechtigkeit zu liegen. Und es geschieht nicht selten, daß die Eltern von Tagesschülern den Missionar mit Bitten bestürmen, doch auch ihre Kinder als Kostschüler aufzunehmen. Aber man kann die Leute leicht zufrieden stellen, wenn man ihnen sagt: „Das ist so bestimmt, und davon können wir nicht abweichen." Man muß sich nur hüten, Ausnahmen zu machen, denn dann ist der Unzufriedenheit Thür und Thor geöffnet. Was für ein Sinn liegt nun aber in dieser Einrichtung? Der Mission muß daran liegen, sich aus der Jugend des Volkes Helfer heranzubilden, und das kann nur durch solche Schulen geschehen, die unter spezieller Leitung und Aufsicht des Missionars stehen. Wie werden sich aber die Eltern, die Meilen, ja Tagereisen weit von der Station entfernt wohnen, bereit finden lassen, ihre Kinder, die sie zu Hause in der Ackerwirtschaft gut gebrauchen können, dem Missionar anzuvertrauen? Doch nur, wenn ihnen eine Vergünstigung gewährt wird. Diese kann aber wegfallen oder doch beschränkt werden bei denen, welche in der Nähe wohnen. Es wäre nur noch die Frage, ob die auswärtigen Schüler nicht mehr, als bisher festgesetzt war, zahlen könnten. Diese Frage glauben aber die Missionare, die Leiter von Stationsschulen sind, verneinen zu müssen, weil die meisten Kols zu arm seien, und wenn wir das Schulgeld erhöhten, dann zu fürchten sei, daß wir in unsern Stationsschulen nicht die besten und befähigsten Knaben, sondern nur Kinder von reichen Leuten bekämen, vor allen Dingen aber würden wir an die Gegenmissionen, die ihren Schülern mehr Vorteil als wir gewähren, nicht bloß Kinder, sondern auch deren Eltern verlieren. Das erstere ist nun freilich nicht zu befürchten, wenn wir

armen, aber begabten Knaben, wie es jetzt auch vielfach geschieht, Freischule gewähren oder einen Teil des Schulgeldes erlassen. Die Gefahr aber, daß sich unsere Christen durch materiellen Vorteil zum Übertritt verleiten lassen, ist in der That vorhanden und nicht zu unterschätzen. Gegen diese Gefahr giebt es nur ein Mittel, nämlich die Christen im Glauben und in der Lehre unserer evangelischen Kirche so zu gründen und zu befestigen, daß sie mit jener Frau aus der Gowindpur-Gemeinde, die ein Jesuit in der Hungersnot durch Geld in seine Gemeinde zu ziehen versuchte, sprechen können: „Lieber sterben, als unsere evangelische Kirche verlassen!“ Solcher Glaube aber kommt aus der Predigt treuer Zeugen, die selber fest geworden sind. Solche Zeugen zu erziehen, ist keine leichte Aufgabe. darum muß Gottes Wort kräftig in den Bildungs- und Erziehungsstätten unserer Lehrer und Prediger getrieben werden, wenn wir Frucht sehen wollen.

Ein großes Hindernis für den fruchtbringenden Religionsunterricht sind die Regierungs-Examina, welche die heidnischen Schul-Inspektoren auch unsern Stationsschulen aufzunötigen bestrebt sind. Sie wollen dieselben zu sog. Upper Primary-Schulen machen, womit natürlich verbunden ist, daß die vorgeschriebenen Bücher durchgenommen werden müssen. Diese Bücher sind aber sehr wenig geeignet, das Interesse der Schüler zu wecken; der Unterricht kommt lediglich auf mechanisches Auswendiglernen hinaus. Dazu ist der zu bewältigende Stoff so umfangreich, daß für die religiösen Gegenstände, welche die Hauptsache sein sollen, zu wenig Zeit und Kraft übrig bleibt. Da nun die Inspektoren uns immer wieder angingen, daß wir unsern Stationsschulen doch den Charakter von Upper Primary-Schulen geben sollten, und uns vorstellten, daß wir die Unterstützung der Regierung für unsere Schulen verlieren würden, wenn wir nicht jährlich wenigstens einige Knaben zum Examen schickten, so wandte ich mich mit einer Petition an den Schul-Inspektor in Calcutta, der zwar Heide ist, aber doch auf meine Darlegungen einging und die Entscheidung traf, daß die Stationsschulen unserer Mission als Zweige der Centralschule in Ranchi anzusehen und von der Verpflichtung, Schüler zu dem Upper Primary-Examen zu schicken, entbunden seien.

So können wir ungehindert durch die Vorbereitung auf die Regierungs-Examina in unsern Stationsschulen den Hauptnachdruck auf die religiösen Fächer legen. Wir erwarten nun aber nicht von allen unsern Stationsschülern, daß sie einmal in den Dienst der Mission treten, vielmehr lassen wir sie sich für irgend einen Beruf frei entscheiden und richten vor allem unser Augenmerk darauf, daß sie guten Unterricht und eine gesunde christliche Erziehung erhalten. Die Stationsschulen unterstehen dem leitenden Missionar der betreffenden Station, und hat der jüngere Missionar, der auf den meisten Stationen dem älteren zur Seite gestellt

ist, die spezielle Aufsicht über die Knaben, indem er sie zu Fleiß und Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit anhält und sich auch am Unterricht besonders in den religiösen Gegenständen beteiligt.

Wie ganz anders gestaltet sich das Leben eines Stationsschülers als das eines Dorfschülers. Mit der goldenen Freiheit ist es vorbei, das freie Umherschweifen im Feld und Wald hat aufgehört, und es gilt, sich einer strengen Zucht und Ordnung zu fügen. Morgens, wenn die Glocke ertönt, muß sich der Schüler von seinem Lager, einer aus Palmblättern geflochtenen Matte, erheben. Nachdem er sich am Brunnen gewaschen hat, ordnet er seine Bücher, und bald ruft ihn die Glocke zur Morgenandacht, die entweder in der nahen Kirche oder im Schulhause gehalten wird. Dann beginnt der Unterricht, der am Vormittag 3 Stunden währt. Nach demselben wird die erste Mahlzeit eingenommen: Auf der Veranda des Schulhauses hocken die Knaben gruppenweise am Boden, jeder hat seinen messingenen Napf oder Teller, bis oben an mit Reis gefüllt, vor sich und eine kleine messingene Schale mit Dâl (einer Art Hirse), zuweilen auch mit Gemüse oder Fleisch neben sich. Mit den Fingern der rechten Hand greifen sie in den Napf, formen mit denselben einen regelrechten Reisklos, tauchen diesen in die Schale und führen ihn mit großer Geschicklichkeit zum Munde. Während des Essens spricht niemand ein Wort, jeder ist vollauf mit sich beschäftigt. Nach demselben wird eine Stunde gelernt, dann beginnt der Nachmittags-Unterricht, der gewöhnlich zwei Stunden dauert. Damit über der geistigen Arbeit auch der Körper nicht vernachlässigt werde, treten die Knaben nach der Schule mit ihren Kudâri (Hacken) an und arbeiten 1—2 Stunden im Freien, sei es, daß sie Wege reinigen und Gräben vertiefen, oder Brunnen graben, Bäume pflanzen u. dgl. Wie köstlich mundet den Knaben nach dieser körperlichen Anstrengung die Abendmahlzeit. Nach derselben wird meistens bis Sonnenuntergang (im Winter zwischen 6 u. 7, im Sommer zwischen 7 u. 8 Uhr) geturnt und gespielt. Dann folgt die gemeinsame Abendandacht in der Kirche und darauf die Arbeitsstunde, in welcher die Schularbeiten für den nächsten Tag gemacht werden. Damit hat der Tag seinen Abschluß erreicht. Die Glocke läutet zum Schlafengehen, und jeder brettet seine aufgerollte Matte auf dem Boden aus, hält sein Abendgebet und legt sich schlafen. So geht es tagaus, tagein. Doch dann und wann kommt in die Eintönigkeit des Schullebens etwas Abwechselung durch den Besuch des Schul-Inspektors, dessen Visitation sich sehr oft nur auf die äußeren Einrichtungen, Durchsicht der Schulregister und vielleicht auch noch auf Lesen und Rechnen erstreckt, aber den Schülern einen freien Nachmittag, mitunter einen freien Tag einträgt, der dann wohl zu Spielen oder zu einem Ausfluge in einen benachbarten Wald verwendet wird. In der Regel werden die Schulen zweimal im Jahre auf je vier Wochen geschlossen; die Knaben begeben sich in ihre Dörfer und helfen ihren Eltern in der Landwirtschaft, wenn ihnen die Wissenschaft nicht zu sehr in den Kopf gestiegen ist. Bevor sie in die Ferien gehen, wird ein feierlicher Aktus gehalten, und der Missionar versäumt bei dieser Gelegenheit nicht, die Kinder ernstlich zu ermahnen, daß sie zu Hause ihren Eltern gehorsam seien, der christlichen und der heidnischen Jugend ihres Dorfes ein gutes Beispiel geben und allsonntäglich die Kirche besuchen. Sollten diese Ermahnungen nicht fruchten, und hat der eingeborene Pastor oder Katechist, der Gelegenheit hat, den Wandel der Knaben in den Dörfern zu beobachten, über dieselben Klage

zu führen, so giebt es beim Schulanfang keinen angenehmen Empfang, der auch wohl damit endet, daß der Knabe anstatt der Feder den Pflug in die Hand nehmen muß.

Unsere Stationsschulen dienen nun hauptsächlich der Vorbereitung für die Hochschule in Ranchi. Die Schüler, welche dort aufgenommen werden wollen, haben sich einer schriftlichen Prüfung zu unterziehen, wozu ihnen Aufgaben von dem Rektor der Hochschule zugeschickt werden. Die Knaben, die nicht bestehen, werden entweder in ihre Dörfer zurückgeschickt oder bleiben gegen Zahlung eines höheren Kostgeldes noch ein Jahr in der Stationsschule. Nur selten kommt es vor, daß Knaben diese als ihr Ziel ansehen und nach Absolvierung derselben freiwillig ihre Gelehrten-Laufbahn aufgeben. Als Ziel steht eben allen oder doch den meisten Ranchi vor Augen, dessen Hochschule ihnen den Weg zu den höchsten Ämtern bahnt. Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Eltern ihre Kinder mit der Absicht nach Ranchi schicken, daß sie einmal eine einträgliche Stellung erlangen. Gut, daß die Kinder die Intentionen ihrer Eltern noch nicht voll verstehen und sich noch beeinflussen lassen, so daß ihnen die Schule nicht bloß Mittel zu besserem Fortkommen in der Welt werden kann.

Ehe ich auf die Einrichtung der Hochschule komme, gebe ich zunächst einen kurzen historischen Rückblick über die Entwickelung unserer Ranchi-Schule. Das Schulwesen ist mit unserer Mission von Anfang an verbunden gewesen. Gleich die ersten Missionare haben kurz nach Beginn ihrer Thätigkeit in Ranchi eine kleine Schule gegründet, in welcher sie Hindu- und Mohammedanerkinder unterrichteten. Wenn sie auch vorzugsweise um der Kols willen in die Berge Chutia Nagpur's gekommen waren, so haben sie doch die andern Stämme nicht unberücksichtigt gelassen, und es ist bedeutsam, daß der erste Täufling, der in den Kirchenbüchern aufgeführt ist, ein mohammedanischer Knabe war. Dadurch stellt sich die Mission als Universalmission dar, allen will sie das Wort von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder nahe bringen. Darum kann sich auch die Schule als Missionsschule nicht exklusiv gegen bestimmte Nationen oder Religionsformen verhalten, sondern sie muß aufnehmen, wer sich ihr anbietet, damit sie vielleicht durch den christlichen Unterricht den Samen des Wortes Gottes in die jungen Herzen säe. Die Missionen Indiens haben nun aber fast ohne Ausnahme das eigentümliche Geschick, welches gewiß zum Teil mit begründet ist in dem Charakter des Christentums als einer Religion für die Armen, Unterdrückten und Verachteten in dieser Welt, daß sich ihre Gemeindeglieder zumeist aus sozial niedrig stehenden Kasten

und Volksstämmen rekrutieren. Und darum kam es auch bald dahin, daß, sobald eine christliche Gemeinde gegründet war, die meisten Schüler dem Stamm der Kols angehörten.

Je größer nun die Gemeinde wurde, um so mehr stellte sich das Bedürfnis heraus, Eingeborene zu Helfern heranzubilden. Das geschah auf zwiefache Weise: Es wurden erwachsene Leute, welche sich vielleicht schon als treue Christen bewährt hatten, auf die Station gerufen, erhielten daselbst in der christlichen Lehre und im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht, und kehrten dann bald in ihre Dörfer zurück, um den Gemeinden als Katechisten oder Lehrer zu dienen. Der andere Weg war, daß man aus den christlichen Schulkindern die tüchtigsten und besten auswählte und denselben im Hinblick auf ihren zukünftigen Beruf eine systematische Ausbildung angedeihen ließ. Wenn auch der erstere Weg noch bis vor kurzem in der Praxis bestand, ja in gewissem Sinne auch heute noch in Geltung ist, so brachte es doch die Entwickelung der Mission und des Schulwesens dahin, daß der letztere der gewöhnliche wurde.

Kurz vor der unheilvollen Spaltung der Mission in eine deutsche und englische waren unsere Missionare darangegangen, ein Seminar behufs Ausbildung von Predigern für die Kolsgemeinden zu gründen.

Das Seminargebäude wurde am 2. Weihnachtstage des Jahres 1867 feierlich eingeweiht. In demselben befanden sich außer der Aula 8 große hohe Klassenzimmer, von denen nur 2 für das eigentliche Seminar, die übrigen für die auf dasselbe vorbereitende Knabenschule bestimmt waren. Dieses Haus war damals reichlich groß, aber man hatte auf die Zukunft gerechnet, ohne freilich erwarten zu können, daß nach 30 Jahren die Anzahl der Räumlichkeiten den Bedürfnissen nicht mehr genügen würde. Denn gegenwärtig sind 13 Zimmer nötig: 1 für das theologische Seminar, 1 für die Normalklasse, 1 für die Bibliothek und 10 für die Hochschule. Es wurde lange hin und her beraten, auf welche Weise wir die nötigen Räume beschaffen sollten. Ein Umbau wäre mit großen Kosten verbunden gewesen, ein Anbau hätte die Symmetrie des architektonisch schönen und prächtigen Gebäudes gestört. (Dasselbe stellt sich als ein in Kreuzesform gebautes Haus dar: Die Mitte bildet die Aula, die beiden kleineren Arme sind die beiden Vorhallen vor und hinter derselben, die längeren Arme die beiden Seitenflügel mit je 4 Klassenzimmern. Je 2 hohe in Spitzbogen auslaufende Portale führen in die von Säulen umgebenen Vorhallen, deren Hintergrund je 2 große zur Aula führende Glasthüren bilden. Die Aula ist ein geräumiger, etwa 250 Personen fassender Saal, dessen Längswände die Bildnisse der Kaiserin von Indien und der drei Kaiser des Deutschen Reiches zieren. An der einen Querwand, zwischen den Glasthüren befindet sich ein Katheder, über welchem an der Wand ein Bild Dr. Martin Luthers angebracht ist. An der gegenüberliegenden Wand hängt eine schwarze Tafel, auf welchem das Datum des Tages und der Wochenspruch zu lesen sind. Neben dem Katheder stehen einige Stühle, für Europäer bestimmt, die etwa den Morgen- und Abendandachten beiwohnen. Bänke

sucht man vergeblich; die Eingeborenen sitzen auf dem mit Matten belegten Fußboden. Aus der Aula kann man durch Seitenthüren in die anliegenden Klassenzimmer kommen, die mit den äußeren ebenfalls durch Thüren verbunden sind. Jeder der Seitenflügel hat eine Vorder- und eine Hinterveranda, die sich als ein langer Säulengang darstellt. Die Veranda tragen flache Dächer, auf denen man, wenn Treppen hinaufführten, täglich umhergehen könnte; das Hauptgebäude aber und die Vorhallen sind mit gewöhnlichen Ziegeln gedeckt. Majestätisch erheben sich die beiden Giebel mit ihren Spitzbogenfenstern über den großen Glasthüren.) Es wurde darum der Plan zu einem Nebenhaus entworfen, der aber nicht zur Ausführung kam, weil die Kosten nicht bewilligt wurden. Wir helfen uns nun vorläufig auf folgende Weise: 2 Klassenzimmer sind durch Zwischenwände geteilt worden, und die so entstandenen 4 kleineren Räume müssen, so lange es irgend geht, für die oberen Klassen der Hochschule genügen; die 4 untersten Klassen werden in 2 Zimmern unterrichtet, die Bänke sind so gestellt, daß sich die Schüler der verschiedenen Klassen möglichst wenig stören. Die Normalklasse hat in dem gegenüberliegenden Knabenhause (Alumnat für 150 Kostschüler) provisorisches Unterkommen gefunden.

In die mit dem Seminar verbundene und auf dasselbe vorbereitende Knabenschule wurden damals A-B-C-Schützen aufgenommen und waren die unteren Klassen für den Elementarunterricht bestimmt, in der zweiten Klasse kam Englisch und in der ersten Griechisch (! d. H.) hinzu. Als Ziel stand den Knaben das theologische Seminar vor Augen; ein Prediger unter den Kolschristen zu werden, dünkte ihnen das Höchste zu sein, was sie im Leben erreichen könnten. Aber die Zeiten änderten sich. Es kam bald so weit, daß die Mission an Kandidaten des Predigtamts Überfluß hatte, und da entstand die Frage: was mit den Schülern anfangen? Man sagte sich, die Mission habe auch Verpflichtungen gegen die Regierung, und andererseits sei es nicht zum Schaden der Christen, wenn ihre Kinder Staatsbeamte würden.

So wurde denn im Jahre 1886 die Schule zu einer sog. Middle Vernacular English School gemacht, d. h. eine Mittel-Schule, in welcher neben der Landessprache (hier Hindi) auch Englisch getrieben wird, und der von der Regierung für das M. V. E.-Examen vorgeschriebene Kursus eingeführt. Die Religionsfächer blieben zwar nach wie vor Hauptsache, aber die für das Examen erforderlichen Gegenstände nahmen doch mehr die Zeit und Kraft der Schüler in Anspruch.

Und es war nicht wenig, was in der Prüfung verlangt wurde. In Hindi mußte ein ca. 300 Seiten starkes Lesebuch, welches eine große Anzahl poetischer Stücke mit vielen schweren, ungebräuchlichen Worten und Anspielungen enthielt, durchgemacht werden. Dazu kam Grammatik und Komposition. Im Englischen wurde eigentlich die ganze Grammatik und Fertigkeit im Übersetzen aus dem Hindi ins Englische und umgekehrt verlangt. In Geschichte mußte die ganze Geschichte Indiens gewußt werden, keine leichte Aufgabe, besonders wenn man bedenkt, daß

das Textbuch in einem für Schüler unverständlichen Hindi, das ihnen erst erklärt werden mußte, geschrieben war. In Geometrie mußten sie bis zum Pythagoras kommen. In Arithmetik wurde zusammengesetzte Regeldetri, Zins- und Diskont-Rechnung, in Geographie spezielle Kenntnis Indiens und Großbritanniens und allgemeine Übersicht über alle Erdteile gefordert, außerdem noch die Anfangsgründe der Physik, Geologie und Feldmessung.

Das Streben der Schüler erhielt durch Einführung dieses Examens naturgemäß eine andere Richtung; und es ist klar, daß das Interesse an dem Religionsunterricht, der für die Prüfung von der Regierung nicht verlangt wurde, sich verminderte.

Denjenigen, welche das Examen gemacht hatten, standen verschiedene Wege offen: die einen wurden in die Regierungs-Hochschule (auch Zillah [-Kreis-]Schule genannt) zu Ranchi geschickt, andere nach Agra, um dort in einem Medical College Medizin zu studieren und das Diplom eines Hospital Assistant zu erlangen, einige traten in die Regierungs-Pandit-Schule zu Ranchi, wo junge Leute, die das M. V. E.-Examen bestanden haben, zu Sprachlehrern herangebildet werden. Nur ein geringer Teil von denen, die die Schule durchgemacht hatten, trat ins Seminar, um sich für das Predigtamt vorbereiten zu lassen. Und dies waren meist solche, welche das Examen nicht bestehen konnten oder nicht Mittel genug hatten, ihre Studien fortzusetzen. Somit hatte sich in unserm Schulwesen ein großer Umschwung vollzogen. Nun trat an uns die Aufgabe heran, gegen den Strom zu schwimmen und für unser Seminar Leute zu gewinnen, welche sich dessen wohl bewußt, was sie durch den Eintritt ins Seminar an irdischen Aussichten aufgaben, dem theologischen Studium zuwandten. Freilich war deren Zahl gering, aber dennoch haben sich auch unter denen, die offenbar „der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb" ins Seminar gingen, viele gefunden, die später als Kandidaten, sei es in den Stationsschulen, sei es in den Gemeinden mit großer Treue ihres Amtes walteten.

Für diejenigen Schüler, welche behufs weiterer Ausbildung in die Zillah-Schule traten, hatten wir die Einrichtung getroffen, daß sie auf dem Missions-Grundstück wohnen und von den Missionaren beraten, geleitet und beaufsichtigt werden konnten. Für sie waren auch wöchentlich zwei Religionsstunden angesetzt worden, in denen besonders die Schrift mit ihnen getrieben wurde. Wenn wir es auch bedauerten, daß wir diese Jünglinge nicht ganz in Zucht und Unterricht hatten, und dieselben in der von heidnischen Lehrern geleiteten Regierungsschule zum Teil auch von heidnischen Ideen beeinflußt wurden, so war doch unsere Arbeit an ihnen nicht vergeblich; denn alljährlich haben sich einige unter ihnen gefunden, welche die Schule aufgaben und ins Seminar traten.

Die Entwickelung der Ranchi-Schule zur M. V. E.-School war aber nach einer andern Seite hin für das Seminar gewinnbringend. Denn die neu eintretenden Seminaristen waren in den Realien und Sprachen besser vorgebildet als die der früheren Jahrgänge, und so konnte der Unterricht in den weltlichen Fächern bedeutend eingeschränkt und mehr Zeit und Kraft auf die Theologie verwendet werden. Früher waren für Rechnen 3 Stunden, für Weltgeschichte 2 Stunden und für Hindi-Litteratur 4 Stunden angesetzt. Der jetzige Lehrplan weist nur noch 5 Stunden für diese Fächer auf. Der Unterricht im Englischen ist in seinem früheren Umfange geblieben (6 Stunden wöchentlich). Wir suchen die Seminaristen so weit zu bringen, daß sie leichtere theologische Bücher in englischer Sprache lesen können; denn die Hindi-Litteratur ist bis jetzt an spezifisch theologischen Schriften arm. Dem Griechischen werden 6 Stunden gewidmet, 3 für Grammatik und Extemporale und 3 für Lektüre des Neuen Testaments.[1]) Die übrigen Stunden sind folgendermaßen verteilt: 4 Stunden Exegese des Neuen, 3 Stunden des Alten Testaments in Hindi; 3 Stunden Kirchengeschichte, 2 Stunden Dogmatik, 1 Stunde praktische Theologie und 3 Stunden Chorgesang, im ganzen 33 Stunden.

Auch in dem jetzigen Lehrplan nimmt der Unterricht in den Sprachen und Realien noch einen unverhältnismäßig breiten Raum ein, und somit ist das Ideal eines theologischen Seminars, das die Zöglinge ausschließlich für die Theologie und ihren zukünftigen Beruf vorbereitet, von uns noch nicht erreicht. Wir sind aber in den letzten Jahren diesem Ziel einen Schritt näher gekommen dadurch, daß wir unsere Mittel-Schule in eine Hoch-Schule umwandelten, und jetzt nur solche Schüler ins Seminar aufnehmen, welche die dritte Klasse der letzteren durchgemacht haben. Die weitere Entwickelung wird dann die sein, daß nur Abiturienten zum theologischen Studium zugelassen werden.

Zur Gründung der Hochschule kam es auf folgende Weise: Im Jahre 1895 hatte die in Verbindung mit der S. P. G. in Ranchi arbeitende Dublin-Mission in Hazaribagh (45 engl. Meilen nördlich von Ranchi) eine Hochschule ins Leben gerufen, und da sie ein Boardinghouse (Anstalt für Wohnung und Beköstigung) eingerichtet hatte, in welches christliche Schüler ohne Unterschied der Konfession gegen ein verhältnismäßig geringes Kostgeld aufgenommen wurden, so verließen viele unserer Knaben die Zillah School in Ranchi und fanden in der Schule der Gegenmission bereitwillige Aufnahme. Wir hatten uns freilich mit den Leitern der Anstalt in Verbindung gesetzt, und es war das Abkommen getroffen worden, daß keiner

[1]) Mir scheint das Griechische ein Joch zu sein, das man nicht auf die Hälse der Kols-Theologen legen sollte. D. H.

unserer Schüler dort aufgenommen werden dürfe, der nicht von uns die Erlaubnis dazu erhalten hätte, und ferner, daß es ihnen nicht verwehrt werden sollte, unsere Gottesdienste auf der nahe gelegenen Station Singhani zu besuchen. Doch wir mußten bald einsehen, daß dieses Verhältnis zu Unannehmlichkeiten und Unzuträglichkeiten führte, und vor allem, daß unsere Christen mit der höchsten Sympathie für die Dubliner Mission, die ihren Kindern so große Vorteile gewährte, erfüllt wurden. Bei dieser Sympathie wäre es aber nicht geblieben, sondern die Folge wäre gewesen, daß wir Christen an die Gegenmission verloren hätten. Da entschlossen wir uns, an unser Kuratorium in Berlin das Gesuch zu richten, unsere Mittelschule zu einer Hochschule machen zu dürfen. Wir schickten uns gerade an, unser Jubiläum festlich zu begehen, und gleichsam als Jubiläumsgabe überbrachte uns unser Inspektor die nachgesuchte Genehmigung. Und so begannen wir am 1. Januar 1896 nach dem neuen Plan zu unterrichten. Doch es stellte sich uns eine große Schwierigkeit entgegen. Die Regierung, d. h. der Schulinspektor in Kalkutta, wollte unsere Schule nicht ohne weiteres als Hochschule anerkennen. Ohne staatliche Anerkennung hätten wir nicht das Recht gehabt, unsere Schüler zum Matrikulations-Examen zu schicken; wir hätten sie dann erst von den Lehrern der Zillah-Schule prüfen lassen müssen, welche, uns nicht gewogen, natürlich die meisten hätten durchfallen lassen. Es wurden uns 2 Bedingungen gestellt: 1. sollten wir soviel Schulgeld nehmen, wie in der Regierungsschule erhoben wird, und 2. nur Kols aufnehmen, dagegen die Hindus und Mohammedaner zurückweisen, weil für diese ja schon die Regierungsschule bestände. Auf die erste Bedingung, die durchaus der Billigkeit entsprach, gingen wir ein, die zweite jedoch lehnten wir rundweg ab, indem wir erklärten, daß unsere Schule als Missionsschule die Freiheit haben müsse, jeden aufzunehmen, der sich bei uns melden würde. Da hatten wir es freilich mit dem heidnischen Inspektor verdorben; doch weil unsere Schule durchaus den Bedingungen entsprach, die die Universität zu Kalkutta stellte, so konnte er schließlich doch nicht umhin, die Anerkennung der Schule zu empfehlen, die denn auch erfolgte, nachdem die nötigen Formalitäten, die mich sogar zu einer Reise nach Kalkutta veranlaßten, erledigt waren.

Seitdem wir nun für das Matrikulations-Examen vorbereiten, besuchen außer unseren Kols-Knaben auch Hindus und Mohammedaner unsere Schule. Deren Zahl ist zwar gering: unter 230 nur 20—30, aber es ist doch von Bedeutung, daß auf diese Weise auch die Söhne gebildeter Heiden Gelegenheit bekommen, christlichen Religionsunterricht zu genießen. Denn alle Schüler ohne Ausnahme sind verflichtet, den Religionsstunden beizuwohnen und das aufgegebene Pensum zu lernen.

Der Plan, nach dem unsere Hochschule arbeitet, ist folgender: Die Schule kann von begabten Knaben, die mit einer guten Grundlage in den Elementarschulen zu uns kommen, in 8 Jahren durchgemacht werden. Wir unterscheiden drei Arten von Klassen: die unteren, mittleren und oberen. Obwohl das Ziel der Schule das Matrikulations- (Entrance-) Examen ist, können wir doch nicht einfach, wie die Regierungsschulen es thun, auf dieses Ziel hinarbeiten. Das hieße: schon in den untersten Klassen das Englische, eine den Schülern fremde Sprache, zum Hauptgegenstande und z. T. auch zur Unterrichtssprache zu machen. Das widerspricht ein-

mal gesunden pädagogischen Grundsätzen, und zum andern würden dadurch die Kinder der Landessprache und ihrem Volke entfremdet werden. Davon hätte die Mission natürlich den größten Schaden. Unsere Vorbilder sind also nicht die Regierungsschulen, auch nicht die englischen Missionsschulen, die mehr oder weniger sich nach jenen richten, auch nicht deutsche Schulen, wir haben vielmehr von allen das für unsere Zwecke und die eigentümlichen Verhältnisse des Landes und die Aufgaben unserer Mission passende auszuwählen und unsere Schule so einzurichten, daß sie 1. eine gründliche Bildung auf christlicher Grundlage vermittelt, 2. auf das genannte Examen vorbereitet und 3. der Mission dient. Wie wir uns dieser dreifachen Aufgabe unterziehen, soll im folgenden dargelegt werden.

Der Unterricht in der englischen Sprache beginnt gleich in der achten Klasse und wird in ähnlicher Weise getrieben, wie das Lateinische in den unteren Klassen eines deutschen Gymnasiums, d. h. es wechseln Grammatik und Vokabellernen mit Übersetzungen aus dem Englischen ins Hindi und aus dem Hindi ins Englische ab. Für den letzteren Gegenstand fand ich bei den eingeborenen Lehrern wenig Verständnis vor, und war derselbe fast ganz vernachlässigt; die Schüler waren nicht imstande, auch nur den einfachsten Satz richtig zu übertragen. Doch es zeigte sich bald, daß die Einführung desselben nicht vergeblich war, und der alte erfahrene Lehrer, der mir anfänglich widersprach, sah nachher ein, wie wichtig gerade das Übersetzen aus der eigenen in die fremde, zu erlernende Sprache ist.

Trotzdem gleich in der untersten Klasse auf den systematischen Unterricht des Englischen Wert gelegt wird, ist doch Religion die Hauptsache, und werden hierfür eben so viele Stunden verwendet wie für das Englische. Wie die übrigen Fächer verteilt sind, ist oben bei der Beschreibung der Stationsschulen angegeben, deren erste Klasse fast genau der untersten Klasse der Hochschule entspricht. Da die unteren Klassen sehr stark besucht sind, und nach den Bestimmungen der Regierung nur je 40 Schüler in einer Klasse unterrichtet werden dürfen, so sind die beiden untersten Klassen in je zwei Parallelklassen geteilt, 8a und 8b, 7a und 7b, so jedoch, daß die a-Klassen eine halbe Stufe höher stehen als die b-Klassen und für die weniger begabten Schüler den Übergang in die nächst höhere Klasse vermitteln, während die tüchtigeren Knaben aus 8b gleich nach 7b, und die aus 7b gleich nach 6 versetzt werden können. Die Schüler von 8a werden je nach ihren Leistungen und Fähigkeiten nach 7b und 7a versetzt. Durch diese Einrichtung wird erreicht, daß zurückbleibende Knaben nicht noch einmal ganz dasselbe Pensum durchzumachen haben, wodurch die Lernfreudigkeit oft erlahmt, und minder begabte für die Versetzung in die höhere Klasse gründlicher vorbereitet werden. Die 6. Klasse bildet die letzte der untersten Klassen.

Alle diese drei Klassen haben das Gemeinsame, daß der Unterricht durchweg in der Hindi-Sprache erteilt wird, und die Religionsstunden neben dem Englischen am reichlichsten vertreten sind.

Ein Schüler, welcher die 6. Klasse absolviert hat, kennt die hauptsächlichsten biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments, weiß den lutherischen Katechismus mit Erklärung und Sprüchen und eine ganze Anzahl von Kirchenliedern. Im Englischen hat er 3—4 Lesebücher

durchgemacht, kann leichtere Sätze aus dem Hindi ins Englische übertragen und hat sich eine elementare Kenntnis der Grammatik angeeignet. Im Rechnen, in der Geographie, im Lesen und Schreiben würde er es wohl mit einem deutschen Schüler, der eine Volksschule durchgemacht hat, aufnehmen können. Er hat somit eine allgemeine Volksschulbildung erlangt und ist zugleich für die mittleren Klassen der Hochschule vorbereitet.

Die meisten Knaben aber, besonders die im vorgerückteren Alter stehenden, kommen nicht so weit, sondern verlassen vorher die Schule. Wie oben erwähnt, stehen ihnen mancherlei Ämter offen, und auch die Mission kann solche Schüler, die wenigstens die 7. Klasse durchgemacht haben, zur Not als Dorflehrer gebrauchen. Es ist aber klar, daß dieselben nicht ohne weiteres im Schuldienst verwendet werden können, zumal wenn sie nach dem Verlassen der Schule erst längere Zeit in ihren Dörfern zugebracht und vieles vergessen haben. Darum wurde von uns festgesetzt, daß niemand eine definitive Anstellung als Dorflehrer erhalten soll, welcher nicht vorher in Ranchi einen praktisch-pädagogischen Kursus durchgemacht hat. Diese Bestimmung steht leider nur noch auf dem Papier, aber sie muß sich doch trotz der Schwierigkeit der Verhältnisse, die besonders in den weiten Entfernungen liegen, durchführen lassen.

(Schluß folgt.)

Ärztliche Mission in England und Deutschland.

Erlebnisse und Reflexionen.

Von Dr. med. Hans Winkler, Arzt im Dienst der Rhein. Mission, bes. für Rias.

Es war mir im Sommer des vorigen Jahres vergönnt, während eines $3\frac{1}{2}$ monatlichen Aufenthaltes im schönen Edinburg in vielfache und nahe Berührung mit der dortigen ärztlichen Missionsgesellschaft zu treten.

Diese älteste Gesellschaft für ärztliche Mission trat im Jahre 1841 ins Leben. In jenem Jahre weilte der erste chinesische Missionsarzt, Dr. Parker, ein Amerikaner, als Gast des Dr. Abercrombie, in Edinburg, und seine Schilderungen von dem dem Evangelium Bahn brechenden Einfluß der ärztlichen Kunst in China führten zur Gründung der „Edinburgh Association for sending Medical Aid to foreign Countries“, die seit 1843 den Namen „Medical Mission Society“ trägt. Diese Edinburger

ärztliche Missionsgesellschaft gewann im Laufe der folgenden Jahrzehnte immer schneller wachsende Bedeutung für Daheim und Draußen und wurde das Vorbild für eine Anzahl gleicher Gesellschaften in London, Newyork, Chicago und Shanghai.

Die Edinburgh Medical Mission Society (E. M. M. S.) unterhält nur 3 eigene Missionsärzte, und zwar einen in Damaskus, einen in Nazareth und einen in Agra in Indien. Alle anderen durch sie ausgebildeten Ärzte stehen im Dienste anderer Missionsgesellschaften. Doch unterstützt die Edinburger Gesellschaft die andern Gesellschaften nach Möglichkeit in dem ärztlichen Zweige ihrer Arbeit durch die Lieferung von Instrumenten und Medikamenten; die Gesellschaft ist zu arm, um es in ausgiebigem Maße thun zu können. — 24 Studenten und Studentinnen der Medizin zählte im vorigen Sommer die Medical Mission Society. Sie studieren zum Teil an der Universität, zum Teil am „College of Surgeons" in Edinburg. Das Studium am College dauert wie an der Universität 5 Jahre und hat denselben Studiengang, sowie auch die entsprechenden Examina am Ende des 2., des 6., des 8. und 10. Semesters. Das College hat den Vorzug der größeren Billigkeit (das Honorar beträgt etwa 500 Mk. jährlich gegenüber 600 Mk. an der Universität), doch den Nachteil, daß es keine akademischen Grade verleihen kann. Die Medical Mission Society bezahlt das Studium für das College; wer an der Universität zu studieren wünscht, hat die Mehrkosten selbst zu tragen. In den beiden Convikten der Gesellschaft, im Millner Memorial, George Square 56, und im Livingstone Memorial, Cowgate 39 können die Studenten in voller Pension verhältnismäßig billig leben. Um die angehenden Missionsärzte vorzubereiten für ihren künftigen Beruf, als Ärzte und Evangelisten, hat die Gesellschaft seit 1861 ihr besonderes Erziehungsinstitut. Dieses verdankt seine Entstehung der Verschmelzung des Werkes der ärztlichen Missionsgesellschaft mit einer 1853 in Main Point unter Dr. Handyside eröffneten und 1858 nach der Cowgatestraße verlegten Missionsapotheke der Home Medical Mission. Anfänglich hatte man einen Whiskyladen in der Cowgate für die Zwecke der Apotheke eingerichtet. Im Jahre 1877 erstand auf diesem Grundstück das jetzige Gebäude, das zum Andenken an den großen Missionar und Arzt „Livingstone Memorial Medical Missionary Training Institution" benannt ward. —

Bei meiner Ankunft in Edinburg nahm mich der Inspektor der Medical Mission Society, Dr. Sargood Fry, am Bahnhofe in Empfang, und nachdem er mich zu meiner Wohnung geleitet hatte, führte er mich

noch am selben Abend nach Cowgatestraße 39. Das war also das berühmte Livingstone Memorial, von dem ich schon manches gehört und gelesen, das Erziehungsinstitut der Ärztlichen Missionsgesellschaft, der Mittelpunkt der Arbeit unter der verkommenen Armenbevölkerung Edinburgs. Im Verbandzimmer war man gerade noch tüchtig an der Arbeit. Ich muß gestehen, ich war durch den ersten Einblick recht enttäuscht, denn dieser enge, schlecht beleuchtete, nur auf das notdürftigste ausgestattete Verbandraum entspricht in keiner Beziehung modernen hygienischen Ansprüchen. Doch je öfter ich im Livingstone Memorial aus- und einging, desto lieber wurde es mir.

In den ersten Wochen half ich nun etwas bei der täglich nachmittags 6 Uhr beginnenden Arbeit in chirurgischer Poliklinik, bei kleinen Operationen, Verbinden, Zahnextraktionen ꝛc. In dem an den dressing room angrenzenden großen Raume, der als Wartezimmer und zu anderer Zeit für die evangelistischen Versammlungen dient und für etwa 150 Personen Platz bietet, harren die Patienten, um beim Ertönen der Klingel einer nach dem andern hereinzutreten zur Behandlung; es sind täglich im Durchschnitt etwa 30—40, selten wird die Zahl 60 überstiegen. Zu gleicher Zeit werden in der dem Verbandzimmer gegenüberliegenden Frei-Apotheke die bei den Nachmittagskonsultationen und Hausbesuchen verordneten Arzneien zubereitet und verabfolgt. Das ist dann immer ein Gewimmel von Kinderhänden, die die Flaschen und Rezepte im Wetteifer hereinreichen, wenn der dem Wartezimmer zugewendete Schalter der Apotheke um 6 Uhr geöffnet wird. Die Arzneien werden kostenlos verabreicht, für die Flasche muß jedoch ein Penny bezahlt werden. Durch den langjährigen Bestand der Apotheke sind aber unter den Armen solch eine Menge Medizinflaschen im Umlauf, daß nur ziemlich selten eine neue gebraucht wird. Die Arbeit in der Apotheke, der ich mich später zuwandte, machte mir ganz besondere Freude. Doch die „praktischen Engländer“ sind in mancher Beziehung recht unpraktisch. Das sah ich recht bei meiner Apothekerarbeit. Wie umständlich sind ihre Maß- und Gewichtsbestimmungen. Da giebt es nicht nur neben dem gewöhnlichen Handelsgewicht (Avoir dupois) ein besonderes Apothekergewicht, sondern dieses hat wieder noch verschiedene Gewichtsbestimmungen für Flüssigkeiten uud trockene Substanzen, und dabei wirtschaft etman immer noch mit Pints, Unzen, Drachmen, Skrupeln, Minims, und Granen, (dem alten Nürnberger Unzengewicht vom Jahre 1555). Und da nichts nach dem Dezimalsystem geordnet ist, kommt man aus den Brüchen nicht heraus. Auch die Pharmakopöe bedürfte dringend einer

energischen Sichtung. Ich hörte öfters den bezeichnenden Ausspruch: „Ihr Deutschen seid zu kritisch, zu wissenschaftlich!“

Gelegentlich nahm ich auch teil an den täglich nachmittags 3 Uhr stattfindenden Konsultationen, die abwechselnd von 6 Edinburger Ärzten in 2 Zimmern des Livingstone Memorial, und zwar unentgeltlich abgehalten werden, sowie an den Hausbesuchen bei bettlägerigen Kranken, die in leichten Fällen auch den Studenten der Medizin übertragen sind. Da zuckt es einem wohl manchmal im Arm, daß gegenüber all diesem entsetzlichen Elend, was man da zu sehen bekommt, alle ärztliche Kunst nur Flickwerk ist, das die Übel nicht an der Wurzel fassen kann. Es sind die einst so stolzen Fürsten- und Patrizierhäuser, in denen jetzt die Armut haust. „Hodie mihi, cras tibi; cur igitur curas? 1570“, so lautet eine Inschrift an einem dieser alten, kalten, ehrwürdigen Gebäude in der High-street, das einst dem Marquis of Huntly und seinem Geschlechte gehörte, „Heute mir, morgen dir!“ Ist es nicht wie Weissagung und Erfüllung? Doch die Sorge ist mit der Armut eingezogen und sitzt hohläugig am rauchgeschwärzten Kamine.

Um hier wirklich durchgreifend Wandel zu schaffen, dazu bedarf es einer von innen heraus erneuernden Kraft. Durchgreifende soziale Maßregeln würden wohl manchen Übelstand beseitigen können, aber dem Laster und der Arbeitsscheu würden sie auch nicht beikommen. Diese innerlich erneuernde Kraft zu bringen, das ist der Zweck der *evangelistischen* Arbeit der Ärztlichen Missionsgesellschaft. Die Mittel und Wege zum Ziel sind zum Teil echt englisch.

Die Kinder, die in verseuchter Atmosphäre aufwachsen, nehmen am unmittelbarsten die innigste Teilnahme mit ihrem Los in Anspruch, und ihre Herzen sind noch am leichtesten zugänglich. Der Kindergottesdienst, zu dem wohl 200—300 Kinder kommen, findet für die zwei Abteilungen Sonntags um 11,30 und 5,15 statt. Dabei sind die Kinder, wie ja auch bei uns, in eine Anzahl von Gruppen unter mehrere Lehrer und Lehrerinnen verteilt. Unvergeßlich werden mir zwei Trips (Ausflüge) mit den beiden Abteilungen dieser Sonntagsschule bleiben, die wir an zwei auf einanderfolgenden Sonnabenden, das eine Mal am Strande des Firth of Forth bei herrlichem Sonnenschein, das andere Mal auf einer großen Wiese bei alles durchdringendem Regen, aber beide Male in heiterster Stimmung bei fröhlichen kindlichen Spielen genossen. Für die Wagen- bezw. Bahnfahrt und reichliches Futter für den ganzen Tag war von der Gesellschaft gesorgt; das einzige, was die Kleinen mitzubringen hatten, war ihr tinny,

ihr Zinnbecher, für die Milch. Das war ein Fest für die Kleinen, und für uns Große nicht minder.

Der Schwerpunkt der evangelistischen Arbeit liegt auf den Gottesdiensten, die am Mittwoch um 8 Uhr und am Sonntag um 7 Uhr abends in der alten, im Jahre 1503 erbauten Magdalenenkapelle abgehalten werden, die der Gesellschaft 1843 zur freien Benutzung überlassen wurde. Das Livingstone Memorial ist unmittelbar an diese Kapelle angebaut und durch eine Flügelthür mit ihr verbunden. Als an einem Sonntag Abend die Gemeinde zu klein erschien, rückte man einfach mit dem Harmonium auf die Straße, und nachdem man durch den Gesang einiger Hymnen eine Zuhörerschar angezogen hatte, wanderte man mit ihr hinein in die Kapelle zur Fortsetzung des Gottesdienstes. Diese Versammlungen auf offener Straße oder auf den Wiesen der Stadt sind drüben gar nichts auffallendes; nicht nur die Heilsarmee, sondern auch andere evangelistische Gesellschaften und auch Pastoren halten solche „open air meetings“ ab und finden immer einen Kreis von andächtigen oder auch kritischen Zuhörern. — Am Sonntag Nachmittag findet außer dem Gottesdienst um $^1/_2$3 eine Bibelstunde im Livingstone Memorial statt. Recht bewegt geht es zuweilen in den am Sonnabend Abend 8 Uhr abgehaltenen Temperance meetings zu. Ich erlebte es einigemale, daß ein paar betrunkene Weiber in Streit gerieten, so daß schließlich nichts übrig blieb, als die eine vor die Thür zu setzen. Die Ansprachen des Inspektors oder der Studenten sind natürlich sehr volkstümlich und praktisch gehalten; Gebet und der Gesang der eindringlichen, zuweilen etwas zu marschmäßig gesungenen Evangelisationslieder, Quartett, Sologesang und Violinspiel vollenden die Feier. Das Gesicht manches Gastes sah ich freundlich sich erhellen, wenn er an der Thür dem Leiter der Versammlung zum Abschied die Hand reichte. Erwähnen muß ich noch, daß den Patienten vor den Konsultationen jeden Nachmittag im Wartezimmer eine kurze Andacht gehalten wird. Wohl wenige Patienten werden in solcher Stunde zur rechten Sammlung fähig sein. Auch ist meiner Meinung nach der dadurch ausgeübte Zwang, an der Andacht teilzunehmen, bedenklich.

Neben dem Livingstone Memorial, durch einen hohen Bretterzaun dem Blick fast verdeckt, befindet sich ein merkwürdiges Gebäude, eigentlich die wieder ausgebaute Ruine eines Hauses. Es ist das Klubhaus des „Christlichen Jünglingsvereins“, so würden wir wohl sagen. Junge Leute aus der Arbeiterbevölkerung können hier im Gastzimmer Erfrischungen, natürlich keine alkoholischen Getränke, zu sich nehmen und im Lesezimmer

oder der kleinen angebauten Turnhalle sich nützlich die Zeit vertreiben. Der alte biedere Joe versieht die Geschäfte eines Hausvaters.

Mit diesem Klub verknüpft sich für mich auch eine besonders nette Erinnerung. In den Herbstferien strömt in England alles, was irgend loskommen kann, aus der Stadt aufs Land, und besonderer Beliebtheit erfreuen sich unter der Jugend die sogenannten „Camps“. Da wird am Meeresstrande oder am Ufer eines der romantischen Hochlandseen einfach ein Zelt aufgeschlagen und der Badeort ist fertig. Unbekümmert um Polizei und teure Hotelrechnungen führt man da ein wahres Zigeuner- und Schlaraffenleben. So war auch der alte Joe ausgezogen und hatte am Strande des Firth of Forth in der Nähe von Longniddry 3 Zelte aufgeschlagen, eins für sich und seine Klubgesellen, ein zweites für einige angehende Missionsärzte und deren Freunde. Das dritte Zelt war an nicht zu uns gehörige junge Leute vermietet. Joe sorgte trefflich für die Küche. Wir lebten fabelhaft billig (1 Mk. den Tag). Ich sparte in den 14 Tagen soviel, daß ich die Mehrkosten einer zweitägigen herrlichen Reise in das romantische, schwermütig-schöne schottische Hochland, zum Loch Lomond und nach der Westküste Schottlands, die ich unmittelbar vorher mit einem angehenden Leipziger Missionar gemacht hatte, glänzend wieder herausschlug. Mit Fußballspiel, Quoits (einer Art Diskuswerfen), Angeln, Rudern und täglichem Baden in der salzigen Flut verbrachten wir den Tag. In England spielt ja die Sorge für das leibliche Wohlbefinden durch Sport ꝛc. eine größere Rolle als bei uns, und es ist nur erfreulich, wenn auch die Arbeitsbevölkerung nach Möglichkeit an dieser Sitte teilnimmt.

Auch für erholungsbedürftige arme Frauen und Kinder wird jetzt durch die ärztliche Missionsgesellschaft gesorgt. Eine Miß Lang vermachte bei ihrem Tode testamentarisch ihre schmucke Villa der ärztlichen Mission. Das Haus liegt in einem schönen Garten in Duddingston, einem Dorfe etwa $^1/_2$ Stunde von Edinburg. 1894 wurde es seiner Bestimmung gemäß zu einem Rekonvaleszentenheim für Frauen und Kinder eingerichtet. Auf ärztliche Empfehlung hin können sie hier 14 Tage gesunde frische Landluft genießen. Gelegentlich halten die Damen und Herren der Gesellschaft dort im Garten mit den Patienten einen Theenachmittag, bei dem es recht fröhlich zugeht. Ein Dachstübchen der Villa ist reserviert für die Studenten, die hier in der Stille des Landlebens einen freien Sonntag genießen können.

Der Inspektor der ärztlichen Missionsgesellschaft und seine Studenten waren sehr liebenswürdig gegen mich und jederzeit gern bereit, mir, dem Fremdling, mit Rat und Hilfe beizustehen. Das hatte besonders großen Wert für mich in der ersten Zeit der Sprachschwierigkeit und bei meiner Arbeit in der Apotheke. Namentlich während der 4 Wochen, die ich in ihrem Konvikte, George Square 56, verleben durfte, kam ich mit ihnen in intimeren Verkehr. Dort wohnte etwa die Hälfte der Studenten mit

ihrem Inspektor. Es ging auch manchmal unter uns recht übermütig her, denn die meisten waren frische, fröhliche Gesellen. Innig fühlte ich mich mit ihnen verbunden im Hinblick auf unsern gemeinsamen künftigen Beruf als Missionsärzte. Das kam mir besonders zum Bewußtsein in den feierlichen Augenblicken, wenn wir nach der Abendandacht, die nach gemeinsamem Abendessen Sonntags immer im Speisesaal des Livingstone Memorial gehalten wurde, im Kreise stehend mit angefaßten Händen die schöne Hymne sangen: Saviour, breath an evening blessing.

Ein großes Glück war für mich der Verkehr und die Freundschaft mit einem deutschen Missionarssohn, der sich in Edinburg auf seinen missionsärztlichen Beruf vorbereitet. Durch ihn wurde ich auch in das Haus des Mr. Bailey eingeführt, des Gründers und Leiters der nun zu einem großen Werke herangewachsenen Aussätzigenmission. Wertvolle Stunden verlebte ich dort, und unvergeßlich wird mir namentlich der Nachmittag bleiben, an dem die liebenswürdige Mrs. Bailey mir an der Hand zahlreicher Photographieen von diesem herrlichen Werke erzählte und mich zum Schluß reichlich mit Litteratur über diese Missionsarbeit beschenkte. Die Aussätzigenmission sendet keine eigenen Missionare aus, sondern unterstützt andere Missionsgesellschaften für diesen besonderen Zweck. So ist es ihr möglich, die ihr zufließenden Mittel ungeschmälert der Arbeit an diesen Elenden zuzuwenden.

In medizinisch-wissenschaftlicher und praktischer Beziehung hat mir — abgesehen von der Apothekerarbeit — der Aufenthalt in Edinburg wenig Gewinn gebracht. Um so wertvoller war für mich in dieser Richtung der Besuch der am 2. Oktober 1899 eröffneten London School of Tropical Medicine. Nachdem ich Edinburg verlassen, nahm ich dort an dem ersten achtwöchentlichen Kursus teil, und die Einführung in das Studium der tropischen Krankheiten, an den Krankenbetten des Seemannshospitales, sowie in dem praktischen und theoretischen Unterricht der Schule zeigte mir erst, wie vielseitig und anziehend die Tropenpraxis ist. — Besonders interessant war diese Zeit in der Londoner Schule für mich natürlich durch den südafrikanischen Krieg, der damals gerade entbrannte, und unter allgemeiner Opposition vertrat ich eifrig die Partei der Buren. In Deutschland äußert man seine Verwunderung, daß die christlichen Kreise Englands nicht energisch Front machten gegen diesen traurigen Krieg. Nun, es giebt in diesen Kreisen auch entschiedene und freimütige Opposition, aber andererseits verbindet sich doch bei vielen der Patriotismus mit der Überzeugung, daß für die südafrikanischen Missionen die unbedingte

englische Oberherrschaft der größte Segen sei, zu ebenso entschiedener Billigung und Rechtfertigung des Krieges.

Die ärztliche Mission hat ihr Recht, ja ihre Unentbehrlichkeit für die Arbeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes durch ihren Erfolg bewiesen. Sie hat sich überall, wo sie einsetzte, als kräftige Hilfe, auf manchen Gebieten sogar als Bahnbrecherin für die eigentliche Missionsarbeit, die Predigt des Evangeliums, bewährt. Die ärztliche Mission hat seit ihrer Einführung in das Missionswerk mehr und mehr an Ausdehnung und praktischer Bedeutung gewonnen und gerade in dem letzten Drittel des Jahrhunderts hat sie einen ungeahnten Aufschwung genommen.

Folgende Angaben mögen den gegenwärtigen Stand der Arbeit illustrieren. Die Gesamtsumme der ärztlichen Missionare beträgt nach Dennis[1]) zur Zeit 680, und zwar 470 Ärzte und 210 Ärztinnen. Es bestehen 45 medizinische Schulen mit 382 Studenten und 79 Studentinnen, zusammen 461; ferner 21 Ausbildungsanstalten für Krankenpflege mit 146 Schülerinnen; nicht eingerechnet 240 Damen, die jetzt durch die Lady Dufferin Association in Indien ihre Ausbildung als Ärztinnen, Pflegerinnen und Assistentinnen bekommen. Es giebt 348 Missionshospitäler und 774 Freiapotheken. Über die Zahl der jährlich in ihnen behandelten Kranken liegen Angaben nur von 293 Hospitälern und 661 Freiapotheken vor, mit 2009970 Patienten (5087169 Behandlungen). Schätzt man nach dieser Zahl die Zahl der Patienten, die in den andern 55 Hospitälern und 113 Freiapotheken, von denen bis jetzt kein Bericht vorhanden ist, in ärztliche Behandlung kamen, so beträgt die Gesamtsumme der Kranken etwa 2500000 (mit etwa 7500000 Behandlungen). Es bestehen ferner 97 Aussätzigen-Asyle mit 5453 Insassen (davon 1987 Christen) und 227 Waisen- und Findelhäuser mit 14695 Pfleglingen. — Die neuesten Daten über die britischen ärztlichen Missionare giebt die Nr. vom Januar 1900 der „Medical Missions at Home and Abroad“ wie folgt: Gesamtzahl 283 (NB. Ärzte und Ärztinnen), davon 100 in China, 99 in Indien, 39 in Afrika, 17 in Syrien und Palästina, der Rest von 28 ist verstreut über die ganze Welt. Sie stehen im Dienst von 40 Missionsgesellschaften; es hat die Church Mission Society 53, Scottish Free Church 29, London Mission Society 27, Scottish United Presbyterian

---

[1]) Dr. Jos. S. Dennis, Christian Missions and Social Progress. Vol. II p. 402.

Mission Society 23, Presbyterian Church of England 18, Established Church of Scotland 15, China Inland Mission 12, Church of England Zenana Society 11, Society for the Propagation of the Gospel 10, es folgt der Rest von 31 Gesellschaften mit je 8 bis herunter zu einem.

Die Hauptarbeitsgebiete der ärztlichen Mission liegen in China und Indien. In ganz China giebt es gegenwärtig etwa 200 männliche und weibliche Missionsärzte, meist englische und amerikanische, und neben 240 Apotheken 124 Hospitäler.

Deutschland steht mit der Zahl seiner Missionsärzte weit zurück hinter England und Amerika. Eine einheitliche Statistik haben wir bislang noch nicht.

Die Brüdergemeine hat von 1736 an 21 ärztliche Missionare ausgesandt, der Mehrzahl nach Deutsche. Sie hat zur Zeit noch zwei in der Arbeit. Einer steht noch zur Verfügung. Ein eingerichtetes Hospital besitzt sie nur in Leh (im Himalaya). Basel hat bis jetzt 6 Missionsärzte ausgesendet und 2 harren der Aussendung. Einer ist bereits gestorben, ein anderer, Dr. Liebendörfer, in die Heimat zurückgekehrt, wo er jetzt — von Stuttgart aus — einen wesentlich für Basel arbeitenden 1898 gegründeten „Verein für ärztliche Mission“ leitet. Die aktiven Ärzte stehen auf der Goldküste, in China und in Indien; Kamerun wird demnächst besetzt werden. Die geplanten Hospitalbauten sind bisher erst an der Goldküste und in Kalikut (Indien) zur Ausführung gekommen.

Die Rheinische Mission hat 5 Missionsärzte, von denen jedoch erst 4 ausgesandt sind. Ein Hospital mit 2 Ärzten besteht nur in Tungkun. Ein Arzt steht in Neuguinea, und ein andrer wird in nächster Zeit seine Arbeit in Sumatra aufnehmen.

Auch der Hilfsbund für Armenien treibt ärztliche Mission, mit 2 Ärzten und 2 Ärztinnen auf 3 Stationen, in Urfa (Türkei), in Varna (Bulgarien) und in Kalassar (Persien).

Der Evangelische Afrikaverein wird voraussichtlich im nächsten Jahre den ersten Missionsarzt aussenden.

Erfreulicherweise mehrt sich allmählich auf den deutschen Universitäten die Zahl der Studenten der Medizin, die gesonnen sind, in den Dienst der Mission zu treten. Die moderne studentische Missionsbewegung ist sicher nicht ohne Einfluß auch auf diese Kreise geblieben.

Auch in Deutschland hat die ärztliche Mission eine große Zukunft. Welches sind unsre Ziele? Die Frage: „Sollen wir in Deutschland

eine ärztliche Missionsgesellschaft gründen nach dem Muster der Medical Mission Society in Edinburg?“ möchte ich — wenigstens für jetzt — mit Nein beantworten. Bei uns ist ja die Arbeitsteilung zwischen Missionar und Missionsarzt in ganz andrer Weise durchgeführt als in England und Amerika. Und darum würde für uns auf der in Edinburg betonten Vorbildung in evangelistischer Beziehung kein Gewicht liegen. Andrerseits geschieht bei uns mehr für die Armen durch soziale Gesetze und öffentliche ärztliche Anstalten. Auch in religiöser Beziehung paßt das englische Schema nicht auf deutsche Verhältnisse. Mit Recht wird auch gewarnt vor der Gründung neuer Missionsgesellschaften.

Wir müssen an die gegebenen Verhältnisse anknüpfen, an die bestehenden wohlgegründeten Missionsgesellschaften. Der gewiesene Weg für uns ist die Gründung missionsärztlicher Hilfsvereine, und zwar sollte — ich sage wieder: wenigstens zunächst — jede Gesellschaft, die ärztliche Mission treibt, ihren eigenen Hilfsverein haben. Die bestehenden und noch zu gründenden Hilfsvereine müssen so erstarken, daß sie ihre Gesellschaft möglichst vollständig von den besonders hohen Kosten der ärztlichen Mission entlasten. Dabei darf man es nicht als Aufgabe der Vereine betrachten, den vom Gymnasium abgehenden jungen Leuten das Studium der Medizin zu ermöglichen, weniger wegen der Gefahr, daß sich jemand um äußeren Vorteiles willen für die Wahl des missionsärztlichen Berufes entscheidet, als vielmehr wegen der andern naheliegenden Gefahr, daß der Student, der während seines Studiums etwa irre geworden ist an seinem Glauben, in eine Gewissenszwangslage gebracht wird. Wohl aber wäre es Sache der Hilfsvereine, der Missionsgesellschaft eine Kasse zu liefern, aus der dem approbierten Arzte die Mittel gegeben werden für seine spezielle Ausbildung zum Missionsarzte, für seine Ausrüstung mit Instrumenten und Medikamenten, für seinen späteren Unterhalt, für das Missions-Hospital und die Freiapotheke. Durch Schrift und Wort müssen die Leiter der Hilfsvereine das bisher noch nicht genügend bekannte, und doch so besonders anziehende Werk der ärztlichen Mission dem Interesse der Missionsfreunde erschließen. Die Vereine müssen ihre eigene Zeitschrift haben (etwa in zwanglosen Heften), in denen die Missionsärzte aus ihrer vielseitigen Thätigkeit heraus berichten. Vielleicht ließen sich diese missionsärztlichen Berichte auch zu einem gemeinschaftlichen Organe verschmelzen.

Die ärztliche Mission nimmt in ganz besonderer Weise das Interesse gerade der Gebildeten in Anspruch, namentlich das der akademischen Jugend; aus der Mitte der akademischen Gebildeten gehen ja die Arbeiter

der ärztlichen Mission hervor. Besonders die studentischen Missionsvereine sollten sich darum auch mit ärztlicher Mission beschäftigen. Es regt sich neues religiöses Leben auf den deutschen Universitäten. Das ist mein Wunsch, daß die ärztliche Mission, die schon auf manchem Gebiete Pionierdienste gethan, auch in den Kreisen der Gebildeten, die dem Missionswerke noch entfremdet sind, Bahn breche für ein lebendiges Missionsinteresse und ein thatenfröhliches Christentum.

Ein Grabdenkmal.

Die Freunde des verstorbenen Missionars D. Ernst Faber beabsichtigen, demselben in Tsingtau ein würdiges Grabdenkmal zu errichten. Vermutlich beteiligen sich auch nunmehr Leser dieser Zeitschrift gern an dieser Ehrung des verdienten Mannes. Gaben bitte ich direkt zu senden an Herrn Prediger D. Arndt, Berlin C, Friedrichsgracht 53. D. H.

D. G. Warneck

Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen.

6. Auflage.

M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Berlin W. 9. Martin Warneck.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Johannes Jänicke.

Eine Säkularerinnerung an die Begründung der ersten Missionsschule.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

Am 1. Februar 1800 wurde durch den Pastor Jänicke in Berlin nicht bloß die erste deutsche, sondern überhaupt die erste moderne Missionsschule eröffnet. Sie bildet die von der göttlichen Vorsehung geschenkte Einleitung des Missionsjahrhunderts in Deutschland. In ihr ging hundert Jahr nach Zinzendorfs Geburt wieder etwas auf von der bleibenden Frucht, welche dieser zu bringen gesetzt war. Denn obwohl die Anregung dazu von London herüberkam, so wurde diese doch von einem Manne aufgenommen, der mit der Brüdergemeine in innigstem Zusammenhange stand, und sein Werk zeigt durchaus den Einfluß Herrnhuts. War es doch die Brüdergemeine, welche zuerst nichtstudierte Männer unter die Heiden gesandt hatte.

Die böhmisch-lutherische Gemeinde in Berlin ist der dortigen Brüdergemeine nicht bloß benachbart, indem sie wie diese in der Wilhelmstraße ihre Kirche und ihr Pfarrhaus hat, sondern hat auch mit ihr gemeinsamen Ursprung. Erst 1747 hatten die seit 1732 in Berlin eingewanderten Böhmen sich in eine lutherische, eine reformierte und eine herrnhutische Gemeinde gespalten. Obgleich die erste Liebe der Märtyrerzeit allmählich verloren ging, so erhielt sich doch in manchen Familien die alte väterliche Frömmigkeit. Aus einer solchen Familie stammte Johannes Jenik, am 6. Juli 1748 als Sohn des Webermeisters Paul Jenik geboren. Später schrieb er sich Jänicke, er war der letzte, welcher deutsch und böhmisch predigte.[1]) Sein Bildungsgang ist für den künftigen Missionsvater bezeichnend. Als 19jähriger Webergeselle auf der Wanderschaft in der böhmischen Gemeinde zu Münsterberg in Schlesien erweckt, vertraut er sich dem Pfarrer der Gemeinde Pokorny an. Dieser bereitet ihn zur Schulmeisterprüfung vor, die er 1768 in Breslau besteht. Da aber die kleine

[1]) Lebberhose, Johann Jänicke nach seinem Leben und Wirken. Herausgegeben von C. Knak. Berlin 1863. Daraus schöpft Wangemann: Gesch. der Berliner M. G. I, 188 ff. und: Gesch. und Bilder aus der Mission Heft 3.

Gemeinde keinen Schulmeister ernähren kann, kehrt er an den Webstuhl des Elternhauses zurück, um gleichzeitig von den böhmischen Predigern sich im Latein und Griechisch unterweisen zu lassen. Mit Unterstützung der Gemeinde geht er nach Halle, hier hält man es aber nicht für gut möglich, den alten Gesellen unter die kleinen Knaben zu setzen. So wird er wieder Schulmeister und zwar in der böhmischen Gemeinde zu Dresden. Der Leibarzt Demiani läßt ihn am häuslichen Unterrichte seines Sohnes teilnehmen, ein Dorfpfarrer giebt ihm hebräische Stunden. Mit einem Stipendium des Präsidenten von Hohenthal bezieht er 1774 die Universität Leipzig, wo ihn der fromme Crusius in die Bibeltheologie einführt. Am 21. April 1777 erteilt ihm das Dresdener Konsistorium das Anstellungszeugnis. Sein erster Weg ist nun nach Barby zu Bischof Spangenberg, dessen „idea fidei fratrum" ihm so teuer geworden, daß er sie später in böhmischer Sprache herausgab. Er wird Mitglied der Gemeine in Barby und Lehrer an der dortigen Schule, bis er 1779 als zweiter (von 1792 an erster und alleiniger) Prediger der böhmisch-lutherischen Gemeinde in Berlin berufen wird. Die Verbindung mit der Brüdergemeine hat er zeitlebens festgehalten und wiederholt an der Ältestenkonferenz in Herrnhut teilgenommen, wo ihn 1812 sein Schüler Rhenius mit herzlicher Freude erblickte.

Von der eigenartigen Wirksamkeit des kindlich frommen, ebenso demütigen wie unerschrockenen Mannes entwerfen Ledderhose und namentlich der General von Gerlach in dem von ihm verfaßten Nekrologe in der Ev. Kirchenzeitung 1827 Nr. 23 ein ergreifendes Bild. Als einsamer Zeuge[1]) verkündigte er schlicht und innig den Heiland der Sünder. „Der Beruf eines Predigers des Evangeliums war bei ihm nicht bloß Hauptsache, sein ganzes Leben war zuletzt zur Predigt geworden. Wer ihn auf der Kanzel sah, hatte ihn ganz wie er war, ebensowohl als der, welcher ihn auf dem Zimmer besucht. „Es ist doch ein eigner Mann," sagte in den letzten Jahren einer von ihm, „er spricht von nichts als von dem Heiland." Dabei war er in Predigten und Gesprächen wie gleichsam durchsichtig, daß man in heiligen Stunden bei ihm fast den Strahl des Lichtes vom Herrn sah, der in sein kindliches Herz schien und es nach oben zog. Wenn er „lallend", wie er es oft nannte, das heißt in der

[1]) Vom Tode Woltersdorffs 1806 bis 1818 war er nach Angabe Zieth e's (Berliner Bilder aus alter und neuer Zeit 1886 S. 173) der einzige gläubige Prediger in Berlin.

Sprache eines Kindes Gottes von seinem Herrn sprach, wollte das bloße Erzählen von dem Abwesenden ihm oft zu fern dünken und das vom Bewußtsein seiner Nähe beseligte Kindesherz mußte sich mitten in der Rede Luft machen in Ergüssen anbetender Dankbarkeit. Wollte man dergleichen auf Papier schreiben, der grobe Stoff würde den himmlischen Duft, der darauf lag, nicht darstellen" (v. Gerlach). Seine ganz und gar nicht schulmäßigen Predigten, in die er oft Erzählungen, auch manche hebräischen und griechischen Worte einflocht, wurden von Ungläubigen oft besucht, um darüber zu lachen, aber die Spötter wurden entwaffnet und die empfänglichen Herzen erbaut, wenn er wie ein verklärter Engel auf der Kanzel stand und mit heiligem Ernste die Seelen zu „Jesus Jehovah" rief. Als alter Schulmeister legte er Wert auf gründlichen Unterricht in Gottes Wort. Dazu führte er die Wiederholungspredigten am Montag und die Bibelstunden am Donnerstag ein. Nachdem ihm der König 1805 einen Betsaal erbaut, hielt er hier mehrmals in der Woche Versammlungen, in denen er die erweckten Seelen an sich zog, jegliches Anliegen nicht nur des Vaterlandes und des Reiches Gottes, sondern auch der einzelnen Glieder im Gebete vor den Herrn brachte und im Anschluß an Bengel und Roos die Vorgänge der Zeit in das Licht des prophetischen Wortes stellte. Unermüdlich im Besuchen der Armen und Kranken, übte er eine reichgesegnete Seelsorge und gründete 1800 die erste große Suppen-Anstalt. Besonders in den Jahren der Not und der Erhebung Preußens wurde er auch vielen Gebildeten zum Segen. Offiziere, Minister, auch der König, suchten in der Bethlehemskirche das Brot des Lebens. Da kam der Vielverspottete auch äußerlich zu Ehren, aber er blieb der demütige „Diener des heiligen Evangeliums".

Daß ein solcher Mann in glaubensarmer Zeit auch über den nächsten Kreis hinaus wirksam werden mußte, ist erklärlich. Während der bösen Monate nach der Schlacht bei Jena setzte er den Druck der böhmischen Bibel durch, von der schon 1809 eine dritte vergrößerte Auflage nötig wurde. Aus der 1805 von ihm gegründeten „Biblischen Gesellschaft" ging 1814 die „Preußische Hauptbibelgesellschaft" hervor. Der Justizminister v. Kircheisen wurde Präsident, Samuel Elsner Sekretär. Beim ersten Bibelfeste 1815 sprach in der Dreifaltigkeitskirche nach den Pröpsten Ribbeck und Hanstein der vielgeschmähte Jänicke das Schlußwort, ein entschiedenes Bekenntnis der Gottheit Christi und der sünderrettenden Gnade.

Gleichzeitig nahm Jänicke die Traktatverbreitung in die Hand. Sie führte ihn zuerst mit dem merkwürdigen Manne zusammen, welcher bei

Begründung der Missionsschule die Hauptrolle spielt. Der kursächsische Oberforst- und Wildmeister August Karl Friedrich von Schirnding auf dem Vorwerke Scholitz bei Dobrilugk (Lausitz) hatte seine reichen Mittel schon seit mehreren Jahren dazu angewandt, kleine christliche Schriften drucken und durch Kolporteure bis nach Ungarn verbreiten zu lassen. Ein eifriger Verbreiter dieser Schriften wurde der Kaufmann S. Elsner, Jänickes Gemeindeglied. Der von Elsner und Jänicke 1811 gestiftete Traktatverein, welchem nach Schirndings Tode 1812 dessen ganzes Lager, 130000 Traktate, als Erbe zufiel, erhielt 1816 als „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten" die königliche Bestätigung.

War bei Gründung der Bibelgesellschaft und des Schriftenvereins das anregende Vorbild der kurz zuvor in England erfolgten gleichen Gründungen wirksam gewesen und auch mehrmals Geld dazu von London herübergekommen, so fand schon vorher die durch die Londoner Missionsgesellschaft (1795) geweckte Begeisterung in Jänickes Herzen einen Widerhall. Sein jüngerer Bruder Joseph Daniel, welcher im Alter von 17 Jahren sein Nachfolger als Schulmeister in Dresden geworden, nach der Studienzeit in Halle, von dort nach Indien gegangen und als Gehilfe und Nachfolger von Schwartz in Segen thätig gewesen war, erlag im Jahre 1800 dem Klima. Es bedurfte aber gar nicht eines solchen persönlichen Interesses; durch die Brüdergemeine war die Mission schon ein Gegenstand gemeinsamer Liebe für die Stillen im Lande geworden. Der von der Brüdergemeine angeregte Herr v. Schirnding, wie es scheint, ein etwas unruhiger Kopf voll weit ausschauender Projekte, war durch reiche Gaben und regen Briefwechsel mit der Londoner Gesellschaft in Verbindung getreten und von ihr zum „Direktor der Mission in Deutschland" ernannt worden mit dem Auftrage, die einzelnen Freundeskreise in seiner Heimat zu sammeln. Von ihm ging der Gedanke einer Missionsschule aus. Er versprach die Kosten für Wohnung und Unterhalt sowie jedem Zögling zwei Thaler wöchentlich zu geben. Jänicke übernahm auf Schirndings Bitte die Ausführung. Wieweit ihn herrnhutische Erinnerungen, besonders an das Seminar in Barby, beeinflußt haben, bleibt dahingestellt. „Im Vertrauen darauf, daß unser Alles regierender Herr Christus ferner Lauf und Bahn machen würde, wurde unter Gebet und Flehen mit sieben gottesfürchtigen Jünglingen der Anfang gemacht" am 1. Febr. 1800. Ihre Namen waren: Daniel Schreyvogel, Abraham Albrecht, Palm, Ulbricht I, Frey, Peter Hartwig und Gottlieb Langner.

Sehr bald sollte Jänicke der ausschließliche Träger des Werkes werden. Lassen wir ihn darüber selbst berichten. In einem an den Geh. Kab.-Rat Beyme am 25. Febr. 1805 eingereichten Promemoria[1]) schreibt er:

„Dieser christlich gesinnte Mann (v. Schirnding) wollte die bei Güter-Kaufen und Verkaufen erworbenen 24000 Thaler dazu anwenden, daß einige Jünglinge zubereitet und dann zu irgend einer heidnischen Nation gehen sollten, derselben zu sagen: daß Christus gekommen ist in die Welt, auch sie selig zu machen. Es fanden sich bald Jünglinge von christlicher Gesinnung, welche sich entschlossen, aus Liebe zu Jesu und ihren Miterlösten Leib und Leben dranzuwenden. Herr von Schirnding übergab jene Jünglinge mit dem Auftrag, daß ich ihnen kleine Anweisung in der Christuslehre gäbe und dafür sorgen sollte, daß sie durch Gottes Beistand in Stand gesetzt würden, einen Vortrag zu halten, welches ich auch aus Liebe zu meinem Erlöser und meinen Miterlösten gern und wie billig unentgeltlich übernahm. Die Jünglinge bekamen nun wöchentlich zwei Thaler zur Beköstigung und allen anderen Bedürfnissen, zu welchem Ende mir monatlich circa 100 Thaler von dem Herrn v. Schirnding geschickt wurden. Das übrige Geld wurde dazu angewendet, daß die Zöglinge in der deutschen, etwas in der lateinischen Sprache, in der Erdbeschreibung, im Rechnen und Schreiben unterrichtet wurden. Denn sie sind vor ihrer Aufnahme in das Seminar Professionisten gewesen.

Allein ein großes Unglück, das dem Herrn v. Schirnding beim andern Güterkauf begegnete, war die Ursache davon, daß er sich im November 1800 zurückziehen mußte. Jetzt sollten die geliebten Zöglinge wieder zu ihrer Profession zurückkehren, wozu sie auch als dem Alleswohlmacher, Allesregierer Jesu kindlich ergebene Jünglinge willig thun wollten. Doch ehe dies geschah, so war es schon ziemlich in ganz Deutchland etwas Bekanntes, daß das Seminar in Berlin existiere, und nun entschlossen sich verschiedene Christusverehrer in der Schweiz, im Elsaß, im Württembergischen, das Ihrige dazu beizutragen, daß das Seminar seine Existenz auch ferner behalten möchte. Vor drei Jahren kam die Nachricht davon auch nach England, und da sich dort auch eine Missionsgesellschaft in der bischöflichen Kirche gebildet hatte, so erkundigte sie sich nach unserem geringen Seminar, schickte uns dann bald darauf 100 Pfund Sterlinge zur Unterstützung und nahm auch zwei Zöglinge zu Missionarien an. Diese, Renner und Hartwig, sind auch bereits vor zwei Jahren von uns nach England abgereist, von wo sie vorm Jahr nach Afrika, nach Sierra Leone zur Soosoo-Nation, geschickt sind. Eine andere, die sogenannte Große Missionsgesellschaft in London hat fünf andere gewesene Zöglinge als Missionarien angenommen, deren zwei, Ehrhardt und Palm, sie nach der Insel Ceylon in Ostindien, und drei, Ulbricht und die Gebrüder Albrecht nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Südafrika bestimmt hat, wohin sie auch im Oktober v. J. von Rotterdam aus abgegangen

[1]) Aus Akten der Berliner Missionsgesellschaft. Der Raschmachergeselle Bergner hatte die Dreistigkeit 1803 eines Tages bis in das Zimmer des Königs einzudringen. In der Hauptwache der Guarde du Corps wurde ein Radiermesser bei ihm gefunden, er gab an, als Zögling des Missionsseminars es gebraucht zu haben. Das gewünschte Bürgerrecht erhielt er gratis vom Könige und verheiratete sich in Berlin. Damals zuerst wurde man bei Hofe auf das Seminar aufmerksam.

sind. Gegenwärtig haben wir zwölf Zöglinge im Seminar, von welchen viere von derjenigen Missionsgesellschaft, die sich in der bischöflichen Kirche formiert hat, unterhalten werden. Quartaliter werden mir für sie 35 Pfund Sterlinge ausgezahlt. Diese lernen arabisch, sooosooisch, englisch und deutsch. Durch Gottes Beistand sind sie auch schon, ohne auf hohen Schulen gewesen zu sein, soweit gekommen, daß ich bald den einen, bald den andern von ihnen für mich eine öffentliche Rede auf unserem Versammlungssaale halten lassen kann. Und die Verehrer Jesu hören sie mit Beifall."

Trotzdem also der ursprüngliche Stifter[1]) gleich im ersten Jahre zurücktreten mußte und Jänicke keine Zeile über sein Seminar drucken ließ, so haben doch die Mittel ihm nie gefehlt. Die Gaben flossen aus allen Orten, wo Zweige der Deutschen Christentumsgesellschaft bestanden: Basel, Straßburg, Elberfeld, Osnabrück (Gen.-Sup. Mertens), Nürnberg, Braunschweig, Prenzlau, Königsberg i. Pr. u. a. Mehrere dieser Gemeinschaften sandten Jünglinge zur Ausbildung, so kam von Basel der ehemalige katholische Schneidergeselle Butscher aus Überlingen, so aus Elberfeld noch in den zwanziger Jahren die späteren Judenmissionare Reichardt und Nösgen und der von der Niederl. M.-G. ausgesandte Terlinden. Besonders gesegnet wurde die Verbindung mit Ostfriesland. Pastor Stracke[2]) in Hatshausen, Kr. Aurich, war der erste, der im Novbr. 1800 mit 15 Friedrichsd'or zu Hilfe kam. Die von ihm gegründete „Missionssozietät vom Senfkorn" betrachtete sich als Jänickes Hilfsverein und übernahm vielfach die Vermittelung mit England. Wir finden 1802 Jänicke selbst auf der Reise nach Hatshausen, 1804 Stracke in Berlin. Entscheidend wurde die Unterstützung aus England. Man wartete dort lange vergeblich auf theologische Arbeiter, begrüßte aber dann die Zöglinge Jänickes mit Freuden und empfing durch sie erst die Anregung zur Gründung von Seminaren. Schließlich sind an der Erhaltung des Seminars Jänickes Gemeindeglieder nicht zum wenigsten beteiligt. Fleißige Sammler gingen von Haus zu Haus, mehrere gewährten an Zöglinge Kost und Wohnung.

Daß die wissenschaftliche Ausbildung in Jänickes Schule eine verhältnismäßig bescheidene sein mußte, folgt schon aus der kurzen Zeit, welche einzelne darin zubrachten, manche nur 2 Jahre, Rhenius nur 15 Monate; erst später wurde die Zeit verlängert, so blieb Riedel 5 Jahre. Manche waren nicht mehr jung: C. F. Wenzel war 33, Schmelen 30, Klein und

[1]) v. Schirnding starb am 11. Juni 1812 als Herr auf Ober- und Unterbrambach, 57 Jahre alt. Vgl. Petrich, Ein vergessener Missionsdirektor (Berliner Traktat).

[2]) A. M.-Z. 1883, S. 399 ff.

Wilhelm 29, Nyländer und Butscher 27 Jahre alt beim Eintritt, der Schlesier Barneth kam mit Weib und Kind. Fast alle hatten nach dürftiger Volksschulbildung als Handwerker gearbeitet. Es war natürlich, daß sie von Latein, Griechisch, Hebräisch nicht eben viel sich anzueignen vermochten. Englisch lernten sie noch am schnellsten durch Umgang mit Engländern und Besuch der Gesandtschaftspredigten. Für das Nötigste hielt Jänicke einen gründlichen Bibelunterricht, dem er Bengels Gnomon zu Grunde legte, und einen daran sich anschließenden dogmatischen Kursus. Bei den Predigtübungen am Sonnabend saß er mit dem Konzepte unter der Kanzel und half liebend nach, hielt auch wohl das Schlußgebet. Das Beste empfingen die Zöglinge aus der Seelenpflege des gesalbten Pastors und aus der um ihn gesammelten christlichen Gemeinschaft. Die Unterredungen auf der Studierstube, die mit einem Gebete auf den Knieen beschlossen wurden, waren folgenreicher als alle Lehrstunden. Einige stammten aus Jänickes Gemeinde (Ebner) oder waren doch durch ihn erweckt (Renner, Schreyvogel). Charakteristisch für den Geist der Schule ist der Bericht Reichardts über die Bekehrung seines Stubengenossen Gützlaff, welcher durch den König Jänicke zugewiesen, anfangs nur von Ehrgeiz erfüllt, erst im Seminar die entscheidende Wandlung erlebte.[1]) Viele trugen zeitlebens die Spuren des tiefgehenden Einflusses Jänickes an sich, so daß, wie Grundemann von Riedel sagt (S. 20), Züge aus dem Leben und Wirken ihres geistlichen Vaters sich an ihnen wiederholen. Die volle Herzenshingabe erfüllte die meisten mit einem Studiereifer, welcher die Lücken der Vorbildung reichlich ersetzte. Wenn der Anglikaner Scott die vier Brüder, die zu Weihnachten 1807 in sein Pfarrhaus zu Aston Sandford eintraten, „fromme Männer, aber oberflächliche Theologen" nannte, so lag das vielleicht mit daran, daß der englische Pfarrer noch weniger mit ihnen deutsch reden konnte als sie mit ihm englisch. Bald genug staunte er über den eisernen Fleiß, mit dem diese Ungelehrten auch das Arabische bemeisterten. Es mögen ja manche wegen zu dürftiger Bildung ihrer Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein, wie Palm und Ehrhardt auf Ceylon, von denen Ringeltaube schrieb: „Solche Handwerksburschen machen vortreffliche Hottentottenmissionare;"[2]) es mögen einige bei den Hottentotten wirklich verbauert sein, thatsächlich hätten vielleicht wohlstudierte Männer an ausdauernder Treue es diesen Pionieren nicht gleich gethan, und derselbe Schmelen, der zuletzt nicht mehr deutsch sprechen konnte, lieferte die erste

[1]) Ev. Miss.-Magazin 1859, 452ff.

[2]) Grundemann, Kl. Miss.-Bibl. III, 1, 47.

Ramaübersetzung der Evangelien. Unter den 80 Missionaren aus Jänickes Schule sind Männer ersten Ranges.[1])

Wir geben die bekanntesten Namen in der Reihenfolge der aussendenden Gesellschaften. Hatte der viel unternehmende v. Schirnding auch wohl daran gedacht, eine aussendende Gesellschaft nach dem Vorbilde der Londoner in Deutschland zu gründen, so wartete der stille, bescheidene Jänicke auf die Führung Gottes und war zufrieden, wenn er anderen die Sendboten liefern konnte, zumal als unter den Kriegsunruhen die Beiträge knapp wurden und die Kontinentalsperre den Seeverkehr äußerst erschwerte. Einen einzigen lieferte er in den Dienst der dänisch-hallischen Mission: Daniel Schreyvogel, Stellmacher aus Lindau, 1803 als „Katechet" abgeordnet, 1813 ordiniert, † 1839.

Die Londoner Mission hat besonders in der ersten Zeit, als sie mit der niederländischen Missionsgesellschaft zusammenwirkte, Schüler Jänickes ausgesandt, denen dann teils in ihrem 1801 eröffneten Seminar zu Gosport, teils in der Schule zu Berkel bei Rotterdam noch einige, hauptsächlich sprachliche Ausbildung zu teil wurde. Sie entsandte: nach Ceylon 1804 Palm aus Kolberg und Ehrhardt aus Thüringen; nach Südafrika: 1804 in Kicherers Begleitung die Gebr. Albrecht, Christian und Abraham, und Ulbricht, zu denen in der Namamission später Ebner, Helm, Saß und Joh. Heinrich Schmelen (1810 in der Savoykirche in London ordiniert), in van der Kemps Arbeit 1810 Michael Wimmer, der Darmstädter Messer und der Böhme Packalt (geb. 1772 bei Königgrätz) hinzu kamen. Diese Südafrikaner waren die einzigen Schüler Jänickes, deren Arbeit deutschen Missionsgesellschaften den Boden bereiten durfte.[2]) Endlich entsandte die Londoner Mission nach Java die Missionare Supper und Brückner. Sie wurden mit Joseph Kam über Hamburg nach England geschmuggelt und besuchten dort noch ein Jahr die Schule in Gosport. Supper † 1816 als Prediger in Batavia, Brückner wirkte in großem Segen, trat später zu den Baptisten über.[3])

Von der niederländischen Missionsgesellschaft wurden ausgesandt (meist nach mehrjährigem Studium in Berkel): 1818 Jungmichel nach Ternate, 1822 Wix nach Neu-Rotterdam, Distrikt Nickerie in Suriname (ein bald wieder aufgegebener Versuch), 1826 Karl Gützlaff nach Batavia, von 1831 an selbständig; 1828 Terlinden aus Benkheim b. Mörs († schon 1832) und Karbe aus Potsdam († 1829), beide nach Timor; 1829 Joh. Friedr. Riedel und Joh. Gottlieb Schwarz nach der Minahassa u. a.

Besonders stark wurde in der englisch-kirchlichen Mission das Bedürfnis nach Missionaren empfunden; sie hat im ganzen 22 Schüler Jänickes ausgesandt.[4]) Anfang 1802 wurde sie auf die Berliner Missionsschule aufmerksam gemacht durch den Herrnhuter Missionssekretär in London, Latrobe (aus einer nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach England übergesiedelten, französischen Familie, durch sein

[1]) Wallmann, Jänickes Missionare. Halle 1859 (Missionsfreund 1858).

[2]) Wangemann, Gesch. der Berl. M.-G. I und v. Rhoden, Gesch. der Rhein. M..

[3]) Über das Schicksal seines N. Test. s. Gundert, Handb. 3. A. S. 321.

[4]) C. M. Int. 1893, 570 ff.

Interesse für Kirchenmusik mit anglikanischen Kreisen befreundet) und durch den bekannten Steinkopf. Die weiteren Verhandlungen wurden durch Pastor Stracke in Hatshausen geführt, in dessen Hause schon die ersten 2 übernommenen Brüder Hartwig und Renner vor ihrer Übersiedelung nach London monatelang verweilten, in dessen Kirche diese (am 31. Okt. 1803) und die nachfolgenden Kandidaten (1805:4, 1806:3) durch den Konsistorialpräsidenten Dr. Müller ordiniert wurden. Als 1807 die in Wernigerode ordinierten Brüder Wenzel, Wilhelm, Klein, Barneth in London eintrafen, beschloß man, sie erst noch theologisch und namentlich im Englischen länger auszubilden, was in dreijährigem Kursus erst zu Bledlow, dann im Pfarrhause Scotts zu Aston Sandford geschah. Gleichzeitig beschloß man vorläufig keine Berliner mehr anzunehmen, zumal sich endlich einige englische Kursisten einfanden. Erst nach ihrer Aussendung 1811 übernahm man wieder K. Rhenius und J. C. Schnarre aus Jänickes Schule. Die meisten deutschen Brüder gingen nach Sierra Leone, wo sie unter schweren Mühen und Opfern Grund legten: 1803 der Schwabe Melchior Renner und der Preuße Peter Hartwig, 1806 Nyländer aus Reval, der durch gesegnete Wirksamkeit hervorragendste († 1825),[1]) Leopold Butscher aus Überlingen, Prasse aus Seifhennersdorf, Oberlausitz († schon 23. Jan. 1809), 1809 Wenzel, Klein, Wilhelm, Barneth, später Schulze, Sperrhaken, Decker, Gerber und Jansen (Johnson). Nach Indien gingen: 1814 Karl Rhenius, Sohn eines preußischen Offiziers in Graudenz, ordiniert in Berlin, der große Tinneweli-Missionar, der später mit den Anglikanern zerfiel und J. C. Schnarre aus Hannover († schon 1820 in Trankebar), 1816 die Brüder Bernhard Schmidt, Jenenser Theologe, Gehilfe von Rhenius († 1857 in Kalikut)[2]) und Deocar Schmidt, in Madras und Kalkutta thätig († 1829), von Borowski in Königsberg ordiniert, und Schröter († 1820 in Titilya in Bengalen); 1818 G. Bärenbruck aus Stettin, in Madras und Landschaur thätig, kehrte 1831 nach Europa zurück.

Endlich sind eine Reihe bedeutender Judenmissionare aus Jänickes Schule hervorgegangen. Der Proselyt J. F. Frey (später nur englisch: Fry), einer der sieben Erstlinge des Seminars, wurde Mitbegründer der Londoner Judenmissionsgesellschaft 1809. In deren Dienste traten dann: Joh. Nikolayson aus Holstein (seit 1820 in Jerusalem, setzte den Bau der Christuskirche durch, † 1856), Dr. Reichardt, L. Hoff, Rösgen, Wendt, Händes und W. F. Becker (seit 1821 in Warschau, † 1863 in Hamburg).

Es bleibt uns jetzt noch übrig, von Jänickes letzten Lebensjahren und dem Ende seiner Missionsschule zu berichten. Ohne Komitee und Vereine, ohne öffentliche Aufrufe hatte der Glaube dieses einen Mannes das Werk durch die allerschwersten Jahre hindurch getragen. Sein Name hatte überall einen guten Klang, seine Person genoß absolutes Vertrauen. Als Blumhardt 1807 Basel verließ, wandte man sich an Jänicke mit der Bitte einen Nachfolger als Sekretär der Christentumsgesellschaft vorzuschlagen. Er konnte damals den Wunsch nicht erfüllen. Dafür kam später von

[1]) Ev. Miss.-Magazin 1851, 47.

[2]) Ev. Miss.-Mag. 1868, 263, 273. Memoir of Rhenius S. 141.

Basel eine Bitte anderer Art. Im Jahre 1816 war dort eine Missionsschule eröffnet worden. Ein neues fast stürmisches Missionsleben regte sich in den vom Drucke der Kriegszeit befreiten christlichen Kreisen des Kontinents und Basel wurde der Mittelpunkt. In London lenkte der rührige Vermittler Dr. Steinkopf das Interesse der englischen Gesellschaften auf die junge Basler Mission und aus ganz Deutschland flossen dieser von den alten Kreisen die Gaben zu. Die Zeit schien gekommen, daß die Berliner Schule sich auflöste. In der That stellte Blumhardt, als er auf seiner Rundreise 1820 nach Berlin kam, dieses Ansinnen. Jänicke war alt geworden und mußte schon mehrfach Unterrichtsstunden aufgeben, die Zahl der Zöglinge war gerade sehr gering. Dennoch lehnte Jänicke den Wunsch der Basler ab; er meinte das ihm von Gott zugewiesene, wunderbar erhaltene und gesegnete Werk fortführen zu müssen, so lange Gott es wolle. Bestärkt wurde er darin durch den Minister v. Altenstein, welcher das Jänickesche Institut „dem Vaterlande erhalten" wollte. Schon 1818 hatte der sich stets als Preuße fühlende Rhenius seinem „guten Könige" einen Bericht über seine Arbeit unter den Tamulen nebst Neuen Testamenten in tamulischer und Telugusprache übersandt. Dafür dankte ihm nun der König am 31. Dezbr. 1820 und sandte ihm eine goldene Medaille, gleichzeitig stiftete er auf Altensteins Vortrag 500 Thaler jährlichen Beitrag zur Missionsschule, damit davon zwei Zöglinge unterhalten würden.[1]) Als einen derselben überwies er zu anfänglicher Verlegenheit Jänickes den bis dahin noch wenig geistlich gerichteten Gürtlergesellen Gützlaff. Nun drang aber auch das Ministerium auf Sicherstellung der Anstalt für den Fall des Ablebens Jänickes. Dieser nannte als Nachfolger Mag. Rückert, welcher soeben sein Schwiegersohn geworden war.[2]) Auf Rückerts Betreiben wurden Statuten zu einer „Berlinischen Missionsgesellschaft" entworfen, welche 1823 die königliche Bestätigung erhielten, und abweichend von der bisherigen Art Jänickes „in der Stille zu leben und ohne Gepränge zu wirken", durch Veröffentlichungen Interesse zu wecken gesucht. Rückert gab 1823 „Auszüge aus Briefen von Missionarien des Berl. Missions-Seminars" heraus (Briefe von Rhenius, Schnarre, Schröter, Schreyvogel, Bärenbruck, Palm, Ehrhardt, Brückner, Helm, Ebner, Messer, Wix). In demselben Jahre erschien der Neandersche

[1]) Das ist derselbe, noch jetzt an Berlin I gezahlte Beitrag, welchen das Abgeordnetenhaus einmal zu streichen versuchte.

[2]) Rückerts Frau starb nach 11 Monaten des Ehestandes 1821, die einzige übrige Tochter Jänickes lebte von einer königlichen Pension bis 1853.

Aufruf, in dessen Folge 1824 die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ zusammentrat. Ihre Gründer wünschten „von einem umfassenderen Gesichtspunkte aus und in weiteren Kreisen für die Missionssache zu wirken.“ Es war leider nicht möglich, Jänicke zum Eintritt in das Komitee der neuen Gesellschaft zu bewegen, der unheilvolle Einfluß Rückerts verhinderte die Einigung.

Am 21. Juli 1827 ging Jänicke heim. Ein Leichenzug, wie ihn Berlin noch nie gesehen, gab Zeugnis von der Verehrung, welche der Gottesmann in allen Ständen genoß. Auch Schleiermacher folgte dem Sarge, den abwechselnd 12 Missionszöglinge, 12 Böhmen und 12 Studenten trugen. Vor dem Sarge trug Riedel, der spätere Missionar, auf einem Kissen die Bibel.

Nun meinte das Ministerium eine Vereinigung der beiden Missionsgesellschaften herbeiführen zu können. Die meisten Mitglieder des Rückertschen Komitees waren dazu bereit, Männer wie der Schulvorsteher Dreger und der Kaufmann Elsner traten in die größere Gesellschaft ein, aber Rückert verhinderte mit unschönen Mitteln und gehässiger Polemik die Vereinigung. Die höchst unerquicklichen Vorgänge brauchen wir nicht zu schildern. Aus Goßners und Knaks Biographieen ist bekannt, wie lange und wie verhängnisvoll diese eitle und ränkesüchtige Persönlichkeit thätig war. Thatsächlich lieferte Rückert aus seiner Schule noch einige Missionare, z. B. Ruden (1834 nach den Molukken), den Schlesier Karl Traugott Hermann (1836—1851 in der Minahassa) und den Speierer Mattern (1838—1842 ebenda),[1]) auch übergab ihm 1837 Miss. Bärenbruck seinen Sohn, der aber bald nach Islington übersiedelte. Endlich wurde ihm 1841 die Königliche Unterstützung entzogen und auf die Berliner Missionsgesellschaft übertragen, 1849 wurde die kümmerlich fortgeführte Rückertsche Schule vom Minister förmlich aufgehoben. Seit 1829 hatte die Berliner Missionsgesellschaft ihr eigenes Seminar, welches mit größerem Rechte sich als Erben der Jänickeschen Anstalt betrachten darf.

Mit Jänicke greift die Missionskraft des alten Pietismus in die neuere Zeit herüber. Sein Lebensabend und Heimgang fällt zeitlich zusammen mit dem Auftreten selbständig aussendender deutscher Missionsgesellschaften, durch welche das Missionsleben, getragen von der zunehmenden kirchlichen Wiederbelebung, aus der Enge und Stille, in der ein Jänicke gewirkt, umfassenderen Zielen zustrebte.

[1]) Grundemann, Kl. Miss.-Bibl. IV, 1, 214. 258.

Die allgemeine Missionskonferenz in New-York vom 21. April bis 1. Mai 1900.

Von D. A. Merensky.

I.

Ein schönes hoffnungserweckendes Zeichen für die Zukunft des evangelischen Missionswerkes ist die Wahrnehmung, daß sich bei den verschiedenen Mitarbeitern ein entschiedenes Bedürfnis nach Verständigung, nach Fruchtbarmachung der gesammelten Erfahrungen und nach Förderung gemeinsamen Handelns geltend macht. Diesem Bedürfnis sind die allgemeinen oder wie man jetzt gern sagt „ökumenischen" Missionskonferenzen entsprungen, mit denen der Anfang im Jahre 1866 in Liverpool gemacht wurde. In zehnjähriger Folge sollten sie wiederkehren, und so fanden weitere Konferenzen in den Jahren 1878 und 1888 in London statt,[1]) die Konferenz aber, welche 1898 hätte tagen müssen, wurde bis auf dieses Jahr verschoben, um sie mit der Jahrhundert-Wende in Einklang zu bringen. Zum Ort der Versammlung wurde New-York gewählt, wo sie auch vom 21. April bis zum 1. Mai dieses Jahres stattgefunden hat.

Und wahrlich ein bedeutsames Zeichen ist diese Konferenz; eine Ausdehnung hat sie gewonnen, wie das niemals einer Versammlung ähnlicher Art beschieden gewesen ist, die Zahl der Vorträge war größer als bei den früheren Gelegenheiten, ihr Inhalt war bedeutender, die Diskussion fruchtbarer, so daß diese Konferenz an sich ein Sieg der Missionssache ist, der für die Zukunft weitere Erfolge haben wird.

Dieses erfreuliche Ergebnis ist in erster Linie der Wahl von Land und Ort der Zusammenkunft zu verdanken, New-York an der Ostküste des nördlichen Amerikas gelegen, ist wirklich so ziemlich der Mittelpunkt der heutigen Ökumene. Von den verschiedenen Ländern Europas, von Australien und den Inseln der Südsee, wie von den Küsten des östlichen Asiens ist es verhältnismäßig leicht in 2 bis 3 Wochen zu erreichen. In Amerika selbst findet sich lebendiger Missionssinn, bringt das Land doch über 22 Millionen Mark für Zwecke der äußeren Mission jährlich auf, und standen doch im vorigen Jahre 1419 ordinierte amerikanische Missionare draußen in der Arbeit. Somit war dort Boden für die Weltmissions-

[1]) Vergl. den Bericht über die letztere: A. M.-Z. 1888, 401. Auch die in diesem Bericht eingeflochtenen kritischen Bemerkungen sind heute noch sehr lesenswert. D. H.

konferenz vorhanden, und der Umstand, daß diese Konferenz den Christen der verschiedensten protestantischen Kirchengemeinschaften Gelegenheit bot, einmal gemeinsam zu tagen, zu beten, zu hören und zu beraten, hat den unter der Zerrissenheit kirchlichen Lebens bewußt oder unbewußt seufzenden Amerikanern das Benutzen dieser Gelegenheit lieb und segensreich gemacht. Wie zerfahren ist doch in Amerika selbst das Missionsleben. 61 amerikanische Missionsorganisationen waren bei der Kirchenkonferenz vertreten; wenn unter ihnen auch nur 54 aussendende waren, so zeigt sich doch dadurch, daß die Zerspaltenheit des christlichen Lebens in diesem Lande auch dem dortigen Missionsbetrieb seinen Charakter aufgeprägt hat. So hatte Amerika solch einigende Missionskonferenz nötiger als andere Länder, und dieser Umstand hat zu dem Gedeihen der Konferenz wesentlich beigetragen.

Auch nach einer andern Seite hin hat sich die Wahl Amerikas als Land der Zusammenkunft glücklich erwiesen. Die Amerikaner sind bekanntlich sehr praktische Leute, und die Veranstaltungen, welche das Zustandekommen der Konferenz in dem Umfange, den sie erreichte, möglich machten, waren mit solcher Umsicht und in so zureichender Weise getroffen, daß dieses Maß von Fürsorge nicht überboten werden kann, und man billig daran zweifelt, daß in einem andern Lande auch nur annähernd dasselbe geleistet werden könnte. Seit 8 Jahren hat man an den Vorbereitungen gearbeitet. 40 amerikanische Gesellschaften hatten aus ihren Vorständen Männer ernannt, welche das erste allgemeine Komitee der Konferenz bildeten, dieses berief ein Exekutiv-Komitee, welches die Sache weiter führte und die eigentliche Arbeit übernahm. Von den 24 Männern, welche zu diesem Komitee gehörten, seien einige genannt, welche an dem Gelingen des großartigen Werkes hervorragenden Anteil haben, die Herren Revd. D. H. R. Cobb, Revd. A. Brown und besonders Revd. D. Judson Smith, welcher letztgenannte noch im vorigen Jahr im Interesse der ihm gestellten Aufgabe eine Reise nach Europa unternahm. Dieses ausführende Komitee erledigte sich dann der ihm gestellten gewaltigen Aufgabe durch Teilung der Arbeit. Unter ihm waren nicht weniger als 13 andere Komitees thätig, deren Vorsteher aber zu dem ausführenden Komitee gehörten, und wo es nötig war, an dessen Beratungen teilnahmen. So arbeiteten mit einander ein Ausschuß für Aufstellung des Programms, ein solcher für Feststellung der zu behandelnden Gegenstände, einer für Ordnung der Volksversammlungen, einer für Statistik, ein anderer für Empfang und Versorgung der Gäste,

einer für die Geldangelegenheiten, wieder einer für den Verkehr, andere für Beschaffung der Räumlichkeiten, für die Presse, für die Missions-Ausstellung, wie auch ein Damen-Komitee und ein Studenten-Komitee und in England wurde die Sache auch durch ein besonderes englisches Komitee vertreten. Leider haben die Deutschen in Amerika es versäumt, ein eigenes deutsches Komitee aufzustellen und einzugliedern. Die Notwendigkeit dazu war vorhanden. In New-York mit seinen Vororten bestehen mehr als 30 verschiedene deutsche Gemeinden, den verschiedensten Bekenntnissen angehörend. Sie hätten die Gelegenheit nicht versäumen sollen, einmal gemeinsam für die große Reichs-Sache der Mission einzutreten. Das deutsche Komitee hätte dann auch Parallel-Abendversammlungen für Deutsche einrichten können, bei denen die Deutschen Amerikas Gelegenheit gefunden hätten, von der gesegneten Arbeit der deutschen Missionen zu hören, und die deutschen Delegierten hätten bei solchem deutschen Komitee Anhalt, Rat und Hilfe für Erledigung ihrer Aufgabe gefunden. Die Deutschen scheinen die Missionskonferenz, die doch eine allgemeine war, als eine englische Veranstaltung angesehen zu haben, und haben sich deshalb wohl nur in geringer Zahl an den Versammlungen beteiligt, indes konnte der Schreiber dieser Zeilen in sieben deutschen Gemeinden New-Yorks und seiner Vororte und in Philadelphia, sowie später in 4 andern, weiter im Lande wohnenden Gemeinden über die Arbeit seiner Gesellschaft berichten.

Die Vorbereitungen sind von den genannten Komitees in mustergültiger Weise ausgeführt worden. Durch verschiedene Anschreiben waren die Missionsgesellschaften in allen Erdteilen rechtzeitig eingeladen, die Konferenz zu beschicken und durch Einziehung statistischer Mitteilungen war man in New-York über die Bedeutung der einzelnen Gesellschaften unterrichtet. Am 11. Januar des Jahres, einem Donnerstag, hatte man auch einen Tag als Tag der Vorbereitung dort gefeiert. Vormittags hatte man sich zusammengefunden zu einer erbaulichen Feier, um die rechte innere Stellung zur Sache zu gewinnen und Gott um das Gelingen des Unternehmens anzurufen. Am Nachmittag hatte man beratenden Stimmen Gehör gegeben. Hin und her im Lande sind dann ähnliche Tage der Vorbereitung abgehalten worden. Gewiß hat man dadurch viele Leute auf die kommende Konferenz aufmerksam gemacht. Große sorgsame Erwägung erheischte besonders auch das Unterbringen der zu erwartenden Gäste. Daß die Amerikaner den guten Ruf, äußerst gastfrei zu sein, mit Recht tragen, zeigte sich aufs neue. Über 800 Familien

New-Yorks erklärten sich bereit, Gäste aufzunehmen; es waren der letzteren auch so viele unterzubringen, daß nur 40 dieser Anerbieten unberücksichtigt geblieben sind. Selbst große Hotels der Stadt haben Gäste, die zur Konferenz gekommen waren, unentgeltlich beherbergt. Auch während der Versammlungen war für die Bedürfnisse der Besucher in aufmerksamster Weise gesorgt. In den Nebenräumen des mächtigen Gebäudes, in dessen großem Saal die Versammlungen stattfanden, befanden sich ein Auskunftsamt, gut ausgestattete Zimmer zum Ausruhen, andere zur Erledigung von Korrespondenzen und ein Zimmer, in welchem jedem Besucher zu jeder Zeit Thee zur Erfrischung angeboten wurde. Selbst ein Postamt war für die Zeit der Konferenz in diesem Gebäude eröffnet. Das alles hat große Mittel erheischt. Die Kosten für die Erfrischungen, die gereicht wurden, beliefen sich auf 24 000 Mark, die Gesamtkosten der Konferenz aber auf 164 000 Mark. Aber Amerika ist reich, und die Amerikaner, auch die reichen, sind freigebig. Es ist nicht nötig gewesen, auch nur bei einer Versammlung eine Sammlung zur Deckung dieser Kosten zu veranstalten. Das Geld ist ohne Mühe von Freunden der Sache aufgebracht worden. Die Gastlichkeit der Amerikaner war übrigens damit noch nicht erschöpft. Glieder der verschiedensten Kirchgemeinschaften luden die Delegierten ihrer Gemeinschaft zu abendlichem geselligem Beisammensein ein. Das thaten die Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten und Engländer, auch die Lutheraner, es waren das aber amerikanisierte Lutheraner, denn die deutschen Delegierten, welche auch von ihnen eingeladen waren, wurden gebeten, sie möchten ihre üblichen Ansprachen in englischer Sprache halten. Selbst die Chinesen hatten ihre Landsleute geladen, die Deutschen versäumten auch diese Gelegenheit, als Deutsche zu handeln und aufzutreten. Selbst die Beamten des naturhistorischen Museums von New-York brachten der Konferenz ein Opfer, indem sie für die ganze Zeit der Tagung den Teilnehmern ihr Museum öffneten und die Führung der Gäste selbst übernahmen.

Die Räume, welche für die Zwecke der Konferenz zur Verfügung standen, waren äußerst zweckdienlich. Das Carnegie-Hall-Gebäude enthält einen gewaltigen schönen Saal, welcher 3500 Sitzplätze enthalten soll, dabei ist er mit einer sehr geräumigen Plattform ausgestattet, welche für einige hundert Delegierte und Vorstandsmitglieder Raum bot. Über der Plattform zeigte eine gewaltige Karte beide Hemisphären unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses der christlichen und heidnischen Menschheit. Der Fehler, welchen solche Karten gewöhnlich an sich tragen, war auch hier

nicht vermieden. Mit Recht beklagte sich bei Gelegenheit einer Sitzung ein Konferenz-Glied, welches aus Kanada herübergekommen war, daß das ganze ungeheure Gebiet des britischen Nord-Amerikas eben so dunkel gezeichnet sei, als das Innere Afrikas, während doch dort neben 5 Millionen Christen nur noch etwa 50 000 heidnische Indianer wohnen. Man hatte wieder einmal menschenleeres Land dunkel bezeichnet, als ob Urwald und Eisfelder gleichbedeutend seien mit Heidenland. Die Halle ist auch mit einer Orgel ausgestattet. Neben dem großen Saal liegt ein kleinerer und auch Nebenräume sind in genügender Zahl vorhanden. Das Ganze ist von einem reichen Mr. Carnegie auf seine Kosten zum Besten der Bevölkerung New-Yorks erbaut und zwar in der besten Stadtgegend. Diese Halle war jedoch nicht imstande, die Menge der Konferenz-Besucher zu fassen. Deshalb hatte der Vorstand dafür gesorgt, daß 7 nahegelegene Kirchen bereit standen, die Mengen aufzunehmen, welche in der Halle keinen Eingang mehr finden konnten. Auch die Nachmittags-Versammlungen wurden in diesen Kirchen abgehalten.

Der Teilnahme gegenüber, welche die Bewohner New-Yorks für diese allgemeine Missionskonferenz bezeigten, ist die Teilnahme, welche die Konferenz von 1888 in London fand, nur gering zu nennen. Mitglieder zählte die diesjährige Konferenz 2633, unter ihnen waren die Delegierten von 150 Gesellschaften, insgesamt 1883 Delegierte. Von letzteren hatte Amerika gestellt 1119 Männer und 620 Frauen, England 98 Männer und 28 Frauen, Deutschland 3 Männer, Holland, Finnland und Skandinavien 12 Männer und 3 Frauen. Die Schweizer Mission hatte einen Freund, der in Amerika lebt, mit ihrer Vertretung betraut, von Paris aber hatte niemand kommen können. Die offizielle Liste führt dann weiter 780 Missionare als Teilnehmer auf, das sind aber nicht Missionare in unserem Sinne, wovon wir uns zu unserer Befriedigung durch genaueren Einblick überzeugten, denn es wäre befremdlich, wenn von den 6000 evangelischen Missionaren 780 Zeit gefunden hätten, die Konferenz zu besuchen. Man hat nämlich alle Damen, die im Missionsdienst stehen und alle Missionarsfrauen, zusammen 404 an der Zahl, mit unter den Missionaren aufgeführt. In Wirklichkeit waren nur 359 aktive und 27 emeritierte Missionare zugegen. Es war auch richtig, daß man vermieden hatte, mit der Konferenz eine Schaustellung eingeborener Geistlicher zu verbinden, nur eine kleine Anzahl schwarzer amerikanischer Geistlicher und einige asiatische Pastoren und indische Helferinnen waren zu bemerken, verschwanden aber immer wieder schnell unter der Menge der weißen

Teilnehmer. Außer diesen eigentlichen Mitgliedern der Konferenz nahmen New-Yorker Missionsfreunde in überraschend großer Zahl an den Versammlungen teil. Die Halle war bei jeder Versammlung gefüllt oder überfüllt, und oft mußten mehrere Kirchen geöffnet werden, um den Herbeiströmenden die Möglichkeit zur Beteiligung zu gewähren. Im ganzen sind die Versammlungen von 163 000 Personen besucht worden, es kommen also auf jeden Tag der Konferenz durchschnittlich 16 000 Besucher.[1]) Die Missions-Ausstellung wurde von 50 000 Menschen besucht. Ein besonders charakteristischer Zug war die Teilnahme von hohen, bedeutenden Männern. Man kann davon absehen, daß manche der reichsten Familien des Landes, z. B. die Familie Rockefeller, an der Konferenz sich beteiligten, schwerer wiegt die Teilnahme von Männern, deren verantwortliche Stellung ihren Zeugnissen einen besonderen Wert verleiht. Zu verschiedenen Malen beteiligten sich Gouverneure von Staaten der Union an der Debatte, frühere Gesandte hielten Vorträge, so Mr. Angell, der früher Gesandter bei der Pforte war, und der frühere Gesandte in Siam, wie auch Mr. Sieren, ein früherer Oberbürgermeister von Brooklyn. Der Oberbürgermeister von New-York, Mr. Roosevelt, trat bei der Eröffnung mit warmen Worten für die Missionsarbeit ein. Ganz besondere Bedeutung hatte aber die Teilnahme des Präsidenten der Vereinigten Staaten Mr. Mc. Kinleys, dessen Gattin auch Mitglied der Konferenz war, und des früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, des Generals Harrison, welcher das Präsidium der Konferenz übernommen hatte. Die Zeugnisse der genannten Staatsmänner für die Mission werden für alle Zeiten Wert behalten. Aus der Ansprache des Präsidenten Harrison mögen folgende schöne Sätze hier Raum finden:

„Ich halte es für eine große Ehre, daß ich aufgefordert worden bin, den Vorsitz bei den Verhandlungen dieser großen Körperschaft zu übernehmen. Damit werde ich innig verbunden mit dem einflußreichsten und ausdauernsten Werke dieser an Unternehmen so großen Zeit . . . . . —"

„Wir werden hier von allem hören, was das Evangelium für Länder und Völker gethan hat, und — was das Beste von allem ist — was es gethan hat für den einzelnen Menschen, für Mann und Weib."

„Stunden sind festgesetzt für erbauliche Übungen. Das, was die Arbeit draußen am nötigsten hat, ist eine neubelebte, neugeheiligte und geeinte Kirche in der Heimat, und diese Konferenz wird in dem Maße fruchtbar und erfolgreich sein, in dem sie dieses Ziel fördert. Ich hoffe, daß viel gebetet wird um Ausgießung des heiligen Geistes. Die gewaltigen Maschinen, welche die materielle Entwickelung der Welt

[1]) Natürlich sind das meist wieder dieselben Personen, nur bei jeder Versammlung besonders gezählt. D. H.

vorwärts treiben, arbeiten jetzt mit einer Kraft, wie niemals vorher. Der Schlag des Hammers und des Beils, das Schwirren der Räder sind bis in die Wohnstätten der Einsamkeit vorgedrungen, die Welt bietet nur noch wenig ruhige Stätten. Das Leben ist angestrengt. Der Knabe fängt den Lauf an in der Schule, und der Schritt wird nur selten verlangsamt, ehe der keuchende Mensch ins Grab sinkt."

„Zu diesem Geschlecht, einem Geschlecht, welches Wunderbares in Anwendung der Wissenschaft für das Leben geleistet hat, ist es, daß Gott in seinem Worte spricht: Alle diese Dinge sind nur in dem Verhältnis von Wert, als sie zur Wiedergeburt der Menschheit beitragen. Jede Erfindung, jede Arbeit, jeder Mensch, jede Nation muß eines Tages auf dieser Wage gewogen und geprüft werden. Zu welchem anderen Ende ist all diese Bewegung der Menschen, all dieses Wachsen des Wissens? Sind sie nur dazu da, den zu verherrlichen, in dessen Hand Gott den Schlüssel zu einem seiner Geheimnisse gelegt hat? Sollen alle diese großen Erfindungen, diese riesige geistige Entwickelung, nur allein dazu dienen, Menschen reich und Armeen und Flotten stärker zu machen? Nein! Das sind Diener, Propheten, Vorläufer! Die Stimme eines Herolds wird kommen, es kommt eine Botschaft, eine Krönung!"

„Dazu kommt, daß überall die Neigung zu Zwiespalt und Kämpfen vorhanden ist; menschliche Mittel können das mildern, aber nicht heilen, und können nicht Liebe zum Frieden und zur Einigkeit in die Herzen pflanzen. Christus und sein Evangelium der Liebe und des Dienens in allen Fällen des Lebens sind das einzige Heilmittel."

„Der höchste Gedanke, der je in des Menschen Herz gekommen ist, ist der, daß ein Gott der Vater aller Menschen ist, die von einem Blute sind, alle Brüder. Dieser Gedanke hat sich nicht entwickelt, er ist uns offenbart worden. Der natürliche Mensch lebt, um sich dienen zu lassen, er bürdet seine Lasten andern Menschen auf. Er kauft Sklaven, damit sie ihn in den Schlaf fächeln, ihm den köstlichen Becher reichen, vor ihm tanzen und in der Arena zu seinem Vergnügen sterben. In diese Welt kam ein König, nicht um sich dienen zu lassen, sondern daß er diene! Ihn fächelte der scharfe Wind, er trank aus dem Bach des Berges und machte Wasser zu Wein, nicht für sich selbst. Er brauchte seine Macht nicht, um seinen Hunger zu stillen, sondern er hatte Mitleid mit der hungrigen Menge, die er zu sich rief. Er stieg selbst in die blutige Arena, brach durch seinen Tod alle Ketten und brachte Leben und unvergängliches Wesen ans Licht . . . . . Die Männer, welche wie St. Paulus zu den Heiden gegangen sind mit der Botschaft: „Wir suchen nicht das Eure, sondern euch!" sind durch die gehindert worden, die ihnen folgten und die dieses Wort umkehrten. Rum und andere verderbliche Mächte verbreiten sich mit unserer gerühmten Civilisation, und die schwachen Rassen verschwinden durch die Laster des weißen Mannes."

Mr. Harrison schloß daran noch beherzigenswerte Mahnungen zur weisen Anwendung der für die Mission vorhandenen Mittel, zur rechten Verteilung der Kräfte, zur Einigkeit bei der Arbeit und zum rechten Ausrichten der Arbeit. Es war überaus wohlthuend aus dem Munde eines so bedeutenden Staatsmannes ein so entschiedenes, tief christliches Zeugnis für die Mission zu hören.

Auch Präsident Mc. Kinley sprach bei der Eröffnung warme anerkennende Worte: „Ich freue mich," sagte er, „daß ich die Gelegenheit habe, ohne Rückhalt meine Hochachtung der Missionsarbeit zu bezeugen, welche für die Civilisation so

wundervolle Früchte getragen hat. Die Geschichte der christlichen Missionen ist von erschütterndem Interesse und wunderbaren Erfolgen. Die Opfer, welche die Missionare für ihre Mitmenschen gebracht haben, füllen eins der ruhmreichsten Blätter der Weltgeschichte. Der Missionar, welcher Kirche oder kirchlichen Körperschaft er auch angehören mag, der die Fackel der Wahrheit und Erleuchtung in seiner Hand trägt, verdient den Dank und die Ehrerbietung der Menschheit. Die edlen, selbstverleugnenden, willigen Diener des Friedens und der Güte gehören unter die Helden der Welt. Mit dem Schwert des Geistes haben sie Vorurteile und Unwissenheit bekämpft. Sie sind Boten gewesen von Liebe und Gerechtigkeit. Sie haben Krankheiten und Gefahren getrotzt und haben in ihrer Einsamkeit unaussprechliche Leiden ertragen, aber ihre edlen Herzen haben nie gewankt, sie nennen ihre Arbeit nicht Opfer. Livingstone sagt: „Fort mit dem Wort in solchem Sinne und in dieser Hinsicht, es ist, ich betone es, kein Opfer, sondern ist eher ein Vorrecht."

Und der Bürgermeister Roosevelt, der lange im Westen gelebt hat und der deshalb die Missionsarbeit unter den Indianern aus eigner Anschauung kennt, legte folgendes Zeugnis ab:

„Ich wünschte, ich könnte meine Erfahrungen den oft wohlmeinenden Leuten mitteilen, welche über die Erfolglosigkeit der äußeren Mission sprechen. Ich glaube, wenn sie nur den zehnten Teil der Arbeit kennten, welche gethan wird und gethan ist, dann würden sie begreifen, daß es keine praktischere Arbeit giebt, ja daß es keine geben kann, die für die Civilisation mehr Früchte trägt, als das Werk, welches die Männer und Frauen betreiben, die ihr Leben drangeben, um das Evangelium von Christus den Menschen zu predigen, ja die nicht allein predigen, sondern auch handeln, die auf das Gelübde die That folgen lassen, und deren Leistungen im Einklang stehen mit dem, was sie versprochen haben."

Die ersten Geistlichen des Landes scheinen sich fast alle an der Konferenz beteiligt zu haben, und es ist anzunehmen, daß die Teilnahme all dieser bedeutenden Männer die öffentliche Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die Konferenz gewendet hat, und daß dadurch auch viele angesehene und begüterte Leute angeregt wurden, sich an den Versammlungen zu beteiligen. Auch selbst bei den großen Versammlungen hatte man den Eindruck, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Anwesenden wohl imstande war, den Vorträgen zu folgen.

Das Programm der Hauptversammlungen war auch für solche berechnet, die mit Verständnis folgen konnten und einen tieferen Einblick in die Fragen gewinnen wollten, welche gegenwärtig bei den Missionen auf der Tagesordnung stehen. Die Themata für die Hauptversammlungen an den Vormittagen und für die Volksversammlungen an den Abenden waren folgende:

1. Morgens: Bedeutung und Zweck der äußeren Mission. Abends: Hundert Jahre Missions-Arbeit.

2. M.: Wesen und Wichtigkeit der Verkündigung des Evangeliums. A.: Übersetzung und Verbreitung der Bibel unter den Völkern der Erde.

3. M.: Die Stellung von Erziehung und Unterricht in der Mission. A.: Einige Fragen der Gegenwart in Beziehung auf das Verhältnis der Missionen zu den Regierungen.

4. M.: Wesen und Grenzen der Verträglichkeit der Missionare und Missionsgesellschaften unter einander. A.: Frauen-Arbeit für Frauen.

5. M.: Selbsterhaltung der Missions-Gemeinden. A.: Arbeit von Laien für die Mission.

6. M.: Stellung und Bedeutung der Missions-Bewegung unter Studenten in der ganzen Welt. A.: Die heilige Pflicht der Kirche in Bezug auf die Arbeit des Geistes Gottes an Studenten und andern jungen Leuten.

7. M.: Ärztliche Missionen. A.: Das Übel der Einfuhr berauschender Getränke in das Missionsfeld.

Dies waren die Haupt-Themata, außer denen noch viele besondere Fragen auf den einzelnen kleineren Versammlungen behandelt wurden. Das Programm eines Konferenztages, des 24. April, Dienstags, lautete vollständig wie folgt:

9. 30. In Carnegie Hall: Morgenandacht.

10. In Carnegie Hall: Wichtigkeit der Evangelisation.

Baptisten Kirche „Calvaria": Evangelisation.

Presbyterianische Kirche des Centrums: Erziehungs-Arbeitsschulen.

Reformierte Kirche in Madison Avenue: Das Geben.

2. 30. Presbyterianische Kirche in der 5. Avenue: Arbeit von einzelnen Evangelisten.

Nebenhalle im Carnegie-Hall-Gebäude: Fragen der Verwaltung. Deutsche Missions-Methode.

Kirche der „Fremden". Die Missions-Arbeiter.

Reformierte Kirche in Madison Avenue: Arbeit von Ärztinnen. (Frauen.)

Baptisten Kirche „Calvaria": Arbeit von Kindern und jungen Mädchen. (Frauen.)

Presbyt. Kirche des Centrums: Litteratur für das weibliche Geschlecht auf Missions-Gebieten. (Frauen.)

8. p. m. In Carnegie Hall und der Presbyterianischen Kirche des Centrums: Übersetzung und Verbreitung der Bibel.

Ähnlich verliefen die 7 Wochentage vom 23. bis 30. April.

Am ersten Tage der Konferenz, dem 21. April, fand in zwei großen Versammlungen in der Carnegie-Hall die Begrüßung der Teilnehmer statt. Die Frauen kamen ausschließlich bei 3 Nebenversammlungen am 24. April

zu Wort und am 26. April bei einer Hauptversammlung, die um 2. 30 in der großen Halle stattfand, und bei der Volksversammlung desselben Tages. Sie erledigten sich dabei der ihnen gestellten Aufgabe mit ebensoviel Geschick als Takt.

An diesem zweiten Sonntag fand in der großen Halle eine Massenversammlung für Männer statt, in welcher viele Redner, auch Eingeborne, in kurzen Ansprachen das Thema behandelten: „Was Christus thut für die Völker." Am Abend desselben Tages wurde an derselben Stelle die indische Hungersnot besprochen. An beiden Sonntagen, welche in die Zeit der Konferenz fielen, wurde in vielen Gemeinde-Gottesdiensten der Mission gedacht, am zweiten Sonntage (29. April) sollen in 700 Kirchen New-Yorks Missionspredigten, -Ansprachen und -Berichte gehalten worden sein. Am letzten Tage, dem 1. Mai, fanden Abschiedsversammlungen statt, bei welchen viele Redner ihrer Freude und ihrem innigen Dank Ausdruck gaben für das wunderbar schöne Gelingen des gewaltigen Unternehmens. Sie bezeugten den Segen, den sie empfangen hatten, und sprachen die Hoffnung aus, daß von dieser Versammlung eine Kraft ausgehen werde, die der Missionsarbeit zu neuem Aufschwung verhilft.

Und wahrlich, solchen Dank schuldet dem Herrn des Werkes die Missionsgemeinde in aller Welt für das Gelingen dieser Versammlung, die ihresgleichen in ihrer Art niemals hatte. Zu solchem freudigen Dank fordert der ganze Verlauf der Versammlungen auf. Die Haltung der Teilnehmer war in allen Versammlungen vortrefflich. Mit großem Ernst und gespannter Aufmerksamkeit hörte man die Vorträge der Männer an, die zu Worte kamen. Es fehlte allerdings nicht an rhetorischen Überschwänglichkeiten, aber es herrschte auch viel Sophrosyne und Nüchternheit (1. Petri 4, 7) und fehlte niemals an der rechten Stimmung zum Gebet. Bemerkenswert und ganz besonders dankenswert ist das Verlangen nach Einigkeit, das obwaltete. Die Mission ist auch dadurch ein Segen für die heimischen Kirchen geworden, weil sie diese lehrt, im gemeinsamen Kampf und in gemeinsamer Arbeit sich zusammenzuschließen und miteinander für das Reich des gemeinsamen Herren einzustehen. Wenn ein Redner auftrat, ist wohl nur selten gefragt worden, zu welcher kirchlichen Gemeinschaft er gehöre; man fragte, wenn er ein Missionar war, nach dem Arbeitsfelde, von dem er kam, hörte aber in jedem Fall sich gern das an, was er zu sagen hatte. Bei den Rednern zeigte sich durchweg das Bestreben, die praktische Arbeit zu fördern und praktischen Bedürfnissen gerecht zu werden. Und es war sehr erfreulich, wahrzunehmen, daß seit

der letzten allgemeinen Missionskonferenz (London 1888) die Übereinstimmung der ev. Missionen in Behandlung praktischer Fragen ganz bedeutend zugenommen hat. Es ist keine Frage, daß dieser Umstand weitere erfreuliche Wirkung auf die Arbeit der verschiedenen Missionen und Missionare ausüben wird. Alle Fragen, die das Missionswerk im allgemeinen und die Arbeit draußen im besonderen angehen, sind in Vorträgen und Diskussion so eingehend erörtert worden, daß eine Erleichterung des Studiums dieser Fragen und eine Wirkung auf das Handeln der Missionsleitungen und der Missionare gar nicht ausbleiben kann. Es kann auch nicht ausbleiben, daß das Betonen der nötigen Einigkeit und des Wohlverhaltens gegen einander gute Folgen haben und zur Beseitigung hier und dort vorhandener Mißstände beitragen wird. Noch eine Hoffnung hegen wir. Der Kampf gegen den Branntweinhandel ist neu angeregt, ja so recht eigentlich auf das Programm der Zukunft gesetzt worden, so daß die Hoffnung berechtigt ist, es werde dieser Kampf mit neuem Eifer, Ernst und Einmütigkeit entbrennen. In Amerika ist durch die Konferenz das Missionsinteresse bei vielen geweckt und die Liebe zur Missionsarbeit neu angeregt und vertieft worden. Das ist gewiß in weiten Kreisen geschehen, denn die englische Tagespresse und auch die deutschen kirchlichen Blätter Amerikas haben Berichte, oft eingehende tägliche Berichte, über den Gang der Verhandlungen gebracht. Obwohl das selbst Weltblätter von höchster Bedeutung thaten, wie z. B. der New-York Herald, so hat leider die deutsche politische Tagespresse von der Konferenz nicht Notiz genommen. Möchte der umfassende Bericht, welcher in nächster Zeit erscheinen wird, der alle Vorträge in ihrer Vollständigkeit bringt, in die Hände recht vieler Missionsarbeiter auch in Deutschland und vor allem in die Hände recht vieler Missionare gelangen, und möchte das Anschreiben, welches in Bezug auf die Erfolge der Konferenz noch an alle Christengemeinden in der Welt gerichtet werden soll, Entgegenkommen und guten Boden finden, damit mit dem neuen Jahrhundert auch mit durch die ökumenische Konferenz eine ökumenische Neubelebung der evangelischen Missionsarbeit eintrete.

Die Missions-Jubiläumsfeier in Herrnhut vom 6. bis 10. Juni 1900.

Im Anschluß an den 200jährigen Gedenktag der Geburt des Grafen Zinzendorf fand auf Veranstaltung der Brüdergemeine in der Metropolis

derſelben während der zweiten Hälfte der Pfingſtwoche eine Miſſionsfeier ſtatt, deren erhebender Verlauf allen unvergeßlich bleiben wird, die ihr beiwohnen durften. So beſcheiden ſich dieſe Feier auch ausnimmt gegenüber der durch ihre Großartigkeit impoſanten New Yorker Welt-Miſſions-Konferenz, an innerer Weihe dürfte ihr wohl vor jener die Palme gebühren.[1]) Der klaſſiſche Ort, eine in ihrer Totalität mit dem Herzen beteiligte Gemeine, die durch die ſchöne Stille ermöglichte Sammlung, der alle Verſammlungen durchwehende brüderliche Friedensgeiſt, die mit großer Herzenswärme gepaarte inhaltliche Gediegenheit der Vorträge und Anſprachen, die zwiſchen die Reden eingelegten charakteriſtiſchen Liederverſe aus dem brüderkirchlichen Geſangbuche — meiſt Zinzendorfſche Kernſprüche — das alles bildete ein Enſemble, das von Anfang bis zu Ende die ganze Feier unter ein Sursum corda ſtellte, deſſen mächtigen Einfluß alle Feſtgäſte ſpürten. Und obgleich man lebhaft erinnert wurde an die apoſtoliſche Erfahrung: „es bewegte ſich die Stätte, da ſie verſammelt waren", fehlte doch jedes Echauffement und jede Gefühlstreiberei; auch rhetoriſche Überſchwänglichkeit oder gar Menſchenverherrlichung hat die geweihte Feier kaum getrübt. Die Herrnhuter Atmoſphäre war ein mächtiger Schutz gegen Verſuchungen dieſer Art, und ſo ſehr alles, was wir ſahen und hörten, uns zum ermutigenden Danke dafür ſtimmte, daß Gott noch bei uns iſt auf dem Plan mit ſeinem Geiſt und Gaben, trotz aller unſrer Schwächen und Verfehlungen, ſo hat das Soli Deo gloria, mit dem die Feier einſetzte, durchgehalten bis zu ihrem Schluſſe. Es iſt nicht meine Abſicht, ein eingehendes Referat zu liefern, es wird, vermutlich bald, ein Feſtbericht erſcheinen, auf den ich die Leſer dieſer Zeitſchrift ſchon jetzt aufmerkſam mache. Ich begnüge mich mit einer von wenigen Bemerkungen begleiteten Skizzierung des Programms.

Die Feier begann am Abend des 6. Juni mit einer Begrüßungsverſammlung, die, da der Gaſthofsſaal die Menge der Feſtgäſte nicht zu faſſen vermochte, ſofort in die geräumige Kirche verlegt werden mußte, die — wie erſt recht bei den folgenden Verſammlungen — bis auf den letzten Platz ſich füllte. Nachdem 5 Vertreter der Brüdergemeine (der deutſchen, der britiſchen, der amerikaniſchen Unitätsdirektionen, der Miſſionsdirektion und der Gemeine Herrnhut) innige Begrüßungsanſprachen gehalten, wurde als Vertretern der deutſchen Miſſionsgeſellſchaften, der Miſſionskonferenzen und der Miſſionsfreunde dem Pfarrer Chriſt aus Baſel, Geh. Rat Fries,

[1]) Beiläufig bemerkt möchte auch die Gaſtfreundſchaft Herrnhuts die von New York übertroffen haben, wenn man bedenkt, daß die ganze dortige Gemeine knapp 1200 Seelen zählt und hunderte von Gäſten in dieſen Tagen beherbergte.

Direktor der Franckeschen Stiftungen und Prof. Hering aus Halle das Wort gegeben, denen sich noch als Vertreter der deutschen Brüdergemeine der Prediger Treu anschloß. Zum Schluß wurde die Versammlung überrascht durch die Promovierung des Direktors des brüderkirchlichen theologischen Seminars in Gnadenfeld, Paul Kölbing, zum Doktor der Theologie seitens der Marburger theologischen Fakultät, die der selbst aus der Brüdergemeine stammende Professor Mirbt vertrat.

Am Donnerstag Morgen 1/2 9 Uhr begann dann die Hauptfeier, wie an jedem folgenden Tage eingerahmt in Chor- und Gemeindegesang und Gebet, mit einer biblischen Ansprache. Es waren erhebende Morgenandachten, die von Prof. Kähler über den Lehrtext des Tages Luk. 1, 53, von Dekan Roos aus Calw über die Losung Ps. 115, 12 und von Missionsdirektor a. D. Burkhardt über Kol. 3, 1—4 gehalten wurden. Aus dem Königreich Sachsen, in dem ja Herrnhut gelegen ist, war seitens des Dresdener Konsistoriums eine kurze schriftliche Begrüßung eingegangen, die aber in herzlicher Weise von 2 Seiten durch bewegte Zeugnisse mündlich ergänzt wurde, zuerst durch das des Geh. Kirchenrat Keller, der über den Segen sprach, welchen die Oberlausitz durch Herrnhut empfangen und dann durch das des Vorsitzenden der sächsischen Missionskonferenz, Pastor Kleinpaul, der der innigen Anteilnahme der Landesgeistlichkeit an der gegenwärtigen Feier beredten Ausdruck gab. Sehr wohlthuend war es, daß der evang. Ober-Kirchenrat in Berlin das Konsistorium der Provinz Schlesien, in der mehrere Brüdergemeinen sich finden, beauftragt hatte, seine Segensgrüße zu überbringen, und daß Konsistorial-Rat Prof. Kawerau aus Breslau nach Verlesung eines inhaltreichen und warmherzigen Schreibens sich dieses Auftrags persönlich entledigte.

Dieser erste Festtag trug ganz das Gepräge einer Nachfeier des Zinzendorf-Jubiläums. Zuerst in der Morgenversammlung, die es mit der großen geschichtlichen Bedeutung zu thun hatte, welche Zinzendorf für die evangelische Heidenmission zukommt und die es vollauf rechtfertigt, daß der gesamte missionierende Protestantismus, speziell der deutsche, dieses Jubiläum dankbar mitfeiert. Der Schreiber dieser Zeilen war beauftragt, durch einen „Überblick über die äußere und innere Entwickelung der evangelischen Missionsarbeit seit dem Auftreten Zinzendorfs bis heute“ die Berechtigung der Verbindung des Zinzendorf-Jubiläums mit einer Missions-Jahrhundertfeier geschichtlich zu veranschaulichen. Er that das, indem er die 3 Fragen beantwortete: 1. In welchem Zustande befand sich die evangelische Mission *vor* Zinzendorf? 2. Welche Einwirkungen hat

die evangelische Mission erfahren durch Zinzendorf? und 3. Welche Entwicklung hat die evang Mission gewonnen nach Zinzendorf? Den Mittelpunkt des Vortrags bildete die Beantwortung der zweiten Frage, die ebenso den Fortschritt konstatierte, den das Eingreifen Zinzendorfs in die evangelische Missionsthätigkeit hineingebracht, wie den Einfluß klarlegte, den es auf die Missionsbewegung des 19. Jahrhunderts geübt hat. Als besonders charakteristisch wurde hervorgehoben, wie Zinzendorf den ihn selbst beseelenden Missionstrieb einer ganzen, aus sehr verschiedenartigen Elementen sich zusammensetzenden Gemeine einpflanzte, wie er diese Gemeine zu einer Arbeitergenossenschaft organisierte und so zu einer Missionskirche formierte, die bis auf den heutigen Tag als eine lebendige Veranschaulichung des Gehorsams gegen den Missionswillen Gottes inmitten der evangelischen Christenheit steht und fast für den ganzen missionierenden Protestantismus das Lehrgeld bezahlt hat.

Der Nachmittag brachte wieder zwei Vorträge über Zinzendorf, die mit großer wissenschaftlicher Gediegenheit eine Innigkeit und Wärme verbanden, welche sie im tiefsten Sinne des Worts erbaulich machten. Der erste, von dem Direktor des theologischen Seminars P. Kölbing gehaltene, gab einen lichtvollen Einblick in das persönliche religiöse Leben des Grafen; in dem zweiten zeichnete der Unitätsdirektor H. Bauer mit künstlerischem Geschick ein feinsinniges Bild Zinzendorfs als des Gründers und Organisators der Brüdergemeine. Was beide Vorträge besonders anziehend machte, das war, daß sie original ganz aus Zinzendorfschen nicht bloß verbis ipsissimis sondern aus seinen Gedanken herausgeboren waren und diese Gedanken durch prägnante Zwischenbemerkungen ebenso in innern Zusammenhang miteinander setzten wie geistvoll interpretierten. Dieser Nachmittag bildete einen Höhepunkt der Feier, wozu auch die Verse beitrugen, die von der ergriffenen Versammlung nach den beiden Vorträgen gesungen wurden:

„Wir mit der sämtlichen Blutgemein
Wollen unaufhörlich des Zeugen sein,
Daß im Opfer Jesu allein zu finden,
Gnade und Freiheit von allen Sünden
Für alle Welt."

Und der andere, der mit den Strophen schließt:

„Wir woll'n beim Kreuze bleiben,
Die Marter Gottes treiben,
Bis wir ihn sehn von Angesicht."

Der Freitag war der Missionstag. Er wurde ganz ausgefüllt von Ansprachen der Vertreter der deutschen Missionsgesellschaften und Missionskonferenzen, die von der Brüdergemeine eingeladen worden waren. Leipzig, das am 6. und 7. Juni sein Missionsfest feierte, und Neuendettelsau hatten leider die Teilnahme abgelehnt, Hermannsburg statt eines Vertreters nur schriftliche Begrüßung und Berichte eingesandt und der versprochene Vertreter Breklums ist aus unbekannten Gründen nicht eingetroffen. Von den Missionskonferenzen waren 15 durch Deputierte vertreten. Es ist keine leichte Aufgabe, in der kurzen Zeit von 15—20 Minuten etwas Ganzes und Fesselndes von der Geschichte einer zumal größeren Missionsgesellschaft zu berichten und ehrlich gestanden, war ich etwas bange, ob der zweite Festtag uns auf der Höhe des ersten halten würde. Aber die Besorgnis war unbegründet. Es gab eine dramatische Aktion, in der mancherlei Begabung durch die Darbietung von mancherlei Gabe den ganzen Vor- und Nachmittag hindurch die interessevolle Aufmerksamkeit der Versammlung in Spannung hielt. Es ergriffen das Wort für Basel Sekretär Würz, für Berlin I und den Frauenverein für China Inspektor Schmidt, für Barmen Inspektor Schreiber, für Bremen Pastor Götz, für Berlin II Inspektor Kausch, für Neukirchen Inspektor Schiefer, für Berlin III lic. Trittelvitz, für den Jerusalems-Verein Freiherr von Münchhausen, für den Morgenländischen Frauen-Verein Hofprediger Stöcker, für die Missionskonferenzen Grundemann, für die ostfriesische Missions-Gesellschaft der humorvolle Pastor Vogeb, für die Missionsfreunde insgemein Pastor Jungclaussen, der zugleich im Namen der Seemannsmission sprach und für den studentischen Missionsbund Kandidat v. Örtzen. Allen erwiderte der Vorsitzende Buchner je nach dem Inhalt ihrer Reden ein Wort des Dankes, der Freude, der Ermutigung, auch der Beratung, wie er es schon auf die Begrüßungsansprachen gethan. Eine Andacht an Zinzendorfs Grabe, zu dem auf den Hutberg hinaus die ganze Festversammlung unter dem Klange der Posaunen wallfahrtete, beschloß die nachmittägliche Feier.

Den Schlußvortrag am Sonnabend Morgen hielt Missionsdirektor Buchner über das Thema: „Ein Blick in die Zukunft der deutschen evangelischen Missionsarbeit". Energisch verwahrte er sich dagegen, die Rolle eines Propheten spielen zu wollen, aber auf Grund einer langen Missionserfahrung und einer nüchternen Beurteilung der Zeichen der Zeit in der christlichen wie in der nichtchristlichen Welt warnte er vor der Illusion, daß im 20. Jahrhundert die Mission eitel Triumphzüge halten

werde, indem er zeigte, was für große Aufgaben, Versuchungen und Kämpfe uns noch bevorstehen und ermahnte, ja bei den alten evangelischen Missionsmitteln zu bleiben und an dem Glauben festzuhalten, der die Verheißung hat, der Sieg zu sein, der die Welt überwindet. Nachdem die Professoren Mirbt und Kähler und Pastor Kurze noch beherzigenswerte Worte an diesen Vortrag angeschlossen, sprach der Unterzeichnete das Schlußwort, in welchem er zeigte, wie ein dreifacher Dank uns ermutigen muß, unverzagt in der uns anvertrauten Arbeit fortzufahren, ein Dank für das, was der Mission der Gegenwart gegeben, was ihr verheißen und was ihr geboten ist. Alles: Gabe, Verheißung, Gebot stimme zum Dank und der Dank mache ein zum Dienste Gottes fröhliches Herz. In einem priesterlichen Schlußgebete ließ dann Prof. Hering die weihevolle Feier ausklingen, die von Anfang bis zu Ende aus Einem Guß und Tone verlaufen und durch keinen Mißklang getrübt worden war. Auch die abendlichen geselligen Zusammenkünfte, die Tischgemeinschaft und der Ausflug nach dem Kloster Oybin, in dessen Ruinen noch eine feierliche Abendandacht gehalten wurde, fügten sich stimmungsvoll in das Ganze ein. Warneck.

Über das Schulwesen in Indien, speziell das der Goßnerschen Mission unter den Kols.

Von Emil Müller, Missionar der Goßnerschen Mission.

(Schluß.)

Schüler nun, welche das Ziel der 6. Klasse und ein Alter von wenigstens 16 Jahren erreicht haben und in der Hochschule nicht weiter lernen wollen, können die sog. Normal-Klasse behufs Ausbildung zu Lehrern und Katechisten besuchen. Die Klasse hat ihren Namen von einem ähnlichen Institut der Regierung, welches der Ausbildung von Elementarlehrern dient. Der Name soll wohl besagen, daß die dort zu erlangende Bildung eine normale oder mustergültige Volksschulbildung ist. Früher bestand unsere Normal-Klasse aus zwei Abteilungen; in die zweite Abteilung wurden junge Leute aufgenommen, die nur einigermaßen lesen und schreiben konnten, um in den Elementarfächern weiter unterrichtet zu werden. Die erste Abteilung war für solche, die mit Erfolg die zweite besucht oder auf einer Stationsschule oder in Ranchi sich eine entsprechende Bildung angeeignet hatten. Doch wir mußten die Erfahrung machen, daß mit

den jungen Leuten, die größtenteils vom Pfluge in die Schule kamen, nicht viel anzufangen war: die Fortschritte waren gering, und nur die wenigsten kamen so weit, daß sie in die erste Abteilung versetzt werden konnten. Wir hoben darum die zweite Abteilung einfach auf und bestimmten, daß in die Normal-Klasse nur solche Schüler aufgenommen werden sollten, welche die 6. Klasse durchgemacht hätten.

Die Gegenstände, welche in der Normal-Klasse getrieben werden, sind folgende: Biblische Geschichte und Katechismus; Bibellesen und Bibelkunde; Erklärung der Genesis und eines der vier Evangelien oder der Apostelgeschichte; Kirchengeschichte und Glaubenslehre in allgemeinen Umrissen; Hindi-Litteratur und Rechnen; theoretisch-praktische Anleitung zum Unterrichten, Katechesieren und Predigen (denn die Katechisten haben in ihren Dörfern auch den Sonntags-Gottesdienst abzuhalten). Der Kursus dauert drei Jahre. Viele Zöglinge aber halten nicht so lange aus, sondern suchen schon früher irgend welche Anstellung zu erlangen. Es ist deshalb bestimmt worden, daß diejenigen, welche den Kursus absolviert, und die Schlußprüfung bestanden haben, wenn sie in den Dienst der Mission treten, den Helfern gleich gestellt werden sollen, die schon eine 5jährige Amtsthätigkeit hinter sich haben. Wir wollen also durch unsere Normal-Klasse einen Stamm von Katechisten und Lehrern erziehen, die auch im Wissen den Anforderungen genügen, die man an solche Leute stellen muß.

Die mittleren Klassen der Hochschule sind die 5. und 4. Auch hier wird der Unterricht noch in Hindi erteilt, aber es wird doch schon der Anfang gemacht, in einigen Fächern das Englische vorherrschen zu lassen. So z. B. sind die Unterrichtsbücher in Arithmetik, Geographie und indischer Geschichte in englischer Sprache abgefaßt und bei der englischen Lektüre machen die Schüler die ersten Versuche, das Gelesene zu paraphrasieren, d. h. schwere englische Worte durch leichtere, in der Umgangssprache gebräuchliche zu ersetzen.

Als neuer Gegenstand tritt das Griechische hinzu. Die drei Konjugationen, das einfache Verbum purum, die Pronomina, die gebräuchlichsten Konjunktionen und Präpositionen machen das Pensum der 5. Klasse bei wöchentlich 4 Stunden aus. Das Griechische wird den Schülern ungemein schwer, und die erzielten Resultate sind im allgemeinen gering, zumal sie dieser Sprache, die ihnen ziemlich fern liegt und von der sie keinen unmittelbar praktischen Nutzen haben, wenig Interesse entgegenbringen.[1])

Bei Einrichtung der Hochschule wurde von den 3 Mitgliedern des Vorstandes mit dem Vertreter unseres Kuratoriums, Professor Plath, eingehend über die Sprachenfrage verhandelt. Die Regierung verlangt außer Englisch noch eine, sei es

[1]) Also fort mit dem Griechischen. D. H.

klassische (Sanskrit, Latein, Griechisch), sei es moderne Sprache (Französisch, Deutsch, Persisch, Arabisch u. a.) Wir konnten also wählen. Zur Wahl standen: Sanskrit, Griechisch und Deutsch. Für das erstere sprach der Umstand, daß es die alte klassische Sprache des Landes ist, deren Studium eine bessere Kenntnis des modernen Hindi vermittelt; für Deutsch wurde angeführt, daß es ein Mittel sei, die Eingeborenen mehr mit unserer Denk- und Anschauungsweise vertraut zu machen und ihnen den reichen Schatz deutscher Litteratur zu eröffnen. Aber schließlich entschieden wir uns doch für das Griechische, die Sprache des Neuen Testaments, welches auch fernerhin in der Ursprache in unserm theologischen Seminar gelesen werden sollte.

Der Religionsunterricht wird zwar auf vier Stunden die Woche beschränkt, aber meistens von deutschen Missionaren erteilt, während die Religionsstunden in den unteren Klassen fast ohne Ausnahme Eingeborenen übertragen sind. Die elementare Weise des Unterrichts, die in den unteren Klassen die herrschende ist, wird in den mittleren allmählich verlassen und es wird, dem vorgeschrittenen Alter und dem Bildungsgrad der Schüler entsprechend, zur Erklärung der Schrift (namentlich der Evangelien) in Hindi, zur Darstellung der Hauptpunkte der Glaubenslehren und der wichtigsten Abschnitte der Kirchengeschichte übergegangen. Die 4. Klasse führt im großen und ganzen das weiter, was in der 5. begonnen war, nur Algebra kommt als neuer Gegenstand hinzu.

Nach Absolvierung der mittleren Klassen haben die Schüler eine gute Durchschnittsbildung erlangt und stehen ungefähr auf dem Standpunkt der Kandidaten für M. V. E.-Examen. Wir nahmen darum solche Knaben, die soweit gekommen waren, ins Seminar auf, wenn sie sich sonst für das theologische Studium eigneten und Lust und Liebe dazu hatten.

Doch mit dem Fortschritt des gesamten Schulwesens ist es dahin gekommen, daß die Knaben der 4. Klasse meistens noch zu jung sind, um für jenes Studium das nötige Verständnis zu haben, und dazu kommt, daß unsere Gemeinde-Verhältnisse auch größere Anforderungen an den Native-Pastor stellen als vor Jahren. Wir haben deshalb, wie schon oben erwähnt, bestimmt, daß erst Schüler, welche das Ziel der 3. Klasse erreicht haben, sich zur Aufnahme ins Seminar melden dürfen.

Die 3. Klasse bildet den Übergang von den mittleren zu den beiden obersten Klassen, in welchen fast ausschließlich für das Entrance-Examen vorbereitet wird; dieselbe muß aber schon zu den oberen gerechnet werden, weil von hier ab die spezielle Vorbereitung für das Examen ins Auge gefaßt, und der Unterricht fast ganz in englischer Sprache erteilt wird. Es wird aber trotzdem das Hindi nicht vernachlässigt. Außer Essays in der englischen Sprache müssen auch Aufsätze in der Landessprache gemacht werden, und es wird auch darauf gehalten, daß die Übersetzungen aus dem Englischen in gutem, korrektem Hindi angefertigt werden. Es wäre auch zu wünschen, daß der Religionsunterricht in der Landessprache erteilt würde, aber das läßt sich jetzt in den oberen Klassen nicht durchführen; denn unter den Schülern derselben befinden sich auch solche, deren Muttersprache nicht Hindi, sondern Bengali oder Englisch ist. Außerdem verstehen die Mohammedaner für ge-

seinem Fachstudium sich selbständig in den allgemeinen Wissenschaften weiterbildet, in England und Indien aber nimmt die Universität diese Weiterbildung in die Hand. Die auf der Schule gelernten Gegenstände: Englische Sprache und Litteratur, Geschichte, Geometrie, Physik, Naturkunde und die zweite Sprache werden weiter getrieben. Der Unterschied zwischen Schule und Universität besteht nur darin, daß an Stelle des katechetischen Unterrichts das akroamatische Verfahren (die sog. lectures) tritt. Die einzelnen Colleges lassen es sich aber angelegen sein, von Zeit zu Zeit durch Abhaltung schriftlicher Prüfungen sich von dem Fleiß und dem Fortschritte ihrer Studenten zu überzeugen. Zum Besuch sämtlicher Vorlesungen ist niemand verpflichtet, aber wer nicht wenigstens zwei Drittel derselben besucht hat, wird nicht zum Examen zugelassen.

Das erste Universitäts-Examen ist das sogenannte F. A. (First in Arts) das erste in den (freien) Künsten, welches nach zweijährigem Studium abgelegt werden kann. Jeder, der den erforderlichen Nachweis über den Besuch der Vorlesungen bringt, wird ohne weiteres zugelassen; die Lehrer seines College können ihm höchstens den Rat geben zurückzutreten, aber zurückhalten können sie ihn nicht. Das Examen wird ebenfalls wie das Entrance und überhaupt wie alle Regierungs-Examina nur schriftlich unter Klausur gemacht. Die Kandidaten aller Colleges versammeln sich in einem bestimmten Raum, und jeder erhält einen Zettel, auf dem die Fragen gedruckt sind, die der Syndikat der Universität hat aufstellen lassen.

Die Zahl der F. A. Kandidaten in Kalkutta beläuft sich alljährlich auf mehrere Hundert. Von den Zöglingen unserer Mission haben bis jetzt zwei dieses Examen bestanden, und drei stehen vor demselben. Solche, die das F. A. bestanden haben, werden Under graduates der Universität genannt. Institute, welche bis zu diesem Grade vorbereiten, giebt es außer in den Residenzen auch noch in vielen anderen mittelgroßen Städten Indiens, wie Lucknow, Benares, Agra, Patna u. a. Und neuerdings hat es die Dubliner Mission in Hazaribagh unternommen, dort ein F. A. College zu gründen. Dieser Schritt ist für unsere Mission von unberechenbaren Folgen. Denn nun werden unsere Schüler, die nach bestandenem Entrance-Examen weiter studieren wollen, statt nach Kalkutta nach Hazaribagh gehen. Und was das heißt, ist schon oben angedeutet worden. — — —

Die F. A.-Kandidten, die ihrer Verhältnisse wegen nicht gezwungen sind, sich eine Lebensstellung zu suchen und weiter studieren wollen, schlagen nun verschiedene Wege ein. Die meisten gehen auf der eingeschlagenen wissenschaftlichen Laufbahn weiter und bereiten sich für das wiederum nach zwei Jahren abzulegende B. A.-Examen vor (Bacchelor of Arts: Baccalaureus Artium). Jetzt aber werden der Gegenstände weniger, oder vielmehr kann der Student aus dem weiten Gebiet der Wissenschaft sich drei Fächer auswählen, nur englische Litteratur muß darunter sein.

Nicht selten wird mit dem allgemeinen wissenschaftlichen Studium auch noch das der Rechte verbunden und es giebt nicht wenige indische Gelehrte, die außer B. A. auch B. L. (Baccalaureus Legis) bestanden haben. Zu diesem Examen werden aber nur solche zugelassen, welche nach dem F. A. wenigstens zwei Jahre lang auf der Universität Vorlesungen über Jurisprudenz gehört haben. Das Studium der Rechte wird von vielen als zur allgemein-wissenschaftlichen Bildung erforderlich angesehen. Darum geben auch viele Colleges ihren Besuchern Gelegenheit, auch in der Rechte den Universitätsgrad zu erlangen. Leute, die B. A. oder B. L. bestanden haben,

werden Graduates der Universität genannt. Ein B. A. kann Leiter (Headmaster) einer High School sein, ein B. L. hat die Berechtigung vor Gericht als Advokat zu fungieren.

Doch die wissenschaftliche Universitätsbildung hat hiermit noch nicht ihr Ende erreicht, sondern es folgt noch ein höherer Grad, M. A. (Magister Artium), der dadurch erlangt werden kann, daß man nach bestandenem B. A. sich eingehend mit einem einzigen Fache, sei es einer fremden oder der englischen Sprache, sei es Philosophie, sei es Geschichte oder Mathematik oder Naturwissenschaften beschäftigt. Bei denen, die sich für dies Examen melden, wird vorausgesetzt, daß sie das gewählte Gebiet beherrschen und mit der einschlägigen Litteratur vertraut sind. Auch an M. A.'s ist Indien nicht arm, es giebt eine große Anzahl von Lehrern und Rektoren, die diesen Grad erworben haben. Die Professoren der Universität müssen M. A. sein.

Die Medical Colleges sind meistens Staatsanstalten. Unter denselben giebt es drei verschiedene Stufen. Zu den Colleges niederen Grades werden Studenten mit M. V. E. Schulbildung zugelassen, für diejenigen mittleren Grades wird das Entrance und für die höheren Grade das F. A. verlangt. Nur die letzteren bilden — in vierjährigem Kursus — volle mit allen Berechtigungen (z. B. Vornehmen schwieriger Operationen und Amputationen) versehene Ärzte aus. Unsere Mission schickte vor mehreren Jahren, als unsere Schule noch M. V. E. School war, junge Leute nach Agra, wo ein College niederen und mittleren Grades besteht. Nach vierjährigem Studium und bestandenem Examen konnten sie sogen. Hospital Assistants werden. Später wenden sich vielleicht auch Entrance-Kandidaten unserer Mission dem Studium der Medizin zu.

Die technischen Colleges sind ähnlich eingeteilt wie die letztgenannten. Zu den höchsten Ingenieurstellen können aber nur diejenigen kommen, welche nach bestandenem F. A. eintreten und bestimmte Grade erlangen.

Theologische Colleges, die von der Regierung unterhalten werden, giebt es in Indien nicht. Und für die meisten Missionen, die in den Residenzen arbeiten, ist das Bedürfnis nach solchen nicht vorhanden, da sie es meistens mit heidnischen Studenten zu thun haben. M. W. ist das von der Church Mission geleitete Bischop College das einzige in Kalkutta, wo der theologische Doktorgrad (D.D. Doctor of Divinity) erlangt werden kann.

Wenn wir die Bemühungen der Regierung und der Missionen um die Bildung der jungen Indier ansehen, so müssen wir sagen, es geschieht viel, sehr viel. Nur, wie schon oben angedeutet, hält die Volksbildung nicht gleichen Schritt mit der höheren Bildung, und das ist im hohen Grade zu bedauern. Denn es wächst in Indien das Gelehrten-Proletariat so an, daß viele M. A.'s stellenlos sind oder sich mit einem zu ihrer Bildung in gar keinem Verhältnis stehenden Gehalt begnügen müssen. Für die in der Mission erzogenen Christen jedoch sind die Aussichten

ungleich günstiger. Ein christlicher Graduate ist in Kalkutta als Lehrer oder Headmaster einer Hochschule sehr gesucht, und wird es speziell unsern Kols-Christen, die eine höhere Bildung empfangen haben, auch nicht schwer, im Regierungsdienste entsprechende Ämter zu erlangen. Denn obwohl die Kols von den stolzen Hindus verachtet werden, wird doch der gebildete Kol als voll angesehen. Die Bildung hebt auch in Indien vielfach die sozialen und nationalen Unterschiede auf.

Es erübrigt noch, eine kurze Übersicht über die Mädchenschulen zu geben. Daß in den Dorfschulen auch Mädchen unterrichtet werden, war schon oben erwähnt worden. Aber m. W. giebt es in Indien keine einzige Dorfschule, die nur für Mädchen bestimmt ist. Die Mädchenschulen sind auf die Städte und Missionsstationen beschränkt. Auf jeder unserer Stationen besteht außer der Schule für Knaben auch eine solche für Mädchen. Wir haben im ganzen 9 Stations-Mädchenschulen mit 369 Schülerinnen, von denen 251 von der Mission Kost und Wohnung erhalten und 118 Tagesschülerinnen sind. Von letzteren kommen allein auf Rauchi 57 Mädchen. Die Kostschülerinnen werden unter denselben Bedingungen aufgenommen wie die Knaben, nur daß von ersteren keine Vorkenntnisse verlangt werden, und die Mission ihnen außer Kost auch noch Kleider und zum Teil Bücher gewährt. Denn da die Leute den Wert der Bildung für Mädchen nicht zu schätzen wissen, und ihre Töchter lieber zu Hause arbeiten lassen als sie in die Schule zu schicken, so würde die Mission ohne die genannten Vergünstigungen wenige Mädchen aus den Dörfern zur Erziehung bekommen.

Die Mädchen bleiben nun länger in den Stationsschulen als die Knaben. Der Unterricht ist von dem der Knabenschule getrennt und wird auch nach anderen Prinzipien geleitet. Für die Knaben ist die Stationsschule nur eine Durchgangsstufe zu höherer Bildung, die Mädchen dagegen erhalten hier meistens ihre ganze Ausbildung. Da in den Mädchenschulen das Englische wegfällt, so können wir ohne Beeinträchtigung des Religionsunterrichts hier die Vorbereitung auf die oben besprochenen Elementarprüfungen einführen. Die meisten unserer Stationsschulen haben darum auch angefangen, alle Jahre einige Mädchen zu dem Lower Primary zu senden. Ranchi und Lohardagga sind schon einen Schritt weiter gegangen und bereiten seit Jahren für das Upper Primary vor, und neuerdings wird in Ranchi von einigen Mädchen sogar der Kursus für das Middle Vernacular-Examen durchgemacht. Es ist selbstverständlich, daß die Mädchen auch Unterricht im Nähen, Stricken und

andern Handarbeiten erhalten, und auch die Regierung verlangt in den Prüfungen eine entsprechende Fertigkeit, besonders im Nähen.

Das Beispiel, welches die Missionen geben, hat auch unter den Heiden Nachahmung gefunden. Die Mitglieder des sog. Brahmosamaj (eigl. Gottesverein, gestiftet durch Ram Mohan Chandra Roy im Jahre 1830), die mit der Kaste gebrochen haben und die indische Religion nach modern-europäischen Anschauungen reformieren wollen, haben auch die Vorurteile gegen Frauenbildung aufgegeben und an vielen Orten besondere Schulen für Mädchen gegründet. Die Mädchenschule des Brahmosamaj in Ranchi wird von ca. 30 Mädchen, meist aus den besseren Ständen, besucht.

In Kalkutta und andern großen Städten giebt es natürlich auch schon Hochschulen für Indierinnen, ja sogar Colleges, in denen eingeborene Studentinnen für Universitäts-Examina vorbereitet werden.

Die C. M. S. in Indien und ihre Wechselbeziehungen zu der anglo-indischen Kolonialpolitik.

Von Paul Richter-Werleshausen.

Mission und Kolonialpolitik sind zwar zwei wesentlich verschiedene Lebensgebiete, und die Mission wird sich ihrerseits sowohl davor zu hüten haben, daß sie sich nicht unbefugt in politische Angelegenheiten, die ihr fremd sind, einmische, als auch davor, daß sie sich nicht von der Kolonialpolitik als Vorspann für politische Zwecke mißbrauchen lasse und sich dadurch bei den Heiden selbst diskreditiere. Andrerseits haben aber die Mission und die Kolonialpolitik auch wichtige Interessen gemeinsam, so z. B. in Sachen der Behandlung der Eingebornen, der etwa noch herrschenden Institution der Sklaverei, Erziehung der unterworfnen Völker u. a. Bei der Beantwortung und Lösung der sich hier erhebenden Fragen und Aufgaben hat sicherlich die Mission ein gewichtiges Wort mitzureden, wenn freilich auch manche missions- oder gar christentumsfeindliche Politiker ihr solches Recht gern streitig machen möchten. Bei uns in Deutschland haben derartige Fragen ein aktuelles Interesse erst bekommen, seitdem wir selbst Kolonieen haben und dadurch in der Lage sind, eigene Kolonialpolitik zu treiben.

Anders lag die Sache dagegen in England, der größten Kolonialmacht der Erde. Das Schwergewicht des ganzen öffentlichen Lebens liegt

hier in der Kolonialpolitik. Dieser Umstand ist ohne Zweifel ein wichtiger Faktor für die Weckung und Entfaltung des englischen Missionslebens gewesen. Desgleichen brachten es der stetig wachsende Kolonialbesitz und die Verwaltung desselben mit sich, daß sich auch die Mission in ganz anderm Maße mit kolonialpolitischen Fragen zu beschäftigen Veranlassung hatte. Besonders wichtige und schwierige Fragen erhoben sich bei der Verwaltung Indiens, z. B. die Frage nach der Stellung der englischen Regierung zu dem dort herrschenden Heidentum, die Frage nach der religiösen Freiheit und nach ihrer Anwendung auf die Thätigkeit der Missionsgesellschaften, die Frage nach dem Schutze der zum Christentum übertretenden Hindus, die Frage nach dem Verhalten der englischen Beamten in religiösen Angelegenheiten, die sehr wichtigen Fragen betreffend das Regierungsschulwesen u. a. mehr.

In allen diesen Angelegenheiten ist nun die C. M. S. vornehmlich eine Vorkämpferin für die christlichen Prinzipien gewesen. Sie hatte ja dazu auch Veranlassung genug, hat sie doch fast von Anfang ihres Bestehens an einen immer größeren Teil ihrer Gesamtkraft gerade auf Indien konzentriert. Zur Zeit hat sie allein in Indien 221 Stationen, die fast über alle Provinzen dieser großen Halbinsel vom Himalaya herab bis zum Kap Komorin, vom Ganges im Osten bis zum Grenzgebirge im Westen, vom Bengalischen bis zum arabischen Meerbusen zerstreut sind. Die Zahl ihrer indischen Missionare und Missionsschwestern beträgt gegen 300. Ihre Gemeinden zählen mehr als 125000 Seelen. Der Heranbildung des jungen Geschlechts dienen 23 höhere, 92 Mittel- und 1480 Volksschulen, dazu 9 theologische und 12 Lehrerseminare und 52 Waisen- und Kosthäuser. — Überhaupt ist die C. M. S. auch schon um deswillen berufen, in diesen wichtigen Angelegenheiten die Stimmführerin der Mission zu sein, weil sie bei weitem die größte und einflußreichste Missionsgesellschaft in England ist.

Eugene Stock, der Editorial Secretary der C. M. S., schildert darum auch in seiner großen Geschichte der Gesellschaft in eingehender Weise den Anteil, den dieselbe an der englisch-indischen Kolonialpolitik genommen hat, sowie die Wechselbeziehungen, die sich zwischen ihr und vielen Angloindiern dabei herausgebildet haben. Das Lehrreichste daraus soll in Folgendem wiedergegeben werden.[1])

[1]) Auch hinsichtlich einer ganzen Reihe anderer Arbeitsfelder der C. M. S., besonders ihrer afrikanischen, hat es sich so gefügt, daß dieselben wichtige Knotenpunkte der englischen Kolonialinteressen wurden, so daß auch hier zahlreiche Fäden sich

Die offiziellen Beziehungen Englands zu Indien wurden bekanntlich durch das ganze 17., 18. und halbe 19. Jahrhundert durch die englisch-ostindische Kompanie repräsentiert. Für die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Indien hat sie ohne Zweifel Großes geleistet; gegen das

zwischen C. M. S. und Kolonialpolitik spannen. Gleich das erste Arbeitsfeld der C. M. S., Sierra Leone, ist mit der Geschichte der Sklavenemanzipation eng verknüpft. Wilberforce und seine Freunde, die Vorkämpfer für die Sklavenemanzipation im englischen Parlament, gehörten bekanntlich den intimsten Kreisen der C. M. S. an, und letztere hat mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die edlen Bestrebungen jener Menschenfreunde befördert. Doch nicht allein das, sie hat dann den größeren und schwierigeren Teil der Arbeit gethan. Mit der Befreiung der Sklaven allein war es ja nicht gethan, die C. M. S. hat durch ihre Missionsthätigkeit Sierra Leone allmählich zu einer für England wertvollen Kolonie gemacht. — Von Sierra Leone wurde die C. M. S. nach dem Yorubalande geführt. Ihrerseits ist sie dann weiter die Veranlassung gewesen, daß die englische Kolonialregierung auf diese fruchtbaren Gebiete ihr Augenmerk richtete, daß sie auch hier den Kampf mit dem Sklaventum aufnahm und endlich das ganze Gebiet unter britischen Schutz nahm. Insonderheit hat sich hier die C. M. S. um die Entwicklung eines gesunden Handels verdient gemacht. Daß Lagos jetzt einer der wichtigsten Stapelplätze für den Baumwollenhandel ist, verdankt es dem Sekretär H. Venn, der zur Bekämpfung des verderblichen Sklavenhandels die Baumwollenkultur einführte. — Weiter hat die C. M. S. einen nicht unerheblichen Anteil an der Erschließung des Nigergebietes. Sir Fowell Buxton hat sein Projekt der ersten Nigerexpedition unter Mithilfe der leitenden Männer der C. M. S. entworfen; und wenn er als Parole dieses Unternehmens die Losung ausgab: „Das Evangelium und der Pflug", so rechnete er bezüglich des ersteren gänzlich auf die C. M. S. Zwei Glieder derselben, Missionar Schön und Sam. Crawther, waren auch Teilnehmer an dieser Expedition (1841—43). Ebenso war die C. M. S. an der erfolgreichen zweiten und dritten Nigerexpedition durch Sam. Crawther beteiligt, und im Anschluß an die letztere (1856) kam es dann zur Aufnahme der Nigermission durch die C. M. S. Neuerdings ist die Gesellschaft auf allen diesen Gebieten auch energisch mit in den Kampf gegen den schändlichen Branntweinhandel eingetreten, der fast ein noch größerer Fluch für die Negervölker zu werden droht als der mit so viel Mühe und Kosten glücklicherweise allmählich ziemlich inhibierte Sklavenhandel. Hoffentlich werden auch hier ihre Bestrebungen immer mehr von Erfolg gekrönt. — Begeben wir uns von Westafrika nach Ostafrika, so weiß auch dieses Zeugnis abzulegen von dem Anteil, den die C. M. S. an der Civilisation genommen hat. Freretown, die große Sklavenfreistätte der C. M. S. unweit Mombasa, erinnert uns an den ostafrikanischen Sklavenhandel. Bekanntlich hat Livingstone zuerst die allgemeine Teilnahme für diese „offene Wunde Afrikas" erweckt. Dann hat sich aber auch die C. M. S. der Sache warm angenommen. Öffentliche meetings wurden veranstaltet, Deputationen an das auswärtige und indische Office geschickt, die Presse bearbeitet, bis die Regierung sich zur Unterdrückung dieses Sklavenhandels zu ähnlichen Maßregeln entschloß wie seiner Zeit in Westafrika. Für die befreiten Sklaven schuf die C. M. S. zuerst ein Asyl in Nasik bei Bombay,

Christentum und vollends gegen die Mission hat sie dagegen in ihrer schmutzigen und selbstsüchtigen Krämerpolitik von Anfang an bis fast zu Ende eine unfreundliche oder geradezu feindselige Haltung eingenommen. Indem ihr Bestreben lediglich darauf hinauslief, möglichst viel Gewinn

dann 1873 das größere Freretown, dem Gouverneur Sir Bartle Frere von Bombay zu Ehren so genannt, der sich in dieser Angelegenheit besonders viel bemüht hat. Gegen die immer noch bestehende mohammedanische Haussklaverei in Brit. Ostafrika zieht der bekannte Bischof der C. M. S. Tucker noch fortgesetzt zu Felde; auch ihre Beseitigung ist nur noch eine Frage der Zeit. — Zeitlich schon vor den Kampf um die Sklaverei fallen die Entdeckungsreisen von Krapf, Rebmann und Erhardt, drei deutschen im Dienst der C. M. S. stehenden Missionaren; sie haben erst den Anstoß für die folgenreichen Entdeckungsreisen der letzten Jahrzehnte in Ostafrika gegeben; besonders ist die Erforschung des Ukerewe Nyansa und des Königreiches Uganda dadurch veranlaßt. An den letzten Namen knüpft sich wieder eine ganz neue, wichtige Reihe von Ereignissen, bei denen die C. M. S. die größte Rolle gespielt hat. Der englischen Ostafrikapolitik hätte nichts gelegener kommen können als die Mission der C. M. S. in Uganda. Das ganze nordöstliche Afrika hat für England ja lediglich Wichtigkeit zur Aufrechterhaltung seiner Verbindung mit Indien. Daher die Okkupation Ägyptens, Gordons Unternehmungen im Ägyptischen Sudan und die ganzen neueren Kämpfe dort. An der ostafrikanischen Küste hatte man schon Fuß gefaßt (Mombasa). Wie gerufen kam da die Besetzung Ugandas durch die C. M. S. Dadurch wurde die Verbindung zwischen Norden und Süden hergestellt und die Kette geschlossen. Gewißermaßen hat die C. M. S. das jetzt so aussichtsreiche Land sogar zweimal für England gerettet. Das erste Mal 1892, als die Imperial British East Africa Comp. drauf und dran war, Uganda ganz aufzugeben und nur die 320 000 Mk., welche die Freunde der C. M. S. auf der Stelle aufbrachten, sie bewog, noch weiter dort auszuharren. Das zweite Mal 1897/98, als infolge des großen sudanesischen Aufstandes die ganze englische Herrschaft noch einmal in Frage stand und lediglich die Treue der evangelischen Baganda der C. M. S. die englische Sache gerettet hat. — Schließlich ist auch noch auf einem andern Missionsfelde die Arbeit und die Hilfe der C. M. S. von großem Nutzen für die englische Politik gewesen: auf Neuseeland. Diese jetzt so fruchtbare Kolonie ist erst durch die Missionsarbeit für die englischen Kolonisten zugängig gemacht. Um dann die Rechte der Maori gegen die Übergriffe gewaltthätiger Kolonisten zu schützen, hat die C. M. S. dahin gewirkt, daß Neuseeland unter den Schutz der britischen Krone gestellt wurde; die stolzen Maorihäuptlinge ließen sich nur durch ihr Vertrauen zu ihren Missionaren bewegen, die englische Oberherrschaft anzunehmen (Vertrag von Waitangi 1846). Der erste englische Gouverneur Hobson erkannte auch warm die erfolgreiche und wertvolle Hilfe der Missionare bei den diesbezüglichen Verhandlungen an und ernannte einen Missionar zum Protektor der Aborigines. Leider wurde später unter vergeblichem Protest der C. M. S. der durch ihre Hilfe damals zustande gekommene Vertrag von Waitangi wieder umgestoßen und ein neuer Charter für die Kolonie aufgestellt, durch welchen die Maoris eines großen Teiles ihres Landes beraubt wurden. Dies bildete dann die Quelle zu dem langjährigen, blutigen Aufstande 1860 bis Anfang der 70 er Jahre.

aus der reichen Domäne herauszuschlagen, suchte sie alles zu vermeiden, wodurch eventuell der Handel Einbuße erleiden konnte. Besonders vermied man darum alles, was irgendwie den religiösen Fanatismus der Hindus verletzen könnte. Vollends etwa den Hindus die Segnungen des Christentums zu bringen und sie dadurch auf eine höhere Stufe der Civilisation zu heben, dazu hat sie keine moralische Verpflichtung gesehen. Auch ein neuer Charter von 1698, der anordnete, daß die Kapläne, welche auf allen wichtigeren Posten anzustellen seien, die heidnischen Bedienten der Engländer in christliche Unterweisung nehmen sollten, blieb toter Buchstabe. Vielmehr schämte sich die Handelskompanie nicht, offiziell das Heidentum zu patronisieren. An Götzenprozessionen beteiligten sich die englischen Beamten, die Truppen erwiesen militärische Ehren. Die heidnischen Feiertage wurden amtlich respektiert. Ja bei manchen Tempeln wie dem des berüchtigten Dschagganath leistete die Kompanie Küsterdienste, indem sie die Verwaltung der Tempelgüter, Eintreibung der Tempelsteuern u. dgl. besorgte.

Die Beamten waren solcher Prinzipien meist ganz würdig. Der erste Gouverneur von Bengalen trat selbst zum Hinduismus über. Daß englische Beamte sich ihre Senanas hielten, war ganz an der Tagesordnung. Selbst die Geistlichen waren meist von dem Geiste der Sittenlosigkeit und Habsucht angesteckt.

Aber nicht genug, daß die Kompanie selbst nichts zur religiösen Hebung des Volkes that, sie wollte auch nicht dulden, daß andere es thaten. Als Ende des vorigen Jahrhunderts die Missionsthätigkeit begann und in Indien Eingang suchte, trat ihr die Kompanie mit ihrem schroffsten Veto gegenüber.

Carey, der erste englische Missionar in Indien, fand bekanntlich erst in dem dänischen Sirampur eine Stätte zu ungehinderter Missionsarbeit. Ein anderer Baptist, der in den Nordwestprovinzen missionieren wollte, wurde zweimal mit militärischer Eskorte per Schub nach Kalkutta zurückbefördert. Der damalige Generalgouverneur Hastings erklärte, man möchte wohl in ein Pulvermagazin eine Pistole abfeuern, ohne daß es explodiere, aber kein besonnener Mann würde ein solches Experiment wagen. Auf den englischen Schiffen vigilierte man argwöhnisch nach jedem Missionar. Ein Passagier ohne Paß war schon eine verdächtige Persönlichkeit, aber er wurde als geradezu gefährlich angesehen, wenn er im Besitz einer Bibel gefunden wurde. Den Militärgeistlichen wurde wiederholt und strengstens untersagt, mit ihrer Predigt sich an die Heiden zu wenden.

Eine allmähliche Besserung dieser trostlosen Zustände in Indien herbeigeführt zu haben, ist wesentlich das Verdienst von fünf frommen Regierungskaplänen, Dav. Brown, Claud. Buchanan, Henry Martin, Dan. Corrie und Thom. Thomason, die seit Ausgang des 18. Jahrhunderts in Nordindien wirkten. Ihre treue und rastlose Arbeit hat Schritt für Schritt eine Hebung der Moralität und Religiosität der höheren englischen Gesellschaftskreise in Indien angebahnt. Wenn auch die große Menge noch weiter in ihrer gottlosen und weltlichen Gesinnung verharrte, so kam doch in anderen Kreisen allmählich ein anderer und besserer Umgangston auf, man war nicht mehr ein Gegenstand des Spottes, wenn man ein regelmäßiger Kirchenbesucher wurde oder sogar bei sich Hausandachten hielt. Selbst in Offizierskreisen tauchten solche neuen Lichter auf. Wie dieser Umschwung der Mission zu gute gekommen ist, wie manche durch jene Kapläne bekehrte Beamten und Offiziere sie sogar thatkräftig gefördert haben, werden wir hernach sehen. Einen Mann müssen wir besonders namhaft machen: Ch. Grant. Er war ein vornehmer Beamter in Kalkutta und ein warmer Freund von Dav. Brown. Er hat unter andern die alte, von Kiernander begründete Missionsarbeit unter der portugiesischen Mischbevölkerung fortgeführt, die erste eigentliche Missionsstation in Nordindien (Gomalty) gegründet und mit Dav. Brown den ersten systematischen Plan für eine Missionierung Bengalens entworfen. Später kehrte er nach London zurück und hat in der angesehenen Stellung eines der Direktoren der Kompanie noch lange zum Segen Indiens gewirkt.

Den großen Markstein in der religiösen Geschichte Indiens bildet das Jahr 1813. Schon als 1793 der Charter der Kompanie — wie alle zwanzig Jahre — zu erneuern war, hatte sich Wilberforce mit allen Kräften bemüht, in denselben günstigere Bedingungen für das Christentum hineinzubringen, aber er war mit seinen Anträgen durchgefallen. Erst 1813 hatte er Erfolg, aber auch diesmal erst nach einem langen Kampfe. Auf der einen Seite standen die Männer der Clapham-Sekte mit Wilberforce, Grant, Teignmouth, Arm in Arm mit ihnen die Männer der C. M. S. Während Wilberforce eine lebendige, parlamentarische Thätigkeit entfaltete, war der aus Indien zurückgekehrte Buchanan, der sich ganz und gar der C. M. S. zur Verfügung gestellt hatte, litterarisch thätig. Seine Abhandlung „Christian Researches in the East", seine als Flugblatt verbreitete, zündende Predigt „der Stern im Morgenlande" und seine zahlreichen andern Flugschriften erweckten mächtiges Interesse im Lande. Außerdem war die C. M. S. sehr rührig, hin und her große Volksmeetings zu ver-

anstalten und die Absendung von Petitionen anzuregen; ihre Zahl belief sich auf 830, für damalige Zeit etwas ganz Unerhörtes.

Auf der andern Seite sträubten sich die Krämer und ihr Anhang mit Händen und Füßen dagegen, dem Christentum und der Mission irgend welche Konzessionen zu machen. Ein hochgestellter Angloindier schrieb gegen Buchanan, „eine Verteidigung der Hindus gegen die Schmähungen des Rev. C. Buchanan.“ In Zeitungen wurden die Missionare als fanatische Schuhflicker und alle Missionsfreunde als finstere Zeloten lächerlich gemacht. Man forderte die Vertreibung aller Missionare aus Indien und Verbot des Druckes der Bibel in indische Sprachen. Ein kurz zuvor in Vellur stattgefundener Söldneraufstand wurde ohne die geringste Spur von Beweis der Mission in die Schuhe geschoben.

Schließlich siegte die gute Sache. Der neue Charter bestimmte 1. die Gründung eines Bistums Kalkutta und dreier Archidiakonate; 2. die Zulassung von Missionaren in den Besitzungen der Kompanie. Aber nur mit größtem Widerstreben gab letztere nach. Die Landung eines Bischofs in Kalkutta, hieß es, würde einen allgemeinen Aufruhr hervorrufen. Nun, der erste Bischof landete, und die Einwohnerschaft Kalkuttas nahm auch nicht die geringste Notiz von dem welterschütternden Ereignis. Auch den Missionaren legte die Kompanie noch alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Sie ließ nur Missionare, die von ihr selbst mit Licenzen versehen waren, nach Indien hinein. Die C. M. S. mußte sich für das Wohlverhalten ihrer Sendboten jedesmal mit einer Kaution von 9000 Mk. verbürgen. Außerenglischen Missionsgesellschaften kam der Charter von 1813 überhaupt niemals zu gute.

Alle diese Beschränkungen der freien Missionsthätigkeit wurden erst in dem nächsten Charter (1833) durch die Bemühungen von Ch. Grant, dem Jüngeren, beseitigt. Fortan bedurfte es keiner besonderen Licenz durch die Kompanie mehr, sondern jeder Missionar, auch solche von fremden Missionsgesellschaften, durften sich nun nach Belieben in Indien niederlassen.

Einige Jahre vor dem letztgenannten Termin begann die Generalgouverneurschaft von Lord W. Bentinck, des christlichsten — neben Lord Teignmouth — den Indien bis dahin gehabt hat. Seine Amtsperiode ist wegen einer ganzen Reihe von wohlthätigen Reformen, die während derselben eingeführt wurden, bedeutungsvoll. Freilich kostete jede von diesen Reformen wieder einen heftigen Kampf. Unverdrossen war in demselben die C. M. S. auf ihrem Posten, sei es, daß es galt, durch Meetings die öffentliche Meinung zu interessieren, sei es, Denkschriften an

die Regierung einzureichen, sei es, den Zeitungen Informationsartikel zu vermitteln, sei es, Deputationen an die zuständigen Instanzen zu schicken, sei es, den Einfluß angesehener Freunde aufzubieten.

Die erste Reform war das Verbot der Suttie, der Witwenverbrennung. Selbst diese Barbarei wagte man auf gegnerischer Seite zu verteidigen; sie sei eine Art freiwilliger Tod, wie wenn eine edle Frau in Verteidigung ihrer Keuschheit den Tod der Schande vorziehe. Überhaupt sei es gefährlich, sich in die Angelegenheiten einer, alten wohlthätigen Religion zu mischen. — Durch einen andern Erlaß wurde die oben erwähnte schmachvolle Patronisierung des Götzendienstes durch die Regierung aufgehoben. Es war doch recht dürftig, wenn andre diese Patronisierung damit verteidigen wollten, daß sie geltend machten, mit der Übertragung der Verwaltung der Tempelgüter an die Brahmanen führe man diese in die Versuchung zu Veruntreuungen. Es hat übrigens noch lange gedauert, bis die Kompanie wirklich jede Verbindung mit dem Heidentum gelöst hat. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, als 1837 Sir Maitland, der Oberstkommandierende der Madras-Armee, dem Ansinnen, bei einer Götzenprozession militärische Honneurs erweisen zu lassen, nur dadurch aus dem Wege gehen konnte, daß er von seinem Posten zurücktrat. — Eine dritte Reform war das Verbot, sich der bejahrten Eltern durch Mord oder Aussetzung zu entledigen, sowie das Verbot des Kindermordes. Desgleichen wurde es untersagt, behufs Verherrlichung des Götzendienstes zum Selbstmord oder Selbstmarter anzureizen oder gar Menschenopfer darzubringen. — Wichtig war auch das Gesetz, daß eingeborene Christen nicht mehr, wie es bisher in übergroßer Rücksichtnahme auf die Kastenvorurteile der Hindus geschah, wegen ihres Übertrittes zum Christentum aus ihren etwaigen amtlichen Stellungen entlassen oder für unfähig ein Amt zu bekleiden, erklärt werden sollten. Allerdings war auch in diesem Falle das Erlassen des Gesetzes und sein Befolgen zweierlei. Von vielen Beamten wurden noch nach wie vor die eingeborenen Christen hinter den Heiden zurückgesetzt, wie sie auch geflissentlich in Rechtsstreiten dem Heiden vor dem Christen Recht gaben, so daß letzterer wie schutzlos dastand.

Inzwischen mehrte sich die Zahl christlich gesinnter und missionsfreundlicher Beamter immer mehr. Ganz besonders hat die C. M. S. in vielen Fällen durch dieselben wirksame Förderung erhalten. In Kalkutta, später auch in Madras und Bombay, bildeten sich Corresponding Commitees aus evangelikalen Kaplänen und interessierten Laien bestehend. Diese

nahmen die Verwaltung der äußeren Missionsangelegenheiten innerhalb ihres Bezirkes in die Hand. Und nicht allein das, sie fingen auch an, selbst ganz erhebliche Beiträge aufzubringen, um den Bau und Unterhalt von Kirchen und Schulen, sowie die Besoldung der eingeborenen Gehilfen der Gesellschaft abzunehmen. Wenn diese Angloindier dann pensioniert nach England zurückkehrten, pflegten sie zum großen Teil in das Komité der C. M. S. einzutreten, so daß diese stets über einen Stab von einflußreichen, in indischen Angelegenheiten erfahrenen Männern verfügte, eine sehr schätzenswerte Bereicherung des Komités.

Aus der Fülle der Fälle, in welcher die C. M. S. von Laien höchst wertvolle Hilfe empfing, nur einige Beispiele. Schon 1833 brachte das Komité in Kalkutta 80000 Mk. auf und das von Madras 20000 Mk. Den Grund und Boden, auf dem sich das jetzige Hauptquartier der C. M. S. in Kalkutta erhebt, erwarb Maj. Phipps für sie für 30000 Rs. Zur Beförderung des Mädchenschulwesens traten 1824 Damen der englischen Gesellschaft in Kalkutta zusammen und stifteten die Ladies' Female Education Society, die erste Frauenmissionsgesellschaft. Die bekannte Miß Cooke war ihre erste Sendbotin. In den Nordwestprovinzen wirkte in den 20er und 30er Jahren in missionsfreundlicher Weise der dortige Kommissar Merttins Bird. Er inaugurierte die Mission der C. M. S. in Gorakpur, seine Schwester beteiligte sich selbst an dem Unterrichte der Frauen, an Übersetzungsarbeiten und ähnlichem. Der Generalgouverneur Bentinck, der sich für diese Mission interessierte, schenkte ein großes Areal, auf dem dann die Ackerbaukolonie Bacharatpur etabliert wurde. Noch reicher gesegnet war die Wirksamkeit von James Tomason, des Sohnes eines jener 5 frommen Kapläne. Er war als Administrator der Nordwestprovinzen nicht nur mit seinem ganzen Wandel ein Vorbild für einen christlichen Beamten, sondern bewies sich auch bei jeder Gelegenheit als ein warmer Freund der C. M. S. Unter anderm veranlaßte er die C. M. S. in Agra, ihr St. Johns-Kollege nach Dufffschem Muster ins Leben zu rufen; er übermittelte dazu der Gesellschaft sofort von seinen Freunden 30000 Mk. Besonders schuf aber Tomason — wie vorher schon in kleinerem Umfange Bird — eine Pflanzschule tüchtiger, christlicher Beamter. Fast alle später noch zu erwähnenden Administratoren des Pandschab und manche andere Beamte sind aus seiner Schule hervorgegangen. Weiter geht auch die Telugu-Mission der C. M. S. auf Anregung aus Beamtenkreisen zurück. Mr. Goldingham lenkte ihr Augenmerk auf das damals von der Mission noch fast unberührte, 10 Millionen starke Teluguvolk und steuerte auch gleich mit seinen Freunden 40000 Mk. für diese Mission bei. — Der spätere Gouverneur von Bombay Bartle Frere veranlaßte mit anderen hohen Beamten jener Präsidentschaft die Aufnahme der Mahrattenmission durch die C. M. S.

Bentincks Nachfolger als Generalgouverneur war der Marquis v. Dalhousie (1848—1856). Er trat erfreulicherweise in seines Vorgängers Fußstapfen, indem er mit dessen Reformen fortfuhr. Besonders hat es ihm die Mission zu danken, daß er die Besitzrechte der ein-

geborenen Christen sicher stellte. Bis dahin bedeutete der Übertritt zum Christentum für jeden Hindu eo ipso den Ausschluß von jeglichem Erbrecht. Unter großem Protestgeschrei der Hindus, Mohammedaner und natürlich auch der unchristlichen Angloindier hat Dalhousie diese schreiende Ungerechtigkeit nach langen Kämpfen aus der Welt geschafft.

(Schluß folgt.)

Zur Warnung vor gewissen Missionsanekdoten.

Von R. Grundemann.

Eine vielgebrauchte Missionsanekdote erzählt, daß eine heidnische Mutter in Indien, in der Absicht, die zürnende Gottheit zu versöhnen, ihr gesundes Söhnlein als Opfer im Ganges ertränkt habe, während sie das blinde Zwillingstöchterlein zurückbehielt, denn dem Gotte dürfe man nur das Beste geben. Die Geschichte wird aufs mannigfachste weiter ausgeführt. Es giebt sogar eine Abbildung, nach der die Mutter das Kind geradezu einem Alligator in den Rachen wirft.

Da die Geschichte sehr unwahrscheinlich klingt, habe ich mir Mühe gegeben, den derselben zu Grunde liegenden Thatbestand zu erfahren. Unter uns ist sie zunächst durch die Reproduktion im Beiblatte dieser Zeitschrift (1876 Nr. 5) bekannt geworden. Das Original steht in dem Blatte der nordamerikanischen Methodist-Episkopalen (Advocate). Ich versuchte den Wortlaut zu erlangen und womöglich mit dem Verfasser in Korrespondenz zu treten. Letzteres gelang nicht. Es ist nicht festzustellen, wer den Artikel geschrieben hat. Eine wörtliche Abschrift aber ist mir von dem Sekretär der betreffenden Missionsgesellschaft in freundlichster Weise übermittelt worden.

Danach ergiebt sich, daß wir nur die erste Hälfte einer tendenziösen Erzählung mit der Überschrift: „Nur mein Bestes“ haben. In der zweiten Hälfte beschreibt der Erzähler, wie er nach Jahren in Bankok gewesen sei, als die Königin-Mutter starb. Der Leichnam bleibt acht Monate bis zur „Feuerbestattung“ ausgestellt, und trauernde Frauen aus dem ganzen Lande bringen Gaben, welche bei jenem feierlichen Akte verwendet werden sollen. Eine Frau stickte mit großer Mühe monatelang an einem kostbaren Gewande. Der Erzähler bemerkte ihr, da alles doch nur verbrannt werde, sei doch nicht ein so großer Aufwand von Arbeit nötig. Da antwortete die Frau: „Der Königin nur das Beste.“ Die Moral ist, daß wir uns doch nicht am Tage des Gerichts von diesen Heiden beschämen lassen sollen (vergl. Matth. 12, 41), sondern unser Bestes — Herz, Leben und alles dem geben, der sein Bestes, seinen Sohn, für uns gegeben hat.

Das ist eine herrliche Mahnung, die jeder Christ zu Herzen nehmen soll. Aber wäre sie mit unwahren Geschichten illustriert, so wäre dies um so bedauerlicher.

Über die zweite Geschichte erlaube ich mir kein Urteil. Das mir zu Gebote stehende Material, reicht nicht zu, einzelne Züge auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Schilderung freilich, wie die Dame wochenlang und monatelang über ihrem Stick-

rahmen sitzt, ohne ihr Haus zu verlassen, bis ihre zarten Wangen bleich werden — klingt ziemlich europäisch.

Die erste Geschichte aber trägt sogleich in der ersten Zeile den Stempel der Erdichtung an der Stirn. „Eine arme Frau, die zu Kedgerén, in der Nähe von Saugar-Insel wohnte". Saugar (Sâgar—Sôgor) ist die westlichste der flachen Inseln, welche die zahlreichen Mündungsarme des Ganges am südlichen Rande seines Deltas bilden. Der ganze Distrikt (Sunderbans—Sundariwana) ist mit Wald bedeckt, meist sumpfig, oft auf große Strecken überflutet und daher fast unbewohnt. In der Nähe dieser Insel soll nun der Ort — Dorf oder Stadt — liegen, in den die Geschichte spielt. Eine unglücklichere Ortsbeschreibung ist kaum denkbar, als die Nähe einer mit wildem Urwald bedeckten Insel, auf deren äußerster Spitze der Leuchtturm steht. In der Nähe findet man keine bewohnte Ortschaft verzeichnet.

Wie kann der Erzähler nur zu dieser Ortsangabe gekommen sein? Ich vermute, er schlug den Atlas auf und suchte in der Nähe des Ganges einen Namen. Der erste, der ihm mit großen Buchstaben in die Augen fiel, war Saugar-I., welche an ihrer westlichen Küste von Hugli, einem Nebenarm des Ganges, bespült wird. Aber der Fluß hat sich dort schon zu einem mächtigen Busen erweitert von mehr als 15 km Breite. Drüben, also gegen zwei deutsche Meilen von Saugar entfernt, ist eine Stadt: Kubjeree (spr. Kâbschirrî), angegeben. Diesen Ort griff er auf. Er ahnte nicht, daß er von der Insel durch eine solche Wasserfläche getrennt ist. Der Name wurde etwas undeutlich geschrieben und so wurde daraus Kedgerén[1]) nahe bei Saugar-I.

Ist es denkbar, daß jemand, der selbst an Ort und Stelle war und jenseits der mächtigen Wasserfläche den fernen, schmalen Waldrand von Saugar gesehen hat, eine solche Ortsbezeichnung gebe? Ich bin überzeugt, daß die letztere nur von der Karte hergenommen sein kann, durch jemanden, der ohne Übung im Kartenlesen, die Breite des Hugli-Ästuariums soweit unterschätzte, und sich von dem nächsten groß gedruckten Namen so imponieren ließ, daß er sich in seiner Phantasie den Ort als ganz in der Nähe der Insel gelegen ausmalte. Auf jeden Fall liegt hier ein grober Mangel an Sachkenntnis und eine ungeschickte Fiktion vor.

Vielleicht meint man, es sei eine häßliche Nörgelei, auf eine Ungenauigkeit in der Ortsangabe ein solches Gewicht zu legen. Die Geschichte selbst ist doch die Hauptsache. Möge sie nun auch an einem andern Orte, der dem Verfasser nicht näher bekannt war, geschehen sein, und möge er, um recht anschaulich zu erzählen, einen Namen gesucht und dabei etwas fehlgegriffen haben, das könne doch den Wert dieser erschütternden Geschichte und dieses treffenden Beispiels nicht schmälern.

Ja wenn sie nur geschehen wäre! Wer ein wenig in das indische Bewußtsein eingedrungen ist, hat beim Lesen der Erzählung sofort den Eindruck: Das ist unmöglich. Hätte der Verfasser von Zwillingstöchtern erzählt, so wäre es denkbar, daß die Mutter das gesunde Kind geopfert und das Blinde zurückbehalten hätte. Aber, daß eine indische Mutter ihren Sohn — den einzigen Hoffnungsstern, den ein indisches Weib hat für Zeit und Ewigkeit — töten sollte, das kann nicht

[1]) Ich nehme an, daß in unserem Beiblatt der Name aus dem Advocate richtig abgedruckt war. In der mir geschickten Abschrift steht Kedgeree.

stimmen. Ich traue mir aber in diesem Stücke kein entscheidendes Urteil zu. Daher habe ich bei Autoritäten angefragt. Eine ganze Reihe von Missionaren, die z. T. schon mehrere Jahrzehnte in Indien gelebt haben, bestätigten mir, daß sie, nach allem, was sie dort erlebt und gehört hätten, die Geschichte nicht für wahr halten könnten. Es war keiner, der auch nur für die Möglichkeit eingetreten wäre, geschweige denn, daß jemand von einer wirklichen Vollziehung eines solchen Opfers jemals etwas gehört hätte. Ich bedaure, daß ich nicht die Namen aller meiner Gewährsmänner aufgezeichnet habe. Hoffentlich wird ihre Urteilsfähigkeit nicht bezweifelt. Einer von ihnen hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Name Ganga Parsâd (der der Gangesgöttin [Gangamâi] Geopferte) wohl vorkomme. Dies Opfer wird aber nur so vollzogen, daß die Mutter das Kind einigemal in das Wasser des heiligen Flusses taucht. Durch diese symbolische Handlung ist es für sein Lebenlang der Göttin geweiht und steht unter ihrem besondern Schutze.

Nach diesen Zeugnissen kann ich nicht umhin anzunehmen, daß die Geschichte innerlich unwahr ist.

Eine weitere Veränderung aber bezieht sich auf die Moral der Geschichte. Das Original weist einfach auf das eine Opfer hin, das jeder Christ schuldig ist nach Röm. 12, 1. In Missionspredigten und Ansprachen aber habe ich mehrfach gehört, wie das Beispiel des schrecklichen Opfers der Heidin als Vorbild für die Opfer hingestellt wird, die wir für das Missionswerk bringen sollen. Bei näherer Erwägung zeigt sich hierbei recht deutlich, wie verkehrt die ganz unevangelische Auffassung der Missionsgaben als Opfer ist. Man sehe einmal die Gabenverzeichnisse durch. Unter vielen Tausenden von Gaben kommt vielleicht nur *eine* vor, die auf uns den Eindruck einer Hingabe machen könnte, die jenen Namen verdiente. Aber fragen wir den Geber, so wird er als evangelischer Christ mit Livingstone sprechen: „Ach sagt mir nichts von Opfern.“ Auf manchen Missionsfesten wird es den Zuhörern ins Gewissen geschoben: Für die Mission nur das Beste. Es wird auch wohl popularisiert: Wenn du Nickel hast, gieb nicht Kupfer, wenn Silber, so gieb nicht Nickel, wenn Gold, so ist dies gerade gut genug für die Mission. Bei nüchterner Überlegung müßte sich der Redner sagen, daß er der überwiegenden Mehrzahl seiner Hörer eine Last auflegt, die sie nicht tragen können. Und wenn er selbst seinen Jahresbeitrag zur Mission mit etwa 10 Mk. zahlt, dabei aber den Hundertmarkschein im Kasten behält, so ist die Sache vollends schlimm.

Ein Festredner, der in angedeuteter Weise die Opfer fordert, müßte es sich gefallen lassen, wenn beim Zählen der Kollekte sich ein Zwanzigmarkstück als die größte Gabe herausstellte, und einer der Zuhörer würde sagen: „Unmöglich! Ich sehe, daß Sie eine goldene Uhr und Kette haben, die mindestens 75—100 Mk. wert sind! Für die Mission das Beste!“

Solche ungesunden Übertreibungen können sicherlich der Mission nicht nützen, sie thun ihr vielmehr empfindlichen Schaden, indem sie schließlich als bloße Redensart entlarvt werden. Daß die Feinde der Mission daraus zur Bekämpfung der heiligen Sache Kapital schlagen, liegt auf der Hand. Daher möchte ich jeden Missionsarbeiter so herzlich als dringend bitten, die Geschichte von der Opferung des Zwillingsknaben überhaupt nicht wieder zu erzählen, aber sich auch vor solchen Mahnungen zu hüten, wie sie an diese Geschichte geknüpft worden sind.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung über das Fingieren. Mancher wird vielleicht diese Darlegung benutzen wollen, um mich mit meinen eigenen Waffen zu schlagen. Ich habe auch fingierte Geschichten geschrieben und hoffe es noch öfter zu thun. Nicht darum verwerfe ich obige Geschichte, weil sie erdichtet ist, sondern weil sie unwahr erdichtet ist, das Erzeugnis einer Phantasie, die lediglich von ihrer Tendenz geleitet ihr Spiel trieb, unbekümmert — oder nicht ernst genug bekümmert um die wirklichen Verhältnisse. Ganz etwas anderes ist es, wenn die Phantasie sich demütig unter die Wahrheit beugt, die erkannt wird, wie sie in vielen wirklichen Fällen an den Tag tritt, und nun verbunden mit den Ergebnissen ernsten Sachstudiums das Gemeinsame aller jener Fälle zusammenfaßt und in einem Bilde zur Anschauung bringt. Da wird dem Leser etwas geboten, was ihn mehr als ein einzelnes Stückchen Wirklichkeit der Wahrheit nahe bringt.

Litteratur-Bericht.

1. **Launay,** Adrien, Les missionaires français au Tonkin. Paris, 1900. — Der sehr fruchtbare französische Missionsschriftsteller, selbst ein Missionar der Société des Missions Etrangères, giebt hier eine Geschichte der Mission in Tonkin an der Hand hervorragender Züge aus dem Wirken und Dulden ihrer Arbeiter, wobei das Martyrium die Hauptrolle spielt. Er schreibt elegant; das Buch liest sich angenehm. Es ist jedoch durchaus im Tone der katholischen Erbauungslitteratur gehalten. Eine wissenschaftliche Geschichte dieser Mission würde sich ganz anders ausnehmen. — Das Schlußkapitel enthält folgende statistische Daten: Tonkin (jetzt eingeteilt in die 3 Diözesen: östl., südl. und Ober-Tonkin) hat 10 Millionen Heiden, 392505 Katholiken, 3 Bischöfe, 110 Missionare, 193 eingeborene Priester, 825 Katechisten, 28 europäische und 630 eingeborene Ordensschwestern, 5 Schulbrüder, 1346 Kirchen und Kapellen, 6 Seminare mit 796 Zöglingen und 797 Schulen mit 15855 Schülern, 8 Hospitäler, 38 Apotheken. 1898 wurden getauft 8310 Erwachsene und 45805 Kinder von Heiden. Von Christenkindern ist nichts gesagt. Die letzte Angabe ist bezeichnend. Das Buch ist mit 10 guten Holzschnitten illustriert, die aber ohne direkte Beziehung zum Texte demselben eingefügt sind.

2. **Maples,** Ellen, Journals and Papers of Chauncy Maples, Late Bishop of Likoma. London 1899. — Hier ist verschiedenartiger Stoff zusammengewürfelt: Tagebücher von Untersuchungsreisen, Beschreibungen von Missionsstationen, Charakterisierung eingeborner Christen, Abhandlungen über Missionsprobleme und Predigten. Die Schwester des trefflichen Missionars der Universitätenmission, der zum Bischof ernannt, bei der Rückreise auf sein Arbeitsfeld im Nyaßa ertrank, hat seine Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften gesammelt. Der Band bildet eine Ergänzung zu der früher herausgegebenen Lebensbeschreibung. Der Missionsfreund, der sich speziell für Ostafrika interessiert, findet in manchen Abschnitten wichtige Züge über Land und Leute. Was über Missionsstationen, besonders in einer Reihe von Artikeln über Nevala gesagt ist, trägt den Stempel vollster Wahrheitstreue und Nüchternheit. Eine treffliche Bemerkung über Missionsberichterstattung

überhaupt findet sich auf S. 67. Befremdend wird manchem das Bekenntnis sein (S. 33), daß er in Bezug auf die Predigt des Evangeliums bei den Afrikanern nicht irgend etwas gefunden habe, das über mäßige Neugierde hinausging. Nur einen führt er an, bei dem er ein stetiges und lebendiges Interesse an der Verkündigung über die zukünftige Welt habe wahrnehmen können. Die Abhandlung über die Methode, kulturarme Völker zu evangelisieren (S. 175 ff.), verdient Beachtung. Überhaupt wird der wissenschaftliche Missionsfreund manches interessante und wichtige in dem Buche finden. Die sehr hochkirchliche Stellung des Verfassers, welche uns zuerst fremdartig anmutet, wird gemildert durch die ungesucht hervortretende tiefe Frömmigkeit des liebenswürdigen, fein gebildeten Mannes.

3. **Murray-Mitchell,** Rev. J., M. A., L. L. D. In Western India. Recollections of my early missionary life. 8°. Edinburgh, 1899. — Der greise Verfasser kam im Dienste der schottischen Missionsgesellschaft 1841 nach Bombay. Mit der Gründung der Freikirche ging er zu dieser über. Seine Arbeit gehört vorwiegend der Schule an, doch wirkte er auch auf Reisen. Später finden wir ihn in Puna. Hier bietet er uns seine alten Tagebücher, die hübsch und anschaulich geschrieben, dem Leser ein klares Bild geben von den Erfahrungen eines indischen Missionars. Wir lernen besonders die besuchten Götzenfeste eingehend kennen und gewinnen damit einen Einblick in die ziemlich komplizierten Religionsverhältnisse des Marathagebiets.

Jetzt ist freilich dort manches anders geworden, worüber der Verfasser hier und da einige Bemerkungen beifügt. Eine Überarbeitung seiner Tagebücher durch einen der noch heute dort wirkenden Missionare würde allerdings für den Leser noch reicheren Gewinn abwerfen, besonders wenn die Lehren der Geschichte dabei hervorgehoben würden. Es ist kaum zu verstehen, wie die neueren Vorgänge in der von N. Sheshadri gegründeten Kolonie Bethel mit Stillschweigen übergangen werden konnten. Aber auch so, wie das Buch vorliegt, wird sich für Spezialstudien manches brauchbare darin finden.

R. Grundmann.

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse.

Vom Herausgeber.

Es ist ein schmerzliches Geschäft, daß wir angesichts der über die Fremden aller Nationen in China hereingebrochenen blutigen Katastrophe, durch welche das ganze Abendland in die tiefste Trauer versetzt worden ist, zu einer Abwehr gegen die gehässige Kritik gezwungen werden, die durch einen großen Teil der deutschen Zeitungen[1]) über die Mission in China, nnd überraschender Weise speziell über die evangelische, ergeht. Dies Geschäft ist um so schmerzlicher, als gerade die Mission unter den wilden Ausbrüchen des fanatisierten Fremdenhasses so viel zu leiden gehabt hat

[1]) Es liegen einige 50 Zeitungsnummern vor mir, die aus fast allen Teilen Deutschlands mir zugesendet worden sind, so daß ich über den Umfang und die Beschaffenheit der in Rede stehenden Missionskritik wohl ziemlich vollständig instruiert sein werde. Mehr als die Hälfte dieser Zeitungen hat nur von andern abgeschrieben, teils unter ausdrücklicher Zustimmung, teils ohne jede eigene Bemerkung. Allen Zusendern besten Dank; diese Informationen sind mir sehr wertvoll. Auch einige 40 Briefe habe ich in dieser Angelegenheit erhalten, mit der Aufforderung, auf die Angriffe zu antworten. Ich bemerke den Schreibern zweierlei: 1. es bedarf wirklich der manchmal sehr eindringlichen Anspornung nicht, um mich an das zu erinnern, was meine Pflicht ist. Ich stehe schon auf der Wacht und obgleich die leidigen Abwehren manchmal meine sonstigen Arbeiten in sehr unliebsamer Weise durchkreuzen und ich mit dem zunehmenden Alter auch polemikmüde werde, so ergreife ich schon das Wort, wenn das Reden Pflicht wird. Und 2. bitte ich herzlich und dringend, daß an diesem leidigen Geschäft *mehr* als bisher auch andere in der Mission einigermaßen Bewanderte sich beteiligen und selbst sofort für die nötige Abwehr sorgen. Im vorliegenden Falle lieferten meine Artikel über „Mission und Politik in China" (A. M.-Z. 1898, 207); „die neuen Katholikenverfolgungen in China, speziell in der Diöcese des Bischofs Anzer" (Ebd. 1900, 97) und „die Katastrophe in China und die Mission" („Reichsbote" Nr. 156, 1. Beilage) genügendes Material. Einigermaßen glaube ich, wenn noch der gegenwärtige Artikel hinzugenommen wird, damit dem Bedürfnis genügt zu haben. Ich wünsche nun nur, daß von diesem Material *ausgiebiger Gebrauch* gemacht werde, um teils durch Abdruck, teils durch selbständige Bearbeitung die Preßorgane zu versorgen. Daß ich selbst für alle in Frage kommenden Zeitungen die Einsendungen übernehme, das übersteigt meine Kraft. Allen denen, welche eigenhändig sofort Abwehren geliefert haben, vielen Dank; vivant sequentes.

und wie zu fürchten steht noch zu leiden haben wird. Wir haben allerdings darüber noch keine sichere Nachricht, ob die größere Zahl der gefallenen Opfer den Gesandtschaftskreisen, Kaufleuten, Ingenieuren und Soldaten oder den Missionen angehört. Jedenfalls ist es eine große Zahl von Missionaren beider Bekenntnisse und eine viel größere, in die tausende gehende, von eingeborenen Christen, die bereits hingeschlachtet worden ist. Diese Ströme unschuldig vergossenen Blutes treiben einem die Thränen in die Augen und es kostet Überwindung, behufs einer Polemik zur Feder zu greifen.

Auch muß ich gestehen, daß es mir wirklich schwer wird, wiederholt Gesagtes immer von neuem sagen zu sollen. Es ist niederdrückend, gelegentlich eines solchen Preßfeldzuges gegen die Mission sich von der Thatsache immer wieder überzeugen zu müssen, mit wie viel Unkenntnis und mit wie viel noch größerem Mangel an Verständnis in der deutschen Tagespresse über die Mission geschrieben wird und was man dem in Missionssachen so wenig unterrichteten großen deutschen Publikum auf diesem Felde bieten darf. In England und Amerika wäre das unmöglich. Ich bitte also um Entschuldigung, wenn ich mich überwinde, noch einmal auf Dinge einzugehen, die endlich als bekannt vorausgesetzt werden und keiner Widerlegung mehr bedürfen sollten. St. Paulus mag mich rechtfertigen (Phil. 3, 1).

I.

Ehe ich auf den eigentlichen Hauptvorwurf eingehe, der jetzt wider die chinesische Mission erhoben wird, nämlich daß sie die Hauptschuld und wie die „Hamb. Nachrichten," die in ihrem Aggressionseifer alle andern Organe überbieten, behaupten, die „ausschließliche" Schuld an der gegenwärtigen Katastrophe trage, ist ein kleines Vorgefecht unerläßlich.

Zuerst sei die Thatsache konstatiert, daß wir es — wenigstens zum Teil — mit einer prinzipiellen Gegnerschaft gegen die Mission zu thun haben und zwar gerade in den „vornehmen" Blättern, neben den „Hamb. Nachr." besonders in der „Kölnischen Ztg." für Bildung und Besitz. Die ersteren erklären es „als die vornehmste Pflicht der Mächte, dem Missionsunwesen zu steuern, sobald der Aufstand der sog. Boxer unterdrückt worden ist." Später sind sie so gnädig, diese gewaltsame Unterdrückung der Mission dahin zu limitieren, daß „denjenigen Missionaren, die ins Innere gehen, der Schutz entzogen werden" solle. Aber das Furchtbarste ist, daß in demselben Blatte (Nr. 167) ohne jede abwehrende Redaktionsbemerkung, „ein junger Hamburger Kaufmann", der

kurz vor dem Ausbruch der Katastrophe nach Tientsin gekommen war, „wo in dem deutschen Klub natürlich gehörig gezecht wurde", schreibt: **„Man freut sich fast, wenn die Missionare von den Chinesen umgebracht werden."** Und wo der Haß gegen die Missionare bis zur Freude über ihre Ermordung geht, da sollte eine unparteiische Berichterstattung möglich sein! Und die „Kölnerin" schreibt: „Ob ein paar hunderttausend arme Kulis aus Erwerbsrücksichten zweifelhafte Christen werden, kann uns in Europa ganz gleichgiltig sein, das ist das teure Blut von tausenden von Europäern nicht wert." Beide Organe und mit ihnen viele andere sind der Meinung, daß die Chinesen „ihre eignen hochstehenden Religionssysteme besitzen" und das Christentum nicht brauchen, man solle sie „ihrem sie beseligendem Götzentum überlassen." [1]) Mit diesem Standpunkte

---

[1]) In einem späteren langen Artikel, der gegenüber dem sozialdemokratischen Vorwurfe: Deutschland habe durch seine aggressive Politik die chinesischen Wirren verschuldet und die Chinesen seien mit ihrer barbarischen Abwehr im Recht — das nachzuweisen sich bemüht, daß in Wahrheit die Schuld den Chinesen zufalle, weil sie ein Kulturhindernis seien und dem Völkerverkehr widerstreben, in diesem Artikel gesteht sie der Mission ein relatives Recht zu. Sie schreibt:

„Die Thätigkeit des Missionars ließe sich schon eher anfechten, namentlich, wenn wir sie nur als eine bekehren wollende und unter Umständen politisch-agitatorische auffassen müßten. Hier ist gesündigt und nicht unbedeutend gesündigt worden. Es giebt viele Europäer in China, die behaupten, so mancher Keim zu Verfolgungen wäre durch das herausfordernde Treiben der Missionare selbst gelegt worden. Allein auch hier schwindet das geschehene Unrecht gegenüber der erlittenen Unbill; auch hier tritt der Freiheit verlangende Standpunkt wahrer christlicher Kultur siegreich dem der Unduldsamkeit gegenüber, und wir können uns den Folgen des Wortes: ‚Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden' nicht entziehen, so lange das Evangelium uns maßgebend bleibt. Und abgesehen von dem eigentlichen Religionswerk ist die rein irdische Thätigkeit der Missionen, wie Anbahnung einer Annäherung der feindlichen Kulturwelten, nicht gering zu veranschlagen."

Während in diesem Artikel vorher von den „eigenen hochstehenden Religionssystemen" der Chinesen die Rede war," heißt es dann:

„China ist das Land der Erstarrung, der Beraubung, der Ungerechtigkeit, der Verschmutzung, der Dummheit, des Hochmuts, des Egoismus, der Lüge, der Grausamkeit, der Feigheit, kurz, des Verfalls in jeder Beziehung, aber man könnte auch — und das ist das merkwürdige — wieder viele Eigenschaften aufzählen, die ein glänzendes Kehrbild geben würden. Im Volke stecken sehr viele guten Eigenschaften; doch es ist eine ganz hoffnungslose Sache, zu glauben, daß diese hinreichen, aus sich heraus China zu einem Staatenbilde zu reformieren, mit dem ein modus vivendi für die Kulturstaaten möglich wäre. Wir vermögen diesen Verfall mit seinen Folgen nicht länger zu ertragen, wir vermögen ihn aber auch nicht aufzuhalten und die

ist jede Auseinandersetzung überflüssig. Selbst der zwingendste biblische Missionsbeweis muß Leuten gegenüber völlig wirkungslos bleiben, denen das Christentum nichts wert ist.[1])

Sodann bekunden viele der Angriffsartikel ein nicht geringes Maß von zum Teil recht grober Unkenntnis. Nur ein paar Beispiele. Da läßt sich das „Kleine Journal" von einem „Diplomaten" und „hervorragenden Kenner der chinesischen Verhältnisse" — der Name ist nicht genannt und wir wollen ihn auch nicht zu erraten versuchen — die Naivität aufbinden, in den heidnischen chinesischen Dörfern herrsche ein „mustergiltiger Friede", den erst die böse Mission gestört habe. Risum teneatis amici! Und dieser „Diplomat" beschuldigt die evangelischen Missionare „gänzlicher Unkenntnis der chinesischen Verhältnisse." Freilich die Schriften eines Legge, Faber, Griffith John ꝛc. sind den Herren ebenso unbekannt wie die Records der Schanghaier Miss.-Konferenzen, sonst könnten sie solche Unwahrheiten nicht in die Welt schreiben. Ich werde das nicht thun, aber

---

Hauptschuld der Chinesen besteht darin, ihn nicht selbst aufhalten zu können. China war wie ein Mensch, der unter Kuratel gestellt werden mußte; wenn nichts anderes, so haben uns die furchtbaren Vorgänge in Peking über diese Notwendigkeit belehrt." Ein Kommentar ist überflüssig.

[1]) Nicht auf die chinesische Mission bezieht sich ein jetzt gleichfalls kolportiertes Citat, welches Gegnerschaft und Unkenntnis in einem vereint und das zu meinem Leidwesen Lanera zum Autor hat. Er erzält im „Chemnitzer Tageblatt" seine Reise durch Java und schreibt, trotz der ca. 350000 Missionsschriften, die es in Niederländisch-Indien giebt, trotz der 150000 evangelischen Alifuren in der Minahassa und der ca. 50000 evangelischen Batakken auf Sumatra, und trotz der Protektion, deren sich jetzt die Mission seitens der holländischen Regierung erfreut: „Ferner war es eine ausgezeichnete Maßregel, allen Missionaren den Aufenthalt in den holländischen Kolonieen zu verbieten und den Leuten ihre Religionen zu lassen. Das hat die Achtung vor der Regierung und vor den Europäern im allgemeinen sehr gehoben und alle Religionsstreitigkeiten verhindert. Sehr bezeichnend ist, was mir ein Holländer sagte: ‚Die Engländer errichten in neuen Kolonieen zuerst Kirchen und Missionsanstalten. Wir beginnen mit Wohlfahrtseinrichtungen und Schulen. Uns lieben die Eingeborenen.' Solche Weltreisende sind also die Missionsautoritäten für das gute deutsche Publikum. Mich erinnert diese glänzende Unwissenheit Laneras an eine charakteristische Anekdote. Auf einem von Indien nach England fahrenden Schiffe führte an der Tafel ein Herr das große Wort, der eine Jagdsaison in Indien verlebt und viele Tiger geschossen haben wollte. Als auf Mission die Rede kam, erklärte er: „Eingeborene Christen giebt's überhaupt nicht in Indien; ich war drei Monate da und habe keinen gesehen." Da ergriff ein anwesender Missionar das Wort und sagte: „Tiger giebt es in Indien überhaupt nicht; ich war 23 Jahre dort und habe nie einen gesehen."

wie? wenn nun jemand, der dieses Spezimen „hervorragender Kenntnis der chinesischen Verhältnisse“ des ungenannten „Diplomaten“ liest, den Spieß umdrehen und von den chinesischen Diplomaten sagen wollte — doch wir wollen es nicht sagen.

Nicht ganz so schlimm aber doch arg genug ist, was auch ein „Kenner“ in den Hamb. Nachr.“ behauptet:

„Die Chinesen sind ein orthodoxes gläubiges Volk; es verstreicht kein Monat in dem nicht 2 volle Tage göttlicher Andacht gewidmet sind, so daß selbst die leisesten Versuche, sich in ihr religiöses Leben zu mischen, sie in Wut bringen.“

Dieselbe Quelle verkündet der Welt, daß „die Civilisation auf das schwerste durch die religiöse Bekehrungssucht der Missionare gehemmt worden sei.“ Nun, wir sind sehr weit entfernt davon, der Mission um ihrer Kulturerfolge willen Indemnität zu erbetteln; aber hier haben wir selbst die Kölnerin auf unserer Seite, daß „die rein irdische Thätigkeit der Missionen wie die Anbahnung einer Annäherung der feindlichen Kulturwelten nicht gering anzuschlagen sei.“

Die deutschen Missionen werden im ganzen nicht angegriffen, nur daß die „Deutsche Zeitung“ ihnen eins anhängt, indem sie ihnen den Vorwurf macht, daß sie „an Zahl wie an Thatkraft“ hinter den amerikanischen und englischen zurückstehen und daß sie „noch nicht über eine deutsche Schule verfügen.“ China ist eben kein deutsches Hauptmissionsgebiet und wir betrachten es als unsere Missionsaufgabe, in China chinesische Schulen zu errichten und chinesische Litteratur zu produzieren. Aber ganz schlimm kommen die amerikanischen Missionare weg. Von diesen schreibt die „Augsb. Abendz.“, der die „Hambr. Nachr.“ sekundieren:[1])

„Äußerst gefährlich und mit der allergrößten Vorsicht zu beurteilen sind die amerikanischen Missionare. Amerika verfügt in dieser Richtung über ein ungeheures Kapital. Wenn ich recht unterrichtet bin, so schenken die amerikanischen

[1]) Hier heißt es: „Ohne den Missionaren zu nahe treten zu wollen, von denen gewiß die meisten aus Ueberzeugung ihr Handwerk treiben, sind auch manche darunter, speziell unter den Amerikanern, die Vorteils halber China aufsuchen. Von diesen bleiben denn auch die meisten in den Hafenplätzen, wo sie ein kleines Missionshaus und für sich ein recht bequemes Wohnhaus einrichten, während die katholischen Missionare selbst noch in dem äußersten Nordwesten Chinas anzutreffen sind.“ Ich bemerke hierauf nur, daß es nicht abzusehen ist, welchen Vorteil sich die Missionare in China holen sollen, und daß der berichterstattende Kenner sehr schlecht unterrichtet ist, da er nicht weiß, daß evangelische Missionen nicht bloß auch „im äußersten Nordwesten“, sondern in allen Provinzen Chinas anzutreffen sind. Im ganzen sind die Wohnungen der Missionare in China recht bescheiden.

Multi-Millionäre dann, wenn der Puls bedenklich lauter schlägt, bedeutende Bruchteile ihres oft nicht mit besonderer Ehrlichkeit erworbenen Vermögens zu diesen Zwecken und es muß dann ausgegeben werden, gleichviel ob geeignete Vertreter da sind, oder nicht. Vor allem ist der amerikanische Missionar in erster Linie ein politischer Agent für sein Land, und es wäre gut, wenn dieser Satz nie dann vergessen wird, wenn es sich um eine Meldung aus derartigen Quellen handelt. Es durfte im inneren Gebiete Schantungs irgend ein Zwischenfall mit der chinesischen Bevölkerung, sei es einem Ingenieur, einem Bergwerksunternehmer oder ähnlichen Leuten, die Geschäfte halber ins Innere gegangen waren, vorgekommen sein, so waren es sicherlich die amerikanischen Missionare, die durch Berichte an das Tsungli-Yamen das Ihrige thaten, um die Deutschen möglichst anzuschwärzen. Daß von den Amerikanern die ganze Sache mehr als ein Vergnügen und als eine billige Gelegenheit, die Welt zu sehen, betrachtet wird, kann man vielfach daraus entnehmen, daß man fast auf jedem Postdampfer in Ostasien amerikanische Missionare trifft, welche wieder in ihre Heimat zurückfahren oder umgekehrt, mit der Begründung dieser Reise mit irgend einem wissenschaftlichen oder erzieherischen Zweck zu Gunsten ihrer Schützlinge."

Nun bezüglich der „Multimillionäre" hat der Berichterstatter selbst gefühlt, daß er doch wohl nicht „recht unterrichtet" ist. Daß an den Kollissionen der deutschen Ingenieure 2c. mit der Bevölkerung in Schantung die amerikanischen Missionare schuld seien, kann erst als ausgemacht gelten, wenn der Ankläger die Beweise erbracht und die Namen der Sünder genannt hat. Wie es mit der Glaubwürdigkeit der kaufmännischen „Quellen" steht, haben wir oben schon gesehen. Leute, die sich über den Mord der Missionare freuen, sind die parteiischsten Berichterstatter. Amerikanische Missionare — „politische Agenten" in China und gar „in erster Linie", das ist eine Phrase, mit der das deutsche Publikum nur gruseln gemacht werden soll. Vielleicht machen manche amerikanische Missionare häufigere Erholungsreisen in die Heimat als nötig ist; aber daß sie des „Vergnügens" wegen in den chinesischen Missionsdienst treten, das ist ein eben solcher Unsinn, wie daß sie es des „Vorteils" wegen thun sollen. Es ist fast verzeihlich, wenn die von den Abendländern so übel behandelten Chinesen auch bei den Missionaren an eine selbstlose Liebe nicht glauben, aber wenn deutsche christliche Kaufleute ihnen unterschieben, sie gingen nach China um ihres Vorteils willen, und das vielleicht auch den Chinesen vorreden, so ist das erschreckend. Und wenn es in den „Hamb. Nachr." heißt: „sie sind ihres Berufs nach Schuhmacher und Tischler oder einfache Bauern", so steht das im Widerspruch mit den Thatsachen. Freilich giebt es Missionare und auch in China, die von Haus aus Handwerker oder Bauern gewesen sind und ich sage nicht, daß diese alle ihrem Berufe gewachsen wären. Nur trifft das

gerade am wenigsten die Amerikaner, die fast alle theologisch gebildete Männer sind. In der China-Inland- und in der Allianz-Mission sind nicht wenige solcher Leute. Auch die deutschen Chinamissionare besitzen fast alle nur eine Seminarbildung, aber was aus solchen Leuten werden kann, zeigt z. B. unser Landsmann D. Faber, der von Haus aus Klempner, einer der größten Sinologen geworden ist.[1])

Durchweg sucht die gehässige Zeitungskritik nicht bloß die Erfolge, sondern überhaupt die Bedeutung der evangelischen Mission in China herabzusetzen. Und doch soll diese bedeutungslose Mission die „ausschließliche" Schuld an der jetzigen Katastrophe tragen. Es ist doch Tendenz in diesem Widersinn. Die katholische Mission ist seit 1581 in China thätig, doch erlebte sie im 18. Jahrhundert einen großen Niedergang. Von den 500000 Anhängern zur Zeit des Kaisers Kanghi (1662 bis 1723) sollen am Ende des 18. Jahrhunderts nur 200000 übrig geblieben sein. Nach den offiziellen Missiones Cath. zählte sie 1898: 616000 catholici und 759 Priester, ungerechnet die große Zahl von nichtpriesterlichen Missionaren, Nonnen und 400 eingeborenen Priestern. Das ist nach mehr als 300 Jahren doch kein Erfolg, auf den mit Stolz dem Ergebnis der evangelischen Mission gegenüber hingewiesen werden kann. Wie ich jetzt in einer Reihe von Zeitungen lese, ist es Herr Anzer, der dem unwissenden deutschen Publikum vorgeredet hat: die katholische Mission zählt eine Million, die evangelische wenige zehntausend Christen in China. Die evangelische Mission in China ist noch sehr jung. In ihrer ersten Periode von 1807—1842, in der ihr China selbst noch verschlossen war, thaten nur wenig Männer sprachliche und missionslitterarische Vorarbeit. Wesentlich in der chinesischen Diaspora gab es bis 1842 70 evangelische Chinesen. Auch die zweite Periode von 1842—1860 war wesentlich Saat auf Hoffnung. Die bekannten Vertragshäfen waren (neben Hongkong) besetzt und die Zahl der evangelischen eingeborenen Christen stieg auf etwa 1200. Erst in der dritten Periode, welche wenigstens dem Namen nach ganz China öffnete und die mit der Katastrophe von 1900 schließt, wurde langsam die Besetzung aller 18 Provinzen möglich und wuchs in steigender Progression, besonders im Laufe des letzten Jahrzehnts, die Zahl der evangelischen Chinesen auf 100000 kommunionfähige, d. h. auf mehr als 200000 getaufte. Wir sind weit entfernt, das einen großen Erfolg zu nennen, aber angesichts der Kürze der Arbeits-

[1]) A. M.-Z. 1900 145: „D. Ernst Faber. In memoriam".

zeit und der gerade in China so riesigen Widerstände kann er sich mit dem katholischen wohl messen, ja er ist ihm überlegen.

Unter dem Banne der Romverzauberung, in dem heute die Welt und überraschenderweise gerade die politisch-liberale und die religiös-indifferente Welt steht, ist es Mode, auch die katholische Mission in den Himmel zu erheben und die evangelische mit Füßen zu treten. Der katholische Missionsbetrieb, er mag noch so äußerlich sein und noch so sehr mit Politik verquickt — er wird verherrlicht. Der evangelischen würde man es zum Verbrechen anrechnen, wenn sie thun wollte, was z. B. Bischof Anzer gethan. Wir haben gehört, daß die amerikanischen Missionare als „politische Agenten" in Anklagezustand versetzt werden; bei Bischof Anzer ist die politische Thätigkeit eine Tugend. Das nennt man prinzipielle Konsequenz! Hat aber die katholische Mission gesündigt, so besitzt man nicht den Mut zu sagen: diese Schuld liegt allein auf der katholischen Mission, sondern man heißt es: die Mission trägt die Schuld, und um ja die Katholiken nicht vor den Kopf zu stoßen, wird hinzugesetzt: „besonders die evangelische". Es sind wieder die „Hamburger Nachrichten", welche schreiben und von denen die anderen Blätter nachschreiben:

„Und doch wissen es die Katholiken mit ihrer Mission sehr viel praktischer anzustellen als die Protestanten und haben daher auch einen weitaus größeren Erfolg. Sie ziehen nämlich die Kinder heran, besonders Mädchen, die von armen Eltern nicht selten ausgesetzt werden und verbinden dann mit dem Hauptzweck ihrer Bestrebungen d. h. ihrem Glauben neue Seelen zuzuführen, auch gleichzeitig die Rettung solcher armen Geschöpfe aus sicherem Elend und Verderben. Die katholische Religion eignet sich außerdem ihrem ganzen Wesen nach mehr für den Asiaten als der nüchterne Protestantismus, besonders weil hiervon mehrere Arten sind, von denen jeder Missionar dem Chinesen die seine als die beste empfiehlt. Bei Erwachsenen ist das Bekehren nur äußerlich. Es sind meistens verlumpte Gesellen, die anscheinend eine andere Religion annehmen. Diese thun es nur ihres Vorteils wegen, weil sie sehr wohl wissen, daß sie alsdann von dem betreffenden Missionar auch in Civilsachen geschützt werden. Nebenbei aber paßt das Aeußerliche der katholischen Religion viel besser den Chinesen, auch accomodieren sich die Katholiken den Gebräuchen der Söhne des Han. In der Kirche bei den Hügeln in der Nähe Schanghais ist die Mutter Maria chinesisch gekleidet und das Christuskind hat einen Zopf."

Auf verschiedene Punkte dieses Citats komme ich erst später zurück. Jetzt konstatiere ich nur folgendes: 1. daß der Schreiber weder von protestantischen Findelhäusern etwas weiß, noch von der ausgedehnten evangelischen ärztlichen Mission, mit der sich die katholische auch entfernt nicht messen kann: 125 männliche und 60 weibliche promovierte Missionsärzte,

30 ärztliche Schulen für Chinesen, 11 Aussätzigen-Asyle, 124 Hospitäler und 240 Freiapotheken und Polikliniken; 2. daß was er von den verlumpten Gesellen ꝛc. sagt, fast ausschließlich, was er von dem Schutz in Streitsachen hinzufügt, ausschließlich von der katholischen Mission gilt, und 3. daß er mit der „Akkomodation" bis zu einem gewissen Grade ganz recht hat; aber will er im Ernst, daß die evangelische Mission das nachthue? —

Hat es bezüglich der Quantität der evangelischen Christen geheißen: verschwindend gering, so heißt es bezüglich ihrer Qualität — natürlich wieder unterschiedslos, ob die Katholiken oder Protestanten gemeint sind — lauter Heuchler. Es widert mich an, auf die Beleuchtung dieses abgedroschenen Vorwurfs viel Raum zu verwenden. Wieviel chinesische Christen kennen denn diese Kritiker? Und müssen sich denn nicht auch zu Haus die gläubigen Christen gefallen lassen, für Heuchler und wer weiß was noch erklärt zu werden? Wir, die wir die Dinge kennen, idealisieren die jungen Heidenchristen nicht, auch die chinesischen nicht; aber das steht fest, daß viele von ihnen besser sind, als viele Vertreter der sogen. „christlichen Kultur" in China, welche nicht müde werden, die chinesischen Christen durch die ganze Welt zu verleumden. Es müßte doch auch merkwürdig zugehen, wenn in einem Lande, in dem man um des christlichen Glaubens willen so viel leiden muß, die Christen lauter miserable Subjekte sein sollten. Aber es gehört einmal zu der missionsfeindlichen Phraseologie: quantitativ ist der Missionserfolg gering, qualitativ wertlos. Und da die Kritiker dieser Art die Missionslitteratur nicht kennen und auch nicht kennen lernen wollen, so bleibt eine sachliche Verständigung unmöglich. Das ist ja wahr, daß die Majorität dieser Christen zu den niederen Ständen gehört; aber das ist zu den Zeiten Jesu und Pauli auch schon so gewesen (Matth. 11, 25 und 1. Kor. 1, 26—28). Alle gesunde Christianisierung geht nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben; die stolzen Pharisäer kommen immer und überall und ganz speziell in China zuletzt daran.

Ebenso ist es eine nachgerade abgedroschene Phrase, die immer von neuem zu widerlegen man endlich müde wird, daß die Missionare „ein dogmatisches, einseitig kirchliches Christentum pflanzten." Die meisten der Herren, welche sich dieser Phrase bedienen, würden in die größte Verlegenheit geraten, wenn sie Antwort auf die Frage geben sollten, was Christentum ist. Jedenfalls sind sie am weitesten davon entfernt, durch das Leben, das sie in der Fremde führen, es den Heiden anschaulich zu machen.

II.

Und nun der von den „Hamb. Nachr." einschränkungslos, von den meisten deutschen Blättern und auch von dem der evangelischen Mission so abholden Herrn v. Brandt limitiert erhobene Vorwurf: all das jetzt in China vergossene Blut komme auf Rechnung der Mission und — man traut seinen Augen nicht — Herr v. Brandt beginnt hier den Reigen: „besonders der evangelischen" Mission.

Ich kann es nun nicht für meine Aufgabe halten, all den Reizungen zum Fremdenhaß in China nachzugehen von dem unseligen Opiumkriege an bis hin zu den Landerwerbungen der Deutschen, Russen, Engländer und Franzosen in Nord- und Südchina; zu den Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen; zu den durch Druck erzwungenen Durchbrechungen der chinesischen Etikette; zu den durch eine überstürzte Reformeinleitung des jungen Kaisers Kwang-su provozierten Reaktionsbewegungen und endlich zu den durch Gerüchte wie Schmähschriften verbreiteten und von dem unwissenden Volke blind geglaubten unsinnigsten Beschuldigungen wider die Christen nicht bloß, sondern wider alle Fremden, sonderlich im Zusammenhange mit der durch das ganze Reich kolportierten verhängnisvollen Parole „Aufteilung Chinas". Wer gesunden Menschenverstand hat, muß einsehen, daß ein so vulkanischer Ausbruch des Fremdenhasses, wie er jetzt in China stattgefunden, so zu sagen auch vulkanische Gründe haben muß und daß ein religiös so indolentes Volk wie die Chinesen, nicht, jedenfalls aber nicht ausschlaggebend aus Haß gegen das Christentum als Religion zu dieser barbarischen Wut angetrieben worden ist. Die Thatsache liegt doch auch vor aller Augen, daß es nicht die Missionare und nicht die eingeborenen Christen allein sind, gegen welche sich die fanatisierte und von der Regierung geheim und offen protegierte Wut der geheimen Gesellschaften, speziell der sogen. Boxer, gerichtet hat. Der Ausbruch hat nicht in den Provinzen stattgefunden, in denen die evangelische Mission ihre meisten Anhänger hat, also z. B. nicht in Fuhkien mit seinen ca. 60000 evangelischen Christen, sondern in den Nordprovinzen, speziell in Tschili mit Peking und Tientsin und in dem mantschurischen Schingking, und jetzt scheint es auf Schanghai abgesehen zu sein. Also wo die kompaktesten Fremdenniederlassungen sind, die Provinz, in der die Gesandten residieren, ist der Hauptschauplatz der greuelvollen Thaten. Allerdings hat die katholische Mission in der Provinz Tschili ihren Hauptanhang, nach den Miss. Cath. pro 1898: 113000, und an provokatorischem Auftreten hat sie es, wie im ganzen Reiche, auch hier nicht fehlen lassen. Die evangelische Mission zählt in Tschili nur circa

20000 Christen. Schantung ist schon früher in die Bewegung hineingezogen gewesen und welch eine Rolle Bischof Anzer dabei gespielt hat, werden wir nachher sehen; dennoch werden wir uns hüten, in den Fehler der „Hamb. Nachr." zu fallen, deshalb von einer „ausschließlichen" Schuld der katholischen Mission zu reden.

Mir liegt wesentlich ob zu untersuchen: wie begründet man den wider die Mission erhobenen Vorwurf und wie weit ist an diesen Begründungen etwas Wahres?

Die meisten der verklagenden Blätter lassen sich auf Gründe überhaupt nicht ein. Wozu auch? Wird der Mission etwas Schlimmes nachgesagt, so hält es das über sie völlig ununterrichtete und religiös wenn nicht feindliche doch indifferente deutsche Publikum schon für richtig. Es hat ja in der Zeitung gestanden und die muß es doch wissen.

Herr v. Brandt findet den Grund in der „aufdringlichen Thätigkeit der christlichen, besonders protestantischen Missionare, denen letzteren die Disziplin und Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder fehle". Man ersieht aus diesem Gemeinplatz weder, was der frühere Gesandte in Peking unter der „aufdringlichen Thätigkeit" versteht, noch ob er Gelegenheit gehabt hat, bei protestantischen Missionaren sie mit eigenen Augen zu sehen. In diesem Falle wäre es seine Pflicht, uns 1. die betreffenden Männer mit Namen zu nennen; hoffentlich leben sie noch, daß man sich dann bei ihnen erkundigen kann, und 2. das genau zu beschreiben, was sie „Aufdringliches" gethan haben. In Parenthese bemerkt ist es schwer verständlich, daß die Disziplin die katholischen Missionare vor Aufdringlichkeit bewahren soll. Wir erleben es doch daheim reichlich genug, daß unter dem Schutz dieser Disziplin die „Aufdringlichkeit" wächst. Und die katholische Diskretion? Meint Herr v. Brandt etwa was vor einigen Jahren Zintgraff so drastisch ausdrückte: „Die katholischen Missionare gehen mit den ein sehr laxes Christentum vertretenden Europäern eine Art Kompromiß in der Art ein, daß sie sich mit ihnen auf möglichst guten Fuß stellen und ein Auge zudrücken, sofern sie nur ihrerseits eine Gegenleistung bieten, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage?" (A.M.Z. 1894, 560). Nun, abgesehen davon, daß, wie jedes Kind einsehen wird, selbst wenn Herr v. Brandt den erforderten Beweis antritt, bloße „Aufdringlichkeit" [1])

[1]) Andere Zeitungen reden von „Taktlosigkeit", aber auch ohne Beweise zu bringen. Gewiß giebt es auch taktlose Missionare; aber warum gerade die evangeli-

kein zureichender Grund für den Ausbruch einer so furchtbaren Katastrophe ist — so will ich ihm mit Namennennung ein unanfechtbares Beispiel erzählen, was schlimmer ist als „Aufdringlichkeit“. Der Mann, den es angeht, hat es uns selbst berichtet, er heißt Anzer und war der Protegé des Herrn v. Brandt. Ich entnehme den Bericht der Krefelder Zeitung (vom 11. Juli cr., Nr. 347):

Bischof Anzer residierte, wie er einem Mitarbeiter der „N. Fr. Presse“ erzählt, seither in Tsinning. Der Wohnort genügte ihm jedoch nicht, denn er legte es darauf an, seinen Wohnsitz in Jentschoufu aufzuschlagen, einem Orte, der als Stätte, wo der große Lehrer der Chinesen Confucius lebte und lehrte, als heilig gilt. Dieses Verlangen rief, wie der Bischof berichtet, einen lebhaften Kampf hervor. Zunächst habe er sein Verlangen dem französischen Gesandten zur Kenntnis gebracht, denn damals hatte Frankreich das Protektorat über alle katholischen Christen. Er erhielt jedoch bald vom Tsung-li-Yamen den Bescheid, daß die Chinesen keine christliche Niederlassung an einer Stelle wollten, an der einst der Stifter ihrer Religion gelebt.

„Das Protektorat über die deutschen Christen war mittlerweile an Deutschland übergegangen. Der deutsche Gesandte Herr v. Brandt stand zu den Großen Chinas besonders gut. Doch auch er hinterbrachte mir bald die Auskunft, ich solle mich keinen weiteren Illusionen hingeben. Alle Kunst des Überredens wäre vergeblich — die Chinesen würden das Andenken des Confucius entweiht glauben, wenn ein christlicher Bischof sich in Jentschoufu niederlassen wollte. Ich blieb fest, und endlich glaubte ich mich am Ziele angelangt. Ich hatte von Peking her die Erlaubnis bekommen, mich in Jentschoufu zu etablieren. Dem Gouverneur daselbst ward vom Vicekönig von Schantung der Auftrag, mich und die Meinen freundlich aufzunehmen, in einer Art, die meinem Range als Mandarin gebühre ... Ich steige in einem Gasthofe ab. Der Gouverneur läßt mich begrüßen und mir sagen, er werde mich den Tag darauf im Tempel des Confucius festlich empfangen ... Indessen sehe ich von meinem Gasthause aus, wie unten an den Mauern große Plakate angeschlagen werden. Ich schicke meinen chinesischen Sekretär hinunter, damit er mir Kunde bringe über den Inhalt der Plakate....“ „Verstehen Eure bischöfliche Gnaden chinesisch?“ Der Bischof: „Ich spreche Chinesisch besser wie Deutsch (?) ...“[1]) Und der Bischof fuhr fort: „Mein Sekretär kommt nach einiger Zeit zurück und meldet mir: Die Plakate fordern mit dem Aufrufe „Tod den Teufeln!“ zu Gewaltthätigkeiten gegen mich und die Meinen auf. ... Ich mache mich bald aus dem Hause.

---

schen Missionare diese Schwäche gepachtet haben sollen, das ist mir unerfindlich. Sie findet sich bei recht vielen anderen Leuten und selbst bei sehr gebildeten auch, und daß die Katholiken von ihr frei seien, das ist wenigstens noch kein katholisches Dogma wie die Unfehlbarkeit.

[1]) Merkwürdig, daß der „chinesische“ Sekretär den Bischof erst fragte, ob er chinesisch spreche? Herr Anzer kann also vorher mit dem „chinesischen Sekretär“ nicht chinesisch gesprochen haben. Der „chinesische Sekretär“ ist offenbar sein Dolmetscher gewesen!

Ich will erfahren, welche Stimmung gegenüber uns im Orte herrscht. Überall ist Ruhe — nirgends geschieht uns ein Leid. . . . Der Tag war angebrochen, an dem uns der Gouverneur festlich begrüßen sollte. Ich begebe mich in den Tempel des Confucius. Er war voll von Menschen, und kaum waren wir eingetreten, so wurden wir mit ohrenzerreißendem Geschrei von dem hier angesammelten Pöbel empfangen, der „Tod den Teufeln!" rief. — Ich behalte kaltes Blut. Ich erkannte sofort die Situation. Ich trete zum Gouverneur und seinen Mandarinen hin und mache sie mit lauter Stimme verantwortlich für alles, was geschieht. — Die Mandarinen wehrten ab, entschuldigten sich. Indessen sah ich, wie sie verschmitzt lächelten — nur der Chinese versteht es, so zu lächeln — und ein verstohlenes Zeichen zu weiterem Lärm und Aufruhr gaben. . . . Dabei aber lud mich der Gouverneur zu einem Mahle ein, das zu meinen Ehren stattfinden sollte. Ich lehnte ab. Die Leute im Tempel heulten von neuem. Ich verlor nicht den Mut, ich brach mir Bahn durch die erregte und lärmende Menge. Ich packte einen Mandarin am Arm — ich zwang ihn, sich zu meinem Kutscher auf den Bock zu setzen und uns durch seine Gegenwart vor dem Pöbel zu sichern. Wir verließen Jentschoufu. Die Sache kam vor das Tsung-li-Yamen. Die hohe Körperschaft erklärte sich nicht kompetent, zu entscheiden über meine Anklage gegen den Gouverneur und die Mandarinen von Jentschoufu und über mein Anliegen, mich dort niederzulassen, und meinte, die Sache sollte dem Kaiser vorgetragen werden.[1]) Und sie kam vor das Ohr des Kaisers. Und Kaiser Kwangsu richtete streng über das Gebaren der Mandarinen von Jentschoufu. Er entschied: Sie sollten verurteilt sein, mir ein Haus in der heiligen Stadt zu kaufen. Sie sollten in einer Proklamation an das Volk bekennen, daß sie sich mir gegenüber frevelhaft und schändlich benommen. Die Rädelsführer sollten in den Kerker geworfen werden. Die schuldtragenden Mandarinen sollten für eine Anzahl von Jahren ihres Ranges verlustig gehen. Das Urteil kam aber nicht zur Ausführung. Anzer erwirkte den Verurteilten Straflosigkeit gegen das Versprechen, nicht wieder gegen ihn etwas zu unternehmen."

Was Herr v. Brandt zu dieser Art von „Aufdringlichkeit" eines römische „Disziplin" repräsentierenden Bischofs sagt, weiß ich nicht. Andere Leute werden sagen: das ist im Superlativ provokatorisch und ich getraue mir zu behaupten, daß Herr v. Brandt, auch wenn er noch so sorgfältig sucht, ein analoges Beispiel bei protestantischen Missionaren nicht finden wird.[2])

Als zweiter Grund wird von mehreren Blättern und abermals ohne jeden Beweis die Verletzung der chinesischen Sitten seitens der Missionare, natürlich besonders wieder der protestantischen, bezeichnet. Es ist geradezu lächerlich, was für einen Tölpel die Phantasie dieser Herren

[1]) Vorher hat aber der Bischof gesagt, er „habe von Peking her die Erlaubnis gehabt".

[2]) Ich will nur nicht zu ausführlich werden, sonst würde ich aus meinem Schatz noch manches Alte und Neue derart gerade von katholischen Bischöfen hervorholen.

Kritiker sich konstruiert, um den protestantischen Missionar zu einem Gegenstande der Mißachtung zu machen. Wie viel Ärgernis durch ihr sittenloses Leben die unter fremden Völkern lebenden Europäer, und nicht bloß die ungebildeten, auch in China geben, wie wenig sie die fremden Sitten respektieren, z. B. bei Eisenbahnbauten u. dergl., wie selten sie sich die Sprache aneignen und in die chinesische Denkweise sich einzuleben bemühen, davon wird geschwiegen; aber der Missionar, der doch die Chinesen gewinnen will, der ihre Sprache spricht und der Jahrzehnte unter ihnen lebt, der muß ein solcher Narr sein, daß er förmlich darauf ausgeht, die Leute vor den Kopf zu stoßen. Gerade in China giebt es kaum einen anderen Gegenstand, mit welchem die protestantischen Missionare sich so eingehend beschäftigt haben und noch beschäftigen, als das schwere Sittenproblem. Auf den großen Missionskonferenzen in Schanghai, die die Einheit der protestantischen Mission in so überwältigender Weise repräsentieren, bildet es einen stehenden Gegenstand der Tagesordnung. Männer, wie unser erst jüngst in Tsingtau verstorbener D. Faber, der wie kaum ein anderer Europäer den Chinesen ein Chinese geworden war; Hudson Taylor, der geistgewaltige Gründer und Leiter der großen China Inland-Mission; Griffith John, neben Faber der hervorragendste chinesische Missionslitterat, sämtlich im chinesischen Missionsdienst ergraute Veteranen, haben die Arbeit eines langen Lebens an dieses Problem gesetzt und zu seiner gesunden Lösung viel mehr beigetragen als alle die deutschen Kritiker zusammengenommen, die jetzt als „hervorragende Kenner der chinesischen Verhältnisse" in den deutschen Zeitungen figurieren. Und was versteht das gute deutsche Publikum von diesem Problem! Ich dächte, was jetzt in China vorgeht, das zeigt der Welt, daß es auch chinesische Unsitten giebt. Wer das Neue Testament kennt, der weiß, daß es eine alte Anklage ist, das Evangelii Christi ändere die Sitten. Natürlich; es will an die Stelle der heidnischen Sitten die christliche Lebensordnung setzen. Dabei können ja Mißgriffe vorkommen, daß schonungs-, ja pflegewerte Sitten nicht immer mit der wünschenswerten pädagogischen Weisheit behandelt werden, daß man radikal vorgeht, wo man die neue christliche Sitte in den natürlichen Wildling einpflanzen sollte. Aber die wilde Kritik, mit der wir es jetzt zu thun haben, hat gar kein Verständnis für das große missionarische Problem, das hier vorliegt. Die Beschuldigung ist wieder ganz allgemein gehalten. Nirgends habe ich eine Angabe der Sitten gefunden, welche „besonders die protestantischen Missionare" verletzt haben sollen. Vermutlich hat man, wenn überhaupt an etwas bestimmtes, an den Ahnendienst gedacht, der in ähnlicher

Weise die praktische Religion der Chinesen ist wie die Kaste die der Hindu. Freilich mir ist sehr zweifelhaft, ob es unter den Zeitungslesern und, mit Verlaub zu sagen, auch unter den Zeitungsschreibern viele giebt, welche klar wissen, was der chinesische Ahnendienst ist. Selbstverständlich muß man das aber zuerst wissen, ehe man beurteilen kann, wie sich die christliche Mission zu ihm stellen muß. Ich kann mich jetzt auf die Sache selbst nicht einlassen und muß mich begnügen, auf meine „Evangelische Missionslehre" zu verweisen, die in Kap. 34 sub Nr. 4 diesen Gegenstand speziell behandelt. Darüber kann kein Zweifel sein, daß der Ahnendienst ein Stück Heidentum und sogar krassen Heidentums ist und deshalb nicht in das Christentum herübergenommen werden darf. Von den Christen wird gefordert, daß sie ihn aufgeben, die Heiden belehrt man über seine Unverträglichkeit mit geläuterten religiösen Anschauungen, enthält sich aber, soweit meine Kenntnis reicht, jeder verletzenden Polemik. Es mögen ja Ausnahmen vorkommen, aber das meiste, was in dieser Beziehung den Missionaren vorgeworfen wird, beruht auf verleumderischer Karikierung. Und wenn es aus chinesischer Quelle stammt, so ist es in der Regel *Lüge*. Zuletzt müßte man auch glauben, daß die Missionare den in ihren Hospitälern getöteten Kranken die Augen ausstechen und aus ihnen und anderen edlen Organen Zauberarzneien bereiten, daß sie die Brunnen vergiften und was dergleichen unsinnige Schändlichkeiten mehr sind. *Wo immer das Christentum dem Heidentum gegenüber getreten ist, hat es Kampf, hat es auch Verfolgungen gegeben und es wäre nur wunderlich, wenn das in China nicht auch der Fall wäre.* Aber das Bild von der Störung des „mustergiltigen" Friedens in dem heidnischen China durch die Mission ist ein Zerrbild. Wenn z. B. bei den erzwungenen Eisenbahnbauten und sonstigen industriellen Unternehmungen Gräber zerstört worden sind, überhaupt chinesische Geomantie mißachtet wird, so bringt diese Verletzung der heidnischen „Sitte" die Chinesen *viel mehr auf* als selbst eine Polemik der Missionare, die doch immer nur in Worten, nicht in Zerstörungen besteht. Da werden Bahnen aufgerissen, Strafexpeditionen folgen und das so gereizte Volk fällt dann in seinem Grimm über die Missionare und über die Christen her, die es erreichen kann und an denen es glaubt, seine Wut ungestraft auslassen zu können. Aber wenn bei diesen Bauten ꝛc. die chinesischen „Sitten" verletzt werden, dann heißt es: Die Civilisation hat ein Recht, rücksichtslos gegen den heidnischen Aberglauben zu handeln.

Als *dritter* Grund für die Schuld der Mission an dem großen Blutbad gilt der, daß die Volkswut sich doch zuerst und vornehmlich gegen

die Missionare und die eingeborenen Christen gekehrt habe. Aber warum hat sich denn der Mord nicht auf sie beschränkt? Warum hat man es denn gerade auf die Gesandten abgesehen gehabt? Ergiebt sich daraus etwa der Schluß, daß diese die Schuld haben? Im „Holsteinischen Kourier" erzählt ein dänischer Kaufmann, daß er 34 Jahre in Peking gelebt und nicht belästigt worden sei. Während dieser 34 Jahre sind gerade die protestantischen Missionare, die er anklagt, in Peking auch nicht belästigt worden. Der Mann scheint aber nicht gesehen zu haben, wie viel Reibereien mit den katholischen es in dieser Zeit in Peking gegeben hat. Wenn im Innern meist Missionare und zwar unterschiedslos bei den häufigen Unruhen zu leiden gehabt, so liegt das darin, daß sie als die am weitesten vom europäischen Schutze entfernten Repräsentanten der Fremden den Angriffen des chinesischen Pöbels am ausgesetztesten sind. Übrigens werden z. B. Ingenieure genug belästigt, die im Innern Chinas beschäftigt sind. Sehr selten als Vertreter des Christentums, sondern weil sie Ausländer sind, werden die Missionare gehaßt und verfolgt und wenn die eingeborenen Christen diesem Hasse auch verfallen, was keineswegs immer der Fall gewesen ist, so geschieht es, weil sie als Anhänger der Fremden gelten und, wenn sie katholisch sind, weil sie eine Art Staat im Staate bilden und von den katholischen Missionaren nur zu oft unter die konsulare Gerichtsbarkeit gestellt werden. Und hier liegt einer der wundesten Punkte nicht der, sondern der katholischen Mission und wenn von einer Schuld der Mission gesprochen werden kann, so müßte der Wahrheit gemäß stets gesagt werden: „Besonders der katholischen."

Es geht jetzt folgendes — wirkliches oder angebliches — Urteil des ermordeten deutschen Gesandten von Ketteler durch die Presse:

Die „Pall Mall Gazette" veröffentlicht eine Zuschrift, in der Unterhaltungen des Einsenders mit Frhn. v. Ketteler aus früheren Jahren mitgeteilt werden. Es hatten schon damals Massenmorde in China stattgefunden, und Baron v. Ketteler machte dafür die Art verantwortlich, wie der Konsularschutz und die Protektion der Missionare ungeeigneten eingeborenen Elementen gewährt wird. Er äußerte: Unbescholtene Eingeborene oder solche, die zu der besseren Klasse gehören, kommen nur wenig mit den Missionaren in Berührung. Es ist der soziale Paria oder der Verbrecher, der sich an den Fremden wendet, um seine Protektion zu erlangen, für die er manchmal eine direkte Geldbezahlung zu machen hat, wie in der Türkei und Marokko, wo die Unterbeamten der Gesandtschaften und Konsulate mit ihren Verbündeten, den Wucherern, vor noch nicht langer Zeit ein blühendes Geschäft betrieben. Wenn der Eingeborene nichts hat, was er als Bezahlung für Protektion anbieten könnte, dann wendet er sich an den Missionar und affektiert großen Eifer für die

Religion und schließlich, wenn er sich das Vertrauen des Missionars verschafft hat, enthüllt er ihm eine Schmerzensgeschichte und zeigt ihm, wie seine Landsleute ihm mißtrauen und ihn verabscheuen infolge seiner Abtrünnigkeit, wie sie alle konspirieren, um ihn auf irgend eine falsche Beschuldigung hin vor ein Landesgericht zu ziehen, wie er dann von dem grausamen ungerechten Richter ins Gefängnis geworfen werden wird, wo er Schläge und sogar Martern zu leiden haben wird. Durch solche Geschichten läßt sich der Missionar nur zu leicht bewegen, den unwürdigsten Betrügern seine Sympathie und Unterstützung zu geben, besonders da er weiß, daß in Wirklichkeit die Gerechtigkeit der Landesgerichte häufig eine Illusion ist. Der schlimmste hiermit verbundene Umstand, sagte Baron v. Ketteler, ist in China, daß es im allgemeinen gerade der unehrliche Schuldner und besonders der treulose Verwalter von ihm anvertrauten Geldern ist, in dem plötzlich die Überzeugung von der Schönheit und dem Wert der christlichen Religion erwacht. Auf diese Weise sind oft Landgüter und anderes Eigentum von beträchtlichem Wert der chinesischen Jurisdiktion entzogen und unter die Konsulargerichte gebracht und es ist unvermeidlich, daß der Unwille des Volkes, der dadurch hervorgerufen wird, eine schwere Gefahr bildet. — Der englische Einsender seinerseits bemerkt: Der Schreiber dieser Zeilen verwahrt sich gegen irgend welchen Verdacht, daß er oder der Baron v. Ketteler beabsichtigt hätten, den Missionaren Unehrlichkeit vorzuwerfen. Nein, diese sind im allgemeinen vortreffliche und uninteressierte Leute und oft die besten Menschen von der Welt. Ich will nur darauf hinweisen, was die unvermeidlichen Folgen ihrer Propaganda in orientalischen Ländern sein müssen, und ich gestehe, daß mein Vertrauen in zum Christentum bekehrte Eingeborene nur sehr mäßig ist.

Dieses Urteil enthält ja reichliche Karikaturen, auf die ich aber nicht noch einmal eingehe, da sie bereits durch früher Bemerktes genügend beleuchtet worden sind, aber — mit der Beschränkung auf die katholische Mission, mit der jedenfalls der katholische Herr v. Ketteler bekannter war als mit der evangelischen, mit welcher er wenigstens offiziell bis zur Gründung der deutschen evangelischen Mission in Kiautschau niemals etwas zu thun gehabt hat, enthält es leider eine bittere Wahrheit. Es kann nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden, wie sich die katholische Mission in China traditionell unter dem Schutze der französischen Konsulate bis hinauf zum Gesandten in die Streithändel der Chinesen bezw. in die chinesische Gerichtsbarkeit mischt. Es ekelt uns an, aus den Hunderten von Einzelgeschichten, die zum Beweis vorhanden sind, auch nur einige herauszugreifen, weil man sich ihrer schämt und weil sie in ihrer Erbärmlichkeit auch so kleinlich sind. Als der rheinische Missionar Maus, der aus 13jähriger Erfahrung in China diese Sache kennt, jüngst in mehreren Vorträgen solche protokollarisch gesicherten Beispiele mitteilte, fertigte sie das katholische „Wupperthaler Volksblatt“ mit der Bemerkung ab, das seien „Mätzchen“, auf die sie nicht eingehen werden. Nun diese

„Mätzchen laufen“ etwa auf folgendes hinaus: Wo Streithändel entstanden sind und leider oft genug auch wo für bürgerliche Vergehungen, ja für Verbrechen Strafe gefürchtet wird, gehen weniger die Priester, als ihre chinesischen Gehilfen zu den Leuten und sagen: Laßt euch in die katholischen Listen einschreiben, dann gehört ihr zu uns und unser Priester führt eure Sache vor Gericht; wir garantieren euch, daß ihr frei kommt, *denn die französische Macht steht hinter uns* ꝛc., und weil diese Hilfe der katholischen Missionare bekannt ist, kommen die Leute auch von selbst. Durch diese gerichtliche Intervention zieht die katholische Mission Mengen von prozeßsüchtigen, bürgerlich bescholtenen und sonstigen zweifelhaften Subjekten an sich, mit deren Hilfe sie dann auch oft genug zu den schlimmsten Gewaltthaten schreitet. Man giebt den Leuten sogar Waffen und es ist noch nicht lange her, daß ein katholischer Pater den rheinischen Missionar Zahn an der Spitze einer solchen Bande mißhandelt hat, ein Vergehen, für das er wenigstens versetzt worden ist. Ein Schrei der Erbitterung über diese Anmaßung geht durch ganz China von Kanton bis zur Mantschurei,[1]) und die Mandarinen ballen die Fäuste gegen diese Einmischung in ihre Funktionen, wie sie sie ballten gegen Bischof Anzer, als dieser nach seinem eigenen, ganz im französischen Bulletinstil geschriebenen Artikel so provokatorisch sich in Jentschoufu eindrängte. Diese „Mätzchen“ sind *unwiderlegliche Thatsache*; es giebt — wir nehmen das gern an — viele katholische Priester, die sie nicht mitmachen, aber sie gehören zu dem katholischen *Missionssystem*, das unsere verblendete Presse als „praktisch, politisch und klug“ dem evangelischen Missionsbetriebe vorzieht.

Nun ist es ja auch vorgekommen, daß protestantische Missionare bei manchen Ungerechtigkeiten und Schurigeleien der chinesischen Gerichte sich an ihre Konsuln um Schutz gewendet haben; aber von einem selbstherrlichen Eingriff in die chinesische Gerichtsbarkeit ihrerseits ist mir kein Fall bekannt, und ich fordere die Verkläger der protestantischen Mission auf solche Fälle namhaft zu machen, wenn sie welche wissen. Wie *grundsätzlich* die evangelische Mission diese unwürdige Art der Proselytierung verabscheut, dafür ist folgende *Thatsache* wieder der Beweis. Die katholische Mission hat es durchgesetzt, daß ihren Arbeitern in China ein chinesischer Rang gegeben worden ist, um das vom chinesischen Ceremoniell erforderte Recht zu haben, direkt mit den chinesischen Beamten zu verhandeln und so in die Rechtspflege eingreifen zu können; die chinesische

[1]) A. M.-Z. 1898, 345, 415: „Einige Blicke in die katholische Missionspraxis in China.“

Regierung hat dann den protestantischen Missionaren dieselbe Vergünstigung freiwillig angeboten und fast einstimmig haben sie sie abgelehnt, weil sie selbst den Schein vermeiden wollten, als protegiere die christliche Mission irgend eine Ungerechtigkeit, begünstige die Aufnahme von zweifelhaften Subjekten in die christliche Kirche und menge sich in die bürgerlichen und politischen Angelegenheiten des chinesischen Reiches. Vielleicht hält man diese Ablehnung nicht für klug; aber die Anklage sollte sie ein für allemal zerstören, daß die protestantische Mission mit den unwürdigen Missionsmitteln Gemeinschaft habe, welche die katholische anwendet, und durch die sie ebenso die Chinesen verbittert wie das Christentum und mit ihm die ganze christliche Mission in Verruf bringt.

Aber endlich die Hauptsache. Zu meiner Genugthuung spielt unter den Gründen für den Anteil der Mission an der jetzigen chinesischen Katastrophe die Beschuldigung keine Rolle, daß die Protestanten sie herbeigeführt hätten durch Einmischung in die große Politik. Zwar werden ein paar mal die „amerikanischen" Missionare, wie wir schon gehört, als „politische Agenten" bezeichnet, aber da gerade Amerika an der politischen Aktion der europäischen Mächte, speziell an den Landerwerbungen derselben in China, nicht beteiligt gewesen ist, so widerlegt sich dieser, gegen amerikanische Missionare bis jetzt überhaupt nicht erhobene Vorwurf von selbst.

Aber wie steht es mit diesem Vorwurf bei der katholischen Mission? Merkwürdigerweise ist es nur ein kleiner Teil der in Rede stehenden Preßorgane, welcher auf diese Frage eingeht. Entweder wird sie gar nicht berührt, oder sie wird sofort verallgemeinert und die Mission in Anklagestand versetzt; nur wenige nehmen kein Blatt vor den Mund. Diese auffallende Thatsache ist ja leicht begreiflich; man schont eben die Katholiken aus sehr durchsichtigen Gründen, und was seitens ihrer Mission jüngst in Politik gemacht worden ist, das ist ein heikles Ding, denn es steht diesmal im Zusammenhange mit der deutschen politischen Aktion.

Hätte ein protestantischer und gar ein englischer Missionsoberer gethan, was Bischof Anzer gethan hat und wäre darauf gefolgt, was auf Bischofs Anzers politische Thätigkeit gefolgt ist, unter welches furchtbare Gericht der öffentlichen Meinung wäre dann die evangelische Mission gefallen. Aber bei der katholischen heißt es: ja Bauer, das ist ganz was anderes.

Lassen wir die traditionelle Verbindung der katholischen Mission mit der französischen Politik ganz beiseite, ich habe oft und ausführlich genug

über sie gesprochen — was hat Bischof Anzer gethan? Es ist ja bekannt genug, aber man scheint kein Gedächtnis zu haben, um es zu behalten, oder keine Augen, um es überhaupt zu sehen. Die „Kölnische Volkszeitung", der es doch ein wenig schwül geworden zu sein scheint, hat uns jetzt, offenbar aus der Feder des Bischofs selbst, die betreffenden Vorgänge dargelegt, vermutlich ganz korrekt. Es ist nun ganz gleichgiltig, ob dem Bischof das deutsche Protektoriat über die deutsche katholische Mission in China angetragen worden ist oder ob er es erbeten hat, und ganz gleichgiltig, ob er als „Privatmann" oder als Bischof den Rat gegeben hat, das in seiner Missionsprovinz liegende Kiautschau zu besetzen. Es ist ferner ganz gleichgiltig, ob sich Deutschland schon längst mit dem Plane einer Landbesitzergreifung in Ostasien getragen, und die bekannte Ermordung der beiden katholischen Missionare nur die erwünschte Gelegenheit bot, diesen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen; — folgende brutale Thatsachen werden durch das alles nicht aus der Welt geschafft:

1. Bischof Anzer ist viel in Berlin gewesen und hat es viel mehr für seine Missionsaufgabe gehalten, das deutsche Reich für die katholische Mission zu engagieren, als in seiner Diözese mit evangelischen Mitteln das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, auszubreiten.[1])

[1]) Ich habe schon früher einmal Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß der fast beständig auf europäischen Reisen befindliche Bischof selbst von katholischen Blättern sich hat daran erinnern lassen müssen, er solle doch endlich in seiner Missionsdiözese bleiben. Jetzt schreibt die „Bayrische Landeszeitung":

„Der chinesische Bischof von Anzer, ein Oberpfälzer von Geburt und im Kloster Metten erzogen, hat eine gute Nase, denn so oft im Reiche der Mitte die Eingeborenen revolutionieren und Mord und Todschlag übers Land verbreiten, befindet sich Se. Gnaden in Europa und weilt weit vom Ziel, also auch sicher vor dem Schuß. Soeben hält sich der Herr Bischof wieder bei uns zu Besuch auf, und er scheint's gar nicht eilig zu haben zu seinen Missionären und Bekehrten zurückzukommen, denn es verlautet nicht das Geringste davon, daß er seine Heimreise beschleunigen wolle. Während die Christen in China unter der Mordwaffe einer fanatischen Menge verbluten, während ihnen der rote Hahn aufs Dach gesetzt wird, pflegt Se. bischöfliche Gnaden im sicheren Europa der Erholung von den Strapazen der — fortwährenden Hin- und Herreise zwischen Europa und Asien. Zur Zeit weilt Bischof Anzer in München, ist aber dort für keinen Menschen, am allerwenigsten aber für einen Zeitungsmenschen zu sprechen, wie ein Centrumsblatt, das wahrscheinlich ein Interview (Unterredung) versuchte, etwas bitter verkündet. Und der Herr Bischof hat auch ganz recht, daß er sich die wißbegierigen Zeitungsschreiber vom Leibe hält, könnte ihn doch einer mit der Frage in Verlegenheit bringen, warum denn Se. Gnaden sorglos in Europien herumgondeln, wo seine Missionen seiner doch so sehr bedürfen."

2. Der Bischof Anzer hat im Berliner Auswärtigen Amt die „unzweideutige" Erklärung abgegeben, „daß die deutsche Festsetzung in Kiautschau eine Lebensfrage sei, nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen (natürlich katholischen) Mission". Herr von Bülow hat das im deutschen Reichstage offiziell ausgesprochen und — allerdings „seiner Empfindungsweise" nicht sehr sympathisch — diese Erklärung des katholischen Bischofs als Motivierung der Besitznahme von Kiautschau mit benutzt.[1]) O wäre es doch nie geschehen!!

3. Schrieb die „Germania":

„Es darf bei der Beurteilung auch der jetzigen Position Deutschlands in China nicht außer acht gelassen werden, daß unser erster und stärkster Rechtstitel für die Besetzung von Kiautschau die Sühne für die Ermordung der Missionare und der Schutz der unter dem Protektorat Deutschlands stehenden Missionen ist" ... „Wir haben stets betont, daß wir doch wieder in den Vorgehen Deutschlands auf Grund seines Protektorats über die katholischen Missionen den eigentlichen Rechtsboden für die ostasiatische Aktion erblicken."

4. Als nach der Besetzung von Kiautschau eine neue Katholikenverfolgung in der Diözese Anzers ausbrach, hat der Bischof seine frühere „unzweideutige" Erklärung geradezu auf den Kopf gestellt und behauptet: vor der Besetzung habe sich die katholische Mission im blühenden Zustande befunden, nach derselben sei sie zerstört worden, weil man ihr die Schuld für Kiautschau ꝛc. zugemessen.[2]) Er schreibt:

„Vor der Besetzung von Kiautschau erfreute sich die Mission beim Volke ebenso wie bei der Regierung des besten Rufes. . Anders wurde die Sache nach der Besetzung von Kiautschau. . Vor der Besetzung waren die Unruhen doch immer nur lokaler Natur und meist rasch beigelegt. . Waren die Gemeinden gegründet, so trat gewöhnlich Ruhe und friedliches Zusammenleben ein, der Missionar war von den Christen geliebt, von den Heiden geachtet, mit den Mandarinen sogar vielfach befreundet. Selbst der Mord der beiden Missionare war nur ein vereinzelter Racheakt vereinzelter Sektenführer. ...

Nun kam, wie sich vorher sehen ließ, die neue Verfolgung; da schreibt der Mann der „unzweideutigen" Erklärungen:

„Der erste und bedeutendste Grund der Verfolgung war die Besetzung von Kiautschau. Daß darauf eine Reaktion einsetzen mußte, war vorauszusehen, denn die Wunde, die Kiautschau geschlagen, war noch lange nicht ausgeblutet. Port Arthur, Weihaiwei, die demütigenden Zeitungsprojekte von einer bevorstehenden Teilung

[1]) Vergl. meinen Aufsatz: „Mission und Politik in China." (A. M.-Z. 1898, 207.)

[2]) Vergl. meinen Aufsatz: „Die neuen Katholiken-Verfolgungen in Südschantung." (A. M.-Z. 1900, 97.)

Chinas, das alles datierte von Kiautschau. . . Die gebildeten Chinesen und namentlich die Mandarinen empfinden diese Schmach aufs tiefste und sinnen, wie das selbstverständlich ist, auf geeignete Gelegenheit zur Rache. . . Weil die Missionare ermordet wurden, sagte mir der Gouverneur von Schantung, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschau und alles, was darauf folgte. Du hast die Deutschen gerufen . . ihr seid schuld an allem." Und dasselbe erfuhr der Bischof von Li Hung Tschang.

Sofort kam Herr Anzer wieder nach Berlin. Er wollte wieder die deutsche Macht mobil machen für die katholische Mission, nur diesmal unter einer anderen Motivierung. Nämlich: „Ihr verdankt uns Kiautschau, jetzt leiden wir um des politischen Dienstes willen, den ich euch erwiesen — also helft. Vorher war es gar nicht schlimm; da war die Fortsetzung der Mission nicht bedroht, aber jetzt ist es ernst." Mittlerweile war die Katastrophe eingetreten und — nun war Herr Anzer wieder der Held des Tages, der Prophet, der alles vorausgesehen. Nota bene auch andere Leute, auch protestantische Missionare hatten gewarnt genug. Wenn aber Herr Anzer, der große Prophet war, warum hat er und wesentlich er die Besetzung von Kiautschau mit solchen Eifer betrieben? Wollte er denn die Mission geradezu ruinieren und die Katastrophe herbeiführen? Nein, das wollte er nicht; der furchtbare Ausbruch ist auch ihm überraschend gekommen. Der politisch rechnende Bischof hat sich verrechnet gehabt; er hat das Schwert gerufen und nicht geglaubt, daß wer das Schwert nimmt, durchs Schwert umkommen soll.

Ich hätte nun noch eine ganze Reihe kleinerer Thatsachen über das herrische Wesen des Bischofs in China, wie er sich nicht bloß als chinesischer, sondern auch als deutscher Großmandarin geriert, wie er bei der Absetzung von chinesischen Beamten ausschlaggebend mitgewirkt, wie er Strafgelder festgesetzt hat ꝛc., aber ich lasse das. Wenn es überhaupt Beweise giebt, so liegt hier der Beweis vor, daß der Bischof Anzer gethan hat, was ein Diener Christi nicht thun soll, daß er in ganz hervorragender Weise ein politischer Agent gewesen, und die politische Macht in den Dienst des Reiches gestellt hat, das nicht von dieser Welt ist.[1]) Und angesichts dieser Thatsache sagt man doch noch immer „besonders die protestan-

[1]) Auch der katholische Missionar Erlemann sagte nach Angabe der „Germania" bei der Begrüßung des Prinzen Heinrich in Kiautschau: „Die Erfahrung habe gelehrt, daß immer nur da, wo die weltlichen Gewalten den Glaubensboten ihren starken Arm liehen, ein durchgreifender Schritt zur Christianisierung eines Volkes hätte gemacht werden können."

tischen Missionare" sind schuld? Ist es denn wirklich unmöglich, dem deutschen Publikum die Augen zu öffnen.

Doch nun genug. Gott schaffe dem schrecklichen Elend in China bald ein Ende. Und so gerechtfertigt jetzt auch das strengste strafgewaltige Einschreiten der abendländischen Mächte ist, mögen sie nicht vergessen, daß sie die Kulturmächte und daß sie christliche Mächte sind damit ihr Gericht nicht, barbarische Schandthaten barbarisch vergelte.

Nachschrift.

Dieser Aufsatz wird in etwas erweiterter Gestalt als Broschüre herausgegeben werden. Der Preis ist auf 25—30 Pfg. bestimmt. Um Verbreitung bitte ich auch die Leser dieser Zeitschrift. Bestellungen werden am schnellsten durch den Verleger dieser Zeitschrift expediert.

Eine Beilage wird die Broschüre erhalten. Das geht so zu. Auf Anregung einer hochgestellten Persönlichkeit beauftragte mich die Redaktion der „Woche" mit der Einsendung eines Artikels für dieselbe über die christlichen Missionen in China, der so und so lang sein sollte. Gern lieferte ich diese Arbeit und sandte sie möglichst schnell, schon am 17. Juli ab. Nach 8 Tagen, am 25. Juli, erhalte ich sie wieder zurück mit folgendem Schreiben:

„Zu unserem größten Bedauern sehen wir uns genötigt, Ihnen den Aufsatz wieder zurückzugeben. Wir haben an eine rein objektive Darstellung der Missionsthätigkeit in China gedacht. Es ist nämlich unsere Prinzip, möglichst jede Polemik von unserem Blatte fernzuhalten. Ihr Artikel enthält aber zu scharfe Angriffe gegen die katholische Mission, als daß ein Blatt ihn zum Abdruck bringen könnte, das eine sehr große Anzahl von Katholiken zu seinen festen Lesern zählt."

Ich gebe darum in der Broschüre den zurückgewiesenen Artikel im wörtlichen Abdruck, damit sich die Leser überzeugen, daß die „zu scharfen Angriffe" in der Mitteilung von Thatsachen bestehen, die bei der Charakteristik der katholischen Mission in China nicht entbehrt werden können. Herr v. Brandt hatte in der „Woche" die evangelische Mission in China ohne Grund und Gründe angegriffen; die Antwort von den Angriff ist abgelehnt worden. Das ist auch eine Thatsache, die wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben.

Die C. M. S. in Indien und ihre Wechselbeziehungen zu der anglo-indischen Kolonialpolitik.

Von Paul Richter-Werleshausen.

(Schluß.)

Das bedeutendste Ereignis während der Gouverneurschaft von Dalhouste war aber die Annektierung des Pandschab. Durch 2 Kriege 1845 und 1849 nahmen die Engländer den kriegerischen Sikhs das Gebiet ab. Aber schwieriger als die Eroberung schien das Festhalten und die Pacifizierung des Landes. In glänzender Weise wurde diese Aufgabe von John und Henry Lawrence und ihren Mitarbeitern gelöst. Das waren eben jene Männer, die in der Schule von Tomason groß geworden waren. Sie stehen in der Geschichte Indiens ganz einzig da als eine Schar von Administratoren und Offizieren, die ihr Werk als entschiedene Christen anfaßten und auch energisch für die Evangelisierung des Landes eintraten. Ängstliche Gemüter sahen in solcher ausgesprochen christlichen Position gleich wieder eine Provokation des mohammedanischen Fanatismus und prophezeiten das Schlimmste. Aber das Gegenteil geschah. In überraschend schneller Frist wurde das unruhige Land pacifiziert. Das unparteiische und wohlwollende Regiment söhnte die Sikhs schnell mit der englischen Herrschaft aus. An die Stelle der Jahrhunderte lang ungeordneten Verhältnisse traten Ordnung und Ruhe; die kriegerischen Kasten wurden entwaffnet; ein einfaches, wohlfeiles und gerechtes Gerichts, verfahren eingeführt; allem rechtmäßigen Eigentum fester Schutz zugesichert= die Landtaxe in billiger Weise reguliert; Handels-, Religions- und Redefreiheit gewährleistet, Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes in Bewegung gesetzt u. s. w. Und der Erfolg? Als 8 Jahre später der furchtbare Söldneraufstand ausbrach und sich wie ein Lauffeuer über Nordindien verbreitete, blieb allein das Pandschab ruhig; ja noch mehr, einborene Sikhregimenter halfen den Aufstand niederschlagen und retteten so die englische Suprematie in Indien: die glänzendste Rechtfertigung für die Verwaltung der beiden Lawrences. Was aber die Hervorkehrung ihres christlichen Standpunktes betrifft, so erklärte ein Eingeborener, wenn alle Christen so wären, so gäbe es in Indien bald keine Hindus und Mohammedaner mehr.

In großem Stil wurden von diesen Männern Missionsunternehmungen befördert. Gleich nach der Besetzung des Pandschab bildete sich eine Hilfsgesellschaft für die C. M. S., an deren Spitze H. Lawrene und B. Montgomery standen.

Schatzmeister wurde W. Martin, der selbst sofort 20000 Mk. zeichnete. In Kürze waren 60000 Mk. zusammen. Die C. M. S. leistete der an sie gerichteten Einladung gern folge. Amritsar wurde die erste Station. Die Offiziere kamen für den Bau des Missionshauses, der Kirche und der Schule auf. Zum Gedächtnis an die edle Gattin von H. Lawrence wurde 1856 die Lady Lawrence School, die erste höhere Mädchenschule in Pandschab, eröffnet, die Kosten von 22000 Mk. wurden von Freunden aufgebracht. Auch an anderen Orten veranlaßten christliche Offiziere die Gründung von Missionsstationen. Interessant war die Besetzung des fanatischen Peschawar. Als W. Martin[1]) dem dortigen Befehlshaber Mackeson die Gründung einer Missionsstation dort antrug, antwortete dieser: „Nimmermehr, so lange ich etwas zu sagen habe! Wollt ihr, daß wir allesamt ermordet werden?" Einige Monate darauf wurde er nichtsdestoweniger ermordet. Sein Nachfolger Herbert Edwardes ging mit Freuden auf Martins erneutes Gesuch ein. Er erklärte: „Wir dürfen gewiß sein, daß wir viel sicherer sind, wenn wir unsere Pflicht thun, als wenn wir sie nicht thun. Und der, welcher uns hierher gebracht hat, wird uns auch schützen und segnen, wenn wir schlichthin auf seinen Willen vertrauen und seinen Willen thun." Auch hier brachten die englischen Beamten gleich 60000 Mk. auf, worunter abermalige 20000 Mk. von Martin waren. Außerdem verpflichtete man sich zur Tragung aller Unterhaltungskosten, abgesehen vom Missionarsgehalt. Martin trat sogar aus dem Heere aus und that fortan einfache Missionsdienste. Einige Jahre später rief Regin. Taylor, der Administrator des Deratschat, des öden Landstreifens zwischen Indus und Solimangebirge, die C. M. S. dorthin; er gab zu dieser Mission eine einmalige Summe von 20000 Mk. und versprach außerdem einen jährlichen Beitrag in gleicher Höhe. B. Montgomery sagte für 3 dort zu gründende Stationen je 2000 Mk. zu. Missionar French wurde mit der Gründung dieser Mission beauftragt. 1862 ersuchte ein neuer, von 30000 Mk. begleiteter Appell der höchsten Beamten des Pandschab die C. M. S. um den Beginn einer Mission in Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir. Dr. Emslie wurde dort stationiert. — Als in demselben Jahre die in Pandschab arbeitenden Missionare zu einer Konferenz in Lahore zusammenkamen, erhielt diese ihr Gepräge durch die zahlreichen hochgestellten Laien. Mc. Leod, der damalige Administrator, präsidierte, er und mancher andere Beamte hielten treffliche Ansprachen.

Wir sind mit der Schilderung dieser Missionsunternehmungen im Pandschab zeitlich schon über das Ereignis hinausgekommen, das die neuere Geschichte Indiens in zwei Hälften teilt, den Söldneraufstand von 1857/58. Für eine Weile schwebte durch denselben die ganze britische Herrschaft in Indien in der höchsten Gefahr, sie wurde, wie schon bemerkt, nur durch die christlichen Machthaber des Pandschab gerettet. Aber was war die Ursache des Aufstandes gewesen? Natürlich fehlte es wieder nicht an solchen, welche die christliche Mission mit dem durch ihre Thätigkeit erregten heidnischen Fanatismus verantwortlich machen wollten.

[1]) W. Martin hat durch seine Generosität auch die Mission der Brüdergemeine in Tibet ermöglicht.

Geradezu lächerlich war die Anklage gegen den damaligen Generalgouverneur Canning, er habe dadurch, daß er für Missionszwecke Beiträge geleistet habe, das Mißtrauen der Eingeborenen erweckt. Dabei hatte Canning für die Mission als solche keinen Pfennig gegeben, sondern nur an die britische Bibelgesellschaft und an Missionsschulen, weil diese Institutionen auch allgemeinere — sprachliche und erzieherische — Zwecke verfolgten, Beiträge geleistet. Thut nichts, der Jude wird verbrannt! Befremdlicherweise ließ sich aber Canning durch solche Anklagen einschüchtern. Er lehnte sogar — um nicht den berühmten Fanatismus der Eingeborenen wieder zu erregen! — die Beteiligung an dem von Bischof Wilson veranstalteten allgemeinen Dankgottesdienst ab. Das Anerbieten eingeborener Christen, z. B. von 10000 christlichen Kols, die zur Unterdrückung des Aufstandes ihre Hilfe anboten, wies er schroff zurück.

Den thatsächlichen Grund des Aufstandes bildete unzweifelhaft die schon längst vorhandene Unzufriedenheit der Eingeborenen mit der britischen Fremdherrschaft, die durch die von Marquis von Dalhousie vorgenommene Entthronung mehrerer Radschas, besonders des Königs von Audh, gesteigert war. Die äußere Veranlassung war geringfügig und ist nur durch den äußerst bigotten Charakter der Hindus und Mohammedaner zu erklären. Es hieß nämlich, die in der Armee eingeführten neuen Patronen seien mit Rindertalg bezw. Schweinefett präpariert. An dem Rindertalg nehmen die Hindus, deren heiliges Tier die Kuh ist, Ärgernis, an dem Schweinefett die Mohammedaner, denen das Schwein ein Greuel ist.

In England hatte der Aufstand nach verschiedenen Seiten hin bedeutsame Nachwirkungen. In christlichen Kreisen diente er dazu, daß man sich der großen Verantwortlichkeit gegenüber diesen vielen Millionen heidnischer Unterthanen lebendiger bewußt wurde. Die indischen Missionen erlebten infolgedessen einen großen Aufschwung. Als bleibendes Gedächtnis an den Aufstand wurde die interdenominationelle Christian Vernacular Education Society gestiftet. Die Frauenmission empfing einen kräftigen Anstoß. Bei beiden Unternehmungen nahm H. Venn, der Sekretär der C. M. S., eine leitende Stellung ein.

Wichtiger war, daß der Aufstand den Sturz der indischen Kompanie zur Folge hatte. Indien wurde unter die unmittelbare Herrschaft der Königin von England gestellt. Was sollte aber die unter dem neuen Regiment zu befolgende Politik sein? Strikte Neutralität in Religionssachen war bisher die Richtschnur gewesen; thatsächlich bestand diese Neutralität jedoch auf Schritt und Tritt in Verleugnung ihres christlichen Charakters durch die Regierung, in Bevorzugung des Heidentums und Zurücksetzung der eingeborenen Christen. Die Brahmanen wurden verhätschelt, auf ihre Kasten- und sonstige Vorurteile die peinlichste Rücksicht

genommen, und zwar nur zu oft auf Kosten der Christen.[1]) Nachdrücklich forderten jetzt die christlichen Kreise Englands, voran die Missionen, ein Abgehen von dieser Politik. Wertvolle Unterstützung erhielten diese Bestrebungen dadurch, daß John Lawrence, der ehemalige Lieutenant governor des Pandschab, und Herb. Edwardes, der Befehlshaber von Peschawar, gerade um diese Zeit in England weilten und sich in den Dienst der guten Sache stellten. Ersterer erklärte bezüglich einer christlichen Politik in Indien: „Es ist nicht möglich, daß wir westländische Bildung nach Indien bringen, ohne das dortige Heidentum zu entwurzeln. Haben wir aber ein Recht, ihnen ihren alten Glauben zu nehmen, so haben wir auch die Pflicht, ihnen Gelegenheit zu bieten, sich die Kenntnis von dem rechten Glauben zu verschaffen. Das ist die rechte Politik nicht nur für uns als Christen, sondern auch als Staatsmänner. Dabei wollen wir natürlich keine Gewissenszwang ausüben noch den freien Willen unserer Unterthanen vergewaltigen.“ Noch schöner ist ein anderes von J. Lawrence damals gesprochenes Wort: „Christliche Angelegenheiten in christlicher Weise gethan, werden den Heiden keinen Anstoß geben. Nur wenn unchristliche Dinge im Namen des Christentums gethan, oder wenn christliche Dinge in unchristlicher Weise gethan werden, könnte Gefahr entstehen.“ Vollends trat Edwardes mit ganzer Entschiedenheit für eine christliche Politik in die Schranken. Auf einem großen Meeting der C. M. S. führte er unter begeistertem Beifall aus, wie der Aufstand ihnen einesteils eine Warnung, andernteils aber auch eine Ermutigung sein solle. Es sei nicht die Sprache des Fanatikers, die fordere: verchristlicht eure Politik! sondern die Stimme der gesunden Vernunft, der Erfahrung. Die christliche Politik sei die einzige Politik, welche die Hoffnung für die Zukunft habe.

Indessen schien die neue Regierung in den alten Bahnen weiter wandeln zu wollen. Sie schickte einen Erlaß des Inhalts nach Indien hinaus:

„Die Regierung will bei der alten Politik vollkommener Neutralität in Religionsangelegenheiten verharren und warnt alle in öffentlichen Ämtern befindlichen Personen ernstlich, durch ihr Verhalten auch nur den geringsten Schein von Verdacht zu erwecken, als ob diese Politik geändert sei. Es ist gefährlich, daß Männer in amtlichen Stellungen privatim etwas unternehmen, was sie offiziell desavouieren

[1]) Eine rühmliche Ausnahme machten wieder die Administratoren des Pandschab. Sie erklärten nach dem Aufstand, daß bei Anstellung im Regierungsdienst auf die Kaste keine Rücksicht mehr genommen werden, sondern daß allein auf das Verdienst gesehen werden solle. Sie forderten die Missionare auf, ihnen etwaige für Beamtenposten geeignete Christen namhaft zu machen.

müssen." Demnach durften Beamte ihre ausgesprochen christliche und missionsfreundliche Gesinnung auch nicht einmal in ihren Privathandlungen zum Ausdruck bringen.

Die Missionsgesellschaften erhoben gegen einen solchen, die individuelle Freiheit eines Beamten beschränkenden Erlaß Einspruch, doch vergebens. Die C. M. S. richtete eine Denkschrift an die Königin.

Sie protestierte darin gegen eine Neutralität, die dem Christentum zur Schande gereicht, sozialen Mißständen und öffentlicher Unmoralität, wie sie die Hindureligion mit sich bringt, Vorschub leistet, und die schließlich doch nicht durchführbar ist, wie ja auch die Regierung selbst durch Gesetz gegen manche Hindusitten eingeschritten sei, gegen eine Neutralität, die von den Hindus gar nicht verstanden und darum sogar argwöhnisch nur als eine von England vorgelegte Maske angesehen werde. Sie ersuchte in der Erkenntnis, daß die christliche Religion den Völkern Indiens eine Quelle des Segens sein würde, um das offene Einschlagen einer christlichen Politik, um alle mögliche Förderung der Mission, Verchristlichung der Schule und endliche Lösung der letzten noch bestehenden Verquickung der Regierung mit dem Götzendienst.

In ein neues Stadium trat der Streit mit der Proklamation der Königin an die Völker Indiens 1859. Der die religiösen Fragen berührende und uns daher sonderlich interessierende Passus dieser Proklamation lautet:

„Unsererseits fest an die Wahrheit des Christentums glaubend und dankbar den Trost der Religion anerkennend, weisen wir es doch ab, das Recht oder das Verlangen zu haben, unsere Überzeugungen irgend einem unserer Unterthanen aufzuoktroyieren. Wir erklären, es ist unser Königlicher Wille, daß keiner aus religiösen Ursachen irgendwie begünstigt, belästigt oder beunruhigt werde, sondern jeder den gleichen, unparteiischen Schutz des Gesetzes genießen soll. Wir befehlen allen in obrigkeitlichen Ämtern befindlichen Personen bei Strafe unseres höchsten Mißfallens, sich aller Einmischung (interference) in die religiösen Angelegenheiten unserer Unterthanen zu enthalten. Weiter ist es unser Wille, daß unsere Unterthanen, welcher Rasse und welches Glaubens sie auch seien, unterschiedslos und unparteiisch zu den öffentlichen Ämtern, zu denen sie die Befähigung haben, zugelassen werden sollen."

In Anbetracht des bisher gang und gäben Verfahrens waren diese Erklärungen offenbar zu Gunsten der eingeborenen Christen. Unparteiischer Rechtsschutz, Unparteilichkeit bei Stellenbesetzung mußte in erster Linie ihnen, den bisher Zurückgesetzten, zu gute kommen. Über den Sinn des Wortes „interferene" erhob sich viel Streit. Machte sich ein Beamter einer Einmischung in die religiösen Angelegenheiten seiner Untergebenen schon dadurch schuldig, wenn er privatim in der nicht durch seinen Dienst in Anspruch genommenen Zeit an missionarischen Angelegenheiten sich beteiligte oder war es ihm nur untersagt, seine amtliche Autorität zu Proselytenmacherei zu mißbrauchen, indem er durch sie einen Druck auf seine Untergebenen

ausübte? Die Regierung in Kalkutta legte die Proklamation in ersterem Sinne aus und wollte ihren Beamten jedes irgendwie zu prononcierte Hervortreten in religiösen Dingen, jede öffentliche Beteiligung ihres Missionsinteresses, wohl gar die Theilnahme an Missionsgottesdiensten verwehren. Sie ist damit aber nicht durchgedrungen und hat darum diese schroffe Auffassung stillschweigend fallen lassen, zumal, als in London wieder ein missionsfreundlicherer Unterstaatssekretär am Ruder war, der die mildere Auffassung vertrat. Und heutzutage denkt man nicht mehrdaran, einem Beamten Hindernisse in den Weg zu legen, der den Drang in sich fühlt, seine Muße oder seine Mittel der Mission zu widmen.

In engem Zusammenhang mit dem Streite über die einzuschlagende Religionspolitik, ja einen Teil derselben bildet die Frage betr. des Regierungsschulwesen in Indien. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte sich die Regierung um das Erziehungswesen überhaupt nicht bekümmert. Seit den 30er Jahren hatte man angefangen, nach Duffschem Muster colleges mit englischer Bildung, aber gänzlich religionslos zu errichten. Das niedere Schulwesen wurde noch immer vernachlässigt. Ein wichtiger Erlaß über das Schulwesen erschien dann 1854. Derselbe änderte allerdings an dem Charakter der höheren Schulen nichts, behandelte auch noch weiter die Volksschulen sehr stiefmütterlich, aber er führte das grant in aid-System ein.

Dies besteht darin, daß die Regierung allen Schulen, welche von Privatpersonen oder -gesellschaften unterhalten werden, falls sie den von ihr aufgestellten Anforderungen genügen, einen Zuschuß giebt, der sich nach der Höhe der Leistungen bemißt. Für die Leistungen kommen nur die weltlichen Fächer in Betracht; ob an der betreffenden Schule auch Religion gelehrt wird und was für eine, danach fragt die Regierung nicht.

Obgleich auch hierin wieder das Neutralitätsprinzip der Regierung zum Ausdruck kommt, bedeutete dennoch dieses System eine indirekte Anerkennung der missionarischen Schulthätigkeit durch die Regierung. Denn die auf Grund dieses Systems von der Regierung geleisteten Beihilfen kamen ja zum größten Teil den zahlreichen Missionsschulen zu gute und dienten zu ihrer Förderung. Der Unterstaatssekrtär, der diesen Erlaß verfaßte, verdankte die Idee dazu übrigens zwei Missionsmännern, Alex. Duff und Mr. Strachan, einem Sekretär der C. M. S. Mit großer Genugthuung wurde der Erlaß in allen Missionskreisen begrüßt.

Aber vielleicht ließ sich noch mehr erreichen, vielleicht konnte man auch den Charakter der religionslosen Regierungsschulen modifizieren.

Herb. Edwardes hatte an die Regierung zu Kalkutta eine diesbezügliche Denkschrift eingereicht, worin er die Einführung des Bibellesens auch in Regierungsschulen forderte.

J. Lawrence, sein Chef, stimmte in seinem Gutachten prinzipiell zu, vorausgesetzt, daß geeignete Lehrer dazu vorhanden seien und auf die Schüler kein Zwang angewendet werde. Jedenfalls dürfe in Regierungsschulen keine andere Religion gelehrt werden als das Christentum. Die Regierung habe nicht die geringste Veranlassung, die Religionen der Eingebornen zu lehren, das sei ganz deren Sache. Anders liege der Fall mit dem Christentum, von dem die Eingeborenen nur durch die Engländer Kenntnis erhalten könnten. Es sei daher wünschenswert, wenigstens freiwillige Bibelklassen an den Regierungsschulen einzuführen.

Andere Angloindier indessen, selbst so missionsfreundliche wie Sir Bartle Frere in Bombay, waren anderer Ansicht. Sie fanden selbst darin eine Verletzung der religiösen Neutralität und einen Mißbrauch der Herrscherstellnng der Engländer, ein schlagendes Beispiel für den doktrinären Liberalismus eines Engländers! Jedoch hofften die missionsfreundlichen Kreise Englands trotzdem, die Einführung des Bibellesens in Regierungsschulen durchzusetzen. So wurden 1860 große Anstrengungen gemacht, um die Volksstimme zu erwecken. Es wurden mehr als 2000 Petitionen an das Parlament gesandt. Der Herzog von Malborough vertrat die Angelegenheit im Oberhause, sein Antrag ging ohne Widerstand durch. Aber dabei blieb es. Die Regierung hat sich bis auf den heutigen Tag geweigert, ihn auszuführen.

Die traurigen Früchte, welche das religionslose Schulwesen gezeitigt hat, liegen am Tage. Nur zu viele von den Lehrern an diesen colleges sind Atheisten und machen daraus gar kein Hehl, ja gießen bei jeder Gelegenheit ihren beißenden Spott über das Christentum aus. Der alte heidnische Glaube der Schüler muß natürlich bei der Verbreitung europäischer Bildung unterminiert werden; und so wächst ein Geschlecht heran, dem Religion und Moral überwundener Standpunkt ist, ein Jungindien, das aufgebläht von seinem Wissen, selbst die größte Gefahr für den Bestand der britischen Herrschaft bildet. Der Vizekönig Lord Ripon berief 1882 ein Generalkonzil für indische Erziehungsangelegenheiten, hauptsächlich aus hohen englischen und eingeborenen Beamten bestehend. Das Resultat war ein vollständiges Eingeständnis des verfehlten Regierungsschulwesens. Aber eine prinzipielle Änderung des Systems ist dieser Erkenntnis nicht gefolgt. Die Missionsgesellschaften sehen sich, um diesen Schaden einigermaßen einzudämmen, veranlaßt, den Regierungscolleges christliche entgegenzustellen; und es ist bezeichnend, daß selbst Heiden oft die letzteren bevor-

zugen, weil sie sicher sind, daß ihre Söhne dort wenigstens nicht sittlich verdorben werden.

Eine noch trübere, ja in hohem Maße schmachvolle Seite der anglo-indischen Politik bildet die fluchwürdige Opiumpolitik. Es ist bekannt, wie das Opium, dessen Einführung China sich selbst mit aller Gewalt widersetzte, den wenigstens äußeren Anlaß sowohl zum 1. wie 2. engl.-chines. Kriege bildete, und wie man den mit leichter Mühe besiegten Chinesen das Opium aufzwang. Allerdings haben die christlichen Kreise Englands dagegen jeder Zeit protestiert. Nach dem 1. Kriege 1843 brachte Graf Shaftesbury im Unterhause den Antrag ein:

„Das Haus erachtet die Fortsetzung des Opiumhandels und das Monopol des Opiumbaues in britisch Indien als eine Gefährdung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und China, als schädlich für die Handelsinteressen und als völlig unvereinbar mit der Ehre und den Pflichten eines christlichen Reiches. Es sollen sobald als möglich mit billiger Rücksichtnahme auf die Regierung und Private Maßnahmen zur Abstellung des Übels getroffen werden."

Die Regiernng versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen, aber es geschah nichts. Die ganze erbärmliche Krämerpolitik, die in dieser Sache ausschlaggebend war, spiegelte sich in dem frivolen Wort, das die Times damals schrieb:

„Die Moralität, die Religion und das Glück der Menschheit sind in ihrer Weise schöne Dinge; aber wir können sie nicht mit 24 Millionen Mark jährlich — der damalige Gewinn des Opiumhandels — bezahlen."

Der 2. anglo-chinesische Krieg brachte die Frage wieder aufs Tapet. Der Intelligencer, das Organ der C. M. S., brachte damals eine ganze Reihe von Artikeln gegen den Opiumhandel und tadelte ganz offen die Heuchelei Englands:

„Wir vergewaltigen zuerst die Chinesen, übertreten ihre Steuervorschriften, bauen Opium zum Schmuggel und schmuggeln große Summen aus China heraus. Dadurch werden sie erbittert und üben Wiedervergeltung, und nun haben wir eine Ursache sie zu züchtigen."

Als dann dem Intelligencer vorgeworfen wurde, daß er sich unbefugt in politische Angelegenheiten mische, antwortete er energisch:

„Wir haben wohl mit allen Angelegenheiten, die die Wohlfahrt der Nationen betreffen, zu thun, und wir achten auf alle Maßnahmen, die geeignet sind, das Christentum bei den Heiden zu empfehlen oder zu diskreditieren. Denn die Heiden schauen auf unsere nationale Handlungsweise als auf den Prüfstein unseres Glaubens."

Auch in der Folgezeit richtete die Komitee der C. M. S. wieder und wieder Denkschriften über den Opiumhandel an die Regierung, schickte

Deputationen an das Foreign and India Office und beteiligte sich an Protestversammlungen. Im Jahre 1891 nahm das Unterhaus mit 160 gegen 130 Stimmen eine Resolution an, die die indische Opiumeinnahmequelle für unmoralisch erklärte. Die Regierung verhielt sich wieder passiv. Erst eine neue Erörterung im Parlament 1893 veranlaßte die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Opiumfrage. Doch die ganze Arbeit dieser Kommission nimmt sich wie eine Farce aus. Erstlich wurde die Untersuchung fast ganz auf Indien beschränkt und mit großem Aplomb konstatiert, daß man dort von einem Laster des Opiumsrauchens nicht reden könne. — Als ob das jemand behauptet hätte! — China, das Hauptabsatzgebiet, wurde nur ganz flüchtig gestreift. Zweitens wurden fast alle gegnerischen Stimmen, so die von ziemlich allen Missionaren, einfach beiseite geschoben und nur die günstigen registriert. So hat diese würdige Kommission das Kunststück fertig gebracht, die Opiumpolitik der Regierung noch zu verteidigen.

Sonst ist die Stellung der Regierung zur Mission im ganzen immer wohlwollender und anerkennender geworden. Besonders war das der Fall, als 1862 der schon mehrfach genannte J. Lawrence Vizekönig von Indien wurde. Er hat auch in dieser hohen Stellung bei jeder Gelegenheit der Mission seine freundliche Gesinnung bekundet. Eins seiner größten Verdienste ist, daß er alle jene ihm aus der Verwaltung des Pandschab wohlbekannten, bewährten Männer allmählich in ganz Indien in die einflußreichsten Stellungen brachte. Er ließ es sich dabei nicht kümmern, daß die Gegner laut über „die Pandschabisierung Indiens“ murrten, aber Indien hat gewiß aus diesen Anstellungen keinen Schaden gehabt. Als er dann 1872 sein Amt niederlegte und nach London zurückkehrte, wurde auch er ein thätiges Mitglied der Komitee der C. M. S.

Aus der großen Zahl der Förderer von Missionsangelegenheiten der C. M. S. in diesen letzten Zeiten müssen wir wenigstens die hervorragendsten noch namhaft machen. Der Bruder von J. Lawrence, Henry, war eins der edelsten Opfer, das der Söldner-Aufstand verschlungen hat. Er fiel bei der Verteidigung von Laknau. Die letzte Bethätigung seines missionsfreundlichen Sinnes war seine Einladung an die C. M. S., Laknau zu besetzen. Sein Nachfolger Montgomery wiederholte nach Herstellung des Friedens die Einladung, es bildete sich auch in Audh wieder eine Hilfskomitee, die für die neue Mission auf der Stelle 5000 Rs. aufbrachte. Als Domizil wurde der Mission gegen eine mehr nominelle Entschädigung der weitläufige Palast Zahur Bakhsh überlassen. — In Allahabad empfing die Mission viel Förderung von dem Lieutenant governor Will. Muir. Trotz seiner hohen und arbeitsreichen Stellung fand er Zeit, sich der dortigen, lange verwaisten Gemeinde anzunehmen, selbst Gottesdienst, Sonntagsschule u. s. w. zu halten. Ihm zu Ehren

trägt auch die christliche Kolonie dort den Namen Muirabad. — G. Yule machte sich als Administrator von Santalia hoch verdient; nicht nur, daß die Pacifizierung der Santals 1855 sein Werk war, sondern er sah überhaupt deren materielle und geistige Hebung als seine Lebensaufgabe an. — Kapitän Haig inaugurierte die kleine Mission unter den Koi (Teluguland), er that auch für den auf Urlaub befindlichen Missionar dann selbst Jahr und Tag aktiv Missionsdienste. Später wurde er ein rühriges Komiteemitglied der C. M. S. Zu besonderem Danke ist die gesamte christliche Mission dem großen indischen Gesetzgeber Sumner Maine verpflichtet, denn seine Gesetze kamen ganz wesentlich den eingeborenen Christen zu gute, so besonders das über die Wiederverheiratung von eingeborenen Christen, die von ihren heidnischen Frauen wegen ihres Glaubenswechsels böswillig verlassen waren. Allen auf ihn gemachten Angriffen zum Trotz erklärte Maine: „wir zwingen niemand Christ zu werden, wir machen nicht einmal den Versuch dazu. Aber wenn einer selbst erwählt, ein Christ zu sein, so müßten wir uns ja schämen, wenn wir ihn in seinen Rechten und seiner Gewissensfreiheit nicht schützen wollten. Das Prinzip der Unparteilichkeit, dessen Verwaltung uns in Indien anvertraut ist, soll auch ihm zu gute kommen." — Auf Ceylon haben christliche Pflanzer die Tamil Kull-Mission der C. M. S. sowohl ins Leben gerufen, als auch unterhalten sie sie fortlaufend. — Doch genug der Einzelbeispiele. Es ist ja heutzutage in Indien fast etwas Alltägliches für Beamte und Offiziere jeden Grades bis hinauf zum Vizekönig, an Missionsmeetings teilzunehmen, den Grundstein zu Missionskirchen und -schulen zu legen, mit generösen Beiträgen die Mission zu unterstützen und öffentlich den Segen der Mission anzuerkennen.

Einige solcher Ehrenzeugnisse, die der Mission in der letzten Zeit aus besonders berufenem Munde zu teil geworden sind, mögen den Abschluß bilden. Der Vizekönig J. Lawrence bezeugt:

„Trotz allem, was Engländer zum Wohl Indiens gethan haben, haben die Missionare hierfür mehr geleistet als alles, was sonst zu diesem Zwecke geschehen ist."

Der Gouverneur von Bombay Sir Bartle Frere:

„Trotz allem Gegenteiligen, was man sagen mag, bewirkt die christliche Lehre unter den (damals) 160 Millionen civilisierter, fleißiger Hindus und Mohammedaner moralische, soziale und politische Wechsel, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung und Schnelligkeit alles übertreffen, was wir in dem modernen Europa gesehen haben."

In dem offiziellen Bericht des Unterstaatssekretärs von Indien (1873) heißt es:

„Die Regierung von Indien kann nur die großen Verpflichtungen anerkennen, die sie den wohlthätigen Bestrebungen jener 600 Missionare gegenüber hat, deren tadelloses Beispiel und selbstverleugnenden Arbeiten neue Lebenskraft in das erstarrte Dasein jener großen, unter englische Herrschaft gestellten Bevölkerung flößen und sie so in jeder Weise zu besseren Menschen und besseren Bürgern machen."

Sir W. Hunter, der Vorsitzende des oben erwähnten Generalkonzils für Erziehungsangelegenheiten, erklärte 1888:

„Als Engländer bekenne ich meine Überzeugung, daß das englische Missionswesen der höchste moderne Ausdruck des weltweiten, nationalen Lebens unserer Rasse ist."

In eigner Sache.

Ein Nachwort zu meinen Missionsstudien und Kritiken.[1])

Von R. Grundemann.

Jedes neue Buch findet entweder Anerkennung, oder Widerspruch, oder beides. Im letzten Falle ist ein außerordentlich mannigfaltiges Mischungsverhältnis möglich. Auch der Fall ist denkbar, daß eine litterarische Arbeit weder anerkannt noch bekämpft wird. Er tritt nicht bloß da ein, wo die Fachpresse überhaupt die neue Erscheinung ablehnt und sie unbesprochen läßt. Solches „Totschweigen" ist die grausamste Behandlung, die einem Buch widerfahren kann. Es giebt aber auch Besprechungen, in denen Anerkennung und Widerspruch so allgemein gehalten sind und auf die Sache selbst so wenig eingehen, daß beides sich gegenseitig aufhebt. Damit werden die Leser der Besprechung auf den Nullpunkt versetzt, und das Buch ist abgelehnt.

Angenehm ist ja auf jeden Fall für den Verfasser die Anerkennung. Aber nur zu oft wird das angenehme Gefühl sehr getrübt durch die Wahrnehmung, daß der Recensent das Buch kaum gelesen haben kann, z. B. wenn er die Überschrift eines Kapitels nach dem Inhaltsverzeichnis wiedergiebt mit einem dort nicht berichtigten sinnentstellenden Druckfehler. Wenn daneben noch einige Posaunenstöße überschwänglichen Lobes gesetzt sind, so kann dies für den Verfasser nur peinlich, und für die Sache wenig dienlich sein. Der letzteren wird durch eine Anerkennung nur gedient, wenn sie sachlich begründete Zustimmung bezeugt.

Ebenso wird die Sache im Falle des Widerspruchs nur dann gefördert, wenn dieser nicht bloß in allgemeinen Ausdrücken und unbestimmten Andeutungen sich bewegt, sondern auf bestimmte Punkte eingeht und zu weiteren Erörterungen Gelegenheit bietet. Wendungen, wie diese: „In vielen Stücken wird die Auffassung lebhaftem Widerspruch begegnen" ermuntern den Leser nicht, das Buch selbst in die Hand zu nehmen, auch dann nicht, wenn der Recensent daneben versichert, daß das Buch der Sache sehr nützlich werden wird.

Viel willkommener sind bestimmte, klar formulierte Urteile, welche auch, wenn sie noch so absprechend sind, eine Berufung und neue Erörterung zulassen. Erst durch einen wiederholten Austausch der einander gegenüberstehenden Auffassungen wird der Sache wirklich gedient. Selten trifft jemand, der etwas von der herrschenden Ansicht verschiedenes vorbringt, so völlig den richtigen Ausdruck, daß ihm sofort

[1]) Auf besonderen Wunsch des Verfassers. D. H.

große Kreise zufallen. Oft wird bei der Betonung einer bisher nicht beachteten Wahrheit über das Ziel hinausgeschossen. Erst bei weiterer Diskussion wird man sich der Einseitigkeit bewußt, mit der man vielleicht den behandelten Gegenstand verfolgte, oder man erkennt, wie in der Entwickelung der Sache noch nicht der Zeitpunkt gekommen ist, daß etwas abstrakt richtiges bereits allgemein verwirklicht werden könnte. Jeder Verfasser, dem die Sache höher steht, als sein Skribentenruhm, wird sich nur freuen, wenn er durch Einschränkung und anderweitige Zurechtstellung seine Behauptungen und Darlegungen derart umgestalten oder weiter ausgestalten kann, daß die darin enthaltenen Wahrheiten in weiteren Kreisen erkannt werden und ihre Überzeugungskraft üben.

Ebenso bedarf es aber auch auf der andern Seite der Beseitigung mancher Mißverständnisse, die sich ja an alles neue so leicht anhängen. Oft ist nur ein anderer Ausdruck, eine Beleuchtung von einem andern Gesichtspunkte aus nötig, um den Streit zu beseitigen, oder wenigstens die gegenteiligen Auffassungen einander zu nähern. Auf alle Fälle aber ist *sachliche Erörterung* erforderlich, wenn eine Arbeit im Dienste einer wichtigen Sache nicht vergeblich im Sande verlaufen soll.

Über die Aufnahme, welche *der zweite Band meiner Missionsstudien und Kritiken* in der Fachpresse und bei den Missionsfreunden überhaupt gefunden hat, kann ich mich gar nicht beklagen. Der erste Band wurde, z. T. unter dem Ausdrucke persönlichen Wohlwollens, überwiegend hart angegriffen; ja ein Amtsbruder rüstete sich sogar, mich zu vernichten," (wozu ich ihm bereitwilligst aus meiner Bibliothek Material lieferte). Diesmal aber sind die 12 Recensionen, die mir zugegangen sind, ganz überwiegend voll Anerkennung. Jedenfalls liegt dabei viel an dem Unterschiede des hier und dort behandelten Gegenstandes. Dort wurde über die Missionsarbeit draußen unter den Heiden gehandelt, hier über das heimatliche Missionswesen. Dieses ist vor aller Augen; jenes ist den meisten Missionsfreunden nur in traditioneller Beleuchtung bekannt, und wenige haben als Augenzeugen oder durch eingehendes Studium darüber ein sachgemäßes Urteil gewonnen.

Aber ich greife wohl nicht fehl, wenn ich die günstigere Aufnahme meines zweiten Bandes auch in einer, in neuester Zeit eingetretenen Entwickelung der Mission begründet sehe, wie diese jüngst auf der Missionskonferenz in Halle von D. Buchner in seinem Vortrage dargelegt wurde. So wie uns die früher vernachlässigte und oft geflissentlich abgelehnte *wissenschaftliche Behandlung* der Mission jetzt nicht mehr fraglich sein kann, wird auch das Recht, ja das Bedürfnis *einer Kritik* mehr und mehr anerkannt — einer Kritik, die, ganz anders als die der Feinde, nicht die Reichssache selber bekrittelt und bekämpft, sondern sich gegen die Mängel, Schäden und Schwachheiten wendet, welche in ihrer empirischen Ausführung zu Tage treten. Ich bin selber erstaunt, daß z. B. ein Punkt wie die Völkerchristianisierung, der noch vor einem Jahrzehnt unter alleiniger Anerkennung der Seelenrettung und Sammlung gläubiger Gemeinden mehrfach auf Missionskonferenzen abgelehnt wurde, diesmal in Halle vor der gewaltigen Versammlung, in der sich mindestens 600—700 Pastoren befanden, ohne den geringsten Widerspruch betont werden konnte. Auf Rechnung dieses Umschwunges wird zum guten Teil die günstigere Aufnahme zu setzen sein, welche mein neuester Band gefunden hat.[1])

[1]) Dieser Umschwung ist aber seit langer Zeit im Gange. D. H.

Freilich kann ich nicht umhin, zu bedauern, daß die sachliche Erörterung der von mir dargelegten Ergebnisse nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Raum gefunden hat. Wohl haben die Bücheranzeigen der betreffenden Blätter nicht den Raum zu ausführlicher Diskussion, und zwei von den Recensionen haben noch weiter besondere, sachlich eingehende Artikel in Aussicht gestellt. Die andern aber begnügen sich, die anzuerkennenden oder abzuweisenden Punkte anzudeuten, und überlassen es jedem Leser für sich, ob er sich eine Begründung des Urteils verschaffen will oder nicht. Ja, es fehlt nicht an der Hinweisung auf die Ansichten, „mit welchen der Verfasser Widerspruch finden wird."

Leider habe ich nun über Jahr und Tag vergeblich darauf gewartet, daß mir der letztere in einer Form, die eine Beantwortung ermöglicht, öffentlich entgegengebracht werde, ebenso wie von den in Aussicht gestellten Artikeln mir bis jetzt noch nichts zu Gesicht gekommen ist. Ich fürchte fast, daß, obgleich es sich um Fragen von hoher Wichtigkeit handelt, die weitere Erörterung einschläft, und daß es mir mit dieser Arbeit so ergeht wie einst mit einem Vortrage, nach welchem mir ein hochgestellter Herr sehr wohlwollend sagte: „Sie haben uns da viel schönes gesagt, aber schließlich bleiben wir auf dem bewährten Wege und treiben die Mission wie in der guten alten Zeit."

Unter diesen Umständen müßte ich es für eine Versäumnis halten, wenn ich nicht auf die vorliegenden Besprechungen öffentlich antworten wollte. Diese Überzeugung hat mir diesmal die Feder in die Hand gedrückt.

Die beiden am meisten eingehenden Besprechungen finden sich in dieser Zeitschrift (1899 46ff.) und im Kirchlichen Anzeiger für Württemberg (1899 Nr. 17). In beiden finden meine Darlegungen im ganzen eine weitgehende Zustimmung, die mir ein sehr willkommenes Zeugnis dafür ist, daß ich mich mit diesen Arbeiten in der rechten Richtung bewege. Erfreulich ist es mir, daß mein Freund D. W. durch meinen Rückblick auf die Verhandlungen über Band I der „St. und Kr." manches Mißverständnis beseitigt, und manche Klärung gebracht sieht, so daß — — — — — — — „jedenfalls ein Gewinn erzielt wird." Über den einen Differenzpunkt, der noch zwischen unsrer Auffassung bleibt, möchte ich hier noch ein weiteres Entgegenkommen beweisen. Wenn ich das μαθητεύειν als „Einschulung" hinstellte, so stehe ich nicht an, zuzugeben, daß dies leicht mißverständlich werden konnte für alle, welche den angedeuteten Vorgang nicht in der vollen Naivität des Dorflebens fassen, aus dem er genommen ist. Das gilt besonders in Betreff der damit verbundenen Zuckertüte, von deren Erwähnung ich mir jetzt nicht verhehle, daß sie empfindlich verletzen konnte. Um so mehr halte ich mich verpflichtet, hier die Darlegung nachzuholen, welche die Zulässigkeit dieses Gleichnisses ergeben dürfte. Wahr ist es, daß die Kleinen, welche in der Freude auf die Zuckertüte, die ihnen „Schulmeisters Vater" geben wird, zum ersten Mal zur Schule kommen, noch keine Ahnung haben von dem, was die Schule will. Aber man hat doch seine helle Freude daran, wie die Kinder schon nach wenigen Monaten wirklich aufmerksame, fleißige, gelehrige Schüler werden. Die Zugkraft der Zuckertüte ist dann längst dahin. Es sind ganz neue Kräfte durch das Schulleben in den Kleinen mächtig geworden. Selbst die vielen Störungen, welche aus dem alten kindischen Leben und Treiben immer wieder auftauchen und Warnung und Strafe nötig machen, vermögen den Eindruck nicht zu entkräften, daß in der Mehrzahl der jungen Schüler wirklich ein neues Leben begonnen hat. Welchen

Segen des Schullebens können wir vollends an manchen der älteren Schüler beobachten, wenn infolge des Religionsunterrichts sich Spuren von Regungen inneren Lebens zeigen! Und doch ist zu alledem der Anfang — die Einschulung.

Rufe ich in meiner Erinnerung die Bilder wach, die ich in Tschota Nagpur sah, jene Heiden auf der Veranda zu Rantschi, die sich zum Übertritt meldeten, die Herzen vor allem voll Verlangen, ihren Ackerprozeß zu gewinnen, unter dem tiefen Eindruck der günstigeren Stellung ihrer bereits christlichen Landsleute u. s. w., und dagegen die christliche Gemeinde in ihrem ganz unverkennbaren Unterschiede von den heidnischen Landsleuten, wie sie befreit von der Dämonenfurcht im kindlichen Glauben den Herrn Jesus als ihren Helfer kennen, wenn in manchen Stücken auch über sie noch zu seufzen bleibt, und die Zucht noch unentbehrlich ist — aber dabei ein weiteres Wachsen und Zunehmen im christlichen Leben, das sich an einzelnen Persönlichkeiten in besonders schöner Entwickelung zeigt — so wüßte ich in der That nicht, was uns hindern sollte, diese Schüler des himmlischen Meisters, der durch sein Wort und Sakrament und durch seinen Geist unter ihnen thätig ist, mit unsern Dorfschülern zu vergleichen. Sie wären nicht Christen geworden ohne die Einschulung. Die bei jenem Akte mitwirkenden äußerlichen Gründe sind längst in den Hintergrund gedrängt durch andere mehr innere Lebensregungen, wenn wir auch nicht verschweigen wollen, daß manche jener Christen durch die Verführung der Sardare wieder auf die ersteren zurück gekommen sind, selbst bis zum Abfall vom Christentum. Doch das sind krankhafte Zustände. Im großen und ganzen kann man die christlichen Kols in Wahrheit als *μαθηταὶ Χριστοῦ* bezeichnen, trotzdem die Anfänge ihrer Schülerschaft recht weit abliegen von dem, was wir uns bei der Bekehrung eines Menschen zu seinem Heilande denken.

Man sage nicht, das angeführte Beispiel sei auf das eine Volk beschränkt. Ich könnte auch von andern Gebieten entsprechende Beispiele anführen. Und selbst bei den Übertritten aus höheren Kasten, z. B. infolge des Besuches einer Missionsschule, oder bei Übertritten von Heiden aus unzweifelhaft religiösen Gründen (die natürlich bei so durch und durch religiösen Völkern, wie sie in Indien vorhanden sind, nicht fehlen), zeigt eine genaue Beobachtung, daß die rechte Erkenntnis des Heils erst in der christlichen Gemeinschaft gewonnen wird, während beim Übertritt selbst noch Zugkräfte andrer Art wirkten. So bleibt eine gewisse Parallele mit der Zuckertüte weit und breit auf den indischen Missionsfeldern, wenn ich auch nicht bestreiten will, daß Fälle der Einschulung ohne dieselbe vorkommen.

Wichtig ist es noch hinzuzufügen, daß ich nie daran gedacht habe einer Darbietung von Vorteilen oder äußeren Lockmitteln irgendwie das Wort zu reden. Die Missionare thun nicht das geringste dazu. Die Zugmittel sind lediglich in den vorliegenden Verhältnissen durch die Leitung oder Zulassung des allmächtigen Gottes gegeben. Auch in diesem Stücke stimmt mein Gleichnis; denn die Zuckertüte stammt von den Eltern, die sie vorher in die Schule schicken, und nicht vom Lehrer.

Diese ganze Betrachtung geht von der Wirklichkeit aus Natürlich würde sich eine streng exegetische Erläuterung des *μαθητεύειν* etwas anders gestalten. Der Vorgang, durch welchen der Herr Jesus die nachmaligen Apostel in seine Jüngerschaft brachte, war ein andrer, als die Einführung in eine deutsche Dorfschule. Seine göttliche Persönlichkeit in sichtbarer Gestalt mußte natürlich ganz anders wirken,

als irgend etwas, das sich uns heutzutage darbietet. Jenes μαθητεύειν war unendlich tiefer, als alles, was zu einem entsprechenden Vorgang in unsrer Zeit gehört. Als wesentlich paralleles Moment aber bleibt der Eintritt in die Unterweisung, die gegen das bisherige Leben ein ganz neues bildet (sie verließen alles ꝛc.), und die allmähliche, wachstümliche Bildung der Jünger, die erst von dem erhöhten Heilande zur Vollendung geführt wurde. Der Gedanke, daß wir μαθηταὶ Χριστοῦ sind, bildet ein mächtiges Moment der christlichen Bescheidenheit wider den geistlichen Hochmut, der sich läßt dünken, fertig zu sein. Aber er ist in der Mission auch ein Trost im Hinblick auf die Unvollkommenheit und Schwächen derer, die aus den Heiden in die christliche Kirche eingeführt sind. Es giebt eine Praxis der Mission, die so thut, als hätte Christus gesagt: ἐπιστρέψατε. Das ist ja freilich das Ziel; auch die Jünger Jesu können und sollen dazu mitwirken (vergl. Act. 26, 48), aber die Hauptsache thut doch Er selbst dazu. Dagegen das nächstliegende, was er seinen Jüngern aufträgt, ist: μαθητεύσατε. Daß auch diese Aufgabe nicht bloß etwas oberflächliches, sondern etwas sehr tiefes ist, liegt weniger in dem, was Menschen dazu thun können, als vielmehr in der Person des Meisters, mit dem alle, die seine Jünger werden, in persönliche Verbindung kommen.

Selbst unter unsern Verhältnissen kann die Einschulung für die ganze ihr folgende Entwickelung sehr verschieden sein, je nachdem der Lehrer der betreffenden Schule eine wahrhaft geheiligte, christliche Persönlichkeit ist, oder ein rein legaler Mann. Ich denke aber auch bei der Einschulung der Heiden an eine reale Einführung in die Unterweisung *des* Lehrmeisters, der der heilige Geist selber ist, mag seine volle Einwirkung auf die Schüler auch erst in sehr allmählichem Wachstum erfolgen. So denke ich, schließt das Gleichnis von der Einschulung die tiefsten Tiefen gar nicht aus, wenngleich sie in Wirklichkeit mit scheinbarer Flachheit beginnt.

Man könnte vielleicht meinen, daß diese lange Auseinandersetzung nur ein überflüssiger Wortstreit sei. Wenn ich aber etliche Missionsfreunde damit überzeugen könnte, daß *die wirklichen Verhältnisse der heidenchristlichen Gemeinden*, die sich mit den von der heimatlichen Missionsgemeinde gehegten Erwartungen nicht decken, sondern leider oft zu Enttäuschungen Anlaß geben, *mit dem Wortlaute des Taufbefehls übereinstimmen*, und daß man danach die Erwartungen modifizieren sollte, so würden alle diese Erörterungen nicht vergeblich gewesen sein.

Die folgenden Abschnitte der „St. und Kr." II, welche sämtlich Fragen des heimatlichen Missionslebens behandeln, haben im ganzen so warme Zustimmung meines Freundes gefunden, daß ich mich nur dankbar seines Zeugnisses freuen kann, wenngleich für später noch im einzelnen Ausstellungen angekündigt sind. Hier ist nur gerügt, daß ich in *Definitionen* etwas zu viel gethan habe. Ich will gern zugeben, daß ich gewöhnt bin, nach dem altmodischen Leisten zu arbeiten. Ich hätte dasselbe wohl auch ohne Definition sagen können, was ich über die *Missionsgaben* gesagt habe. Aber darum, weil alle Welt weiß, was Missionsgaben sind, dürfen wir uns noch nicht von einer theoretischen Erörterung derselben dispensieren. Daß ich sie nicht realistischer faßte, als ich es gethan, hat bei verschiedenen Recensenten Verwunderung erregt. In der *Kirchl. Monatsschrift* ist mir in diesem Stücke eine seltsame pietistische Ängstlichkeit vorgeworfen worden. Es wird so dargestellt, als wollte ich alle Gaben, die nicht freiwillig aus Liebe gespendet werden, zurückweisen. Das habe ich aber nicht gesagt. Auf S. 200 steht vielmehr wörtlich: „Keine

Schwachheitsgabe, an der etwas, wenn auch nur ein Fünklein, Missionswilligkeit ist, sollte abgelehnt werden. Dabei wird manche andre mit durchgehen, die uns im Grunde nicht willkommen sein dürfte. Aber jeder Versuch, die Grenzlinie scharf zu ziehen und nur echte Missionsgaben dem Werke zufließen zu lassen, würde verfehlt sein. Grade in Bezug auf die dargereichten, irdischen Mittel wird die Mischung von Echtem und Unechtem, Geistlichem und Weltlichem in der Mission nie zu beseitigen sein." Aber sollen wir darum alles gehen lassen wie es geht und nur uns bemühen, soviel Geld wie möglich für die Mission zusammen zu bringen ohne Rücksicht darauf, wie es gegeben wird? Ich meine Nein.[1])

Es können doch Fälle vorkommen, in denen es uns sehr peinlich wird, Missionsgaben anzunehmen. Wenn jemand, der bekanntermaßen mit falscher Ware und Handel seine Mitmenschen betrügt, von seinem ungerechten Erwerb zur Mission beisteuern wollte, würden wir solch Geld nicht mit Freuden nehmen können. Es ist das keineswegs nur das Spiel einer phantasierenden Kasuistik. Es giebt in unserm Volke leider greuliche Reste von Aberglauben, die selbst dazu verführen können, etwas zu opfern, um sich das Gelingen weiterer gottloser Pläne zu sichern — ein Stück Heidentum, sehr verwandt mit dem Opfer der chinesischen Diebe vor ihrem besondern Götzen.

Nun weiß ich ja freilich auch, daß Gott selbst satanische Werke so wandeln kann, daß sie zu den Siegen seines Reiches beitragen müssen. Aber darum dürfen wir doch nicht solche Werke stillschweigend billigen und mit ansehen, daß der Teufel scheinbar christliche Opferwilligkeit zum Aushängeschild für seine Sache macht. Da würde vielmehr die heilige Entrüstung des Petrus (Acta 8, 20) am Platze sein.

Ich habe ein krasses Beispiel angeführt und mancher wird sein Herz mit dem Gedanken erleichtern, daß derartige Gaben nicht durch seine Hände gehen. Aber andere Gaben, von Leuten, denen die unrechten Motive fast an der Stirne geschrieben stehen, kommen doch häufig vor. Sollen uns solche Gaben willkommen sein in dem Sinne: „Immer hinein! Wenn nur die Missionskasse voll wird!" Es wäre eine große Gefahr für das Missionsleben, wenn die entsprechende Praxis zur Regel würde. Das Bewußtsein, daß in der Reichsgottessache das Geld nicht das wichtigste ist, würde sich in der Gemeinde dabei kaum entwickeln können.

Wenn ich angedeutet habe, daß gewisse Gaben der Mission keinen Segen bringen können, so liegt darin durchaus nicht eine „seltsame, pietistische Ängstlichkeit". Ich weiß nicht ob Wallmann, der diesen Satz öfter ausgesprochen hat, ihn vielleicht von dieser Seite faßte. Ich faßte ihn so, daß die betreffenden Gaben eine Schädigung des Missionslebens zur Folge haben, oder wenigstens eine gesunde Entwickelung desselben empfindlich hindern. Das wäre ja genügender Unsegen, vor dem wir uns ernstlich warnen lassen sollten.

Aber die Frage sollte gar nicht so gestellt werden: Welche Gaben dürfen wir für die Mission annehmen? sondern vielmehr so: Welche Gaben f. d. M. sollen wir aus unsern Gemeinden zu erwecken suchen? Welche Art des Gebens soll das Resultat der richtigen Missionsarbeit in der heimatlichen Gemeinde sein? Ich betone noch einmal, daß ich nichts von Zurückweisung

[1]) Das meinen die Kritiker Grundemanns auch; nur sind sie der Ansicht, daß das selbstverständlich sei. D. H.

gewisser Gaben gesagt habe.[1]) So viel ich mich erinnern kann, habe ich selbst noch nie eine Gabe f. d. M. zurückgewiesen, obgleich ich ein oder zweimal von solchen Fällen gehört habe, über die ich sagte: „Das Geld hätte ich nicht genommen." Aber das kann ich sagen, und wird mir jeder Missionshelfer nachfühlen, daß die herzliche Freude, mit der manche Gaben in Empfang genommen werden, weil sie Spuren von Geistesfrüchten an sich tragen, bei vielen andern fehlt, ja sogar durch allerlei bedenkliche und trübe Gedanken ersetzt wird. Sollen wir uns über diese verschiedenen Gefühle, als wären sie ganz gleichgültig, hinwegsetzen? Sollen wir vielleicht lediglich die Freude an der vollen Kasse aufkommen lassen, gleichviel, wie das Geld zusammengekommen ist?[2]) Ich meine, wir sollten ein herzliches Verlangen haben, daß möglichst echte Missionsgaben durch unsre Hände gehen. In demselben Maße, wie dies zunimmt, wird eine gesunde Gebefreudigkeit heranwachsen und das Missionsleben überhaupt gesunde Fortschritte machen. Die Gaben unter irgend welchem äußeren Druck oder Zwang ebenso, wie die künstlich ersonnenen Veranstaltungen, um Missionsgeld zusammen zu schaffen, bringen Gefahren mit sich, an denen das Missionsleben innerlich kranken müßte, selbst bei äußerem Gedeihen und Wachstum.

Hiernach sollte grade den Missionsgaben eine größere Beachtung zugewendet werden, als dies bisher geschehen ist. Es sollte ein Stück zielbewußter heimatlicher Missionsarbeit werden, die Gemeinde immer mehr zu echter Gebewilligkeit und Gebefreudigkeit zu bringen. Auf die Mittel und Wege, die hierbei zu benutzen sind, einzugehen, wird vielleicht später eine der in Aussicht stehenden, besonderen Besprechungen Gelegenheit geben. —

Im Kirchl. Anzeiger f. Württemberg ist eine trefflich gelungene Zusammenfassung der wichtigsten Gedanken meiner Arbeit gegeben mit weitgehender Zustimmung. Für die warme Empfehlung der Missionsarbeit seitens der Pfarrer nach den von mir gemachten Vorschlägen muß ich herzlich dankbar sein.

Nur gegen einen Punkt wird ein Bedenken vorgebracht, nämlich gegen die von mir empfohlenen typischen Missionsberichte. Die hier gemachte Einwendung knüpft aber weniger an das an, was über diesen Punkt in den „St. und Kr." gesagt ist und an die dort gegebene Probe, als vielmehr an die volkstümlichen Missionserzählungen, wie ich sie besonders in den „Dornen und Ähren" gegeben habe, von denen Nr. 12 namentlich erwähnt wird. Es ist richtig, daß auch dort die Darstellung von denselben Grundgedanken ausgeht, nämlich daß nicht ein vereinzeltes Stückchen Wirklichkeit, sondern die Zusammenfassung zahlreicher Einzelerscheinungen zu einem typischen Bilde eine anschauliche Bekanntschaft vermittelt, und dem Leser oder Hörer eine Darstellung der Wahrheit giebt. Ich möchte aber auf den bedeutenden Unterschied aufmerksam machen:

---

[1]) Vermutlich stand auch der Recensent im Hannov. M.-Bl. (1898 Nr. 12) unter diesem Mißverständnis, wenn er schreibt: G. gräbt mit zu harter Hand die zarten Wurzeln aus und findet zu kritisieren, wo es dem Sterblichen versagt ist, die Lebenskeime zu ergründen. Der Verf.

[2]) Selbst vor den feinen Fäden der *φιλαργυρία*, welche uns der Feind bei dieser Gelegenheit über den Hals zu werfen versucht, sollten wir auf der Hut sein. Der Verf.

Die von mir empfohlenen typischen Berichte sind keine fingierten Geschichten, wie die Dornen und Ähren, sondern Vorführungen der wichtigsten Züge von Land und Leuten sowie den besonderen Arbeiten und Erfolgen der Mission auf einem Gebiete, welche die Hörer mit demselben möglichst so bekannt machen sollen, daß sie bei späteren Berichten, wo alle diese Züge nicht jedesmal aufs neue erwähnt werden können, sie selber hinzufügen und also immer ein anschauliches Bild gewinnen, während sie sonst in Gefahr sind, die vorhandenen Lücken mit ihrer Phantasie in ganz verkehrter Weise auszufüllen (vergl. Einleitung zum Farbenkasten). Ich hatte mit der Probe zu zeigen versucht, wie selbst das geringe Maß von elementarer Missionskenntnis, welches in den Missionsbildern mit Versen für Kinder gegeben ist, bei angemessener Bearbeitung vor der Gemeinde zweckmäßig verwandt werden kann. Bei dem allem findet der Einwand, ob die Geschichte auch wahr sei? gar nicht statt.

Dieser bezieht sich vielmehr nur auf die Missionsgeschichten, wie ich sie in der genannten Sammlung und in verschiedenen christlichen Volkskalendern gebe. Dieselben aber gehören in ein ganz anderes Fach der heimatlichen Missionsarbeit, über das ich bisher noch keine eingehendere Erörterung veröffentlicht habe. Ich trage mich schon lange mit einem Aufsatz „Über die volkstümliche Missionsschriftstellerei" und einem andern „Wahrheit und Wirklichkeit in der Mission". Hoffentlich finde ich noch die Zeit zur Bearbeitung dieser Themata. Dabei handelt es sich nicht um eine Aufgabe, die jeder Pastor in der Missionsarbeit für seine Gemeinde zu thun hat, sondern um eine solche des Missionsschriftstellers. Hier kann ich nur kurz folgende Gesichtspunkte andeuten. Die traditionelle Form der volkstümlichen Missionsgeschichte gehört dem Gebiete des Missionstraktats an. Sie ist bemessen für die Bedürfnisse der gläubigen Missionsgemeinde. Dieser Zweig der Missionslitteratur ist bei uns sehr ausgedehnt. Mit dem Rückgange der pietistischen Missionsgemeinde verliert in neuerer Zeit der Traktat überhaupt mehr und mehr seinen Boden. Bezeichnend ist die Erfahrung der Traktatgesellschaften. Von der Berliner habe ich schon vor etwa 25 Jahren gehört, wie sie unter der Last unabsetzbarer Traktate seufzend zu einer andern Form, nämlich der volkstümlichen Erzählung, überging.

Ich halte unter den veränderten Umständen dies auch für den gewiesenen Weg in der Missionslitteratur. Die Traktate werden überwiegend von unserm Volke abgelehnt. Schaffen wir christliche Volksschriften, welche ihre Stoffe aus der Mission nehmen. Wir haben herrliche, christliche Volkserzählungen. Ich brauche nur Namen wie Glaubrecht, Jerem. Gotthelf, Fries und Frommel zu erwähnen, um einen ausgedehnten Zweig der deutschen Litteratur zu charakterisieren, dem unser Volk reichen Segen verdankt.[1]) Diese Geschichten sind in ganz überwiegendem Maße fingiert. Wenn ich nun einfach in die Fußstapfen dieser christlichen Schriftsteller tretend, mich bemühe, unserm Volke so anschaulich und ansprechend wie ich es vermag, Missionsgeschichten zu erzählen, so nehme ich es als mein gutes Recht

[1]) Daß genauere Untersuchungen herausstellen, wie unter unsern Dorfgeschichten die „aus dem Dorf für den Salon" überwiegen, während man naturgemäß solche „aus dem Dorf für das Dorf" erwarten sollte, sei hier nur kurz angedeutet.

Der Verf.

in Anspruch, den aus der Wirklichkeit gesammelten Stoff, mit einer von möglichster Sachkenntnis regulierten Phantasie zu Geschichten zu verarbeiten, und glaube damit ebensowenig wie Glaubrecht, Fries oder ein anderer christlicher Volksschriftsteller, den Vorwurf des Verstoßes gegen die Wahrheit zu verdienen.

Man hat mir gesagt, daß dies an die Bedingung geknüpft sein sollte, daß die Leser darüber ausdrücklich aufgeklärt sind, daß es sich um fingierte Geschichten handelt. Meine Vorbilder haben dies nur in seltenen Fällen gethan und, wenn sie es nach Jean Pauls Vorgang machten, der von einem Fürstentum erzählt, welches in dem damals gebräuchlichsten Handbuche der Geographie des heil. Röm. Reiches vergessen sei, so machten sie sich leicht einer Täuschung schuldig, die schlimmer ist, als das Fingieren der Geschichte.

Die Vertreter der bisherigen Traktatlitteratur haben übrigens am wenigsten Grund, in diesem Punkte Klage zu erheben; denn grade unter den Missionstraktaten finden sich nicht wenige, die den Stempel der Fiktion an der Stirn tragen, und bei etlichen ist zugleich die Arbeit einer keineswegs von Sachkenntnis gezügelten Phantasie kenntlich, die bekanntlich in der Missionsanekdote gradezu grobe Unwahrheiten hervorgebracht hat.

Um aber möglichst alle Vorwürfe in diesem Stücke abzuschneiden, wird seit einiger Zeit den Dornen und Ähren in allen neu gedruckten Nummern eine Erklärung beigegeben, die den Leser darüber nicht in Zweifel läßt, daß er es hier nicht mit direkten Missionsberichten zu thun hat, sondern mit Verarbeitungen, die den angedeuteten Volksschriften gleich stehen.

Was endlich den Wunsch betrifft, mit dem derselbe Recensent schließt, daß ich lieber hätte ein systematisch abgerundetes Ganze geben sollen, anstatt der einzelnen Abhandlungen (die freilich von manchen Wiederholungen nicht frei sind), so würde sich niemand mehr freuen als ich selber, wenn es schon möglich wäre, eine einheitliche Theorie der heimischen Missionsarbeit aufzustellen. Ich bin noch nicht so weit. Ich kann nur Bausteine herbeiholen und zurichten. Diese Vorarbeiten sind noch keineswegs fertig, und bei denselben bleibt noch manches zu lernen, wozu die oben angedeutete sachliche Diskussion mit helfen soll. Wenn mir Gott so lange Leben und Arbeitskraft erhält, bis es angezeigt erscheint, den Bau selbst zu beginnen, so will ich dann freudig an die Arbeit gehen, wenn nicht vielleicht schon zuvor ein berufenerer Baumeister sich der Sache angenommen hat. —

Im Pfarrerverein (1899 Nr. 11) findet sich eine wohlwollende Besprechung meines Buchs, zu der ich nur in einem Punkte eine Ergänzung hinzufügen muß. Es wird dort geredet von besonderen Missionspredigten, etwa an 3 Sonntagen im Jahr — mit anregenden Mitteilungen. Die 3 Predigten hatte ich gemeint neben der bereits von der Kirchenbehörde angeordneten zu Himmelfahrt, Epiphanias oder einem andern Sonntage. Die Mitteilungen aber denke ich, womöglich monatlich (als Ersatz für die Missionsstunden), an die Predigt des Hauptgottesdienstes angeschlossen. Es sind die Berichte, auf welche eine jede Gemeinde, die etwas für die Mission thut, ein Recht hat. Wo die Verhältnisse nicht gestatten, monatlich solchen Bericht zu erstatten, wird man sich mit einer geringeren Anzahl begnügen müssen. Da aber, wo solche Anschließung eines Berichtes überhaupt nicht angänglich erscheint, hatte ich vorgeschlagen, einen solchen wenigstens an den Sonntagen der Missionspredigt mit der letzteren zu verschmelzen, wie manchmal auch bei einem Missionsfeste Predigt

und Bericht in einander gearbeitet ist. Bei diesem Verfahren werden alle Hindernisse beseitigt, welche sonst das Erstatten von Missionsberichten vor der Gemeinde verhindern könnten. —

Weitere Besprechungen in der Litterar. Beilage der Deutschen ev. Kirchenzeitung (1899 Nr. 7), Liebeswerke (99 I. 5.), Afrika (99 Nr. 3), Theolog. Jahresbericht (XVIII. Jahrg. S. 709) bieten bei überwiegender Zustimmung keine Gelegenheit, auf besondere Punkte einzugehen.

In der Theol. Litteraturzeitung (99 Nr. 18) wird es vermißt, daß ich auf 2 Faktoren, die für das süddeutsche Missionsleben von Wichtigkeit sind, nicht eingegangen bin. Aber die vorhandenen Aufsätze wollen ja keine erschöpfende Behandlung aller Faktoren des heimischen Missionslebens sein. Zu einer systematischen Behandlung gehören noch verschiedene andere Bausteine. Es läßt sich noch ein langer Aufsatz schreiben über Missionspredigtreisen, und ein noch längerer über Missionsfeste; auch über die Verbreitung der Missionslitteratur, Missionskonferenzen, Missionskurse u. s. w. ist noch viel zu sagen. In die beiden erstgenannten Rubriken würde auch die Erwähnung der von der Baseler Mission ausgesendeten Reiseprediger gehören. Die Halbbatzenkollekte würde in dem die Missionsgaben behandelnden Abschnitte besprochen worden sein, wenn es mir möglich gewesen wäre, dort den ganzen, ausgedehnten Stoff eingehend zu behandeln. Ich habe aber auf Seite 217 ausdrücklich gesagt, daß das Thema bei weitem noch nicht erschöpft sei. Wenn ich einmal eine eingehendere Arbeit über Missionskollekten machen darf (die keineswegs überflüssig ist), so werde ich auch auf die Baseler Halbbatzenkollekte, sowie auf die entsprechenden Veranstaltungen von Barmen und Berlin I näher eingehen.

Dankbar bin ich dem Verfasser für die Mitteilung, daß in Württemberg die ursprünglichen Missionsstunden nicht mehr häufig sind. Dadurch wird meine Behauptung noch weiter bestärkt, daß die eigentliche Missionsstunde hinschwindet. Ich hatte allerdings angenommen, daß sie in jenen pietistischen Gemeinschaften in Württemberg, die jetzt ja sogar juridische Anerkennung gefunden haben, sich ungleich mehr als irgend sonst wo erhalten hätten.

In der Hannov. Pastoralkorrespondenz (99 Nr. 21) ist die Bedeutung meiner Arbeit den „ganz unleugbaren Schäden" gegenüber, „an denen unsere Missionsarbeit krankt," sehr hoch angeschlagen. Ich bin dabei besonders dankbar, daß hier neben der Kritik auch die positive Bestrebung, Mittel und Wege zu einem rechten Betrieb der heimatlichen Missionsarbeit zu finden, betont wird, wie dies auch in einer der oben erwähnten Besprechungen schon der Fall ist.

Schließlich ist noch die Biene (98 Nr. 12) zu erwähnen, welche gleichfalls trotz Andeutung einiger abweichender Ansichten) die Bemühungen „auf Gründlichkeit, Gesundheit, Nüchternheit und Natürlichkeit — kurz: auf Wahrheit im Missionsleben daheim und draußen hinzuwirken" anerkennt. Ich danke dem Referenten für die schonende Berührung eines Punktes, den die Kritik wohl schärfer zu rügen berechtigt gewesen wäre. Er sagt: „Etliches Persönliche besonders im letzten Artikel hätten wir gern gemißt." Ich muß bekennen, daß hier Wurzeln eines alten Schadens — der Eitelkeit — mit einer für die Mission wichtigen Angelegenheit so verwachsen waren, daß es mir damit ergangen ist, wie einem Arzte, dem es nicht gelingt, die Reste eines Krebsschadens zu entfernen, die

zu eng zwischen edlen Teilen liegen. Die Sache der verfehlten Kap-Mohammedaner-mission mußte ich bringen. Ihre Ermahnung war durch den Zusammenbruch des Unternehmens nicht überflüssig geworden. Für etwaige weitere, unberufene Gründungen ähnlicher Art soll eine bleibende Warnungstafel aufgerichtet werden. Man hatte mich diesmal persönlich in die Sache verwickelt, daher war die persönliche Färbung der Darstellung kaum zu vermeiden. Aber es ist richtig: Es wäre besser gewesen, wenn einiges von dem Persönlichen fort geblieben wäre.

Litteratur-Bericht.

1. **Wegner:** „Einzelzüge aus der Arbeit der Rheinischen Mission.“ Ein Handbuch für Missionsansprachen. Gütersloh 1900. 3,50 Mk. In 264 Nummern giebt der Verfasser wesentlich geordnet nach der Lutherschen Erklärung des dritten Artikels missionsgeschichtliche Illustrationen, die er aus der Litteratur über die Rheinische M. G. mit vielem Fleiß gesammelt hat. Wir haben es also mit keiner Originalarbeit, sondern lediglich mit einem Sammelwerke zu thun, das aber vielen, die um veranschaulichendes Detail in Verlegenheit sind, eine willkommene Fundgrube sein wird. Die Anordnung des Stoffes ist praktisch und übersichtlich, auch die Auswahl der Bibelstellen, die den meisten Nummern vorgesetzt sind, eine passende; nur ist mir zweifelhaft, ob jeder Benutzer des Buches nicht bloß über die Gebiete, sondern auch über alle Stationen der Rheinischen M. G., die in den Einzelgeschichten ohne jede geographische Angabe bunt durcheinander figurieren, so orientiert ist, daß er in jedem Einzelfalle weiß, wohin sie gehören. Das nach Missionaren und Stationen alphabetisch geordnete Register II thut ja einigen Orientierungsdienst; aber für eine zweite Auflage müßte ich doch vorschlagen, eine geordnete Übersicht über die Arbeitsgebiete der Rheinischen M. und die sämtlichen in ihnen liegenden Stationen in einem Einleitungskapitel vorauszuschicken.

2. **Autenrieth:** „Das Inner-Hochland von Kamerun.“ Eigene Reiseerlebnisse. Mit 12 Vollbildern und mehreren Illustrationen im Text. Stuttgart 1900. 1,25, geb. 1,75 Mk. In 3 Abschnitten: 1. Von der Küste ins Nkosi-Gebirge. 2. Im Nordosten von Kamerun und 3. der Entscheidungskampf im Nkosiland schildert der Verfasser seine nach dem Norden und Nordosten Kameruns gerichteten drei Untersuchungsreisen die mit der Anlage der Missionsstation Nyasoso (am Kupeberge) ihr Ziel erreichten. Frisch schildert er Land und Leute und die Erzählung der mit reichlichen Gefahren, Abenteuern und humoristischen Zwischenfällen verbundenen Reiseerlebnisse ist ebenso lehrreich wie unterhaltend. Das beigegebene Kärtchen giebt eine notdürftige geographische Orientierung.

3. **Schneider:** „Am Xentu. Aus dem Missionsleben Kaffrarias in Südafrika.“ Herrnhut 1900. 60 Pfg. Nr. 10 der unter dem Gesamttitel: „Gute Botschaft“ erscheinenden Missionstraktate der Brüdergemeine. Ein typisches Miniatur-

bild aus der brüderkirchlichen Kaffermission, das uns in gleicher Weise einen jungen Kaffermissionar, Samuel Baubert, wie das Leben und Treiben der Kaffern und Schwierigkeiten, Betrieb und Erfolge der Missionsarbeit unter ihnen, in der anschaulichsten Weise kennen lehrt. Das 108 Seiten umfassende Schriftchen ist in 6 Abschnitte gegliedert: Eingang, ein schwerer Anfang, ein junger Mann, die Schule am Xentu, das Kirchlein von Xentu, Ausgang. Wie alle Schneiderschen Monographieen sehr zu empfehlen. Jede bereichert durch Einführung in missionarisches Detail nicht bloß das Missionswissen sondern das Missionsverständnis.

4. **Grundemann**: „Unter den Dajakken auf Beto." 4 Hefte: 1. Lameanglajang Gründung der Station Beto. 2. Missionars Freud', Leid, Arbeit. 3. Die Macht des Heidentums unter den Dajakken. 4. Abschied von Beto. Heimreise, letzte Nachrichten von Beto. Tagebuchblätter. Barmen 1899. In einem Bande geb. 60 Pfg. Diese 4 Hefte sind eine willkommene Bereicherung der ziemlich dürftigen Missionslitteratur über Borneo. Bekanntlich ist bis heute die bornesische Mission nicht besonders erfolgreich; sie gehört zu den Geduldmissionen der Gegenwart. Gerade aus der bornesischen Mission kann man lernen, was für eine Rolle unter den missionarischen Tugenden die Geduld spielt. Es ist nicht die ganze Rheinische Mission auf Borneo, in welche der Verfasser uns einführt, sondern nur der in dem sog. Oberlande liegende Zweig derselben unter dem Stamme der Maanjan (A. M.-Z. 1899, 464) und es sind auch nicht große Dinge, die er uns berichtet, sondern Specialia über das Land, die Leute und den Verkehr mit ihnen, über das Heidentum und den missionarischen Kleinbetrieb mit seinen Mühen und mannigfaltigen erfreulichen wie betrübenden Erfahrungen. Aber es ist alles anschauliche Wirklichkeit und darum der Belehrung voll.

5. **Meyer**: „Die Schreckenstage von Kimberley." Tagebuchblätter beschrieben in der Zeit der Belagerung durch die Buren 1899—1900. Berlin. 1 Mk. Das Manuskript dieses 100 Seiten umfassenden Schriftchens hat eine romantische Geschichte: es ist mit der Post des untergegangenen Dampfers Mexikan aus der Tiefe des Meeres gerettet und nur mit Mühe entziffert worden. Obgleich manchmal etwas breit und in Kleinigkeiten sich verlierend, ist es ein interessanter Beitrag der Geschichte des südafrikanischen Krieges, aus dem es uns mit einer der spannendsten Episoden durch einen Augenzeugen bekannt macht, der seit 26 Jahren als Missionar in Kimberley steht.

6. **Grundemann**: „Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder." Berlin 1900. 10 Pfg. 1. Südafrika. Das ist eine neue Serie der bekannten „Missionsbilder mit Versen für Kinder." An die Stelle der Verse ist Erzählung in Prosa bezw. typische Schilderung und an die Stelle der bunten Bilder sind kleine schwarze Silhouetten getreten. Der prosaische Text ist jedenfalls lehrreicher als die kurzen Verse sein konnten und die Geschichte, die er bringt: „Nukoane, der gerettete Heidenjunge" wird den Kindern gewiß gefallen; von den schwarzen Bildchen ist mir das nicht ausgemacht, die bunten sind dem kindlichen Geschmack wohl sympathischer, jedenfalls sollten sie in den künftigen Heften etwas größer gemacht werden. Daß der Preis von 5 auf 10 Pfg. erhöht ist, ist schwerlich eine gute geschäftliche Spekulation; es wird den Massenabsatz nicht befördern.

In neuen Auflagen sind folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen:

7. **Döring**: „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika." Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission (Berlin III) mit 36 Bildern und 1 Karte. 4. Auflage. Schön ausgestattet. 190 Seiten und nur 1 Mk.

8. **Voskamp**: „Zerstörende und aufbauende Mächte in China." 2. Auflage. Mit vielen Bildern. 80 Seiten. 80 Pfg.

8. **Heilmann**: „Missionskarte der Erde nebst Begleitwort." Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonieen. Mit 6 Figuren und 17 Abbildungen. 4. Auflage. 1,20 Mk. Die neuen deutschen Kolonieen sind eingetragen, aber leider ist das Begleitwort unverändert geblieben, so daß besonders die Statistik nicht die gegenwärtigen Ergebnisse enthält.

Warneck.

Quittung.

Von dem Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Genua sind mir 10,80 Mk. für eine der deutschen Missionen am 16. Juni cr. zugegangen, die durch den südafrikanischen Krieg gelitten haben. Indem ich den richtigen Empfang dankend quittiere, bemerke ich, daß ich die Gabe an Berlin I übermittelt habe.

Warneck.

Welchen Wein ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ kaufe ich?

Antwort giebt das Preisverzeichnis von

Gustav Schmidt & Sohn,

✱ ✱ ✱ ✱ Colmar in Elsass. ✱ ✱ ✱ ✱

G. Herbert

Gegründet 1826. **Berlin SW. 13, Alte Jakobstraße 5.** Mehrere Filialen.

Für die Herren **Missionare** und **Missionsstationen** empfehle meine eigenen Kunstwerkstätten zur Herstellung von **Talaren, Baretts** und **Bäffchen** ꝛc., auch **Altäre** und **Taufsteine, Altar-** und **Kanzeldecken,** Patenen, Kelche ꝛc. — also alle zur inneren Ausstattung evangelischer Kirchen und Kapellen nötigen Gegenstände und Geräte. — Ausgezeichnete Empfehlungen. Langjähriger Lieferant verschiedener Missionen. — Preiskouraute, Zeichnungen, Proben und Berechnungen **franko und umsonst.**

Samoa,

das Land, die Leute und die Mission.

Von **D. G. Kurze.**

Mark 2.—, eleg. geb. Mark 3,—.

Berlin W. 9. **Martin Warneck.**

Zu haben in allen Piano- und Orgel-Handlungen.

M. Hörügel

Leutzsch-Leipzig u. London W. 88

Charlottestreet.

Christl. Seehospiz Amrum.

Nordseebad. Post Nebel.

Bis 30. Juni und vom 1. Sept. ab 50% Preisermäßigung auf Wohnung. Christl. Hausordnung. Familien-Anschluß. Volle Pension schon von M. 4.— an. Keine Trinkgelder. Auskunftsbuch gratis durch die Verwaltung.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Boehmer, Lic. Dr. J., **Aus den Tell-Amarna-Briefen.** Ein morgenländisches Zeitbild aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. 60 Pf.

Glage, P. M., **Ihr habt einen andern Geist!** Eine Untersuchung des innersten Schadens der Ritschlschen Theologie. 1,20 M.

Ritter, G., Metropolitan in Hess. Lichtenau, **Das Gleichnis von der sprießenden Saat.** Vortrag auf der allg. hess. Pastoralkonferenz zu Hanau im Sept. 1899 gehalten. 30 Pf.

Schäfer, D. Th., **Die Innere Mission in der Schule.** Handbuch f. d. Lehrer. 5., verb. Aufl. 2,40 M., geb. 3 M.

Schaefer, Lic. theol. R., **Das Passah-Mazzoth-Fest** nach seinem Ursprunge, seiner Bedeutung und seiner innerpentateuchischen Entwicklung im Zusammenhange mit der israelitischen Kultusgeschichte untersucht. 5,60 M., geb. 7,50 M.

Stosch, P. G., **Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes** in der apostol. Zeit und in der Gegenwart. Vortrag auf der Bielefelder luth. Konferenz im Mai 1900 gehalten. 40 Pf.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Heilmann, Sem.-Dir. Dr. K., **Missionskarte der Erde** nebst Begleitwort. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Mit 6 Fig. u. 17 Abb. 4. Aufl. 1,20 M.

Wegner, P. R., **Einzelzüge aus der Arbeit der Rhein. Mission.** Handbuch f. Missionsansprachen. 3,50; geb. 4 M.

Marcks, Dr. Friedrich, **Das Rote Kreuz.** Ein Überblick über seine Entstehung und Entwicklung und seine Bethätigung in Deutschland. Mit 3 Kartenskizzen. 1,50 M.

H. Cremer: Weissagung und Wunder

i. Zusammenhang d. Heilsgeschichte. 1,20 M. (Beiträge z. Förderung christl. Theol. IV, 3.)

Frühere Schriften desselben Verfassers:

Die paulinische Rechtfertigungslehre im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Voraussetzungen. 2. Aufl. 6,75 M., geb. 7,50. — **Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe** in Kraft des Heiligen Geistes. 1 M., geb. 1,50 M. — **Wesen und Wirkung der Taufgnade.** 30 Pf. — **Wozu verpflichten uns die Gebetsverheißungen des Herrn?** Vortrag. 2. Aufl. 40 Pf. — **Die christliche Lehre von den Eigenschaften Gottes.** (Beiträge zur Förderung christlicher Theol. I, 4) 1,60 M. — **Ueber den Zustand nach dem Tode.** Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben. 5. verb. Aufl. 1 M., geb. 1,50 M. — **Unterweisung im Christentum** nach der Ordnung des kleinen Katechismus. 2. Aufl. 2 M., geb. 2,80 M. — **Die Fortdauer der Geistesgaben** in der Kirche. Vortrag. 40 Pf. — **Glaube, Schrift und heilige Geschichte.** Drei Vorträge. 1,50 M., geb. 2 M. — **Das Wort vom Kreuze.** Ein Jahrgang Predigten. 2. Aufl. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Die Londoner Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

Die Londoner Missionsgesellschaft hat zwar schon 1895 ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert, und es ist damals in dieser Zeitschrift ihrer gedacht worden durch einen Artikel von P. Paul: „Aus dem Leben einer Jubilarin“ (A. M.-Z. 1895, S. 481). Aber die im Auftrag der Gesellschaft herausgegebene Geschichte derselben ist erst 1899 erschienen.[1]) Dieselbe bietet auch für deutsche Leser des Anziehenden sehr viel, denn man wird bei der Gründung der Gesellschaft in eine Frühlingsblüte des christlichen Lebens in England versetzt, welche gegen die damalige Dürre in Deutschland vorteilhaft absticht. Es ist erstaunlich, mit welcher Glaubenszuversicht zu derselben Zeit, da die Franzosen alle Religion abschaffen wollten, die englischen Christen in echter Bruderliebe zusammentraten, um die Welt für den Herrn Jesum Christum zu erobern. Unsere Leser werden deshalb gerne von der Gründungsgeschichte noch etwas mehr erfahren und von der Pionierarbeit, in welcher diese Gesellschaft sich besonders ausgezeichnet hat. Manche Ordnungen dieser ersten größeren Missionsgesellschaft sind auch für deutsche Gesellschaften vorbildlich geworden. Aber sie hat ein Lehrgeld bezahlen müssen, das sich manche späteren Missionsfreunde hätten ersparen können, wenn sie aus der Geschichte etwas hätten lernen wollen. Die Bedeutung der Londoner Missionsgesellschaft liegt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Seit sie ausschließlich das Organ der Independenten geworden ist, hat doch der Mangel an kirchlicher Organisation sich da und dort für die Mission nachteilig erwiesen. Immerhin verdient es alle Anerkennung, was diese verhältnismäßig kleine Kirchengemeinschaft für die Bekehrung der Heiden leistet.

I. Die Gründung und die innere Entwickelung der Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten.

Wesley und Whitefield haben im 18. Jahrhundert nicht bloß in ihren Anhängern, welche unter dem Namen Methodisten eine besondere Kirchengemeinschaft bildeten, sondern in der ganzen englischen

[1]) R. Lovett, M. A., The History of the London Missionary Society 1795—1895, London, H. Frowde 1899. 2 vols.

Christenheit neues Leben geweckt. In dem Baptisten Carey war zuerst der Missionsgedanke so lebendig geworden, daß er 1792 die Gründung einer baptistischen Missionsgesellschaft durchsetzte und selbst nach Indien ging, obgleich das Gebiet der englisch-ostindischen Kompagnie für die Mission noch verschlossen war. Hier war es ein einzelner Mann, der seine Kirchengemeinschaft mit sich fortriß. Aber sein erster Brief aus Indien, der an Dr. Ryland in Bristol gerichtet war, wurde sogleich dem Independentenprediger David Bogue in Gosport und dem schottischen Prediger Steven mitgeteilt, welche damals in Bristol sich befanden, um in Whitefields Tabernakel besondere Predigten zu halten. Nach dem Gottesdienst traten diese mit dem Independentenprediger Hey von Bristol im Sprechzimmer des Tabernakels zum Gebet zusammen und zur Beratung über den besten Weg, um das Volk an die bedauerlich vernachlässigte Pflicht der Predigt des Evangeliums unter den Heiden zu erinnern. Dieses Zimmer wurde daher später manchmal „die Wiege der Missionsgesellschaft" genannt.

Die lebendigen Christen in den verschiedenen Kirchengemeinschaften hatten seit 1792 ein gemeinsames Organ in der Zeitschrift The Evangelical Magazine, die von dem bischöflichen Geistlichen John Eyre redigiert wurde. Hier veröffentlichte Bogue einen Aufruf „an die evangelischen Dissenters, welche die Kindertaufe haben." Darin sagte er:

„Mehr als die Hälfte der Menschheit hat keine Erkenntnis des Evangeliums und sitzt in der Finsternis und im Schatten des Todes. — Können wir erwarten, daß, während wir persönlich uns bemühen, zu seiner Ehre zu leben, unsere Pflichten damit erfüllt seien, da wir als ein christlicher Organismus nichts thun, um unseren Brüdern in heidnischen Ländern dazu zu verhelfen, daß auch sie ihn verherrlichen, indem wir sie bekannt machen mit seinem Wesen, seiner Regierung und seiner Gnade? Wir bekennen, daß wir den Herrn Jesum Christum aufrichtig lieben. Aber sind wir dabei nicht verpflichtet, den süßen Geruch seines Namens überallhin auszubreiten, bis er durch alle die finstern Pfade der Erde, die Wohnungen der Unwissenheit und Grausamkeit, gedrungen ist? Es ist uns befohlen, den Nächsten zu lieben wie uns selbst, und Christus hat uns gelehrt, daß jeder Mensch unser Nächster ist. Aber beweisen wir diese Liebe, wenn wir zusehen, wie große Finsternis die heidnischen und mohamedanischen Völker bedeckt, und uns keine Mühe geben, ihnen die frohe Botschaft von der Erlösung durch das Leiden und Sterben des Sohnes Gottes zu senden? Wir haben vielleicht unsere Pflicht gar nicht beachtet, welche aus dem Befehl des höchsten Herrn an alle Nachfolger des Lammes sich ergiebt: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!" Das ist bis jetzt nicht geschehen. Es muß geschehen, und jeder Christ ist berufen, daran zu arbeiten. — Alle anderen christlichen Gemein-

schaften thun etwas für die Bekehrung der Heiden. Die Arbeiten der römischen Kirche sind bedeutender, als die aller anderen Sekten. O, daß sie nur das reine Christentum den blinden Heiden brächten! Die Kirche von England hat eine ansehnliche Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums.[1]) Die Kirche von Schottland hat ein ähnliches Werk. Die mährischen Brüder haben, wenn wir ihre Zahl und Vermögen ansehen, sich in dieser Beziehung ausgezeichnet vor der ganzen christlichen Welt. Kürzlich haben die Methodisten sich aufgemacht mit einem sehr löblichen Eifer. Von den Baptisten ist soeben eine Gesellschaft gegründet worden für diesen guten Zweck, und ihre ersten Missionare sind bereits am Werk. Wir allein sind unthätig. Es ist Zeit, daß wir beginnen. Wir können es. Unsere Zahl ist groß, Der Reichtum von manchen tausend Personen ist beträchtlich. Ich bin überzeugt, daß manche von uns willig, ja begierig sind, ein solches Werk in Betrieb gesetzt zu sehen und gerne für seinen Unterhalt geben werden. Es fehlt nichts, als einige Personen, welche an die Spitze treten und beginnen. Wir haben die größte Ermutigung, meine Brüder, zu diesem Liebeswerk. Die heilige Schrift ist voll von Verheißungen, daß die Erkenntnis Christi die Erde bedecken soll, wie die Wasser das Meer bedecken. Es ist Gottes Sache, und sie wird siegen. Sollte je unser Versuch fehlschlagen, so dürfen wir die Arbeit nicht aufgeben, denn wenn auch die Heiden nicht durch uns gesammelt werden sollten, so werden wir doch geehrt werden in den Augen unseres Gottes. Aber wir haben keine Ursache, einen solchen Ausgang zu erwarten. — Es möchte vielleicht jemand sagen: Was können wir thun? — In jedem Zeitalter der Kirche ist die Ausbreitung des Evangeliums durch die Predigt der Diener Jesu Christi erfolgt. Auf dieselbe Weise haben wir jetzt das Evangelium auszubreiten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß einige eifrige Männer sich anbieten werden, welche wohl qualifiziert sind, um sogleich unter die Heiden zu gehen. Aber im allgemeinen werden sie vorher einigen Unterricht bedürfen. Deswegen wird es nötig sein, ein Seminar zu errichten, um Leute für dieses Werk heranzubilden. Ein tüchtiger und ausgezeichnet frommer Geistlicher an einem central gelegenen Ort muß als Vorsteher desselben gesucht werden. Und da die Erziehung der Missionare in mancher Beziehung sehr verschieden ist von der eines Predigers in christlichen Ländern, soll jeder Mann, der die Begabung dazu hat, sich bestreben, den Unterricht soviel als möglich dem Zweck entsprechend zu gestalten und so vollständig als möglich. Für den Unterhalt des Seminars und der Missionare müssen Beiträge gesammelt werden, und ich hoffe, nicht zu sanguinisch zu sein in meinen Erwartungen, wenn ich sage: ich bin vollkommen überzeugt, daß in jeder unserer Gemeinden jährliche Beiträge unterzeichnet und eine jährliche Kollekte garantiert werde, und daß das Ergebnis derselben, unterstützt durch gelegentliche Schenkungen und Legate von denen, die unseren Herrn Jesum Christum lieb haben, genügen wird, um wenigstens 20 oder 30 Missionare unter den Heiden zu unterhalten."

Der Aufruf Bogues fand williges Gehör nicht blos bei Dissenters, an die er zunächst gerichtet war, sondern auch bei Mitgliedern der bischöflichen Kirche. Der Herausgeber des Evangelical Magazine,

[1]) Die Society for Propagation of the Gospel war 1701 gegründet worden, hatte aber noch nicht viel unter den Heiden gewirkt.

John Eyre, war sogleich bereit, die Sache weiter zu verfolgen. Im August 1794 war Bogues Aufruf verfaßt, und schon im Novemberheft desselben Jahres erschien eine von Dr. Haweis, Kaplan der Gräfin Huntingdon, verfaßte Rezension eines Buches, welches Melville Horne, ein bischöflicher Geistlicher, ehemaliger Kaplan in Sierra Leone geschrieben hatte: „Briefe über die Mission, an die protestantischen Geistlichen der britischen Kirchen gerichtet.“ [1]) Horne hatte als Kaplan in Sierra Leone eine Mission unter den dortigen Eingeborenen ins Auge gefaßt, aber nicht als ein Werk, an welchem bloß die englisch-bischöfliche Kirche sich beteiligen sollte, sondern er war der Ansicht, daß die verschiedenen Kirchen sich vereinigen sollten zum Werk der Heidenbekehrung und in dieser praktischen Weise zeigen, wie die Differenzen in der Kirchenverfassung und bis auf einen gewissen Grad auch die der Lehre einen gemeinsamen Angriff auf die Burg des Heidentums nicht hindern sollten. Im Blick auf den Missionsbefehl des Herrn fragt Horne: „Was haben wir gethan in Bezug auf Mission? Wie viel Geld haben wir unterschrieben? Welche Versammlungen haben wir gehalten? Welche Gebete zu Gott emporgeschickt? Welche dringenden Ermahnungen haben wir an unsere Gemeinden und aneinander gerichtet?“ Er schildert die Missionsthätigkeit der Jesuiten, der Brüdergemeine und der Methodisten und sagt: „ich fürchte, es sei zu viel, wenn ich sage, es seien in der ganzen Heidenwelt 100000 wirkliche Bekehrte.“ Er zeigt dann als Beispiel, in welcher Weise Missionen auf den Südseeinseln und in Indien ins Werk gesetzt werden könnten. Der Ton der Schrift ist scharf und feurig, aber der Rezensent Dr. Haweis rechtfertigt denselben und kann berichten, wenn eine Gesellschaft auf der breiten Grundlage, wie Horne sie vorschlägt, gegründet werden könne, so seien bereits 600 £ für dieselbe unterschrieben, zur Ausrüstung von 6 Personen, welche willig seien und von der Gesellschaft für tauglich erklärt werden zu einer Mission auf den Südsee-Inseln.

Der Herausgeber der Zeitschrift, J. Eyre, war so tief bewegt von dem Buch, daß er die Sache sogleich mit mehreren Geistlichen von verschiedenen Kirchen besprach. Gleichzeitig vereinigten sich die Geistlichen von Warwickshire zur Arbeit am Werk der Mission, indem sie Beiträge sammelten und auf jeden ersten Montag im Monat abends 7 Uhr eine Missionsbetstunde ansetzten mit der Bitte um Erfolg der Arbeit von Christen aller Denominationen zur Ausbreitung des Evangeliums. So flossen verschiedene Bächlein zusammen, alle von derselben Klarheit; verschiedene Christen, verschiedene Prediger waren sich dessen bewußt, daß sie ihr neues Leben nicht aus ihrer Kirche und Ge-

[1]) Rev. Melville Horne, Letters on Missions; addressed to the Protestant Ministers of the British Churches.

meinschaft, sondern unmittelbar von oben her empfangen haben, und fühlten sich so eins mit allen denen, welches dieses neue Leben aus Gott hatten, daß sie mit denselben zusammentreten wollten, nicht etwa zu einer Gebetsversammlung oder Konferenz, sondern zu einem gemeinsamen Werk, zu einem Angriff auf die Burg des Heidentums, in der Zuversicht, daß sie den Befehl des Herrn ausführen, und er sich zu ihrer Arbeit bekennen werde.

Es kam am 4. November 1794 in Bakers Kaffeehaus, einem Orte, wo Londoner Geistliche einmal in der Woche eine gesellige Vereinigung hatten, ein kleiner, aber feuriger und harmonischer Kreis von Geistlichen verschiedener Konnexionen und Denominationen zusammen: David Bogue, der Independent, den wir schon kennen gelernt haben, Joseph Brooksbank, ebenfalls Independent, John Eyre, bischöflicher Geistlicher, John Love, schottischer separierter Presbyterianer, später Sekretär der Gesellschaft, John Reynolds, Independent, James Steven, Presbyterianer, Matthew Wilks, Geistlicher an Moorfields Tabernakel und John Townsend, Independent.

Von da an wuchs die Zahl, obgleich manche ehrenwerte Männer, deren Mitwirkung sehr gewünscht wurde, in zögernder Zurückhaltung verharrten, und einzelne geneigt waren, das Unternehmen für eine Vermessenheit zu erklären. Die Anwesenden beschlossen, in einem größeren Raum, in dem Gasthof Castle and Falcon, andere Geistliche einzuladen. Diese Versammlungen wurden wiederholt, so daß die erste Stunde dem Gebet und der Betrachtung derjenigen Schriftstellen gewidmet wurde, welche auf die Bekehrung der Heiden sich beziehen. Dann folgte die Beratung über die Missionssache. Ein Ausschuß von 34 Personen wurde den 17. Februar 1795 gewählt, welcher evangelische Geistliche und Laien von allen Denominationen zur Gründung einer Missionsgesellschaft einladen sollte. Eine Ansprache aus diesem Kreis im Evangelical Magazine hebt hervor, wie ein solches Werk für den freundlichen Verkehr von Christen aus verschiedenen Denominationen auch in der Heimat eine segensreiche Wirkung haben könnte. Man solle nicht immer sagen: „ein Löwe ist vor der Thür!“ Selbst der Charakter der Zeit, der manchem für ein solches Unternehmen ungünstig erscheint, sei kein genügender Gegengrund. Die dunkelsten und am wenigsten versprechenden Zeiten haben durch die Weisheit und Macht des Hauptes der Kirche nur zur Förderung des Evangeliums gedient. „Wie ist unter der Regierung des Tiberius, Caligula und Nero das Wort des Herrn so mächtig gewachsen und siegreich gewesen!“

Es folgte eine Ansprache von Rev. George Burder von Coventry, welche von der Versammlung im Castle and Falcon revidiert und verbreitet wurde unter dem Titel: „Ein Aufruf an die ernsten und eifrigen Bekenner des Evangeliums von jeder Denomination zu einem Versuch die Heiden zu evangelisieren."

Derselbe ging vom Missionsbefehl des Herrn aus und schilderte die Arbeit in den ersten Jahrhunderten und den Stillstand in der späteren Zeit. Dann rief er aus: „Aber ach! Wo ist der erste Eifer? Wo sind die Helden der Kirche, Männer, welche willig opfern und sich opfern lassen für Christum; welche ihre Ehre darin suchen, nicht in die gegebene Laufbahn einzutreten, sondern Christum da zu verkündigen, wo sein Name vorher nicht genannt wurde? Männer, welche ihr Leben nicht teuer achten, um Seelen für Christum zu gewinnen? — Es wird hingewiesen auf die Arbeit der verfolgten Protestanten, welche in Amerika unter den Indianern evangelische Kirchen errichtet haben, ferner auf die Erweckung christlichen Lebens in der Heimat in den letzten 50 Jahren, auf die geographischen Entdeckungen, namentlich Cooks, welche den Gesichtskreis der Christen erweitert und ihnen den Gedanken an eine Predigt des Evangeliums unter diesen Völkern nahegelegt haben. „Die Missionsunternehmungen der Dänen, der Brüdergemeine und der schottischen Gesellschaft haben Erfolg gehabt, obgleich einige derselben auf mangelhaften Vorbereitungen beruhten. Der neueste Versuch unsrer christlichen Brüder von der baptistischen Denomination verspricht ebenfalls Erfolg. Der Herr bewegt die Nationen, um sein geistliches und allumfassendes Königreich aufzurichten. Carey hat seinen Aufruf bekräftigt durch sein Beispiel. Er ist selbst Missionar geworden, und predigt nun an den Ufern des Ganges. Melville Horne hat als Kaplan in Sierra Leone selbst gesehen, vor welchen Mißgriffen man sich hüten muß. Wir dürfen nicht von Missionen ohne Schwierigkeiten träumen. Aber diese Männer haben gezeigt, daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Cook und andere Seeleute haben ihr Leben in unbekannten Gegenden, in Eisfeldern und in Behausungen der Wilden gewagt. Unsere Kaufleute kommen in kalte und heiße Gegenden und handeln mit Leuten von jeder Farbe, in jedem Klima, um ungewissen Reichtums willen. Sollten nicht unter uns Geistliche und fromme Jünglinge sich finden, welche mit Freuden bis an die Enden der Erde hinausziehen mit der frohen Botschaft von der Erlösung?" — Es wird ferner auf die Christianisierung Englands durch aus der Ferne gekommene Missionare erinnert und auf sofortigen Angriff des Werkes gedrungen, zu wirken, so lang es Tag ist. Die Geistlichen sollten ihre Gemeinden dazu ermuntern und berechnen, wie viel etwa jede Gemeinde dafür aufbringen könnte. Sodann soll ein Geistlicher oder eine andere verständige Person zu einer Versammlung in London im kommenden Sommer abgeordnet, hierauf ein Komitee in London gewählt werden, das mit den Komitees im Lande korrespondiere, um den Plan so bald als möglich auszuführen.

Die Laien treten bei diesen ersten Veranstaltungen noch sehr zurück hinter den Geistlichen, aber um so merkwürdiger ist es, daß die Lehr- und Verfassungsunterschiede so wenig in Betracht kommen bei diesem gemeinsamen Werk.

Auf den 22. bis 24. September 1795 wurde eine Versammlung nach London einberufen und 6 Geistliche dabei zu predigen aufgefordert. Aber schon am Vorabend, Montag den 21. September, kam eine große Versammlung von Geistlichen und Laien im Castle and Falcon zustande, die eigentlich nur vorbereiten sollte, jedoch bereits die Gründung der Gesellschaft mit herzlicher Freude und Danksagung beschloß. Am 22. September predigte Dr. Haweis in einer Kapelle der Gräfin Huntingdon[1]) vor einer großen Versammlung, darunter mehr als 200 Geistliche, über Mark. 16, 15f. Er begann:

„Mit Dank und Freude blicke ich herum auf diese große Versammlung, welche für die edelsten, den besten Gefühlen des menschlichen Herzens entsprechenden Pläne sich eingefunden hat. Nicht Vorstellungen von weltlichem Gewinn, nicht Projekte eines eiteln Ehrgeizes, nicht selbstische Ziele oder Vermutungen beflecken unser Vorhaben. Auch soll nicht der wirre Lärm des Kriegers oder blutbefleckte Kleider unsern Fortschritt bezeichnen. Wir versammeln uns unter der Führung des Friedefürsten, und das Banner seines Kreuzes entfaltend wünschen wir die frohe Botschaft von seiner Erlösung in die fernen Länder zu tragen, welche in heidnische Finsternis versunken und mit dem Schatten des Todes bedeckt sind. Die kleinlichen Unterscheidungen unter uns von Namen und Formen, die Verschiedenheiten der Kirchenverfassung und Gottesdienstordnung sollen heute von dem größeren, edleren und charakteristischen Christennamen verschlungen werden; und unser einziges Bestreben soll sein, nicht Parteiinteressen zu befördern, da Christus nicht zerteilt ist, sondern mit vereinten Kräften draußen die Herrlichkeit seiner Person, die Vollkommenheit seines Werkes, die Wunder seiner Gnade und die überschwänglichen Segnungen seiner Erlösung zu verkündigen, da wo sein Name noch nie gehört worden ist, sondern der Gott dieser Welt noch regiert als ein unumschränkter Tyrann über Leiber und Seelen der Menschen." — Haweis führte sodann die 4 Teile aus: 1. Wohin sollen wir gehen? 2. Wer soll gesendet werden? 3. Was müssen sie predigen? 4. Das Ergebnis der Sendung.

Im ersten Teil bezeichnete er als das hoffnungsvollste Gebiet in der großen heidnischen Welt für den Anfang Polynesien. Die Frage: Wen sollen wir senden? — beantwortet er dahin: „Männer, die ihr Leben nicht teuer achten, sondern bereit sind, es zu opfern und geopfert zu werden in dem ehrenvollen Dienst; Männer, welche wirklich bewegt sind vom heiligen Geist, sich demselben zu weihen, welche nicht gotteslästerlich vor dem Angesichte Gottes und der Gemeinde ein solches Bekenntnis ablegen, nur um eine Sendung von Menschen zu erlangen, und den Weg zu Ehre und Wohlstand bahnen über ein Gewissen, das dem heiligen Geist

[1]) Die Gräfin Huntingdon (geb. 1704 † 1791) war eine eifrige Verehrerin Whitefields und hatte das durch ihn geweckte Leben auch in der englischen Aristokratie verbreitet. Sie hatte Kapellen und ein eigenes Predigerseminar gegründet. In ihrer Gemeinschaft dominierte sie ähnlich wie Zinzendorf in der seinigen, und ihre Geistlichen blieben zum Teil der Staatskirche treu, bildeten so den Grundstock für die evangelische oder niederkirchliche Partei in derselben.

gelogen hat; Männer, die ein inneres Zeugnis des Geistes haben, der Zeugnis giebt ihrem Geist, daß sie Kinder Gottes sind; — ein göttliches Feuer, das sie befähigt, die Rettung einer Menschenseele jeder irdischen Rücksicht vorzuziehen, und darin fortzufahren im Angesicht aller Schwierigkeiten und Gefahren, die ihnen bevorstehen. Das sind die Männer, welche der große Hirte und Bischof der Seelen sendet, solche Werkzeuge müssen wir suchen. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß wir sie finden, wenn nicht in den Gelehrtenschulen oder theologischen Seminaren, doch unter den Gläubigen in unseren einzelnen Gemeinden. Ich denke nicht gering von den Vorzügen der Bildung und verachte nicht irgend welchen Unterricht. — Die Kenntnis der toten Sprachen ist wohl wünschenswert, aber nicht notwendig zur Mitteilung der evangelischen Wahrheit an die Lebenden. Ein einfacher Mann, mit einem guten natürlichen Verstand, belesen in der Bibel, voll Glaubens und heiligen Geistes, wenn er auch aus der Schmiede oder dem Kaufladen kommt, ist nach meiner Meinung als Missionar unter den Heiden weit vorzuziehen allen Gelehrtenschülern, und wird in der Geschicklichkeit und Arbeit seiner Hände Vorteile haben, welche eine unfruchtbare Wissenschaft niemals aufwiegen kann."

„Aber wer soll urteilen über die Befähigung zum Missionsdienst? — Ich antworte: solche, die selbst von Gott gelehrt sind, und deren Alter und Erfahrung in den guten Wegen unseres Heilands sie in den Stand setzt, zu unterscheiden zwischen den Aufwallungen eines unverständigen Eifers und der wohlüberlegten Hingabe eines Menschen, der wirklich vom heiligen Geist gesendet und erfüllt ist."

„Ich bin ein Bischöflicher und gehöre durch Wahl und Erziehung zur Staatskirche; ich wünsche ihr eine ehrenvolle Stellung auf Erden und bin überzeugt, es ist nicht einer unter euch, meine Freunde, von irgend einer Denomination, der sich nicht darüber freuen wollte. Aber ich bin nicht bigott. Ich glaube nicht, daß das Heil auf die Zugehörigkeit zu ihr beschränkt ist, noch daß die Zustimmung ihrer Regierenden, so wünschenswert sie sein mag, für eine evangelische Mission notwendig ist. Es ist in der That ein Grundsatz, zu welchem jeder wahre Christ sich bekennen wird, daß nicht Amt und Würde, nicht Bischöfe oder Erzbischöfe, auch nicht ein ganzes Presbyterium, so weise und gelehrte Männer es auch sein mögen, wenn sie nicht selbst die göttliche Berufung erfahren haben und inwendig vom heiligen Geist erfüllt sind, die Befähigung zum Missionsdienst beurteilen können. Sie können es so wenig als ein Tauber über die Schönheit eines Musikstücks urteilen kann."

Die Predigt schloß mit einer Hinweisung auf die göttlichen Verheißungen und mit einem Aufruf an das englische Volk zu diesem friedlichen Eroberungszug, der nicht ein Blutvergießen unter fremden Völkern anrichtet, sondern ihre Seelen errettet, und von dem in fremden Ländern gesammelten Reichtume den rechten Gebrauch macht.

Nach dieser zündenden Predigt wurden die Personen, welche der Gesellschaft beitreten wollten, aufgefordert, in der Kapelle zusammenzutreten. So groß war die Teilnahme, daß fast niemand wegging. Es wurde nun der Plan für die Gesellschaft festgestellt:

1. Der Name: die Missionsgesellschaft. 2. Der Gegenstand: der einzige Gegenstand ist, die Erkenntnis Christi unter Heiden und anderen unerleuchteten Völkern

auszubreiten. 3. Die Mitglieder: Personen, die eine Guinee oder mehr jährlich unterschreiben; jeder Wohlthäter, der eine Schenkung von 10 £ macht; ein Exekutor bei der Bezahlung eines Legats von 50 £ oder mehr; und Geistliche oder Abgeordnete von Gemeinden, welche für die Gesellschaft 50 £ oder mehr jährlich subskribieren oder kollektieren. 4. Generalversammlungen jährlich in London am zweiten Mittwoch des Mai und wenn nötig öfter zur Wahl des Kassierers, der Direktoren, des Sekretärs und der Kollektoren, und um Berichte und Rechnungen entgegenzunehmen, und über weitere Schritte zur Förderung des Werkes zu beraten. Bei jeder solcher Versammlung soll eine oder mehrere Predigten gehalten und ein Bericht gegeben werden. Der Präsident für den Tag soll die Versammlung mit Gebet eröffnen und schließen und die Gegenstände der Verhandlung angeben. Alle Vorlagen sollen durch Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder entschieden werden. 5. Die Direktion: es sollen so viele Direktoren aus den Mitgliedern jährlich gewählt werden, als die Umstände es erfordern. Auf der ersten Versammlung sollen 25 gewählt werden mit dem Recht der Kooptation. Nicht mehr als $^3/_5$ sollen in oder bei London wohnen, wo alle monatlichen Versammlungen gehalten werden zur Erledigung der Geschäfte. Nicht weniger als 7 sollen ein Bureau bilden. Zu leichterer Expedition können sie sich in Kommissionen teilen für die Finanzen, die Korrespondenz, Prüfung der Missionare u. dgl., aber keine Handlung der Kommissionen soll giltig sein ohne Genehmigung der monatlichen Versammlung. Keine Ausgabe über 100 £ soll gemacht werden ohne Zuziehung aller Direktoren, keine über 500 £ ohne die Generalversammlung. 6. Die Kassenführung: die Schenkungen ꝛc. sollen, sobald sie gesammelt sind, dem Kassierer übergeben werden. Die Direktoren sollen das Geld, wenn es über 300 £ beträgt, anlegen, bis es gebraucht wird, außer, wenn es ihnen für die Interessen der Gesellschaft nachteilig erscheint. 7. Gehälter: der Sekretär soll einen Gehalt bekommen, den die Direktoren bestimmen; aber die Direktoren sollen die Geschäfte der Gesellschaft ohne irgend welche Belohnung versehen.

In den folgenden Tagen wurden noch mehr Predigten und Versammlungen gehalten unter immer größerem Zudrang. Einen besonderen Eindruck machte namentlich die Predigt des schon genannten Independenten David Bogue. Er faßte die Einwürfe zusammen, welche im Lauf dieser Tage gegen das Werk erhoben wurden, um sie zu widerlegen. Es sind zum Teil dieselben, welche heute noch erhoben werden, zum Teil aber sind sie durch die Arbeit des 19. Jahrhunders widerlegt. Bogue hob folgende 10 Punkte hervor:

1. Das Werk ist so schwer, daß kein Erfolg zu hoffen ist. 2. Die Zeit für die Bekehrung der Heiden ist noch nicht gekommen, weil das tausendjährige Reich noch auf Jahrhunderte entfernt liegt. 3. Was findet sich im gegenwärtigen Zustand der christlichen Kirche, das besondere Hoffnungen auf den Erfolg einer Heidenmission erwecken könnte? Manche Zeitalter sind vorübergegangen, und es ist wenig geschehen. Warum soll unsere Zeit so günstig sein? Sind wir besser als unsre Väter? 4. Die Regierungen werden sich der Ausführung des Plans der Gesellschaft widersetzen und ihn zunichte machen. 5. Der gegenwärtige Zustand der Heidenwelt ist

so ungünstig in Bezug auf Religion, daß wenig Hoffnung auf Erfolg gehegt werden kann? 6. Wie und wo sollen wir geeignete Personen finden, um das schwierige Werk der Heidenmission zu übernehmen? 7. Woher wird die Gesellschaft und werden die Missionare ihren Unterhalt bekommen? 8. Es ist durch die Vorsehung keine Thüre für das Evangelium aufgethan. Wir sollten warten, bis ein solches Ereignis kommt, und dann es benützen. 9. Welches Recht haben wir, uns einzumischen in die Religion anderer Leute? 10. Wir haben Heiden genug daheim; laßt uns sie zuerst bekehren, ehe wir hinausgehen.

In Bezug auf den dritten Punkt sagte Bogue in seiner Predigt: „Im gegenwärtigen Jahrhundert wird das Wesen der christlichen Kirche als eines geistlichen, nicht eines weltlichen Reiches besser verstanden, als es seit den Tagen Konstantins der Fall war, und Christen haben ihre Verpflichtung gefühlt den Heiden das Evangelium zu bringen. Einige Anstrengungen sind gemacht worden von verschiedenen Sekten, aber mit einer Ausnahme schwache im Vergleich mit dem, was geschehen sollte; und ich weiß keine Denomination, welche mehr Missionare unter den Heiden hätte, als die Zahl der Apostel unseres Herrn. Doch jede, die an der Arbeit ist, erwartet mit Freuden den Anbruch eines herrlichen Tages und begrüßt mit herzlicher Teilnahme die verschiedenen Gesellschaften, welche an diesem göttlichen Werke stehen. Wir haben jetzt vor uns ein erfreuliches Schauspiel: Christen von verschiedenen Denominationen, obgleich verschieden in der Kirchenverfassung, doch vereinigt zur Bildung einer Gesellschaft für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Das ist etwas Neues in der christlichen Kirche. Frühere Gesellschaften haben wohl Beiträge von Leuten aus verschiedenen Denominationen bekommen, aber die Leitung war auf eine beschränkt. Aber hier sind Bischöfliche, Methodisten, Presbyterianer und Independenten, alle vereinigt in einer Gesellschaft, alle verbunden, um ihre Gesetze zu verfassen, ihre Einrichtungen zu regeln und ihre verschiedenen Angelegenheiten zu behandeln. Seht uns hier einmütig versammelt zur Leichenfeier der Bigoterie! Möge sie so tief begraben werden, daß nicht ein Stäublein mehr auf der Erdoberfläche erscheint! Ich kann beinahe hinzufügen: „Verflucht sei der Mann, welcher sie wieder aus dem Grab erwecken will!"

Der Eindruck dieser Tage war: es ist ein neues Pfingstfest. Die sichtbare Vereinigung von Geistlichen und Christen von allen Denominationen, welche an demselben Ort zusammenkamen, dieselben Lieder sangen, in denselben Gebeten sich eins fühlten in Christo, erhob alle Teilnehmer gewaltig, daß sie sagten, so etwas sei noch nie dagewesen, und Gott die Ehre gaben.

Bei der nun folgenden Konstituierung der Gesellschaft tritt auch das Laienelement mehr hervor, doch waren unter den ersten Direktoren neben 20 Geistlichen nur 14 Laien. Zum Schatzmeister wurde der treffliche Joseph Hardcastle gewählt, ein würdiger Kaufherr, dessen Haus an der Schwanentreppe bei der London-Brücke stand und von 1801—1814 die Direktoren bei ihren Sitzungen beherbergte. Auch die Bibelgesellschaft wurde

dort geboren, und die Sitzungen der Traktatgesellschaft wurden ebendaselbst gehalten.

Als 1814 die Londoner Missionsgesellschaft in ein größeres Lokal übersiedelte und ihm eine Dankadresse für seine freundliche Beherbergung übersandte, antwortete er, es sei ihm selbst die größte Freude und Ehre, daß diese bescheidenen Gemächer geheiligt worden seien durch die ernsten Beratungen und anhaltenden Gebete so mancher treuen Diener Gottes, denen der Herr seine gnadenreiche Gegenwart habe zuteil werden lassen. Hardcastle trat 1816 aus Gesundheitsrücksichten zurück und starb 1819. Zu Sekretären wurden zuerst ein Geistlicher John Love gewählt, der 1800 bei seiner Rückkehr nach Schottland diesen Posten aufgab, und ein Kaufmann William Shrubsole, der schon 1798 zurücktrat. Unter den späteren Sekretären sind J. Eyre, George Burder und William Ellis besonders zu nennen.

Was das Missionsfeld betrifft, so wurde in der Sitzung vom 25. September 1795 beschlossen, Missionare „nach Tahiti oder andere Inseln der Südsee" zu schicken. Es wurden bereits auch Missionen nach den Pelew-Inseln oder Sumatra oder der Koromandelküste oder zu den Tataren bei Astrachan oder an die afrikanische Küste bei Sierra Leone besprochen. Das Anerbieten des Kapitäns Wilson, eine Expedition nach Tahiti zu führen, wurde am 28. September angenommen und damit dieses erste Missionsfeld gewählt. In derselben Sitzung wurden die Regeln für die Prüfung der Missionare festgesetzt. Es wird darin auf das christliche Leben das Hauptgewicht gelegt, aber auch die Fertigkeit in mechanischen Arbeiten wird hoch gewertet, namentlich für die Südseeinseln und andere unzivilisierte Gegenden, mehr als gelehrte Bildung. Die angenommenen Personen sollen dann bis zu ihrer Aussendung den Direktoren zur Verfügung stehen, welche das Ihrige thun werden, um ihre Geschicklichkeit für ihren künftigen Beruf zu erhöhen. Am 9. November wurde beschlossen, auch verheiratete Kandidaten anzunehmen und mit ihren Frauen auszusenden, wenn die Prüfungskommission sie für tüchtig erachtet.

Der Kapitän Wilson, der sich anbot, das Missionsschiff Duff ohne Belohnung nach Tahiti zu führen, hatte eine abenteuerliche Vergangenheit hinter sich. Er hatte im amerikanischen Freiheitskriege auf englischen Seite gekämpft, war dann nach Indien gegangen, dort auf einem französischen Schiff gefangen gehalten, aus der Gefangenschaft entflohen, aber von Heider Alis Soldaten wieder gefangen genommen und so schrecklich behandelt worden, daß er nach seiner Befreiung wie ein alter Mann aus-

sah. Er erholte sich wieder, aber auf sein Inneres hatten alle diese Erlebnisse keinen Eindruck gemacht. Er war ein gottloser Mensch, so daß der Baptistenmissionar Thomas, der auf demselben Schiff mit ihm nach England zurückfuhr und öfter mit ihm über das Christentum disputierte, erklärte, er habe mehr Hoffnung für die Bekehrung der verkommensten Heidenvölker als für die des Kapitän Wilson. Als er zwei Jahre in England war, machte eine Predigt von John Griffin und ein Büchlein, das ihm derselbe gab: „Des christlichen Offiziers Waffenrüstung" einen so tiefen Eindruck, daß er nun die Bibel las und ein anderer Mensch wurde. Als er im Evangelical Magazine von der beabsichtigten Mission auf die Südseeinseln las, wurden seine Gedanken dorthin gerichtet. Er begleitete seinen Pastor Griffin zu den Versammlungen in London, bot durch Dr. Haweis der Gesellschaft seine Dienste an, wurde beim Ankauf und der Ausrüstung des Duff zu Rate gezogen und verkaufte sein Haus in Hornbean, um sich ganz diesem Unternehmen zu widmen. Die Gesellschaft erkannte in dem Anerbieten dieses Mannes eine besonders gnädige göttliche Führung, und am 10. August 1796 segelte der Duff mit 30 Missionaren, 6 Frauen und 3 Kindern von Woolwich ab, nach einem Abschiedsgottesdienst mit Abendmahl, bei welchem Geistliche von allen in der Gesellschaft vertretenen Denominationen mitwirkten.

Bis dahin ist die Geschichte der Londoner Missionsgesellschaft heller Sonnenschein. Nun aber kommen die Stürme. Die Begeisterung, in welcher die Herzen zusammenschlugen bei der Gründung, konnte, wenn sie auch von Gott gewirkt war, doch nicht so fortdauern. Die menschliche Schwachheit und Sünde tritt auch in den schönsten Werken immer wieder hervor unter den Übungen des täglichen Lebens. Bei der Londoner Missionsgesellschaft zeigte sich die Schwäche der bis jetzt befolgten Grundsätze schon bei der ersten Sendung in der Auswahl und Vorbildung der Missionare. So sehr die Direktoren bemüht waren, nur wirklich fromme, tüchtige Leute auszusenden, so hatten sie doch selbst noch keine richtige Vorstellung von den Gefahren und Versuchungen, welche den Boten des Evangeliums in der Heidenwelt drohen, und damit auch nicht von den Erfordernissen zum Missionsdienst. Die herrliche Natur von Tahiti und der gutartige Charakter der Bevölkerung, wie er von Cook und anderen Seefahrern beschrieben worden war, leuchteten namentlich dem Dr. Haweis so in die Augen, daß ihm die Mission auf diesen Inseln nicht so schwierig schien. In der Auswahl der Missionare aber beachtete er und andere Direktoren zu wenig, daß die Boten des Evangeliums einige Jahre

intellektuelle und geistliche Schulung bedürfen, um für die Predigt unter den Heiden tauglich zu sein. Handwerker wurden höher geschätzt als Studenten, Prediger und gebildete Leute. Man konnte natürlich durch die Aussicht auf eine Kulturarbeit auch größere Kreise für die Mission gewinnen, wiewohl man das Religiöse entschieden voranstellte. Es fehlte nicht an Stimmen unter den Direktoren, welche ein warmes religiöses Gefühl nicht als Ersatz betrachteten für eine bessere intellektuelle Ausbildung und geistliche Übung. Aber sie blieben in der Minderzahl. Merkwürdig ist, wie der Independent Bogue in Bezug auf die Notwendigkeit einer gründlichen Schulung der Missionare einen viel klareren Blick hatte als der Episkopale Haweis. Aber Haweis scheint den entscheidenden Einfluß in der ersten Zeit gehabt zu haben, auch durch seine persönliche Opferwilligkeit. Er hatte gleich anfangs 500 £ für die Südseemission gestiftet. Daß diese Richtung unter den Direktoren die Oberhand gewann, hatte eine ungeheure Verschwendung der Einkünfte in den ersten Jahren zur Folge.

Wenn wir hören, wie unter den ersten Missionaren schon auf dem Schiff ärgerliche Streitigkeiten ausbrachen, und wie wenige sich wirklich zum Missionsdienst eigneten, so kann das uns deutsche Leser befremden, denn wir denken uns gerne die ersten, die es wagten, auf dem unbekannten Missionspfad zu gehen, in besonders idealem Licht. Allein wir müssen bedenken, daß es für Engländer nichts so Ungewöhnliches war, in ferne Weltteile hinauszuziehen. Merkwürdig ist es, wie im Gegensatz zu den Vätern der Gesellschaft die theologisch wenig gebildeten Missionare der ersten Sendung auf dem Schiff hauptsächlich durch theologische Streitigkeiten sich entzweiten. Zwei derselben wurden beschuldigt, der arminianischen Lehre zu huldigen, weil sie betonten, daß Christus für alle Menschen gestorben sei. Sie wurden durch viele Disputationen in ein Kreuzfeuer genommen und förmlich exkommuniziert, da die Missionsgesellschaft calvinistisch sei. Nachdem sie erklärt hatten, daß sie einsehen, wie die Wahrheit auf seiten der Majorität sei, wurden sie wieder aufgenommen „in die christliche Kirche an Bord des Duff". — Von den 30 Missionaren, welche 1796 ausgezogen waren, hatten sich nach 4 Jahren 20 als untauglich oder unwillig zum Missionsdienst erwiesen, 3 waren getötet worden im Missionsdienst. Nur Jefferson, Eyre, Bicknell, Henry und Nott blieben treu.

Auch in der zweiten Aussendung, welche den 20. Dezember 1798 England verließ, unter Kapitän Robson, und aus 30 Missionaren,

darunter 10 verheirateten, und einem Missionssuperintendenten Howell bestand, befand sich mehr Spreu als Weizen. Dazu kam noch, daß der Duff auf dieser Fahrt seinen Bestimmungsort gar nicht erreichte, sondern bei Kap Frio von einem französischen Schiff aufgegriffen und die Missionare gefangen genommen und auf mehrere Schiffe verteilt nach Montevideo in Südamerika gebracht wurden. Dort wurde der Duff verkauft. Die Missionare sollten auf einem andern Schiff nach Rio Janeiro gebracht werden. Aber dasselbe wurde am 5. Juni 1799 wieder aufgegriffen von einer portugiesischen Flotte nach einer sehr mühsamen Fahrt. Die Insassen wurden auf drei Schiffe verteilt nach Lissabon gebracht und verzweifelten unter den mancherlei widrigen Umständen an ihrem Missionsberuf. Sie kehrten nach England zurück. Einer, der wegen des Todes seiner Frau in Lissabon aufgehalten war, wurde auf der Reise nach England noch einmal gefangen genommen und kam erst am 21. Januar 1800 zurück. Die Gesellschaft hatte von dieser Aussendung einen Verlust von ungefähr 10000 £. Es wurden aber sogleich wieder 1173 £ unterzeichnet.

Bogue, der bis jetzt vergeblich für eine bessere Ausbildung und längere Probezeit der Missionare gesprochen hatte, betrachtete es als eine gnädige Führung Gottes, daß das französische Schiff diejenigen zurückbrachte, welche nicht zu den Heiden gehen sollten. Er hatte seit 1789 in Gosport eine Akademie für Heranbildung von independentischen Geistlichen mit Unterstützung von Freunden geleitet. Als endlich 1800 auf eine Schenkung von Haldane hin beschlossen wurde, einzelne Missionare in einem zweijährigen Kursus auszubilden und Bogue um Übernahme dieser Aufgabe zu bitten, schloß sich das Missionsseminar an dieses Predigerseminar an. Die Zöglinge wohnten in der Stadt, und es wurde 1804 beschlossen, daß keiner sich verloben dürfe ohne Zustimmung der Direktoren. Bogue übernahm mit großer Liebe und Hingebung diesen neuen Arbeitszweig. Er darf wohl mit Jänicke verglichen werden, der in demselben Jahre in Berlin sein Missionsseminar begann, denn manche der tüchtigsten Missionare wie R. Morrison, Pakalt, W. Milne, William Ellis, Dav. Jones u. a. verdankten dem Seminar in Gosport ihre Ausbildung. Aber eine Minorität unter den Direktoren war noch immer der Ansicht, daß es für die Missionare wertvoller sei, wenn man sie lehre Schiebkarren machen und Rüben pflanzen, als predigen.

Am 9. Mai 1796 war als Grundsatz der Gesellschaft festgestellt worden, daß sie „nicht Presbyterianismus, Independentis-

mus, Episkopalismus oder irgend eine Form von Kirchen-Ordnung und -Regiment (worüber unter ernsten Christen Meinungsverschiedenheiten bestehen können), sondern das herrliche Evangelium des hochgelobten Gottes den Heiden senden wolle, und daß es den Personen, welche Gott aus denselben in die Nachfolge seines Sohnes berufen werde, überlassen sein soll, diejenige Kirchenform zu wählen, welche ihnen am meisten mit der heiligen Schrift übereinzustimmen scheine." — Man hatte noch keine Erfahrung davon, wie die neugewonnenen Heidenchristen Kinder im Glauben sind, die nicht zwischen Kirchenformen wählen und entscheiden können, welche ihnen als die schriftgemäßeste erscheine. Die Vereinigung der verschiedenen Denominationen in der Gesellschaft bestand auch nicht fort, als in der Heidenwelt Christengemeinden gegründet waren, sondern die Londoner Missionsgesellschaft wurde mit der Zeit die Missionsgesellschaft der Independenten.

Wie das nach und nach gegangen ist, darüber bekommt man durch Lovetts Buch keinen klaren Einblick, überhaupt nicht über die innerkirchlichen Bewegungen. Die Gründung der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft wird zuerst im Jahresbericht von 1801 erwähnt in sehr freundlicher Weise als ein Beweis für den wachsenden Missionseifer, und es wird hervorgehoben, daß das Augenmerk der neuen Gesellschaft besonders auf Asien und Afrika gerichtet sei, dieselbe also nicht in Konkurrenz trete mit der älteren. Der Mißerfolg der ersten Sendungen nach Tahiti wird wohl neben der Anhänglichkeit der Episkopalen an das Common Prayer Book dazu beigetragen haben, daß diese sich mehr und mehr von der Londoner Missionsgesellschaft zurückzogen, vielleicht auch der Umstand, daß die Missionare in einem independentischen Seminar herangebildet wurden.

Die Südseemission sollte aber nicht lange die einzige sein. Auch die Londoner Missionsgesellschaft richtete ihr Augenmerk auf Afrika und Asien. Der Eintritt des niederländischen Arztes van der Kemp in den Dienst der Gesellschaft 1797 führte zur Gründung der Mission in Südafrika, zugleich zur Gründung der niederländischen Missionsgesellschaft (vgl. A. M.-Z. 1897, 353f.). Eine Menge von anderen Projekten wurde besprochen und einzelne ausgeführt, so eine Mission nach Jamaika in Westindien, nach Ceylon und dem südlichen Ostindien, nach China. nach Demerara in Südamerika, so daß der Jahresbericht von 1820, 25 Jahre nach der Gründung folgende Missionsfelder und Stationen aufzählt:

I. Südseeinseln:

Tahiti, Eimeo, Raiatea, Huasine.

II. Jenseits des Ganges:

Kanton, Malakka, Pulo Penang, Batavia, Singapur, Amboina.

III. Ostindien:

Kalkutta, Tschinsura, Benares, Visagapatam, Madras, Bellari, Bangalur, Süd-Travancore, Surat.

IV. Rußland:

Selinginsk in Sibirien, Sarepta.

V. Griechische Mission:

Zante, Malta.

VI. Afrika:

Stellenbosch, Tulbagh, Paarl, Pacaltsdorp, Bethelsdorp, Theopolis, Griquatown, Neu-Lattaku, Bethesda, Namaqualand.

VII. Afrikanische Inseln:

Mauritius, Madagaskar.

VIII. Westindien:

Demerara, Berbice, Trinidad.

Einzelne von der Gesellschaft ausgesendete Missionare, die hier aufgeführt wurden, standen aber nicht mehr im unmittelbaren Dienst derselben, z. B. Kam auf Amboina, der von der Regierung besoldet wurde. Immerhin ist es eine schöne Zahl von Bahnbrechern der Mission in verschiedenen Gegenden, welche Zeugnis ablegen von der Lebenskraft, die dieser Gesellschaft auch nach den ersten Enttäuschungen noch blieb, und von dem kühnen englischen Unternehmungsgeist, der hier dem Reiche Gottes dienstbar wurde.

Die Propaganda des Halbmondes.

Ein Beitrag zur Skizzierung des Islam unter den Batakken.

Von Missionar G. K. Simon.

Vor nunmehr zwölf Jahren machte die rheinische Mohammedanermission auf Sumatra einen kühnen Vorstoß: während man sich jahrzehntelang mit der Missionsarbeit ganz auf das Hochplateau von Sipirok beschränkt hatte, wurde im Jahre 1888, scheinbar ganz unvermittelt, volle drei Tagereisen weit südöstlich von Sipirok, ein neuer Missionsposten aufgerichtet in dem unwegsamen Bergland Padang bolak. Nur wenige Stunden entfernt von den altmohammedanischen sogenannten Tributärstaaten an der Ostküste Sumatras wurde die Station Si Piongot angelegt. Land und Leute boten wenig Verlockendes, in weit zerstreuten kleinen Dörfern, in endlosen Wäldern versteckt, fand man eine seit zehn Jahren zum Islam übergegangene Bevölkerung vor.

Schon durch seine Entstehung ist dieses Missionsfeld merkwürdig: der Pionier dieser Arbeit war nicht ein europäischer Missionar, sondern der Senior der eingeborenen ordinierten Gehilfen, der Pandita Markus Siregar, ein Schüler des jetzigen Missionsinspektors Dr. Schreiber. Mit natürlichen evangelistischen Gaben ausgerüstet, getrieben von einer erbarmenden Liebe zu seinem Volk, wie wir sie selbst beim christlichen Batak nur selten finden, nahm dieser treue Zeuge den Kampf mit den fanatischen Moslem auf. Unbeirrt durch die Schmähungen der Priester,[1]) reiste er unermüdlich auf den unwegsamen Gebirgspfaden hin und her, mit seiner Posaune mußte er zuweilen den Tiger vom Wege verscheuchen; von Dorf zu Dorf wandernd, verkündete er Gottes Wort unter mannigfachen Krankheiten in dem heißen Klima. Gott bekannte sich zu seinem Werk. Nach kaum zwei Jahren waren über 50 Leute gewonnen. Aber Markus sah deutlich die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit — und das ist ein schöner Beweis für seine Demut —; mit seinen ersten Christen bat er in Bungabondor dringend um einen europäischen Leiter. So begann Missionar Irle 1888 seine Arbeit, Markus blieb neben ihm auf den Posten und steht noch heute dem Missionar als zuverlässiger Gehilfe und erfahrener Berater zur Seite.

Das Werk nahm einen glänzenden Aufschwung; schon 1895 stellte sich die Gesamtzahl der Christen, Anhänger mit eingerechnet, auf über 1000,

[1]) Ich folge dem üblichen Sprachgebrauch „malim“ mit Priester wiederzugeben, so wenig zutreffend der Ausdruck für die moh. „Gottesdienstlehrer“ ist. D. V.

bei einer Bevölkerung von nur 5—6000. Fast schien es, als ob es gelingen würde, in diesem Tagereisen weit ausgedehnten Gebiet, den noch in der Entwickelung begriffenen Islam mit einem kräftigen Stoß zu werfen — da kam der Rückschlag; langsam, aber stetig sank die Gesamtzahl, 1898 gab die Statistik 808 an.

Daran war nicht nur die starke Auswanderung nach den östlichen Staaten schuld. Auch der Islam war hier noch viel zu jung und unentwickelt, als daß er der christlichen Gemeinde ernstlich hätte Abbruch thun können, noch weniger gefährlich war das alte fast abgestorbene Heidentum. Heide will überhaupt niemand mehr sein, selbst in noch rein heidnischen Batagebieten ist das Heidentum kein nennenswerter Gegner mehr. Aber das schließt nicht aus, daß beide, Islam und Heidentum, in ihrer Vereinigung eine energische Kraft entwickeln können. Das letzte Fünklein Heidentum war auf dem besten Wege langsam zu verglimmen, da kam ein frischer Luftzug von Mekka und alsbald loderte die Flamme hoch empor, die Atmosphäre erhitzte sich, aus dem Luftzug wurde Wind, ja Sturm, der den Brand kräftig anfachte — eine ernste Gefahr für den eben aufgerichteten Bau, die junge christliche Gemeinde. Das Fünkchen allein, wie unscheinbar! Der Luftzug an und für sich kaum der Rede wert! Aber beide vereint, eins sich am andern nährend, ein starker gefährlicher Gegner! Sonderbar, zwei scheinbar — aber nur scheinbar — so heterogene Mächte, arabisch-malayischer Islam und batakscher Geisterdienst, Monotheismus und Animismus,[1]) verbinden sich zum Kampf gegen die Predigt von Jesu, dem Sohne Gottes. Solche Bündnisse sind ja nun freilich in der Geschichte der christlichen Kirche nichts ungewöhnliches, dazu kommt, daß der Islam ja nicht konsequent ist in seinem Monotheismus, sondern weite Lücken aufweist, in denen der alte batasche Geisterdienst Platz genug hat, es sich behaglich zu machen, andererseits finden wir einen auffallenden Zug zum Monotheismus im bataschen Heidentum und endlich begünstigte der dem Batak so sympathische Fatalismus des Islam den sonderbaren Verschmelzungsprozeß ganz außerordentlich.

Das ist keine graue Theorie. Schauen wir einmal um uns! Leben und Treiben der Eingeborenen[2]) möge unsere Behauptung illustrieren.

Was sollen wir essen, wie kann ich mich und meine Kinder vor Krankheit und bösen Geistern schützen, das ist die vornehmste Sorge des

[1]) C. M. Pleyte, Batakſche Vertellingen p. 3.

[2]) Alles folgende gilt nur von den eigenartigen Padangbolakschen Waldleuten, nicht etwa allgemein von den Batak.

Urwäldlers. Soweit ihm nach dieser Seite die alte Religion Garantieen leistete, war sie ihm lieb, ja mit Zähigkeit hängt er noch heute trotz Islam und Priestern an ihr fest. Nur soweit verstand er sie; die höhere Religion, die heidnische Lehre von den Göttern, die Sagen über die Entstehung der Welt, sind wohl nie Gemeingut des Volkes gewesen. Nur die Zauberer (datu) verstanden die Geheimsprache, in der diese Zauberformeln und Mythologieen mündlich oder auf Baumrinde geschrieben, überliefert wurden. Darum hat der gemeine Mann das wenige, was er wußte, leicht abgestreift, die Zauberbücher haben längst die Kakalak vertilgt, die wenigen verstaubten Bände, die noch übrig sind, versteht kaum noch jemand zu lesen. Aber welche Zaubermittel zum Beispiel am wirksamsten das Reisfeld ergiebig machen, darüber hat sich eine lebendige Tradition erhalten. Beim trocknen Reisfeld (Raubbau), wie hier fast allgemein üblich, kommt alles auf das Wetter an. Also Wetter machen, das ist von großem Wert für den Reisbauer. Wenn man den Wald fällt, muß die liebe Sonne scheinen, damit man brennen kann, und dann muß schleunigst ein bischen Regen kommen, damit man säen kann, kommt's umgekehrt, dann ist alle Mühe umsonst gewesen. Aber nicht zu lange Regen — sonst nimmt das Unkraut überhand, und dann vor der Ernte ein wenig Regen und beim Ernten ja kräftigen Sonnenschein! Und die gute Sonne kann's mit dem besten Willen niemand recht machen, denn der eine fällt heute und der andere hat gestern gesät! Es ist das reine Lotteriespiel mit der Sonne und seit drei Jahren hat beispielsweise unsere Gegend eine Niete gezogen; weil's nämlich bei jeder Aussaat mit der Sonne nicht recht stimmte, hatten wir jedes Jahr eine Mißernte. Wer hilft da? Der alterprobte Wettermacher; genau wie zu Großvaters Zeit wird's gemacht trotz Islam und Mohammed. Eines Morgens schreitet der Häuptling mit Würde ahnungslos durch das Dorf, da kommen ein paar Weiber fassen den gestrengen Herrn und eh' er sich's versieht, ist er über und über mit Wasser begossen. Das Dorf läuft zusammen. „Was ist der Grund, das eure Frauen mich mit Wasser begießen?" fragt der hohe Herr. „Das ist der Grund, siehe, all' unser Reis, all' unser Gemüse stirbt, denn ehern ist der Himmel! Schaffe uns Regen!" rufen die Frauen. Und nun versammeln sich die Väter, die Trommeln werden geschlagen, die Becken klingen und die ganze Dorfgemeinde, die Frauen voran, zieht zum großen Wasserfall, der Datu opfert und bittet den Geist, der dort haust, um Regen und dann — nun dann kommt eben Regen. Ähnlich macht man auch trockenes Wetter und der Datu, der kürzlich für

einen Scheffel Reis pro Familie den Regen für einen Monat gebannt hatte, wurde nur durch das Eintreten des christlichen Beamten von einer schweren Geldbuße bewahrt, die einige gerade sehnlichst Regen wünschenden Häuptlinge über ihn verhängen wollten. Auch sonst ist die Zauberei eine viel zu angenehme Sache, als daß man sie um des bischen Islam willen daran geben wollte. Man lebt noch in ziemlich ungeordneten Zuständen, die Kolonialregierung nimmt sich wohl der großen Prezesse an, allein um die Kleinigkeiten, die bei uns etwa die Polizei erledigt, kann sie sich natürlich nicht kümmern, wie etwa um Diebstähle u. a. Der Batak stiehlt nun freilich nicht; „wer würde ein so schlechtes Herz haben", aber er nimmt sehr gern etwas fort. Was macht man nun, wenn man wie man zart sagt, „einen Verlust gehabt hat" zu deutsch: gehörig bestohlen worden ist? Man fragt den Zauberer, dies Orakel kann nie irren, „nur mußt du mich auch recht verstehen" und das war bekanntlich schon bei der hehren Dame auf dem Dreifuß nicht immer ganz einfach. Neulich war ein schwachsinniger Jüngling allein in den Wald gegangen und war nicht heimgekehrt. Das bedeutet in dieser tigerreichen Gegend soviel als: er war verloren. Man suchte einen Tag lang, man kam zu mir, ich solle doch mit dem Feldstecher Umschau halten, denn damit kann man doch natürlich durch alle Berge und Büsche hindurch schauen. Endlich ging man zum Datu; kühn, wie diese allwissenden Herrn immer auftreten — darauf beruht ein großer Teil ihrer Popularität — meinte er: „Morgen früh geht in den Wald in jener Richtung, dort werdet ihr den Jungen lebendig finden." Man fand ihn wirklich am Abend des nächsten Tages, zerschmettert, abgestürzt an einem Gießbach. Wieder gings zum Datu: „Warum hast du uns belogen?" „Ja, wann seid ihr denn aufgebrochen?" „Morgens nach dem Essen." „Ja natürlich, ihr hättet auch *vor* dem Essen gehen müssen, ihr habt vergessen, mich danach zu fragen" sagte der Schlaukopf und die Geprellten zogen mit langen Gesichtern ab. Derselbe Schlaukopf, der doch alle Kräuter im Walde kennt, war neulich so thöricht, eine giftige Frucht zu essen; drei Tage medizinierte er seinen armen Leib, als die Sache ans Leben ging, schickte er zu mir und durch ein sehr einfaches, aber recht kräftiges Mittel wurde das Gift aus dem Körper entfernt. Aber es wäre verfehlt zu meinen, daß solche Niederlagen die Stellung dieser Zauberer auch nur irgendwie erschütterten. Ihre Schwindeleien hat der Volkswitz längst durchschaut. Schon in der Zeit, wo man an den Islam noch gar nicht dachte, sang man den Spottvers: „Vom Steinwurf zur Nachtzeit:"

„Iſt gerad' was da,
Dann wirds getroffen;
Iſt gerad' nichts da,
Dann wird auch nichts getroffen!"

So unzuverläſſig iſt die Zauberei. Aber nach wie vor wird der Zauberer geholt und oft ſpart man ſich's am Munde ab, um den hohen, ſtets ſehr hungrigen Herrn zu befriedigen. Aberglaube und Zauberei ſind eben mehr als thörichte Einbildungen, es ſind dämoniſche Mächte, von deren wuchtiger Gewalt über die Gemüter man ſich daheim keine Vorſtellungen machen kann.

An alledem hat der Islam ſo gut wie nichts geändert. Ja — und das erſcheint mir ſehr bemerkenswert — mit einem gewiſſen Trotz tritt die ſich ſtets weiter bildende Volksſage dem Islam entgegen, wenn er verſucht, ihrem Geiſterglauben zu nahe zu treten. Wer da meint, es gäbe keine Geiſter, der wird, wie jener Prieſter, durch Schaden klug.

Es war einmal ein Prieſter, der wollte nicht daran glauben, daß es Geiſter gäbe, weil er Mohammedaner war. Einſtmals war er mit 20 Schülern, die bei ihm das Koranleſen lernten, auf dem Feld, um den Reis einzuernten. Seine Frau ſaß in der Feldhütte und kochte, ſie ſchaute zur Thür hinaus: „Waren das nicht 50 Menſchen, es konnten aber doch nur 21 ſein; nun, es iſt doch ſchön, daß auch die Schüler aus der Ferne noch gekommen ſind," dachte ſie und kochte für 50 Perſonen. Zur Eſſenszeit verſammelten ſich die Schüler in der Hütte, ſie gab den Reis auf und ſiehe jetzt warens richtig 21. „Warum haſt Du denn ſo ſchrecklich viel Reis gekocht" ſagte der Malim ganz ärgerlich. „Ach, ich meinte, ihr würdet vielleicht nicht ſatt" ſagte ſie verſtohlen und ſo gings wieder am zweiten und dritten Tag. Endlich ſagte der Malim: „Ich will kochen, geh' Du aufs Feld!" Richtig auch er ſah 50 Perſonen beim Ernten und beim Eſſen warens wieder nur 21. Das war ihm doch auffallend. Nach dem Eſſen ging er im Feld ſpazieren, da auf einmal am äußerſten Ende fand er Fußſpuren, kleiner als ein Menſchenfuß und die Zehen zeigten alle nach hinten. Was das wohl ſein mag, ſprach er, und ging der Spur nach. Hinter einem Hügel hörte er Stimmengeſchwirr, aber er ſah nichts. Sachte ſchlich er ſich näher heran und verſteckte ſich hinter einen großen Baum. „Ja ja," drang es deutlich an ſein Ohr, „wenn die Menſchen uns zu bannen verſtänden, dann wär's um uns geſchehen, keiner von uns könnte das Feld noch betreten." „Was für einen Bann denn," meinte ein anderer. „Seid doch ſtille, wie wenn das Menſchen hörten." „Ach, erzähl' nur!" riefen dann mehrere. „Nun, ſo hört denn: Wenn jemand einen Beſen machte von Palmblattrippen und eine Ruthe und Betel darauf ſpiee und dann ſpräche:

Ruhe, Stille!
Heilige Stille!
Haſt Augen und ſiehſt nicht,
Haſt Ohren und hörſt nicht,

Hast Füße und läufst nicht,
Du, wenn du kommst,
Gierig nach meinem Reiskorn!
Sieben Hügel, sieben Thäler,
Zwischen uns und den Feinden des Reiskorns! —
Dann müßten wir alle davon."

Der Malim hatte alles gehört. Er kehrte heim, machte sich Besen und Ruthe und am andern Tag eilte er wieder zu seinem Versteck. Da hörte er wie sie herangekeucht kamen, ächzend unter der Reislast, aber er sah auch diesmal nichts. Da schlug der Malim mit dem Besen, spie den Betel, rief den Zaubervers und jammernd und wild heulend eilten die Geister davon; 29 Säcke Reis fand er vor, aber er setzte ihnen noch nach, bis in ihr Dorf und wirklich, dort fand er eine Scheuer voll; alle seine Schüler mußten kommen und tragen helfen.

So geschehen zu Nutz und Frommen derer, die's nicht glauben wollen. Man sieht, die Nebel sind zu dick, als daß der Halbmond siegreich seinen Glanz entfalten könnte. Bezeichnend ist nur, wie geschickt der Islam sich in dieser doch etwas kläglichen Situation aus der Affaire zu ziehen weiß.

Offiziell natürlich wird allem Heidentum der Untergang geschworen. Der feine, sich in den unterthänigsten, malayischen Formen bewegende Mohammedaner, wie man sie sporadisch etwa unter den eingewanderten Beamten trifft, lächelt natürlich über die kindliche Einfalt. „Ja, ja, so sind die Waldleute, sie sind wirklich hier zulande noch allzu thöricht," meinte er, wenn man einmal den Finger auf diesen wunden Punkt legt. Aber der gute Mann ahnt nicht, daß selbst die gelehrten Herren im heiligen Mekka, die alle „den Koran auswendig wissen", und alle Nabis (Propheten) an den Fingern herzählen, doch noch eine gewaltige Furcht haben vor den Dschinns, die nachts über's Feld schweifen und den gefürchteten Afrîts, die den bösen batakschen Begus kaum nachstehen, — am allerwenigsten ahnt er, wie fest er selbst noch vom Geisterglauben umgarnt ist. Seine Kinder tragen einen geschliffenen Edelstein an der Kette um den Hals, auf dem heilige Koranworte geschrieben sind; ein zuverlässiger Talisman gegen alle Krankheiten. Wenn der gemeine Mann auch nur ein in schmutziges Zeug gewickeltes Stückchen Holz erstehen kann mit den heiligen Worten oder sich gar mit einem ganz unbeschrieben Blechröllchen begnügen muß, das Vertrauen zu den neuen Schutzmitteln (Hadjimet) ist so groß, wie zu den alten Zaubereien (Panangkal) — nur der alte batakische Name ist verändert. Fast jeden Morgen kommen die Mütter und bringen ihre Kinderchen, die trotz des besten Talisman ein kräftiges Fieber schüttelt, und bitten um die „bittere Medizin".[1]) Aber es ist verlorene Liebes-

[1]) Nämlich Chinin. D. V.

mühe, den Frauen etwa zu sagen: „Seht doch nur, wie kräftig der heilige Talisman ist, daß ihr erst von den unreinen Christen unreine Medizin erbitten müßt, damit eure Kinder vor Fieber bewahrt bleiben!“

Der Islam verzichtet also nicht nur auf den Kampf mit dem Aberglauben des Heidentums, sondern er giebt ihm neue Nahrung, die der Batak dankbar annimmt. Oder ist das zuviel gesagt? Freilich sind manche grausame Zauberdienste verschwunden. Daß man unschuldigen Knaben glühendes Blei in den Mund gießt und an dem Grabstein den Geist des getöteten Knaben anruft, kommt nicht mehr vor — aber das kommt ebenso auf Rechnung der holländischen Herrschaft und der neuen Zeit. Auch die furchtbare Sitte, daß das kleine Kind zugleich mit der nach der Geburt verstorbenen Mutter begraben wird, wird nicht mehr gehandhabt, scheinbar, man begräbt die Kinder nicht mehr, aber man läßt sie verhungern. Warum? Etwa weil man es nicht versteht, solche Kinder groß zu ziehen? Unser Küchenjunge, ein kräftiger Bursche, aus dem heidnisch-christlichen Tobagebiet ist mit Büffelmilch von christlich angeregten Heiden nach dem Tode seiner Mutter „künstlich ernährt“ worden. Das waren christlich beeinflußte Heiden, die Mohammedaner stehen noch ganz unter der abergläubischen Furcht der alten Zeit. Man sagt, die Mutter ist gestorben, weil das Kind vor der Geburt den Wunsch gehabt hat, daß seine Mutter stürbe und wenn eine andere Mutter sich des Kindes annähme, so würde das fremde Kind alle ihre eigenen Kinder verwünschen, sie müßten unweigerlich sterben. Was früher öffentlich geschah, das wird jetzt im geheimen gehandhabt, der alte Aberglaube hat sich in den Tugendmantel des Islam gehüllt.

Aber mehr noch: auf diesem, man möchte sagen, neutralen Boden des Aberglaubens reichen der Islam und das altbatasche Heidentum sich verständnisvoll die Hand und stärken sich zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind: das Christentum. Darum verlangt der äußerlich mohammedanische, im Grunde seines Herzens noch echt heidnische Datu von den getauften Christen, die der Versuchung zur Zauberei zum Opfer fallen, als conditio sine qua non: Freund, du mußt Mohammedaner werden, wenn meine Kur gelingen soll. Solche Aufmerksamkeiten erwidert der Islam verbindlich durch entsprechende Gegenleistungen. 1899 grassierten die Masern. Ein Gebot von dem berühmten altheidnischen Priesterkönig, Singamangaradja, wurde von Mund zu Mund im Lande kolportiert: „Wer bewahrt sein will, muß ein schwarzes Huhn opfern“ und die Malims waren die ersten, die gehorsam die Hühnchen schlachteten. Aber

die Krankheit kam dennoch. „Der böse Geist muß nach alter Weise gebannt werden," hieß es nun. Willig stellten sich wieder die Priester des „einzig und allein mächtigen Allah" an die Spitze der Volksmengen und johlend und schreiend wurde der Maserngeist aus dem Dorf gejagt mit Knüppeln und Besen, und draußen quer über den Weg ein grüner Baumzweig gelegt, damit der Unhold nicht auf den Gedanken käme, zurückzukehren. Merkwürdig, in einzelnen Dörfern kam's nicht dazu, es war kein Malims da, der die Sache in die Hand nahm.

Aber mehr als das — unter der Marke: „Zur Ausbreitung der Religion des Propheten," werden fortwährend neue Schwarzkünste ins Land gebracht. Etwas neues ist's freilich eigentlich nicht, auch der alte Batak kannte die Tränklein, die den Leib hieb- und stoßfest und kugelsicher machen, längst gab es Zauberformeln, durch die man übermenschliche Kräfte erlangen konnte, genug, um Bäume auszureißen, Häuser zu versetzen und Felsblöcke zu rollen; das neue daran ist nur, daß der Zauberkünstler sagt: „Der Hauptvorteil, Leute, ist, euer Herz wird dadurch fest im Glauben (Islam)!" Neulich kam ein Lobe (Priestertitel) in unsere Dörfer. „Ich habe ein Mittel, Leute, brauchst du das, dann schenkt dir Allah einen ganz neuen Sinn, sodaß du auf 1 pal ($^1/_2$ km) Entfernung den Tiger bemerken kannst, ohne daß du ihn siehst!" Willig wird ein Dollar eingesetzt. Ein Mann wird in ein großes weißes Tuch, von Kopf bis zu Fuß, stocksteif eingeschnürt und wie ein Toter auf den Boden gelegt. Nun rutscht der Lobe auf den Knieen um ihn herum und betastet unter beständigem Murmeln von Koranworten den regungslosen Leib von oben bis unten — und so wird der Mann mit dem neuen Sinn begabt. Lautlos horcht das Volk. Wahrhaftig so kräftig waren die alten Zaubersprüche doch nicht.

Gerade die leitenden Kreise bringen solche Dinge unter das Volk. Ja, der landläufige Islam hat die Zauberei förmlich in sein System aufgenommen. Wer z. B. dermaleinst das Unglück haben sollte, in die Hölle zu geraten, kann, wenn er ein gewandter Zauberer ist, auch Allah durch Zauberei überlisten und so in den Himmel kommen. Das ist beispielsweise der Ausspruch eines sjech[1]), die im allgemeinen mindestens zweimal in Mekka gewesen sein sollen. Hier sieht man deutlich, daß der Monotheismus des Islam weite Lücken hat.

[1]) Auch sheik, so nennt man in Ägypten die auf der Koranuniversität Kairo ausgebildeten Moslemlehrer. D. B.

Nicht ohne Absicht liebäugelt man so mit dem heidnischen Aberglauben. Wir thun hier einen Blick in die „Missionsmethode" des Islam. Der Islam treibt keine Mission durch besondere Sendlinge, das wäre auch ganz überflüssig; der unter den Heiden hin- und herwandernde mohammedanische Händler wirbt mit beredter Zunge für die Fahne des Propheten. Vergangenes Jahr besuchte ich ein uns benachbartes heidnisches Gebiet. Im Dorfe hatte viel Krankheit geherrscht, da kam ein islamitischer Händler: „Verlegt den Dorfplatz und schafft die Schweine ab, dann macht Allah euch gesund!" Ersteres hatten die Leute gethan, letztes nicht, vielmehr sind sie mittlerweise christliche Katechumenen geworden; hunderte von Dörfern haben solche hingeworfenen Bemerkungen aufgenommen und sind so fast, ohne daß sie wollten, Mohammedaner geworden, natürlich zunächst nur dem Namen nach. Die bald nachfolgenden Priester und Hadji (Pilger) ließen dann auch noch das alte Heidentum unangetastet, sie wissen eben ganz gut, daß sie bei einem so abergläubischen Volk viel sicherer zum Ziele kommen, wenn sie diese Schwäche des Volkes geschickt benutzen. Man umgarnt die Menge nur noch um so fester mit Zaubereien und abergläubischer Furcht, um sie fester in die Hände zu bekommen. Die Hadjis aber handeln nach Instruktionen, die durch die Pilger zwischen Mekka und Sumatra beständig hin- und hervermittelt werden. Juni 1899 tauchte hier die sonderliche Mär auf, am 14. Juni werde die Sonne 14 Tage völlig untergehen und dann werde 14 Tage lang der beste Sonnenschein sein. Es wurde aber gleichzeitig angedeutet, wenn die Gläubigen Allah fleißig anbeteten und die Abgaben an die Priester pünktlich bezahlten, so werde Allah in seiner Güte das Unglück verhüten. Die Priester scheinen recht befriedigt gewesen zu sein mit ihren Schafen, denn das Unglück wurde wirklich verhütet und das Volk sah aufs neue die Macht Allahs und aller guten Moslem, die solches Unheil abzuwenden vermögen.

Um aber diese neue und alte Zauberei dem gemeinen Islam wenigstens äußerlich etwas konformer zu machen, vermeidet man sorgfältig alle die batasschen religiösen Ausdrücke aus dem alten Heidentum und ersetzt sie durch die heiligen Worte aus der malayisch-arabischen Sprache. Umgekehrt ist, beiläufig bemerkt, die Bildung der christlich religiösen Batasprache vor sich gegangen, sie hat alle Ausdrücke in Anlehnung an die alten Worte gebildet. Die großen Unterschiede einer Christianisierung und Mohammedanisierung treten hier deutlich zu Tage; daß Christentum erhält die nationale Eigenart und Sprache, rottet aber das heidnische Wesen

mit Stumpf und Stiel aus, der Islam zerstört alle nationale Besonderheit rücksichtslos, läßt aber heidnisches Wesen fast unangetastet. Der moderne Malim also martanggiang (alt-bat. und christl. betet) nicht mehr, sondern mandoa (malayisch), er spricht kein pintora mehr (bat. Zauberformel), sondern er mandjampi (mal.), ja es ist ihm nicht erlaubt tuak (bat. Palmwein) zu trinken, sondern nur tsuka oder ngiro (mal. Worte). So gebraucht man auch nicht mehr das bat. Wort für Gott, debata,[1]) sondern das malayische Tuhan oder das arabische Allah. Selbstverständlich hat man mit dem neuen Gottesnamen noch keine neue Gottesvorstellung. In diesem Streben nach Anpassung kam dem Islam eine von ihm unabhängige Wandlung der alten bataschen Vorstellungen zur Hilfe.

Das Volk kennt heute kaum einen Unterschied zwischen dem wenigen, was sie von dem alten Debata wußten und dem wenigen, was es von dem neuen Tuhan Allah weiß. In der Zeit nämlich, als der Islam kam, war die Volksvorstellung schon stark monotheistisch gefärbt. Freilich gab es ursprünglich mehrere, mindestens drei Debata der oberen Welt. Mit der Zeit hatte sich diese Vorstellung schon verdichtet, Debata war ein Gott, der die Welt geschaffen, die Menschen sterben läßt und die Welt regiert. Wir haben hier im Dorfe einen alten, zum Krüppel geschossenen Kriegshelden, der manches liebe mal in alten Zeiten mit den Dorfgenossen in den Kampf zog. Er lernt jetzt. „Ja", sagte er mir einmal, als er im Beginn von Gott hörte, „wir haben früher auch zu Gott gebetet im Kampf, jedesmal bevor der erste Schuß krachte." „Nun, und wie habt ihr denn damals gesagt?" „O Gott, hilf uns, gieb uns den Sieg, denn wir sind ja Leute mit rechtschaffenen Herzen, aber unsere Gegner sind voll von Schlechtigkeit!"

Man gewöhnte sich also leicht daran, diesen einen Debata Allah oder Tuhan zu nennen, und zwar ging man dabei sehr mechanisch zu Werke. Ein Mann fand unter seinem Hause eine auffallend große Kröte, die tagsüber ganz zutraulich ins Haus gekrochen kam. Der Mann machte ihr sorgsam ein Eckchen zurecht, wo sie von der Katze unbelästigt blieb. Als sie einige Zeit im Hause war, kochte er Reis mit Kokosnuß und opferte es der Kröte: „Das ist das erste mal, Kröte, daß wir dich begrüßen, wenn die Aussaat gerät, sollst du noch mehr haben", sagte der Mann. Dann verzehrte die Familie den Reis oder vielmehr „die Abfälle von dem Mahl der segenspendenden Kröte." — Wirklich, als die Zeit

[1]) Näheres siehe A. M.-Z. 1876, 257 ff.

zum Waldbrennen kam, traf's der Mann gut mit dem Wetter und prächtig brannte das trockene Holz — alles sofort fertig zum Säen. Da wurde das Herz des Mannes voll von Dankbarkeit und Ehrfurcht — ich gebe den Bericht eines meiner Gehilfen wieder: — „O", sagte er, „ich sehe, die Kröte ist eine Gesandte vom Tuhan Allah, Segen in meine Hüte zu bringen." Und er ging und brachte ihr ein gebratenes Huhn zum Opfer.

Der Moslem führt bekanntlich den Namen Gottes im Mund, wir sehen das als eine Gottes Ehre schändende Sünde an; für den Moslem liegt auch in dem ganz gedankenlosen Aussprechen des Gottesnamens eine behütende, böse Geister bannende Kraft. Die Formel: „Im Namen Gottes (Bismillah) des Allbarmherzigen", sagt J. Mühleisen Arnold, „ist wirklich das Schibboleth des Islam geworden." Solche Formeln waren auch dem alten Batak geläufig, die condito Jakobea: wenn wir gesund sind durch Gottes Güte, liebte man von jeher, um Verabredungen nicht allzubindend abzuschließen und bei den allergleichgiltigsten Dingen sagte man: wenn Gott gütig ist. Freilich die neue Formel leistet mehr. Der Adler, der nachts auf den Dachfirst mit den Flügeln schlägt, um den bösen Geist zu rufen, wird durch ein einziges „Bismillah" wirkungslos gemacht.

Noch sonderbarer ging die Einbürgerung des Teufelsnamen vor sich. Die Teufelsvorstellung hatte schon lange, bevor der Islam kam, Raum in den Herzen der Leute. Durch Berührung mit malayischen Händlern hatte man vom arabischen Iblis (oder Eblis) gehört und alsbald wurde gerade dieser Geselle als Sibolis eine der populärsten Geister, ihm fiel die Rolle zu, die jedem Batak sehr erwünscht kam: Es ist der, der an jeder Missethat, die wir armen unschuldigen Menschenkinder thun, ganz allein schuldig ist: „Was soll ich machen, wenn der Teufel mein Herz so schlecht macht!" So ein Geist, ja der kam wie gerufen! Der Islam aber fand seinen Iblis einfach vor.

Noch frappanter ist freilich, daß auch der Satan, arabisch Schaitân, dem Batak nichts neues war. Denn ein Saitan (viell. der mit Hauern wie ein Eber versehene Geist) war ein Geist, der eine Menge tötlicher Krankheiten brachte, vermutlich ein Ungetüm,[1]) fast gleichlautend ist die mal. Aussprache: Sētan. Der mohammedanische Batak will das freilich nicht Wort haben, er glaubt mit dem Worte Setan etwas sehr orthodoxes

[1]) Näheres siehe a. a. O. p. 350.

zu sagen. Eine Frau war nach der Geburt von Zwillingen schwer erkrankt, eine einzige verständige Frau hätte der ärmsten das Leben retten können, statt dessen kamen die Zauberer und goßen der bewußtlosen Frau waschschalenweise ihre furchtbaren Arzneien ein, denn die „Setanskrankheit" hat sie gefaßt. Ich fand die Frau in den letzten Zügen liegend. „Jetzt kommt der siebente Setan", sagte der Datu gerade, „und dann ist sie hin!" Der Koran kennt nur einen Setan, die Siebenzahl, die in batatschen Zauberformeln sehr häufig ist, erinnert noch an den heidnischen Ursprung.

Zugegeben, daß das nur äußerliche Übereinstimmungen, mehr Zufälligkeiten sind, so bleibt doch eine bedeutsame innere Verwandschaft in der Gottesanschauung zu erwähnen: der Fatalismus. Man mag darüber streiten, ob der Koran wirklich die Lehre von der Vorherbestimmung auf die fatalistische Spitze treibt; für jeden, der nur einen Augenblick unter Moslem gelebt, ist die fatalistische Ergebung der Gläubigen das, was am meisten ins Auge fällt. Koransätze, wie der berühmte: „Allah leitet in Irrtum, wen er will", sind auch nicht hinwegzuleugnen — und da ist es nun bemerkenswert: alle solche Sätze machen dem Batak gar keine Schwierigkeit, jeder Heide hätte obigen Satz sagen können. Nächst dem Teufel (sibolis), ist es nämlich Gott, der das Herz zum Bösen neigt. „Was soll ich machen, debata (Gott) hat mein Herz herumgedreht", sagen in Toba gern faule Katechumenen bei uns, genau so, wie heuchlerische Mohammedaner bei uns: „Ich fühle noch nicht die Offenbarung Allahs (nämlich, daß ich Christ werden soll), bete doch kräftig für mich, damit er mein Herz wendet." — „Mach ja den Stall in Ordnung", rufe ich den Pferdehändler zu, „der Tiger kommt heute Nacht ganz sicher." „Auch wenn ich ihn so lasse, wenn Gott nicht will, daß der Tiger hineinkommt, kommt er nicht in den Stall", sagte der Händler und das war ein Heidenchrist — so tief sitzt diese Überspannung des Begriffs der göttlichen Leitung in den Herzen.

Auch ein Fatum neben Gott kannte das batasche Heidentum; die Vorstellung von einem von ewigen Zeiten her wirksamen Geschick ist sehr lebendig im Volk erhalten. Schon vor dem das Kind geboren, ist sein Geschick entschieden, je nachdem wie es sein Geist gewünscht hat. Daher der uralte Spruch:

„Was erbeten in uralter Zeit,
Empfängst du heut!"

Hat der Menschengeist darum gebeten, Häuptling zu werden, so wird er's unbedingt, hat er's versäumt, so wird er's nicht. Ein junger Lernen-

der, den ich darüber belehren wollte, sagte mir sofort: „Aber du, du wärst doch nie in die Padang bolak geraten, wenn du nicht in der Vorzeit darum gebeten hättest!“ Daraus erklärt sich auch jener altheidnische Gebrauch des Kindertötens, der oben erwähnt wurde; der Geist des Kindes hat es als sein Geschick erbeten, daß seine Mutter sterbe — ein so gefährliches Kind tötet man besser. Der Islam hat diese Anschauung einfach übernommen und lähmend legt sich dieser Glaube an ein unabwendbares Geschick (moham. takdir genannt) auf alles Vorwärtsstreben.

Wir haben uns auf das religiöse Leben beschränkt, auf ethischem Gebiet würden wir ebenfalls eine solche Verschmelzung finden.

Für die Missionsaufgabe ist dieser Prozeß beachtenswert. Im Blick auf die noch vorhandenen heidnischen Reste dürfen wir uns keinen falschen Illusionen hingeben. Nicht obgleich, sondern weil Islam und Heidentum so ineinander aufgehen, ist zu befürchten, daß die Religion des Propheten von Jahr zu Jahr fester in den Herzen der „malayischen“ Bataks wurzeln wird, ja diese unnatürliche Verbindung erklärt überhaupt die Mohammedanisierung unseres Volkes. Missionare und Forscher, die mit dem Batakvolk zuerst in Berührung kamen, haben erstaunt gefragt, wie es möglich war, daß dieses kleine Volk, eingeklemmt zwischen zwei fanatisch mohammedanische Völker — im Norden die Atjinesen, im Süden die Malayen — jahrhundertelang allen Bekehrungsversuchen des Islam erfolgreich widerstanden hat. Nun wenn das wirklich so wunderbar ist, dann ist es nicht weniger auffallend, daß, nachdem der Damm zweimal gebrochen, die Mohammedanisierung sich mit einem Schlage vollziehen konnte, ohne auf Widerstand zu stoßen. Für beides giebt vorstehendes eine ausreichende Erklärung. Was das Eindringen des Islam so lange zurückhielt, war die „eng umschriebene nationale Eigenart,“[1]) sie ließ keine fremden Elemente zur lebensfähigen Entwickelung kommen, ihr wesentlicher Bestandteil aber war die väterliche Religion. Durch die holländische Besitznahme ging natürlich manche nationale Eigenart verloren, auch die Religion wurde vom Geist der neuen Zeit berührt. Der Boden war gelockert. Allein dem arabischen gemeinen Islam würde wohl der Batak nach wie vor die Thüre gewiesen haben. Gerade um diese Form des Islam sich fern zu halten, hatte der Batak noch vor wenigen Jahren Leib und Leben, Haus und Hof eingesetzt im Kampf mit der fanatischen Padrisekte; aber

[1]) Joh. Warneck: Studien über die Litteratur der Toba-Batak, Berlin 1899 p. 103. Diese feine Monographie zeigt recht deutlich, wie sich die Eigenart des Batak in seiner reich entwickelten Litteratur widerspiegelt.

der Islam, wie er jetzt kam, in seiner Verschmelzung mit dem alten Heidentum, der Islam, der sich so prächtig dem alten Aberglauben anzupassen wußte, ja noch neue, außerordentlich kräftige Zauberkünste dazu brachte, der, soviel das Volk durch die gleißende Hülle malayisch-arabischer Worte wahrnehmen konnte, sich gar nicht so sehr von dem alten Geisterdienst unterschied, dieser Islam fand einen ausgezeichneten Nährboden im Bataland und überwucherte bald mit tropischer Üppigkeit die modernden Reste des Heidentums. Ja das ganze Bataland wäre längst seine Beute geworden, wenn nicht in dem kritischen Moment der Einverleibung unter die europäische Herrschaft gerade in den wichtigsten Landschaften die evangelische Mission eingesetzt hätte.

Die allgemeine Missionskonferenz in New-York vom 21. April bis 1. Mai 1900.

Von D. A. Merensky.

II.

Nachdem wir in der Juli-Nummer der Allg. M.-Z. über den allgemeinen Verlauf dieser Konferenz berichtet haben, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Inhalt der bei den Versammlungen gehaltenen Vorträge und den sich daran knüpfenden Verhandlungen zu. Die schon in jenem ersten Artikel genannten Haupt-Themata waren zweckentsprechend gewählt. Sie machten es möglich, daß alle eigentlichen Lebensfragen des Werkes zur Erörterung kamen. Das Thema des ersten Tages lautete: „Berechtigung und Ziel der äußeren Mission."

Dr. H. W. Strong, Direktor eines theologischen Seminars, leitete ein, indem er betonte, daß Berechtigung und Ziel der Mission in Christus liege. Der Sekretär (das ist Inspektor) der amerikanisch-presbyterianischen Mission R. E. Speer wies auf irreleitende Abwege hin: „Es ist die Gefahr zu beachten, daß das Ziel der äußeren Mission mit anderen Zielen, finanziellen, kaufmännischen und philanthropischen, vermengt wird. Unheilvoll ist die Behauptung, daß bei Heiden die irdische Seite des Lebens erst umgewandelt werden müsse, ehe die Mission Erfolg haben könne. Man verwechselt die weiteren Wirkungen mit dem, was das nächste Ziel sein muß, welches dahin geht, ein Leben aus Gott den Menschen einzupflanzen. „Unser Ziel ist nicht, Regierungen umzustürzen oder politische und weltliche Bewegungen zu schaffen, sondern wir wollen Christus

predigen, damit Menschen selig werden.“ Der liebevolle, treue, demütige Hudson Taylor hob hervor, man habe zu viel Aufmerksamkeit verwendet auf Methoden, Arbeitsmaschinerie und Hilfsquellen und zu wenig nach der Quelle aller Kraft gefragt, nach dem heiligen Geist Gottes. Die Mahnung, welche in diesen Worten liegt, wollen auch wir alle gern beherzigen, deren Gesellschaften den Vorzug haben, sich einer fest verfaßten gesunden Organisation und einer auf Erfahrung sich gründenden bewährten Arbeits-Methode zu erfreuen.[1])

Bei einer Nebenversammlung in der Central Presbyt. Church wies ein Revd. Chapmann darauf hin, daß das Evangelium unzweifelhaft der angelsächsischen Rasse die größten Segnungen gebracht habe, daß aber seine Kraft und Wirkung an den ganz anders veranlagten Völkern Indiens und Chinas erst noch erprobt werden müsse. „Wird das Evangelium die still stehende Entwickelung Chinas wieder in Fluß bringen können?“ Den skeptischen Ton, der in diesen Worten lag, schwächte der Redner dadurch ab, daß er schließlich betonte, viele unserer Missionsmethoden seien der Änderung bedürftig, ja müßten abgeschafft werden; ein Satz, dessen Wahrheit in Bezug auf die Missionsmethode, welche die Kirchengenossen des Redners, die Methodisten, bei ihrer Heidenmission üben, von deutschen Missionsmännern wohl allgemein anerkannt wird. Der Vertreter der Brüdergemeine, P. von Schweinitz betonte vor diesem Kreise, daß die Missionspflicht eine Pflicht sei, die wir Christus schuldeten, was Revd. Moore bekräftigte, indem er darauf hinwies, daß Christus die Pflicht von ihm zu zeugen all den Seinen auferlegt habe.

Das Thema, welches am 24. April in der zweiten Hauptversammlung behandelt wurde, lautete: „Wesen und Wichtigkeit der Verkündigung des Evangeliums und die Bedingungen für deren Erfolg.“ Leider waren die Vorträge über diesen wichtigsten Teil der Arbeit draußen nicht zureichend. Bischof Thoburn (von Indien und Hinterindien) verschob den Schwerpunkt der Frage, indem er sich darüber ausließ, wie weit der Inhalt der heiligen Schrift Evangelium sei und sich zur Verkündigung eigne. Er wollte mit Recht Christus in den

[1]) Die eigentlichen Probleme, die sich an die zu unterscheidenden Fragen nach der Aufgabe und dem Ziel der Mission knüpfen, sind damit gar nicht berührt. Auch bei den nächsten folgenden Vorträgen scheint mir das der Fall zu sein: die eigentlichen Schwierigkeiten, die sich bei gründlicher Erwägung der betreffenden Fragen herausstellen, kommen selten zur Sprache. Man ergeht sich viel zu viel in Allgemeinheiten, die nachgerade selbstverständlich sind. D. H.

Vordergrund der missionarischen Predigt gestellt sehen, hob aber unangebrachter Weise hervor, daß man in Bezug auf gewisse Teile der heiligen Schrift der negativen Kritik Konzessionen machen könne. Unter dem gewaltigsten Beifall der Versammlung entgegnete ihm der bekannte Arthur Pierson, man könne nicht die Integrität des „geschriebenen" Wortes angreifen, ohne die Autorität des „lebenden" Wortes zu schädigen. W. F. Oldham (Hinterindien) wies an Beispielen, genommen aus der Arbeit an den verschiedenen Schichten der Bevölkerung Japans und Indiens, nach, wie schwer es für den Missionar sei, bei der Verkündigung des Evangeliums seinen verschiedenen Hörern gerecht zu werden. Er behauptete, daß manche Missionare so unvollkommen vorbereitet hinauskämen, daß sie lange Jahre ihre Zeit nutzlos zubrächten, er empfahl deshalb gründlichere Ausbildung der Arbeiter.

An demselben Tage wurde ein Vortrag M. L. Gordons (Japan) verlesen, welcher sich über „die besten Methoden des persönlichen Verhaltens gegenüber unbekehrten und suchenden Leuten" verbreitete, und D. Taylor Hamilton (Brüdergemeine) sprach über den „allgemeinen gewinnenden Einfluß des Christentums." An demselben 24. April sprach Hackett (Montreal) in einer presbyterianischen Kirche über das wichtige Thema: „Eingeborene Helfer." Er empfahl als zu erstrebendes Ziel, daß die Zahl der eingeborenen Geistlichen vermehrt werde und diese ihren Unterhalt von den eingeborenen Gemeinden erhalten sollten. „Der eingeborne Helfer ist der bessere Missionar aus verschiedenen Ursachen. Er kennt den Charakter seines Volkes besser, er verträgt das Klima, er kann billiger leben als der europäische Missionar. Missionare sollten die eingeborenen Helfer schätzen und ihnen eine würdige Stellung geben." Andere Redner folgten; einer empfahl (für China und Japan), die eingeborenen Helfer nicht aus den höheren, gelehrten Ständen, sondern aus der Masse des gewöhnlichen Volkes zu nehmen. Ein japanischer Geistlicher, C. Aski, wies darauf hin, daß viele von denen, die zu Missionaren und Helfern ausgebildet würden, sich später anderen Berufszweigen zuwendeten, weil sie zu wenig Lohn erhielten. Man verlange in Japan, daß ein eingeborener Missionar mit 6 Doll. (24 Mark) monatlich auskomme. Die Folge sei gewesen, daß aus einer Schar von 200 Zöglingen einer Helferschule nur vier Missionare geworden seien.

An demselben Tage hielt der Berichterstatter einen Vortrag über „deutsche Missionsmethode", und beleuchtete dabei die erwähnten Fragen vom Standpunkt deutscher Anschauungen aus.

Das Hauptthema für den Vormittag des 25. April lautete: „Die Stellung von Erziehung und Unterricht in der Mission." T. A. Barber, Schuldirektor in England, früher in China, hielt einen bedeutenden Vortrag über die Prinzipien, nach denen Missionsschulen einzurichten sind. Er betonte, daß man nicht Unterricht in Gegenständen weltlichen Wissens nebenbei erteilen solle, nur eben um Schüler willig zu machen auch biblischen Unterricht in den Kauf zu nehmen. Die Schule solle in allen Stücken auf der Höhe der Zeit stehen und müsse durch und durch eine christliche Schule sein, alle Fächer müßten gelehrt werden in christlichem Geist.

Der Hon. W. T. Harris, Unterrichtsminister stellte den Unterricht in Religion allem andern Unterricht voran, er betonte, daß der Götzendiener sich höhere Bildung nicht aneignen könne, und daß Aberglaube freie Entwickelnng unmöglich mache. Er wies auf Alaska hin und sagte, daß dort die Missionsstationen die einzigen Herde für wirkliche Hebung der Eingeborenen seien.

Dr. Conklin (Amerika) wies auf das große Bedürfnis nach Unterricht hin. Von den Bewohnern Indiens könnten höchstens 6 % lesen, bei den Weibern nur eins von 330. Unter den 360 Millionen Chinesen seien nur etwa 6 Millionen Leser. Unter den Mohammedanern und Natur-Völkern stehe es noch schlechter. Man müsse annehmen, daß 2 Dritteile aller Menschen nicht lesen könnten. Aber auch unter den Lesern seien noch viele vom Aberglauben geknechtet oder auch gedankenleer. In China und Indien findet sich auch unter sogenannten Gelehrten tiefste Unwissenheit. Es endete dieser Redner mit der in Amerika nicht auffallenden Bemerkung, alle diese Menschen müßten die Bibel lesen lernen, müßten Zeitschriften schätzen, und die Anzeigen von Seifen und Fußbekleidungen verstehen lernen. Diese Vorträge wurden am Abend in der Central-Presb.-Church. ergänzt durch Mitteilungen zweier bedeutenden Männer, des Dr. George Washburn, Direktor des Robert College in Konstantinopel, und des Revd. R. Lovett von der Londoner Traktat-Gesellschaft.

Da jenes College von dem New-Yorker Kaufmann Roberts durch eine Dotation von 700 000 Mark (im Jahre 1863) begründet ist und von einem Komitee in New-York geleitet wird, war ein Bericht über diese Anstalt gerechtfertigt. Das College zählt jetzt 300 Studenten aus 15 verschiedenen Nationen von ebensoviel verschiedenen Religionen oder Bekenntnissen. Zweck der Anstalt ist nicht Protestanten zu erziehen, sondern die Schüler zum lebendigen Christentum zu führen. Bildung des Charakters und Entwickelung der Verstandeskräfte ist Ziel des Unterrichts. Kaufleute, Gelehrte und Beamte sind aus der Anstalt hervorgegangen. Dr. Wash-

burn schloß mit dem Wort: „Wenn das Christentum im Orient seinen Platz behaupten soll, wenn die toten Kirchen lebendig werden und den Mohammedanern zeigen sollen, was Christentum ist, so kann das nur durch gebildete Leute geschehen, die das, was sie glauben, kennen, und die wissen, weshalb sie glauben."

Lovett mahnte, bei dem Schaffen einer christlichen Litteratur unter bisher heidnischen Völkern planmäßig zu Werke zu gehen. Canon Edmonds von Exeter machte interessante Mitteilungen über die Bibliothek, die er verwaltet, die auch einstmals eine Missionsbibliothek war, ihr ältestes Buch stammt aus dem Jahre 1050 und ist betitelt „Christus", es erzählt des Herrn Geburt, Thaten und Kreuzestod. Von manchen Seiten wurde bei der Diskussion betont, daß in Indien die Missionare zu viel Mühe auf Einrichtung von Schulen, zu wenig aber auf die Predigt des Evangeliums verwendeten, andere Missionare behaupteten, daß sie ihre besten Christen der weltlichen Schulerziehung verdankten. Für große Städte in China und Indien wurde das Vereinigen der von den einzelnen Missionen begründeten verschiedenen Unterrichts-Anstalten lebhaft befürwortet; es empfiehlt sich solche Vereinigung durch die mit ihr verbundenen ökonomischen Vorteile. Es wäre ein Segen der Konferenz, wenn diese Vorschläge beherzigt würden.

Am 26. April war das Thema, welches die Hauptversammlung behandelte: „Wesen und Grenzen der Verträglichkeit unter Missionaren und Missionsgesellschaften." Dr. H. M. King (American Baptist missionary union) hatte den Hauptvortrag, der von friedlichem Geist beseelt war, ja sogar innigstes Zusammenwirken empfahl. Er stellte folgende Grundsätze auf, die bei den deutschen Missionen, wenigstens in ihrem Verhalten gegen einander, schon längst beachtet werden:

1. Die Gesellschaft, welche die Arbeit in einem neuen Gebiete anfängt, soll auch ungehindert durch Eindringen anderer Missionen die Arbeit weiterführen. Eine Ausnahme dürften nur stark bevölkerte Centren, große Städte, bilden. 2. Man teile die Felder nach Möglichkeit unter einander aus, damit Kräfte frei bleiben für weiteres Vorgehen. 3. Die Missionen in den verschiedenen Ländern sollen Konferenzen mit einander halten, um das brüderliche Verhältnis zu kräftigen und Dinge aus dem Wege zu räumen, die zu Mißhelligkeiten führen können.

A. Sutherland (Secretary of the Methodist mission in Canada) betonte, die Missionen sollten vermeiden, gegen einander unfreundliche Kritik zu üben, und man solle danach trachten, auf dem Felde draußen kleinere Gemeinden zu vereinen, wie auch Druckereien, Hospitäler, Apotheken, man solle dergleichen gemeinsam einrichten. Vom Bischof Penick (West-

Afrika) wurde der Vorschlag gemacht, daß alle Gesellschaften, welche die Konferenz beschickt hätten, zusammenwirken sollten, um ein allgemeines Missionsbureau, eine Centralstelle für evangelisches Missionswesen, zu schaffen. Dr. G. Knox (Japan) hob die Notwendigkeit des gelegentlichen Zusammenwirkens hervor, indem er auf die Thatsache hinwies, daß in Tokio von verschiedenen Gesellschaften vier Seminare unterhalten würden, die zusammen nur eine so geringe Zahl von Zöglingen hätten, daß ein Seminar für alle genügen würde. Im Laufe der Diskussion gab Dr. Schreiber den Wünschen der deutschen Missionen Ausdruck.

Am Nachmittage dieses Tages wurde in Nebenversammlungen dasselbe Thema behandelt, in einer Versammlung mit besonderer Rücksicht auf das Unterrichtswesen. Hauptsächlich wurden dabei die Verhältnisse in Indien, China, Japan und dem Orient besprochen. Dr. Dodge (Syrian Protest. College in Beirut) empfahl Gründung von gemeinsamen Anstalten zur Bildung eingeborner Helfer.

Es wurde dabei auch auf die dadurch mögliche bedeutende Ersparnis von Kräften und somit auch von Geldmitteln hingewiesen. E. P. Haggard (Assam) betonte, daß die Verträglichkeit und das Zusammengehen in der Heimat ihren Anfang nehmen müßten.

Die Frage der Selbsterhaltung von Missionsstationen oder Selbstversorgung von gesammelten Gemeinden stand am 27. April auf der Tagesordnung. Leider behandelt kein Vortrag alle Seiten der Frage gründlich und umfassend, die einzelnen Redner beschränken sich darauf, auf ihre Erfahrung zurückzugreifen und das zu schildern, was hier und dort erreicht ist. Im Prinzip, daß die Selbsterhaltung der gesammelten Gemeinden anzustreben sei, und daß man deshalb den eingebornen Christen von Anfang an zumuten müsse Opfer zu bringen, war man einig. Am wenigsten scheint darin bisher in China und Indien erreicht zu sein. Ein Redner betonte als wunden Punkt den Umstand, daß gelegentlich eingeborene Helfer in China ihren Missionaren entfremdet worden seien, dadurch, daß andere Missionare ihnen höheres Gehalt geboten hätten. Am besten scheint es in China mit der Selbsterhaltung bei den amerikanischen Missionen in der Provinz Schantung zu stehen. Gutes berichtete R. W. Lambuth (Secretary of the Methodist Episcop. Church. South) über die Arbeit in Harpoot in Armenien, wo die Gemeinden der Städte fleißig bei der Arbeit auf umliegenden Dörfern helfen, und wo die Gemeinde der genannten Stadt 90% der Kosten für die Arbeit in ihrer Mitte und auf 60 Außenstationen aufbringt, mit 38000 Mark jährlich.

Auch durch die Verfolgungen seien die Beiträge nur wenig gesunken. Auch Missionare aus Korea lobten die Opferwilligkeit ihrer Gemeinden. Revd. Underwood berichtete, daß dort unter 188 presbyterianischen Gemeinden 186 sich selbst erhielten, 2873 erwachsene Glieder zahlten 6274 Yen (= 25630 Mark) Gemeinde-Beiträge. Dazu kämen Beiträge in Gestalt von Nahrungsmitteln, und freiwillig geleistete Arbeit bei Kirchbauten und bei Evangelisation. Auch der Methodist lobte die Opferwilligkeit der koreanischen Christen, es werde kollektiert bei jedem Gottesdienst. Ein Presbyterianier berichtete, daß von 180 Gemeinden (United Presbyterians) im südafrik. Kafferlande 160 für ihre Bedürfnisse aufkämen. Von Uganda kam die Nachricht, daß 10 eingeborene Geistliche von den Gemeinden besoldet werden. Dr. Borchgreving teilte mit, daß in Madagaskar die Hälfte der Kosten für die norwegische Mission von den Gemeinden getragen werde. Von anderer Seite wurde die Schwierigkeit betont, die es mache, Gemeinden von Eingeborenen zu „entwöhnen."

„Stellung und Bedeutung der Missionsbewegung unter den Studenten und anderen jungen Leuten" lautete das Thema für die Verhandlungen des 28. April. Hauptsächlich wurden dabei die Studenten berücksichtigt, unter denen man in Amerika aber alle jungen Leute, auch Mädchen versteht, die den Willen haben, sich eine höhere Bildung anzueigenen. Es fehlte denn auch bei der Behandlung des Themas nicht an Unklarheiten und Übertreibungen. So wurde der Satz aufgestellt: „Die sicherste Grundlage für die Missionsbewegung muß in den Universitäten der Welt liegen"; wir würden diese Grundlage in dem christlichen Leben der Gemeinden suchen. Professor D. Roß Stevenson vom Exekutivkomitee der Studentenbewegung führte diese zurück auf einen Vorgang, bei dem sich vor 14 Jahren 100 Studenten auf dem „Berge Libanon" in New-York dem Missionswerk weihten. Von dort habe die Bewegung sich ausgebreitet auf „England, die Türkei, China, Indien, Ceylon, Japan und Australien." H. C. Duncan, Vorsitzender der „Vereinigung von Missionsfreiwilligen unter den Studenten in England" gab folgende Schilderung der Bewegung, deren Einzelheiten sich unserer Prüfung entziehen. Es gebe jetzt 119 solcher Vereinigungen mit 2000 Mitgliedern. In acht Jahren hätten sich 1726 studentische Freiwillige, darunter 361 weibliche gemeldet, von denen auch 586 hinausgegangen seien.[1]) Der Missionssinn breite sich aus in den Colleges. Missionsbibliotheken seien

[1]) Diese Zahlen sind viel kleiner als die, welche bisher angegeben worden sind. D. H.

gegründet, Zeitschriften würden gelesen, Vorlesungen über Mission würden gehalten, die Beiträge von Studenten für die Mission seien um das Zehnfache gewachsen. „Tausende wollen gehen, sie warten nur, daß sie gesendet werden." Am Nachmittage wurde ein gedämpfterer Ton laut. Die Jugend sei leider sehr unwissend in Bezug auf Mission. Am Abend aber versuchte J. R. Mott, „Generalsekretär der christlichen Studentenverbindung in der ganzen Welt" den Enthusiasmus wieder zu beleben.

Es wies auf die Goldfelder in Klondyke, wohin trotz aller Gefahren gleich nach der Entdeckung 100000 Männer gezogen seien, dem Reisenden Stanley hätten sich für seine letzte große Reise 1200 Begleiter angeboten, bei der letzten Präsidenten-Wahl (in Amerika) sei es einer Partei möglich gewesen, im Verlauf von wenig Wochen ein Pamphlet in die Hand jedes Wählers zu bringen, Soldaten sende man in genügender Anzahl nach den Philippinen und nach Süd-Afrika, die Bevölkerung der Buren-Republiken streite wie ein Mann für ihr Land, die Flotten von zwei Mächten kosteten viermal mehr als der gegenwärtige Missionsbetrieb, 250000 Mormonen erhielten 1700 Missionare ihrer Sekte, Ceylon schicke Scharen von buddhistischen Missionaren aus, in Kairo, auf der El Azhar-Universität, bildeten sich 8000 Jünglinge zu Missionaren des falschen Propheten aus, die christlichen Kirchen aber sähen es für unmöglich an, die Zahl ihrer Missionare auf 50000 zu erhöhen. Schließlich wurde als Ansporn wieder die Forderung laut, die Welt in dieser Generation zu evangelisieren. Jedem Menschen müsse Gelegenheit gegeben werden, Jesus Christus als seinen Heiland kennen zu lernen. Viele Gründe wurden vorgeführt für die Möglichkeit, daß dies bald geschehe. Man versprach sich viel vom Einfluß der Konferenz auf die Jugend. „In Amerika giebt es 6 Millionen junger Leute, die ihren Erziehern folgen werden, wenn diese ihnen die Sache in der rechten Weise nahe legen."

„Ärztliche Missionen" wurden am 30. April behandelt. Die Statistik zeigt, wie dieser Zweig evangelischer Missionsthätigkeit in den letzten Jahrzehnten gewachsen ist. Im Dienst der evangelischen Missionen stehen jetzt in der ganzen Welt 421 Ärzte und 203 Ärztinnen, von ihnen sind 300 (177 Männer und 123 Frauen) ausgegangen von Amerika, 276 (202 Männer und 74 Frauen) von Großbritannien und von Deutschland 10 Ärzte. Missionshospitäler giebt es 450, Apotheken 900. Die Kranken, welche von Missionsärzten behandelt werden, schätzt man auf 9 Millionen. Hervorgehoben wurde von verschiedenen Seiten, wie der Befehl des Herrn an seine Jünger: „Machet die Kranken gesund" auch jetzt noch Geltung habe. Besondes wurde betont, daß in China und den mohammedanischen Ländern, die Mission vornehmlich durch Arbeit an den Kranken Eingang finde. Die Frauen in China seien zumeist nur von den Ärztinnen erreicht. Dr. C. F. Harford-Battersby vom Livingstone medical College

stellte für die ärztliche Mission folgende Forderungen: Die Missionsärzte müßten volle ärztliche Ausbildung genossen haben, sie sollten nicht ordiniert sein und keine Station allein verwalten, müßten aber im lebendigen Glauben stehen, damit sie den Kranken das Evangelium nahe bringen könnten. Jeder Arzt solle sein Hospital haben und seine Apotheke. Dr. Avison von Korea betonte folgende Punkte, die zur ärztlichen Missionsarbeit nötigten. Der Missionsarzt müsse 1. für die Missionare, 2. für die eingeborenen Christen, 3. für Heiden sorgen, für letztere, um ihnen das Evangelium nahe zu bringen. Er solle 4. Eingeborene zu Ärzten und Krankenpflegern erziehen. Der Missionsarzt könne thätig sein im Umherreisen, oder indem er Kranke in ihren Wohnungen besuche oder im Hospital. Derselbe Redner wies an einem Beispiel nach, daß auf diesem Gebiete das Zusammenarbeiten vielfach fehle, so gebe es in Söul (Korea) fünf Hospitäler verschiedener Gesellschaften, mit denen Apotheken verbunden seien, und daneben gebe es noch drei andere Missionsapotheken. Ein einziges großes Hospital mit der Hälfte der Arbeiter ausgerüstet, die jetzt planlos neben einander arbeiten, würde aber die gesamte Arbeit viel besser und billiger leisten können. Die Anstellung mindestens einer ausgebildeten europäischen Pflegerin für jedes Hospital sei Notwendigkeit.

Es bleibt uns noch, übrig einige Nebenversammlungen, besonders auch Abendversammlungen zu erwähnen, bei denen wichtige Themata behandelt worden sind. In Amerika konnte eine Weltmissionskonferenz nicht stattfinden, ohne daß die Frauen in hervorragender Weise zu Worte gekommen wären. Am 26. April fanden denn auch sechs verschiedene Versammlungen statt, bei denen Frauen die Leitung hatten und die Redner waren. Sie erledigten sich der ihnen gestellten Aufgabe mit Takt und Geschick.

Bei der Hauptversammlung, die am Nachmittage in der großen Halle stattfand, war die Plattform nur mit Damen besetzt, von denen 400 als Frauen von Missionaren, Ärztinnen oder auch Missionarinnen, auf dem auswärtigen Felde arbeiteten. Sie wurden nach den Ländern, in denen sie stehen, in Gruppen geteilt und einzelne wurden mit Nennung ihrer Namen vorgestellt. Dann hielten Frauen Vorträge, hier wie in anderen Sälen. Von den behandelten Thematen seien folgende genannt: „Der Wert von Frauenvereinen für Evangelisation.“ „Erfolge von Frauenarbeit in den Kreisen der Heimat,“ „Methoden und Gelegenheiten für Frauenarbeit,“ „Ärztliche Arbeit,“ „Bedeutung und Wirkung von Missionslitteratur,“ „Arbeit an jungen Frauen und Kindern“, „Das Geben.“

Bei einigen der großen Abendversammlungen standen besonders wichtige Gegenstände auf dem Programm, deren Behandlung wir nicht übergehen können. Am 24. waren es „Übersetzungen und Verbreitung der Bibel unter den Völkern der Erde." Leider wurde aber kein einziger Vortrag dem Thema wirklich gerecht. C'anon W. Edwards (Westminster) sprach zuerst. Mit dem Satz: „Kein Missionar ist jemals besser beschäftigt, als wenn er die Bibel übersetzt" mit dieser Paradoxie glaubte er die Wichtigkeit der betreffenden Arbeit in das rechte Licht zu stellen. Gegenwärtig, meinte er, seien wohl 400 Missionare mit solcher Übersetzungsarbeit beschäftigt. Die Missionare, welche auftraten, berichteten leider mehr über andere Seiten der Arbeit als über das zu behandelnde Thema. Nur in der Central Presbyterian Church sprach Dr. Fox, der Sekretär der amerikanischen Bibelgesellschaft, treffender zur Sache. Er erwähnte, daß um 1800 nur 65 Übersetzungen der heiligen Schrift vorhanden gewesen seien, daß es nun aber deren (wenn Übersetzungen von einzelnen Teilen der heiligen Schrift mitgerechnet würden) 400 zähle. Der Redner berichtete, daß in Cuba 40000 Bibeln in spanischer Sprache in Umlauf gebracht seien, und daß man auch mit der Verbreitung der heiligen Schrift in Porto-Rico und auf den Philippinen einen Anfang gemacht habe. Revd. Parker (Indien) führte viele Bekehrungen in Indien allein auf das Lesen der heiligen Schrift zurück.

In Bezug auf christliche Litteratur im allgemeinen fanden an demselben Tage Verhandlungen in der Madison Avenue Reformed Church statt, bei denen die Notwendigkeit, eine solche jedem Volk in seiner Sprache zu geben, allgemein anerkannt wurde. Dr. O. Dwight (Konstantinopel) begründete diese Notwendigkeit in einem Vortrage. Überraschend war die Klage von berufenster Seite, nämlich von Dr. J. Murdoch, daß eine christliche Litteratur in Indien thatsächlich noch nicht vorhanden sei. (?) Für die 18 Millionen Mahrattas im Distrikt von Bombay sei in dieser Hinsicht noch nichts gethan. Doch erkannte er an, daß im letzten Jahrzehnt manches besser geworden sei. In Madras sei die Cirkulation christlicher Schriften um 70 % gestiegen.

Die brennende Frage wie „das Verhältnis der Mission zur weltlichen Macht" aufzufassen und zu gestalten sei, wurde am Abend des 25. April behandelt. Es ist bekannt, daß die Lage der amerikanischen Missionare im türkischen Reich in der letzten Zeit mehrfach Gegenstand von Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Regierungen gewesen ist, deshalb war es von besonderer Bedeutung, daß Herr

J. B. Angell der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten bei der Pforte, in dieser Angelegenheit das Wort ergriff, und seine grundsätzliche Stellung darlegte. Er sagte folgendes:

„Die schwierige Frage ist, wie weit soll unsere Regierung die Rechte der Missionare und die ihnen in Bezug auf Ausübung ihrer Arbeit gemachten Zusicherungen schützen. Wir können im allgemeinen nur sagen, daß es die Pflicht unserer Regierung ist, die Missionare sogut als ihre anderen Unterthanen bei dem zu schützen, was zu thun sie ein Recht haben. Wie können wir in Bezug auf Missionare einen Unterschied machen? Sie wollen nur beschützt sein als amerikanische Bürger in Bezug auf den Genuß von Rechten, die ihnen nach Verträgen oder nach internationalem Recht zukommen. Solchen Schutz ihnen zu teil werden zu lassen, kann keine Regierung ihnen verweigern, die sich selbst achtet, ohne daß sie die Achtung ihrer Unterthanen und der andern Staaten verliert. Dagegen würde es für unsere Regierung nicht weise sein, für Schutz eingeborener Christen gegen Verfolgung und Ungerechtigkeit anders als durch ehrerbietige Vorstellungen einzuschreiten." Der Redner erörterte dann noch die Frage, ob eine Regierung zum Schutz von Missionen zur bewaffneten Demonstration oder gar zum Kriege schreiten dürfe, und kam in Gemäßheit zu den oben wiedergegebenen Sätzen zu dem Resultat, daß solche Mittel nicht gebraucht werden dürften, das Evangelium auszubreiten, aber doch, um das Leben und Eigentum von Unterthanen zu schützen, deren verbriefte Rechte bedroht seien. „Ein Volk, welches zuläßt, daß seine Angehörigen, die von reinstem Charakter sind und von selbstlosem Geist beseelt, ungestraft in einem fremden Lande angegriffen und vergewaltigt werden, darf nicht überrascht sein, wenn dann auch andere Klassen seiner Angehörigen in solchem Lande geschädigt und beleidigt werden, sobald selbstsüchtige Interessen gegen sie auftreten!"

Herr Angell wies noch auf China hin, wo schon damals der Sturm drohte, und betonte, daß den Chinesen der Ausländer eben Ausländer sei.

„Wenn wir Missionare dort ungestraft angreifen lassen, so können wir erwarten, daß Kaufleute und Eisenbahn-Erbauer bald dasselbe Los treffen wird." Bemerkenswert war aber dann das Zugeständnis: „Soweit Interessen der Mission in Betracht kommen, kann man nicht wünschen, daß ein Krieg geführt werde, allein um Missionare zu schützen. Das würde uns allen scheinen, gegen den Geist des Christentums zu sein, und würde vielleicht alle Aussicht vernichten für spätere Ausbreitung des Christentums unter dem Volke, das wir mit Krieg überziehen. Wenn unsere Missionare allein dadurch in einem Lande bleiben können, daß wir von dessen Regierung die Erlaubnis dazu nur durch Kanonen erzwingen können, dann wollen wir lieber der Weisung folgen, die unser Herr seinen Jüngern gab, als er sagte, sie sollten den Staub von ihren Füßen schütteln an den Thoren solcher Stadt und weiter gehen."

In Bezug auf China und das türkische Reich wurde dann noch hervorgehoben, daß es sich da nicht darum handele, Austreibung von Missionaren zu verhüten, sondern um deren unzweifelhaftes Recht, dort ihr Amt auszuüben, und empfohlen wurde, es dort mit diplomatischem

Druck und Flotten-Demonstrationen zu versuchen. Die anderen Redner des Abends versuchten nicht auf diese bei der Frage in Betracht kommenden Prinzipien einzugehen, sondern machten Mitteilungen über die Stellung, welche christliche Kolonial-Regierungen den Missionen oder den Eingebornen gegenüber einnehmen. Dr. H. Guinneß berichtete vom Kongo, dadurch daß ein amerikanischer Missionar die Greuel aufgedeckt habe, die dort von den Beamten des Kongo-Staates verübt wurden, seien bessere Zustände geschaffen. Es ist aber doch eine furchtbare Anklage gegen die von so vielen Seiten als civilisierende Macht gepriesene neuere Kolonialpolitik der christlichen Mächte, wenn der Redner vor der großen öffentlichen Versammlung sagen durfte: „Der Sklavenhandel der Araber ist schlimm genug gewesen, allein niemals sind schlimmere Grausamkeiten verübt worden als die, welche die belgischen Beamten um des Kautschukhandels willen sich haben zu Schulden kommen lassen."

Der wichtige Gegenstand des Branntweinhandels mit eingeborenen Völkern wurde am Abend des 27. April in der großen Halle behandelt. Es ist wohl selbstverständlich, daß dieser Handel hier keinen Vertreter fand, der ihn entschuldigt hätte. Seine Verurteilung war allgemein und so entschieden wie möglich. Unter den Ansprachen ragte die des Dr. Cuyler von Brooklyn hervor, eines alten Enthaltsamkeit-Apostels.

„Eins der schwerwiegendsten Hindernisse für die Ausbreitung des Evangeliums unter vielen eingeborenen Völkern ist die Einfuhr von Branntwein durch Christen. Die Christenheit braucht mehr Christentum. In Manila weht die amerikanische Flagge über 400 Branntweinschenken, das ist eine Schande! Abraham Lincoln hat einst mit einem Federstrich den schwärzesten Punkt, der unsern nationalen Schild befleckte, beseitigt, möchte unser Präsident durch einen Federstrich diesen Branntweinhandel abschaffen, der unsern christlichen Charakter befleckt!"

Diese Sätze fanden stürmischen Beifall. Dr. C. F. Harford-Battersby schlug vor, daß ein Komitee von Missions- und Enthaltsamkeitsmännern gebildet werde, den Handel zu bekämpfen. R. J. G. Paton berichtete, daß die Engländer ihren Leuten verboten hätten, auf den Neu-Hebriden Branntwein und Opium zu verkaufen, während die Amerikaner diesen Handel betrieben, Dr. Harry Guinneß aber teilte mit, daß das Congogebiet meist mit englischem Branntwein überflutet würde.

Im Vorstehenden haben wir versucht, von den Verhandlungen, welche über die wichtigsten Fragen bei Gelegenheit der Weltmissionskonferenz stattfanden, eine Skizze zu geben. Die vielen Vorträge, welche über Einzelfragen gehalten worden sind, konnten wir nicht aufzählen, noch

weniger wäre es möglich gewesen, deren Inhalt auch nur andeutend wiederzugeben. Wir verweisen auf den Bericht, der jetzt wohl schon erschienen ist, und der in zwei Bänden Geschichte und Verlauf der Versammlung sowie alle bedeutenderen Verträge vollständig bringen wird.

In einem dritten Artikel werden wir einiges aus den Berichten mitteilen, welche die anwesenden Missionare über den gegenwärtigen Stand der Arbeit auf den verschiedenen Missionsgebieten entweder in ausführlicher Weise oder auch in gelegentlichen Bemerkungen erstattet haben.

Funafuti.

Bilder aus dem Gemeindeleben auf einer christianisierten Südsee-Insel.

Von D. G. Kurze.

Ein beträchtlicher Teil der im Laufe des 19. Jahrhunderts erschienenen Missionslitteratur ist den Südseemissionen gewidmet. In der weiten Inselflur des Stillen Ozeanes ist kaum eine Gruppe, über die wir nicht aus der Feder der Missionsarbeiter selbst wertvolle Monographieen besäßen. In packender Anschaulichkeit haben uns die Glaubensboten die Anfänge ihrer Arbeit unter wilden Insulanern, ihre Kämpfe und ihre Siege geschildert, sodaß wir im Geist die Christianisierung ganzer Archipele gleichsam mit durchleben. Nach einer bestimmten Richtung hin freilich stoßen wir in der sonst so reichhaltigen Südseemissionslitteratur auf eine Lücke, deren Vorhandensein besonders die Missionsfreunde in der Heimat beklagen, welche sich eingehender mit missionsgeschichtlichen Studien beschäftigen. Es fehlt nämlich an zuverlässigen Detailschilderungen des christlichen Gemeindelebens, wie es sich besonders auf den kleinen, mehr isoliert gelegenen Südseeinseln entfaltet, deren Christianisierung seit geraumer Zeit abgeschlossen ist. Weiße Missionare besuchen derartige Inselgemeinden auf ihren Inspektionsreisen nur in größeren Zwischenräumen auf ganz kurze Zeit und sind deshalb nur ausnahmsweise in der Lage, solche Schilderungen geben zu können; die eingeborenen Missionsarbeiter auf jenen Eilanden kommen litterarisch erst recht nicht in Frage, und was aus Laienfedern auf diesem Gebiete vorliegt, ist meist von einem missionsfeindlichen Geiste durchtränkt, und bietet daher nur eine Karikatur anstatt eines treuen Bildes der wirklichen Verhältnisse.

Um so mehr freuen wir uns, daß im vorigen Jahre in einem im Verlage von J. Murray in London erschienenen Buche: „Funafuti or three months on a coral island: an unscientific account of a scientific expedition“ ein anerkennenswerter Anfang gemacht worden ist, jene Lücke auszufüllen. Verfasserin des Buches ist Frau Professor Edgeworth David in Sydney, welche 1897 ihren Gatten auf einer wissenschaftlichen Expedition nach der Ellice-Insel Funafuti begleitete und während ihres dreimonatlichen Verweilens auf der Insel in vertrautem Verkehr mit der eingeborenen Bevölkerung lebte. „A. M.-Z.“ 1898, 181 „Eine australische Professorsfrau und die Londoner Südseemission“ haben wir bereits eine Probe ihres nach jeder Richtung hin unabhängigen Urteils mitgeteilt, welches sie über die Arbeit der Londoner Mission in Centralpolynesien fällt. Sie gesteht auch in ihrem Buche offen ein, daß sie bis dahin, mangels näherer Kenntnis, der Mission mißtrauisch oder zum mindesten gleichgiltig gegenüber gestanden habe; man kann also sicher sein, daß sie die Resultate der auf Funafuti vollbrachten Missionsarbeit nicht in zu rosigem Lichte schildert. Auf Grund des Davidschen Buches geben wir nun im Folgenden Bilder von dem Leben und Treiben auf jenem christlichen Südsee-Eilande.

I. Das Inseldorf.

Funafuti, eine der acht unter englischer Schutzherrschaft stehenden Ellice-Inseln, welche nördlich von Witi und nordwestlich von Samoa gelegen von diesen beiden Gruppen aus in 3—4tägiger Dampferfahrt zu erreichen sind, gehört zu den für die Südsee so typischen Laguneninseln. Auf einem elliptischen Riffkranze liegen 31 Eilande, von denen nur das größte im Osten gelegene ständig bewohnt ist, um die durch drei tiefe Kanäle den Seeschiffen zugängliche Lagune herum, welche bei einer Längenausdehnung von sechs Stunden und einer durchschnittlichen Breite von vier Stunden ein riesiges Hafenbecken bildet. Die hellkupferfarbenen Insulaner, ein stattlicher Menschenschlag mit regelmäßigen Gesichtszügen, sind den Samoanern ganz nahe verwandt, und haben das Evangelium auch von samoanischen im Londoner Missionsseminar zu Malua ausgebildeten Missionsgehilfen empfangen. Im Jahre 1865 landeten die Londoner Missionare den ersten Samoaner Geistlichen auf Funafuti und schon nach wenigen Jahren war die ganze Inselbevölkerung, die zur Zeit nur ca. 275 Seelen umfaßt, völlig christianisiert. In ein- bis zweijährigen Zwischenräumen pflegte bisher eine Deputation Londoner Missionare mittelst des „John Williams“ von Apia aus Funafuti zu besuchen, um die Ge-

meinde und ihren Pfarrer zu inſpizieren und nach kurzem, meiſt nur eintägigem Aufenthalte nach den benachbarten Inſeln weiterzufahren. Neuerdings hat man das Ungenügende eines ſolchen flüchtigen Beſuches glücklicherweiſe eingeſehen, und es wird von dieſem Jahre ab der Londoner Samoamiſſionar Goward mit ſeiner Familie auf Funafuti ſeinen Wohnſitz aufſchlagen, um von dort aus gleichzeitig die Miſſionsarbeit auf den Ellice-, Tokelau- und den ſüdlichen Gilbertinſeln zu beaufſichtigen.

Werfen wir zunächſt einen Blick auf die Hauptniederlaſſung, welche während neun Monate des Jahres die geſamte Bevölkerung beherbergt. Dieſelbe liegt auf der ebenfalls Funafuti genannten, öſtlichſten Riffinſel, welche mit einem dichten Walde von ſtattlichen Kokospalmen beſtanden iſt, und zwar auf der der Lagune zugekehrten Weſtſeite. Die Mitte des Dorfes nimmt ein freier Platz ein, um welchen die Hauptgebäude, Kirche, Schule, die Reſidenz des Oberhäuptlings und das Pfarrhaus herum liegen. Von dieſem Platze aus dehnt ſich je eine Viertelſtunde weit nach Norden und Süden die Doppelreihe der mit Pandanusblättern gedeckten Häuſer der Inſulaner aus. Die Dorfſtraße iſt am Rande mit Korallenſteinen eingefaßt und von einer Allee breitäſtiger Brotfruchtbäume und ſtattlicher Kokospalmen überſchattet. Jeden Sonnabend fegen die Frauen die Umgebung ihres Hauſes und verbrennen allen Abfall und Kehricht, der ſich während der Woche angeſammelt hat.

Das ſtattlichſte Haus des Dorfes, die „königliche Reſidenz“, dient nur als Schauſtück. Wie Frau Profeſſor David bald entdeckte, hält ſich der „König“ nur an den Sonntagen in den Stunden zwiſchen dem Vor- und Nachmittagsgottesdienſt darin auf. Alle Staatsgeſchäfte werden in einem dicht daneben gelegenen großen, luftigen Hauſe von eingeborener Bauart erledigt. Das Staatshaus hat weiß abgeputzte ſolide Mauern von Korallenblöcken mit großen Öffnungen, die die Stelle von Thüren und Fenſtern verſehen und auf dem Fußboden eine Lage weißen Korallenkieſel. Ein Tiſch und ein Kanapee in einfacher Ausſtattung, eine gute amerikaniſche Wanduhr, ein geflochtenes Tiſchtuch und eine Bibel bilden die Ausſtattung jenes Hauſes.

Die Dorfkirche bildet ein großes Rechteck, deſſen Mauern aus Korallenſteinen und Cement hergeſtellt und mit Korallenkalk abgeputzt ſind. Ins Innere der Kirche führen ſechs große Thüren, die für gewöhnlich immer offen ſtehen; nur, wenn der Paſtor das Gebet ſpricht, werden ſie geſchloſſen. Je eine Thür befindet ſich auf den nach Norden und Süden gelegenen Schmalſeiten, während die übrigen auf die weſtliche und öſtliche

Längsseite entfallen. Nicht weniger als 22 große Glasfenster, die einzigen ihrer Art auf der Insel, lassen das Tageslicht ins Innere des Gotteshauses fallen. Auch sie sind der Luftcirkulation wegen immer offen. Wie Frau Professor David schreibt, waren sie lange nicht gereinigt worden und ein ziemlicher Teil der Scheiben war zerbrochen.

Der hohe Dachstuhl der Kirche mit seinen braunen Balken, die mit Kokosbaststricken umwickelt sind, nimmt sich sehr stattlich aus; die Bedachung selbst ist sehr solid aus Pandanusblättern hergestellt. Das Schiff der Kirche zerfällt in 3 Abteilungen, von denen die südlichste cementiert und mit reinlich gehaltenen Kokosmatten bedeckt ist. Der mittlere Teil ist mit roh bearbeiteten Bänken ausgestattet, die von den darauf hin- und herrutschenden Insulanern eine natürliche Politur angenommen haben. Das Nordende der Kirche bildet einen erhöhten Chorraum, der durch Schranken abgegrenzt ist, und die Kanzel, das Lesepult und zwei Ehrensitze enthält.

II. Schule und Schuljugend.

Frau Professor David fand die Schulkenntnisse der Insulaner nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern auch in weltlichen Fächern ganz „erstaunlich"; nur im Rechnen waren sie etwas schwach beschlagen. All ihr Wissen hatten sie sich in der Schule der Mission angeeignet, welche von dem Samoaner Pastor geleitet wurde. Der Schulunterricht auf Funafuti ist unentgeltlich und obligatorisch; bestimmte Grenzen für das schulpflichtige Alter schien es nicht zu geben. An jedem Wochentage wanderte auf ein von dem Pastor gegebenes Zeichen hin Tavau, die Tochter des Unterhäuptlings, mit Trommel und Schlägel ausgerüstet, gemütlich die Dorfstraße auf und nieder und hörte nicht eher auf, die Trommel zu rühren, als bis alle Kinder aus ihrem Schlummer erwacht waren. Letztere pflegten sich nicht gerade zu übereilen; sie wälzten sich gemächlich auf ihren Schlafmatten erst ein paarmal hin und her, dehnten und reckten ihre Glieder und suchten unter Gähnen nach ihrem Schulanzuge, ihren Büchern und der Schiefertafel. Dann wandert die Jugend der Schule zu, das Buch oder die Tafel werden zwischen den Zähnen gehalten, Federn und Stifte finden ihren Platz in den durchbohrten Ohrläppchen, während die kleinen Hände unterwegs damit beschäftigt sind, die Tiputa überzustreifen und die Lavalava festzubinden.

Das junge Volk in Funafuti pflegt seine Toilette nämlich am liebsten auf der Dorfstraße vor der Öffentlichkeit zu machen, und es ist wunderbar, wie schnell und geschickt sie auf offener Straße ihre Kleider wechseln können,

ohne das Dekorum im mindesten zu verletzen. Während die kleineren Kinder außerhalb der Schulstunden für gewöhnlich ihren Oberkörper unbedeckt lassen, höchstens eine Guirlande darum schlingen, bekleiden sie sich für die Schule stets mit irgend einer Tiputa, einem Hemde oder einer Bluse. Das Tragen von einheimischen Röcken in der Schule ist den Kindern von seiten des Lehres untersagt. Der Grund davon ist wohl in dem irregeleiteten Eifer des aus Samoa gebürtigen Pastors zu suchen, der ein in seiner Heimat gerechtfertigtes Verbot unbesehen auch auf die andersgearteten Verhältnisse in Funafuti übertrug. Das aus Rindenstoff gefertigte Lavalava oder Hüftentuch der Samoaner war nämlich seitens der Samoamissionare für die Schulkinder verpönt worden, weil es nicht gewaschen werden konnte und infolgedessen bald verschmutzte. Bei den in Funafuti gebräuchlichen, aus Pandanusblattfasern hergestellten Lavalavas ist so etwas nicht zu befürchten, da sie häufiges Waschen in Seewasser vertragen.

Sind alle Schüler beisammen, so hört das Trommeln auf und das junge Volk vertreibt sich die Zeit noch ein wenig mit Spiel und Neckerei, bis dann urplötzlich der eingeborene Pastor auftaucht und Ruhe gebietet. Nun beginnt die Schule zunächst mit dem melodischen Gesange eines Kirchenliedes; dann lesen die Kinder der Reihe nach aus der Bibel vor; die übrige Zeit nimmt Schönschreiben und Rechnen in Anspruch. Diejenigen Kinder, welche keine Schiefertafel besitzen, warten ruhig, bis sie eine geborgt erhalten; inzwischen ruhen sich die Besitzer der betreffenden entliehenen Tafeln aus. Dieser tägliche Unterricht nimmt die Zeit von $^3/_4$ Stunde bis $1^1/_2$ Stunden in Anspruch; dann folgt die Entlassung der Kinder, welche das ungewohnte Sitzen auf den Schulbänken bald überdrüssig bekommen, und daher in frohen Sprüngen die wiedergewonnene Freiheit genießen.

Im Schönschreiben leisteten sämtliche Kinder Hervorragendes. Auch das Lesen ging sehr fließend; allerdings begannen sie jeden Satz mit singender Stimme und endeten ihn in voller Stimmenhöhe. Alle Kinder und auch die Erwachsenen pflegen unter Händeklatschen und rhythmischen Bewegungen das ganze Einmaleins abzusingen, was ihnen offenbar sehr viel Vergnügen bereitet. Sie scheinen überhaupt dem Einmaleins eine große Bedeutung beizumessen und sind stolz darauf, dasselbe inne zu haben. Als eines Tages ein Regierungskommissar dem eingeborenen Pastor gegenüber seine Autorität zur Geltung brachte, fragte ihn der Letztere triumphierend, ob er auch „Herr über das Einmaleins“ sei.

(Schluß folgt.)

Aufruf zur Fürbitte für die Mission in China.

Die Lage in China ist aus den Zeitungen bekannt. Schon viele eingeborene Christen und Missionare sind der Wut der Chinesen zum Opfer gefallen: Der Herr hat es geschehen lassen und hat gewiß Seine weisen Absichten dabei. Wir aber stehen tief erschüttert da und fragen: „Herr! warum?“ und können uns nur trösten in dem Gedanken, daß nicht nur der Einzelne durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen muß, sondern daß auch Sein Reich in dieser Welt in Knechtsgestalt und nicht in weltlicher Pracht einhergeht. Aber wir wissen auch, daß das Ziel die Vollendung des Reiches Gottes ist, und daß auch alle Wirren und alles Toben der Heiden diese Vollendung nicht hindern können. Aber in dieser tiefbetrübten Zeit sollten alle, die den Herrn und Sein Kommen lieb haben, zusammenstehen und in treuer Fürbitte der eingeborenen Christen und der Missionare gedenken. Auch unsere Rheinische Mission, sowie die der Missionsgesellschaften in Basel, Berlin I und des Allgemeinen protestantischen Missionsvereins werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen, nächstens mit in die Verfolgungen hineingezogen werden. Da laßt unsere Gebete eine feurige Mauer um sie her sein, und laßt uns den Herrn anrufen, daß das Leben der Brüder und Schwestern verschont bleibe und den Christen kein Leid geschehen dürfe. Der Herr ist mächtig zu helfen über Bitten und Verstehen. Laßt uns von unserem Vorrecht, beten zu dürfen, Gebrauch machen. Der Herr hat verheißen: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen,“ und „wenn zwei eins werden, etwas zu bitten, so will Ich es ihnen geben.“ — Wenn der Herr es aber beschlossen hat, auch unsere Mission in den Trübsalstiegel zu werfen, so laßt uns weiter beten, daß wir und die eingeborenen Christen geläutert daraus hervorgehen, daß das Werk nicht untergehe. Laßt uns beten, daß die, so den Namen Jesu bekennen, ein gutes Bekenntnis ablegen und gestärkt werden durch den Heiligen Geist, auch ihren Glauben mit dem Tode zu besiegeln. „Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Kirche.“ Jesus wird siegen und alle Völker und Zungen werden bekennen müssen, daß Er der Herr sei. Und die jetzt so verkannte und verschmähte evangelische Mission wird zu Ehren kommen, denn sie hat mit der kleinen Kraft treu geschafft und nicht nach Macht und Ehre gestrebt. Was haben wir bisher für den Herrn und Sein Werk gethan? Ach wie lau und träge sind wir! Diese Not in China

soll uns aufs neue ins Gebet treiben, daß wir heilige Hände aufheben wie Moses, damit das Volk des Herrn den Sieg davonträgt. Denkt an euere Brüder im Kampf, die ihr ausgesandt habt, das Werk des Herrn zu treiben. Sollen wir sie allein stehen lassen? Das sei fern! Wohl dem, der beten kann und darf.

E. Maus,
Rheinischer Missionar aus China.

Litteratur-Bericht.

Soeben ist, leider etwas verspätet, im Verlage der Missionsbuchhandlung in Herrnhut erschienen:

1. Der „**Bericht** über die Missionsjahrhundertfeier, gehalten in Herrnhut vom 7. bis 10. Juni 1900" (9 Bogen. 70 Pfg.) Dieser Bericht enthält eine zusammenhängende Darstellung der Feier, welche vollständig und eingehend den gesamten Verlauf des Festes schildert. Das Wesentliche der Hauptvorträge wie der übrigen Reden und Diskussionen ist in ihm wiedergegeben.

2. „**Vorträge**, gehalten bei der Missionsjahrhundertfeier in Herrnhut vom 7. bis 10. Juni 1900." 93 S. 80 Pfg. Inhalt: 1. Mein Vortrag: Überblick über die äußere und innere Entwickelung der evangelischen Missionsarbeit seit dem Auftreten Zinzendorfs bis heute; 2. Kölbing: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf; 3. Bauer: Zinzendorf und die Brüdergemeine; 4. Buchner: Ein Blick in die Zukunft der evangelischen Missionsarbeit; 5. E. Reichel: Predigt über über Joh. 3,16.

Mein Bericht über die betreffende Feier genügt zur Empfehlung dieser beiden Schriften. Nehmet und leset.

Von meiner Broschüre: „Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse„ ist bereits die 7. und 8. Auflage erschienen, vermehrt durch ein Nachwort, welches sich speziell mit Herrn von Brandt auseinandersetzt.

Außerdem ist ein sehr lesenswerter Vortrag erschienen von **Görper**: „China und die Missionare"; eine wahre Beantwortung der Fragen: wie hat Europa sich an China verschuldet? und was ist Europa China schuldig? Hamburg. 20 Pfg.

Warneck.

Zur Lage in China.

Vom Herausgeber.

Noch immer sind die Augen der ganzen Welt auf die Vorgänge in China gerichtet. Und es ist noch gar nicht abzusehen, wann und wie diese Wirrnisse enden werden. Unterdes geht das Blutvergießen fort; und wenn auch kaum ein Zweifel darüber ist, daß die abendländischen Mächte mit Einschluß des im Bunde mit ihnen handelnden Japan die chinesischen Streitkräfte überwältigen werden — was dann? Ganz abgesehen von der bereits ihre Schatten vorauswerfenden Veruneinigung der jetzigen Verbündeten, die alle ihre Sonderinteressen verfolgen und voll Eifersucht auf einander sind — wird die Niederlage der chinesischen Waffen geordnete Zustände schaffen in dem nicht bloß jetzt aufgeregten, sondern durch und durch verrotteten ungeheuren Reiche? Wo ist die Regierung, mit der der Friede geschlossen werden und die Garantien für die Erfüllung der Friedensbedingungen bieten kann? Das Papier ist überall, besonders aber in China geduldig, selbst Religionsfreiheit wird man zugestehen; aber da die Kluft zwischen Versprechen und Halten in China noch größer ist als in der Türkei — welche Bürgschaften wird man ausfindig machen, um die Wiederholung barbarischer Schandthaten zu verhüten, wie sie jetzt unter Approbation der Regierung begangen worden sind? Hier liegen Aufgaben für die abendländische Diplomatie, an deren Lösung sie ein Meisterstück machen kann und wir wünschen ihr klare Augen, sichere Schritte und feste Hände, damit sie von der chinesischen Schlauheit nicht überlistet werde.

Allein so großes Interesse selbstverständlich die Mission an dem Zustandekommen eines baldigen Friedens, an den Friedensbedingungen und den Bürgschaften für die Erfüllung derselben, speziell für die Gewähr einer wirklichen Religionsfreiheit, hat — augenblicklich stehen doch die Ereignisse selbst noch im Vordergrunde. Über den Verlauf der kriegerischen Operationen berichten mit großer Ausführlichkeit die Tagesblätter und darum ist es überflüssig, dieses Ortes eine Übersicht über sie zu geben. Für uns kommt wesentlich in Betracht, wie es mit der Mission bezw. den Missionaren und den eingeborenen Christen steht?

Zur Zeit sind es überwiegend nur kurze telegraphische Nachrichten, welche den heimatlichen Missionsleitungen zugegangen und in ihren Organen

veröffentlicht sind, und die allermeisten dieser Nachrichten beziehen sich nur auf diejenigen Missionare, welche sich durch die Flucht in die Küstenstädte oder nach Japan haben retten können. Soweit man es bis jetzt übersehen kann, ist die Zahl der geretteten englischen und amerikanischen Missionare, die in der Mantschurei, in Tschili und Schantung stationiert waren, eine beträchtliche und selbst aus den mittleren und westlichen Provinzen scheinen viel geborgen zu sein. Die oft recht gefährliche Flucht war meist von den europäischen Konsuln, oft auch von den chinesischen Behörden gefordert. Viele Missionare hielten aus bis zum äußersten, nachdem der weibliche Teil des Missionspersonals in Sicherheit gebracht worden war, aber die Verhältnisse lagen so, daß längeres Bleiben die Lage der eingeborenen Christen nur verschlimmerte. Auch die meisten in der Kantonprovinz arbeitenden deutschen Missionare: die Baseler, die Rheinischen und die Berliner, haben ihre Stationen verlassen müssen.

Detaillierte Nachrichten über die Ermordung evangelischer Missionare haben bis jetzt die — nur monatlich erscheinenden — Missionsorgane erst wenige gebracht. Am ausführlichsten Mission Field, das Organ der Ausbreitungsgesellschaft, von deren nicht zahlreichen Missionaren 3, einer schon vor der eigentlichen Katastrophe, in der grausamsten Weise hingeschlachtet worden sind. Nicht weit von Peking, in Pao ting fu, soll das ganze, zu verschiedenen Gesellschaften gehörige Missionspersonal, 13 Männer, Frauen und Kinder massakriert worden sein. Von der China-Inland-Mission werden 21 als ermordet angegeben, unter ihnen Frauen nach den schändlichsten Mißhandlungen. Aber das Organ der Gesellschaft enthält noch keine bezüglichen Berichte. Es steht zu befürchten, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen gerade dieser Mission, weil sie am weitesten durch das Innere zerstreut sind, am härtesten betroffen sein werden und daß die Zahl ihrer Opfer die bis jetzt angegebenen 21 übersteigt. In der Provinz Schansi sollen 50 Morde stattgefunden haben. Wir sind bis jetzt wesentlich noch auf die Zeitungsberichte angewiesen, die glücklicherweise nicht immer sich bewahrheiten. Nach denselben wird von 170 vermißten Missionaren angenommen, daß die meisten nicht mehr leben. Von dem zahlreichen katholischen Missionspersonal soll gleichfalls ein bedeutender Prozentsatz der Volkswut zum Opfer gefallen sein. Wie viele eingeborene Christen hingeschlachtet sind, das läßt sich zur Zeit auch nicht annähernd bestimmen; Kirchen, Schulanstalten, Hospitäler sind im großen Umfange zerstört und sonstiges Missionseigentum ist massenhaft verwüstet und geraubt worden. Über die ganze Größe der Verluste wird man erst Zuverlässiges erfahren,

wenn die sehnlich erwarteten Briefe eintreffen und über viele Blutthaten wird wohl immer ein Schleier gebreitet bleiben. Über das Verhalten der eingeborenen Christen, speziell der Missionsgehilfen wird manches Rühmliche berichtet; es ist eine Feuerprobe sondergleichen, die sie zu bestehen haben; wie sie sie bestanden, werden wir erst später erfahren.

Daheim beginnt die Stimmung umzuschlagen.[1]) Die anfängliche Anklage, „besonders der evangelischen Missionare", an der Katastrophe die Schuld zu tragen, ist fast ganz verstummt. Die deutschen evangelischen Missionare stellt selbst Herr von Brandt außerhalb seines Gerichts. Dagegen scheint die Beleuchtung des katholischen Missionsbetriebes, die durch die häßlichen Angriffe auf die evangelische Mission geradezu provoziert worden war, weiten Kreisen endlich die Augen geöffnet zu haben, nicht bloß über das ebenso unwürdige wie anmaßungsvolle Auftreten der katholischen Missionare, sondern auch über die Gefahr, welche in ihrer politischen Thätigkeit liegt. Es ist charakteristisch, daß die ultramontane Presse, der es doch sonst an Dreistigkeit nicht fehlt, ziemlich schweigsam geworden ist und daß selbst auf dem Katholikentage in Bonn diesmal die Missionsfrage eine sehr zahme Rolle gespielt zu haben scheint. Vielleicht bereiten die Herren noch eine große Aktion etwa im deutschen Reichstage vor oder — es ist ihnen doch ein wenig schwül geworden. Auch Bischof Anzer hat sich in ein großes Schweigen gehüllt — wenigstens in Deutschland. Dagegen hat er sich in Amerika wieder interviewen

[1]) Die „Köln. Zeitung schreibt jetzt: „Es mag sein, daß die Missionare in mancher Beziehung durch Übereifer und mangelndes Verständnis für die Artung und die Gesinnungsweise des chinesischen Volkes gesündigt haben, aber der eigentliche Grund ist doch die Abneigung der Chinesen gegen den Fremden gewesen, der ihnen mit seinen Unternehmungen immer näher kam." Und die „Frankf. Ztg." läßt sich von ihrem Spezialkorrespondenten aus China sogar schreiben: „Dem Widerwillen der Chinesen gegen das Christentum die Schuld an den heutigen Verhältnissen einzig und allein zuschreiben zu wollen, wäre durchaus verfehlt. Europäischer Hochmut einer noch nicht verstandenen Nation gegenüber, Überhebung der weißen Rasse über alle Andersfarbigen trägt wohl größere Schuld, als man den Missionaren zuzuschreiben berechtigt ist. Denkt man sich schließlich noch die Regierung Chinas durch Forderungen von Pachtungen und englisch-russische Konzessionsstreitigkeiten aller Art in die Enge getrieben, so wird man verstehen, daß ein Ausbruch des lange nur mühsam verhaltenen Zornes unausbleiblich war. Die Verachtung für die Chinesen war aber leider bei allen Europäern eine so große, daß zwar die chinesische Erregung, nicht aber die Notwendigkeit ausreichender Vorsichtsmaßregeln erkannt wurde. Hätte man diese Notwendigkeit rechtzeitig erkannt, so wäre das Blutvergießen in Peking zu vermeiden gewesen."

lassen und zwei Neu-Orleanser Blätter, ein englisches und ein deutsches, haben bombastische Bulletins über dieses Ereignis gebracht.[1]) Herr Anzer reist nämlich über Amerika wieder nach China, „wo er sich in Schanghai vorläufig aufhalten, den deutschen Gesandten sehen und die Ereignisse abwarten wird." Auf den Artikel der Voce della verita, der der deutschen, durch ihr katholisches Missionsprotektorat motivierten Chinapolitik umumwunden die Schuld für die chinesische Katastrophe zuschreibt, haben die deutschen Katholiken, wenigstens meines Wissens, bis jetzt keine Antwort gegeben.

Über die Ursachen der Katastrophe bringen die meisten Organe der in China thätigen evangelischen Missionsgesellschaften instruktive Artikel. Überzeugend geht aus der Einmütigkeit, mit welcher es konstatiert wird, folgendes hervor: 1. daß Warnungsstimmen genug ergangen sind vor dem Sturme; aber, schreibt der Verfasser der Chinese Characteristics, Arthur Smith, Missionar des American Board, dessen Ermordung leider befürchtet wird, am 25. Mai: „alles was wir sagen, hat nicht das Gewicht einer Feder". Erst als es zu spät war, gingen den Diplomaten die Augen auf. 2. Daß die chinesische Regierung mit den sogen. Borers unter einer Decke spielte und die Losung: „Tod den Fremden" ausdrücklich sanktionierte. 3. Daß die Gärung bald nach dem Kriege mit Japan ihren Anfang nahm und sowohl durch innerchinesische Vorgänge wie durch die Aggressionspolitik der abendländischen Mächte gesteigert wurde und 4. daß das Gesamtverhalten der katholischen Mission, gegen welches alle evangelischen Berichte voll der energischsten Proteste sind, ein bedeutendes Ferment in dem wachsenden Gärungsprozesse bildet. Es sind wirkliche „Kenner" der chinischen Verhältnisse, die hier reden und ich gebe wenigstens einem das Wort und zwar einem Schotten, der seit 1872 in der chinesischen Missionsarbeit steht, dem D. Roß, dem erfolgreichen Pionier der heute 20000 erwachsene Kirchenglieder zählenden evangelischen Mission in der Mantschurei, also einem Missionsveteranen und zwar einem solchen, dem auch seine Feinde nicht den Schein des Vorwurfs machen können, er habe „durch Überreifer und mangelndes Verständnis für die Artung und die Gesinnungsweise des chinesischen Volkes gesündigt". D. Roß ist einer von

[1]) Nur ein Citat aus dem deutschen: „Der Kirchenfürst hatte den Wunsch geäußert, den Konsul des Deutschen Reiches, Herrn Baron von Meysenburg zu sehen, um ihm, als dem Vertreter Deutschlands, ... seine letzten Verfügungen und Ansichten zu unterbreiten, ehe er nach China weiter wandre." Hat der Bischof doch wieder eine politische Mission oder ist das Renommage?

den großangelegten chinesischen Missionaren, ein ebenso durchgebildeter, wie missionarisch genialer Mann, der gerade durch seine rücksichtsvolle Schonung der berechtigten chinesischen Eigenart, wie durch die Ablehnung jeder Vermengung der Mission mit Politik und westmächtlichem Schutze dem Christentum allgemeine Achtung verschafft hat. Was er ausführt, ist typisch für die evangelische Mission und wird zu der noch mangelnden Klärung des öffentlichen Urteils wesentlich beitragen.

D. Roß über die Ursachen der chinesischen Katastrophe.[1])

Die gegenwärtige Lage in China bietet vielen ein unlösbares Rätsel dar; sie können Zustände nicht verstehen, die es einem unbändigen Haufen von Kulis in Schantung möglich machten, die centrale obrigkeitliche Gewalt eines so riesigen Kaiser-Reiches, wie China es ist, zu überwältigen. Wer aber das Entstehen und Wachsen der Gärung, die mit der Veröffentlichung der kaiserlichen Reformedikte begann, aufmerksam verfolgt hat, versteht leicht, wie es zu solchen Zuständen hat kommen können. Diese Edikte teilten das ganze Beamtentum von China in zwei scharf begrenzte, einander gegenüberstehende Parteien. Die erste besteht aus den alterfahrenen Beamten, besonders den Mantschu, die sich jeder Reform aufs entschiedenste widersetzten. Sie haben die Kaiserin-Wittwe zu ihrer Führerin gemacht, die zu einer solchen Stellung sich gerne bereit erklärte. Dagegen entrissen sie dem Kaiser alle Gewalt, ohne daß er jedoch je entthront worden wäre, und besetzten die höchsten Stellen im Heer und in den Regierungsämtern mit Männern, die die alte Ordnung beibehalten wollten, und die sich daher mit Leib und Seele der widerrechtlich herrschenden Kaiserin unterwarfen. Sogar unter ihnen gab es Männer, die zu einer gemäßigten Reform hinneigten, und zwischen dieser Partei und derjenigen, die alle Reform heftig bekämpfte, fanden sich alle möglichen politischen Standpunkte vertreten.

Zu der anderen Partei dagegen, die offen für Reformen eintrat, gehörten nicht nur viele der besten und geweckteſten Beamten der Provinzen, sondern auch viele Mitglieder der Regierungskomitees in Peking. Aber die meisten von ihnen wurden degradiert und durch antireformatorisch Gesinnte ersetzt. Einige wurden verbannt, andere hingerichtet, und es ist nur den Bemühungen der gemäßigten Sektion innerhalb der Kaiserlichen Partei zu verdanken, daß nicht eine größere Anzahl den Tod erlitt. Zwei Vizekönige jedoch, Liu Kunyi und Tschang Tschitung, von Nanking und Wutschang, waren zu tüchtig und einflußreich, um entlassen werden zu können, obgleich sie offen eine radikale Reform befürworteten. Fast die gesamte junge, litterarisch gebildete Partei in China, von der doch die Zukunft des

---

[1]) Miss. Rec. Unit. Presbyt. Ch. 1900, 262. — Soeben geht mir der erste Bürstenabzug der Schrift des Missionar Maus zu: „Die Ursachen der chinesischen Wirren und die evangelische Mission". Kassel und Barmen. 80 S. 40 Pfg., deren weiteste Verbreitung seitens der Freunde der Mission ich dringend befürworte.

Landes abhängt, ist für eine allmählich fortschreitende, gründliche Reform, doch wagen sie vorläufig nicht, ihren Sympathieen öffentlich Ausdruck zu verleihen, denn die rohe Gewalt, die keine Argumente kennt, befindet sich in den Händen ihrer Gegner und wird von diesen skrupellos ausgeübt. Man ahnte aber die wahre Größe der Reformpartei und fürchtete sich vor ihrer Macht, und so wurde eine Maßregel nach der anderen von der Kaiserin und ihrer verderbten Klique erdacht, die Bewegung zu unterdrücken und zu vertilgen.

Seitdem sich der Kaiser von der aktiven Beteiligung an den Regierungsgeschäften zurückgezogen hat, ist ein Zustand bitterer Spaltung innerhalb der kaiserlichen Familie eingetreten. Die Mehrzahl ist dem Kaiser und seiner Politik feindlich und steht auf seiten der durch die Kaiserin vertretenen Richtung. Yung- oder Yung-Lu, ein Neffe der Kaiserin und Oberbefehlshaber der nördlich vom gelben Flusse liegenden Truppen, hat im Verein mit einigen anderen, seine große Macht und seinen Einfluß konsequent darauf verwandt, die extremen Maßnahmen dieser Mehrheit zu mildern. Nur seine Minorität und die entschiedenen Äußerungen der südlichen Vizekönige haben verhindert, daß der Knabe, der ein Sohn des Prinzen Tuan ist, im Januar zum Kaiser proklamiert wurde; schon früher war er als Thronerbe vorgeschlagen worden. Die Spaltung in der Familie war so ernst, daß man zu Ende des Winters und zu Anfang des Frühlings häufig von einem Bürgerkriege sprach.

Zweieinhalb Jahrhunderte haben die Mantschu mit großer Weisheit über China regiert; das ausgezeichnete chinesische Gesetzbuch, das sie vorfanden, machten sie zu dem ihren. Sie lernten die chinesische Sprache und verlernten ihre eigene, sie nahmen die Kleidung und viele Gebräuche der Chinesen an. Sie besetzten alle hohen Ämter doppelt, indem sie nämlich dem Mantschu-Beamten einen tüchtigen Chinesen zur Seite stellten, ja, die chinesischen Beamten übertrafen oft die Mantschu an Zahl; auch im geheimen Staatsrat befinden sich chinesische Mitglieder. Diese weise Politik war ohne Unterbrechung in Kraft, bis die Kaiserin-Witwe sie vor kurzem stürzte. Die genannte Politik hatte den stolzen Chinesen die Herrschaft der fremden Mantschu-Dynastie wenigstens erträglich genug gemacht, um einen allgemeinen Aufstand gegen sie zu verhüten; aber wenn man sie auch duldet, so ist sie doch stets und überall verhaßt. Die Chinesen stehen nicht gern unter der Herrschaft eines Volkes, welches sie als geistig unter ihnen stehend betrachten, und auf das sie daher mit Verachtung herabsehen, und nicht selten ist diese Abneigung in Aufständen ausgebrochen.

Zu diesen drei Quellen nationaler Wirren kommt nun noch die allgemeine fremdenfeindliche Gesinnung, welche die gegenwärtige Erhebung verursacht hat; und diese Gesinnung lebt in allen Schichten des Volkes, obgleich die dem Chinesen angeborene Höflichkeit und das Talent, seine wahren Gefühle zu verbergen, viele Europäer zu der irrtümlichen Ansicht geleitet haben, der Fremdenhaß sei nur vereinzelt zu finden. Der einzige aufrichtige Freund des Fremden ist der zum Christentum Bekehrte — und er wird daher getötet. Die große Masse der Reformfreunde in China tritt dem Fremden nicht mit aktiver Feindschaft entgegen. Die Reformfeinde sind ihm alle übel gesinnt, doch einige von ihnen, wie Li Hung Tschang, wissen genug von der Macht fremder Nationen, um es für geraten zu halten, ihre Feindschaft zu verdecken.

Wer diese vier mächtigen politischen Strömungen und Gegenströmungen versteht, wird sich die Ohnmacht der Obrigkeit in Peking leicht erklären, eine Ohnmacht, die die Erhebung und den Triumph einer wütenden, unwissenden Bauernschaft in Schantung zuließ, und die es duldete, daß diese Erhebung durch fortwährenden Beitritt großer, von altem Fremdenhaß beseelter Volksmassen einen enormen Umfang annahm.

Wenn uns diese Lage der Dinge den chaotischen Zustand der Pekinger Regierung verständlich macht, so ist es noch leichter, den offiziellen Parteien auf die Spur zu kommen, die wirklich die Verantwortlichkeit für die gegenwärtige unerhörte Erhebung in Nord-China tragen. Unter diesen Parteien finden sich einige im Dienste anderer stehende, die wir hier übergehen können. Die selbständig hervortretenden sind zwei an der Zahl, und auf sie muß die schwere Verantwortung für das von den Boxern und ihren Verbündeten angerichtete Unheil gewälzt werden. Von den zweien ist die eine chinesisch, die andere europäisch, und keine von beiden hätte ohne die andere so verhängnisvoll gewirkt.

Auf Seite der Chinesen ist die Kaiserin und die extreme Partei ihrer reformfeindlichen Berater allein verantwortlich. Es ist ja wahr, daß die sogenannten Boxer — unter sich und bei anderen Chinesen hießen sie übrigens ursprünglich „die Gesellschaft des großen Schwertes" — aus unscheinbaren Anfängen hervorgingen und sich zuerst bescheidene Ziele setzten. Auch kann ich nicht glauben, daß die Kaiserin den Anlaß zu den ersten Bewegungen der Boxer gab; denn diese waren zu nichtssagend und örtlich begrenzt, zu kleinlich, um von einer so klugen Frau geplant worden zu sein, von einer so schlauen und erfahrenen Beherrscherin in der Staatskunst wie es die Kaiserin ist, die ungefähr vierzig Jahre lang die Mächtigsten in China regiert und die wichtigsten politischen Bewegungen geleitet hat. Und doch, da sie in der Regierung gebietet, ist sie zwar nicht für die Erhebung der Boxer, aber für ihre weitere tragische Laufbahn ohne Frage verantwortlich. Sogar noch zu Anfang des letzten Winters hätte ein chinesischer Oberst mit 500 Mann den Boxer-Aufstand niederwerfen können. Auch nachdem die Sekte — denn eine Armee hat sie nie gebildet — durch den, wie es scheint, unvorsätzlichen Mord des Rev. Mr. Brooks sich der ganzen Welt bemerkbar gemacht hatte, wäre sie noch leicht zu vertilgen gewesen. Noch mehrere Monate danach hätte eine kurze scharfe Verordnung des Gouverneurs von Schantung, des jetzt berüchtigten Yuen Schihkai, der Gesellschaft ein Ende gemacht. Aber das Wort wurde nicht gesprochen, Straflosigkeit ermutigte die Boxer und ließ sie an Zahl enorm wachsen. Ja, sogar als sie Tientsin erreicht hatten und auf Peking marschierten, hätte es nur eines kaiserlichen Befehls an die zwischen ihnen und Peking stehenden (100 000 Mann) Truppen bedurft — und die Boxer wären davongelaufen, um sich in der Stille wieder mit ihren kleinlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Aber noch immer blieb die Kaiserin stumm, obwohl die ausländischen Minister die Regierung mehrmals offiziell auf den ernsten Charakter der Erhebung und auf die Möglichkeit gefahrvoller Folgen aufmerksam gemacht hatten. Bis zum Ende waren die Boxer nur ein wilder Pöbelhaufen, und Admiral Seymour hatte vollständig Recht, als er mit 2000 Mann nach Peking marschierte, um durch die Boxer hindurchzubrechen, und die Ausländer in der Stadt zu befreien. Aber die kaiserlichen Truppen, die, soviel wir wissen, die Boxer ohne jeden Protest

an ihren Lagern vorbei und in Peking hineinziehen ließen, sie griffen zu den Gewehren und Geschützen, als Admiral Seymour und seine kleine Schar vorbei wollten. Es sind noch keine Nachrichten bekannt geworden, die beweisen, daß die in der Stadt befindlichen Truppen nicht fähig waren, die Boxer nach ihrem Eindringen in Schranken zu halten. Von Anfang bis Ende vermied es die Kaiserin, die Macht fühlen zu lassen, die ihr allein damals zu Gebote stand; später ist vielleicht auch ihre Gewalt durch die Fluten der Boxermassen erdrückt worden. Aber der einzige positive Schritt, den man ihr zuschreibt, macht ihre Verantwortlichkeit für alles frühere nur noch deutlicher. Es heißt jetzt, daß das kaiserliche Geschütz auf die fremden Gesandtschaftsgebäude feuerte, und daß das Feuer am 17. auf einen Befehl der Kaiserin eingestellt wurde. Es hörte auf, nachdem es sich als erfolglos erwiesen, nachdem, wie es scheint, chinesische Truppen und Boxer schwere Verluste erlitten hatten, nachdem die Chinesen in Tientsin geschlagen worden waren, und nachdem die Kaiserin erfahren haben mußte, daß Europa erregt und vereint war wie nie seit den Kreuzzügen. Wenn die Kanonade am 17. auf Befehl der Kaiserin eingestellt wurde, warum dann nicht schon früher? Wenn sie auf ihren Befehl aufhörte, warum fing sie je an? Am Schandpfahl vor den Augen einer entrüsteten Welt stehen also die Kaiserin und ihre Berater, die sie angestachelt oder in ihrem schrecklichen Verfahren unterstützt haben, denn sie bilden die Partei in China, die für die grausamen und brutalen Ausschreitungen verantwortlich ist.

Aber das unsinnige Verhalten der Kaiserin und die wahnwitzige Begeisterung der Boxer haben, wie alles Menschliche, einen nach ihrer Ansicht jedenfalls angemessenen Grund. Die Chinesen sind ihrem Wesen nach ein friedliebendes Volk, das von der Welt nichts verlangt, als in Frieden sein Land pflügen und seine Gärten pflegen zu dürfen. Mit einem Achselzucken und einem Ausruf des Ärgers läßt er Herausforderungen an sich vorbeigehen, bei denen jedes europäische Volk zu den Waffen greifen würde. Es gehört ein ungeheures Maß von Ungerechtigkeit dazu, das chinesische Volk zum Kampf aufzurütteln. Es ist nicht ein patriotisches Volk, in unserer europäischen Bedeutung des Wortes. Die herrschende Dynastie, welche es nun auch sei, erhält ihre Steuern vom Volk und ist für dessen Verteidigung verantwortlich. Die bezahlten Truppen sind verpflichtet, mit ihrem Leben für die Verteidigung des Landes einzustehen. Der gewöhnliche Bürger hat also seine ganze Pflicht gethan, wenn er seine Steuern, wie Gesetz und alter Brauch sie verlangen, völlig bezahlt. Daher kennt das Volk kein Gefühl der Pflicht, für seinen Herrscher zu kämpfen. Aber wer *den Boden* Chinas angreift, der greift des Chinesen Herz an. Niemand kann dem *Lande* seiner Geburt mit größerer Ergebung zugethan sein als der Chinese. Hier kennt sein Patriotismus keine Grenzen. Dann wieder ist das Gerechtigkeitsgefühl bei ihm so stark ausgeprägt als nur irgendwo sonst, und nichts treibt ihn so leicht zur äußersten Wut, als was er für ungerecht hält. Als daher die Deutschen in Schantung landeten und den Hafen Kiautschau annektierten, erscholl im ganzen Lande ein Schrei der Entrüstung, wie ich ihn nie gehört. Die Entrüstung wurde neu belebt und verstärkt, als Unternehmungen ins Werk gesetzt wurden, welche zeigten, daß die Provinz Schantung als „Hinterland“ von Kiautschau behandelt werden solle. Die Europäer glaubten, der Sieg Japans hätte die Mutlosigkeit der Chinesen bewiesen, ver-

gaßen aber dabei, daß die zermalmende Niederlage bei Jena die Grundlage des Deutschen Reiches bildete. In der Meinung, die Chinesen würden sich eher jede Schmach gefallen lassen als in den Krieg gehen, fingen mehrere europäische Völker an, eine Teilung Chinas öffentlich zu befürworten. Europäer in China sprachen sich offen für diese Forderung aus. Das schamlose Drängen und seine Bedeutung wurde von den wenigen einheimischen Zeitungen in der Landessprache weithin unter den Chinesen bekannt gemacht. Ein tiefer Groll erfaßte alle Schichten des Volkes, und die Boxerbewegung zum Zweck der Vertreibung aller Ausländer aus China war die Folge. Als die Bewegung begann, war ihr Ehrgeiz nicht groß; aber die Schlaffheit des damaligen Gouverneurs von Schantung, eines Mantchu, ließ sie bis zu ihrer jetzigen Größe anwachsen. Und dies führt nun dazu, die Verknüpfung dieser traurigen Ereignisse mit den *Missionen* zu untersuchen, denen es beschieden gewesen ist, unberechenbar schwerere Verluste zu erleiden als irgend welche anderen in China vertretenen Interessen.

So mancher, der etwas von China und den Chinesen zu wissen behauptet, erklärt, daß dies ein Missionskrieg ist. Ich kann hier gleich erwähnen, daß von hundert Europäern in China, mögen sie den Gesandtschaften, den Konsulaten oder den Handelshäusern angehören, neunundneunzig nur eine ganz oberflächliche Kenntnis vom Leben und Wirken der Missionare in China haben; auch haben sie ein geringes Interesse an den Zielen des Missionars. Loses Geschwätz, grundlose oder übertriebene Geschichten, die wohl gut genug sind, die Langeweile bei Tisch zu vertreiben, gelten da als Sachkenntnis, anstatt daß solche durch Prüfung der Verhältnisse gewonnen wird. Weltbummler, die in allem, was zu China gehört, unfehlbare Orakel sind, halten sich drei Monate dort auf, hören alle die amüsanten Geschichten, die ihnen erzählt werden, mit an, und besitzen dann neben ihren anderen Fähigkeiten auch die, der Menschheit zu beweisen, daß die Mission nichts taugt, und daß Missionsarbeit ein großartiger Irrtum ist. In der Regel sind daher Behauptungen seitens der Laienwelt in China über Missionen entweder auf sehr unvollständige Kenntnisse oder auf unwissendes Gerede gestützt, das nicht einmal immer vorurteilsfrei ist. Solche Behauptungen müssen also mit einer noch größeren Vorsicht aufgenommen werden, als die Telegramme von Schanghai. Erklärt man, daß diese unheilvolle Bewegung mit einer Erhebung gegen die Missionare *begann*, so hat man nicht unrecht. Behauptet man aber, daß sie in irgend welcher Weise durch das Lehren oder Predigen der Missionare *verursacht* worden ist, so beweist man damit nur, daß man weder von Chinesen noch von Missionaren irgend etwas weiß. Was der wirkliche Grund, die eine, einzige Wurzel des Übels war, ist oben erklärt worden. Sie ist Fremdenhaß, nicht Missionshaß. Der Missionar wird das erste Opfer, weil er der einzige Fremde ist, der vertraut mit den Chinesen lebt. Bischof Patteson wurde in der Südsee ermordet, nicht weil er ein Missionar war. Schon seit vielen Jahren erlaubt die chinesische Regierung den Missionaren, sich in irgend einem Teile Chinas niederzulassen, und da zu wirken. Alle Fremden anderen Standes müssen in den Vertragshäfen leben. Der Verständige wird hieraus selbst schließen können, wie die Chinesen ihre Hochachtung unter den verschiedenen Klassen von Ausländern verteilen.

Die Chinesen verachten die Fremden, denn diese sind ihrer Meinung nach aller feinen Sitte und Etikette bar, da sie nämlich chinesische Etikette und Bräuche

entweder nicht kennen oder nicht beachten. Dies erklärt die Verachtung, nicht aber den bitteren Haß der Chinesen, der überall zu Tage tritt. Dies ist ein Haß, der auf Furcht beruht; die Chinesen fürchten die erschreckende Macht des Auslandes, die noch dazu mit seiner Neigung zum Auffaugen im Bunde steht; sie glauben, das Ziel ausländischer Politik ist einfach die Besitzergreifung Chinas.

Es ist ferner dem gewöhnlichen Chinesen einfach nicht auszureden, daß Missionare eine politische Agentur bilden, die von den fremden Regierungen errichtet und erhalten wird, um in China eine fremdenfreundliche Partei zu erwecken, die dann die ausländischen Truppen unterstützen und ihr eigenes Land verraten wird. Unter den vielen Chinesen, die sich mit christlicher Litteratur befaßt haben, wird sich nicht ein intelligenter Kopf finden, der die christliche Religion verklagt. Litterarisch gebildete Chinesen, die die christliche Lehre geprüft haben, stellen die Ethik des Christentums mit der des Confuzius auf gleiche Höhe, und mehr kann man von ihnen nicht erwarten. Die Feindseligkeit dieser Leute richtet sich also nicht gegen die Lehre, die der Missionar verkündet, sondern gegen seine Person, weil er ein Fremder ist und besonders weil man in ihm den Vorläufer eines fremden Heeres sieht. Die Feindschaft ist stets eine politische, nicht eine religiöse. Deutschlands Besitzergreifung von Kiautschau, die, wie es hieß, als Rache für die Ermordung zweier deutscher Unterthanen, katholischer Priester, stattfand, war daher der größte Schlag gegen das Christentum, den es in unserer Generation in China erlitten. Ich persönlich bin dankbar, daß die Besitznahme nicht im Namen der protestantischen Missionare geschah. Jetzt ist es unnütz, die Chinesen zu versichern, Missionen seien keine politischen Agenturen; und wie viele tausend eingeborene Christen haben während der letzten paar Monate ihr Leben jener Überzeugung des Volks opfern müssen, daß diese Christen Schachfiguren sind in den Händen fremder Nationen und von ihnen zur Teilung Chinas benutzt werden!

Wie sind die Chinesen zu der Ansicht gelangt, daß Missionare politische Agenten sind? In allen Teilen Chinas leben viele protestantische Missionare, und sie vertreten viele Gesellschaften. Unter Hunderten von Männern müssen sich natürlich verschiedene Grade von Bildung, Eifer, Weisheit, Kenntnis und Takt finden. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei manchen der Eifer größer ist als die Klugheit. Manche Missionare haben entweder absichtlich, — aus Prinzip handelnd, wie sie glaubten — oder unwissentlich Gebräuche der Chinesen nicht beachtet, sich um ihre Ansichten von Schicklichkeit nicht gekümmert und haben ihren Idealen auf dem Gebiete des sozialen Lebens wenig Achtung gezeigt. Manchmal hat es Fälle mangelnder Sympathie den Chinesen gegenüber gegeben, oder Ausbrüche der Leidenschaft, oder jenes barsche Auftreten, das manche für das richtige einem unterworfenen Volke oder einer niederen Rasse gegenüber halten.

Aber diese Unachtsamkeit einiger Missionare wird bei anderen Europäern, die in den Häfen leben, hundertfach gesteigert. Die unweise Behandlung der Chinesen seitens einiger Missionare ist daher völlig unzureichend, um zu dem gegenwärtigen Wutausbruch der Chinesen viel beigetragen zu haben. Außerdem sind die meisten protestantischen Missionare mit der größten Vorsicht bemüht gewesen, alles unnötige Ärgernis zu vermeiden, denn sie wußten, daß solche Ärger-

nisse ihre eigenen Ziele beeinträchtigten. So haben die Missionare in der Mantschurei gesucht, sich, so weit als möglich, den chinesischen Ansichten über Bescheidenheit und Schicklichkeit anzupassen, in solchen Dingen, wie Lage und Höhe ihrer Häuser, in Kleidung, in gegenseitiger, sozialer Beziehung, in der Behandlung der Chinesen, im gesellschaftlichen wie im alltäglichen Verkehr. Hätte das Volk der Mantschurei gegen die Missionare einen besonderen Groll gehegt, so hätte keiner von ihnen entkommen können, denn sie mußten alle auf beträchtliche Entfernungen ins Land hinaus reisen, wo sie ganz schutzlos waren. Die Mantschurei ist ohne Zweifel, wie ganz China, fremdenfeindlich gesinnt, aber in unvergleichlich geringerem Grade, als zur Zeit, da protestantische Missionare das Land zuerst betraten.

So verschieden auch die protestantischen Missionare zur Erhaltung des Friedens vorgehen mögen, so stimmen sie doch alle in einem Punkte überein: sie betreten nicht die Gerichtshöfe des Landes, um die Magistrate zu beleidigen. Sie zwingen sie nicht durch Drohungen, ihre Entscheidung ihnen nach Wunsch und ohne Rücksicht auf Gesetz und Gerechtigkeit zu fällen. Sie selbst trotzen den chinesischen Behörden nicht, und lassen chinesische Gesetze nicht unbeachtet. Sie helfen ihren Bekehrten nicht, die Gesetze zu brechen, oder sich ihrer eigenen Obrigkeit zu widersetzen. Die römisch-katholischen Missionare thuen all dies überall mit Beharrlichkeit. Reisen protestantische Missionare unter dem Volke, so thuen sie es als Privatpersonen, unbewaffnet und in Begleitung eines einzigen, unbewaffneten Dieners. Sie versehen sich nicht mit Gewehren für ihre Bekehrten. Der römisch-katholische Priester reist als hoher Beamter, bewaffnet, und in Begleitung eines kleinen oder größeren Gefolges bewaffneter Männer. Die gegenwärtigen Wirren haben der Welt die Thatsache enthüllt, von der einige schon vorher private Kenntnis hatten, daß römisch-katholische Priester für ihre Konvertiten Tausende von Gewehren beschafft hatten.

Die weisen Jesuiten, die ihre Kirche in China pflanzten, bekehrten viele und gewannen großen Einfluß. Ihre unmittelbaren Nachfolger gebrauchten diesen Einfluß, an einer Verschwörung teilzunehmen, die den Kaiser Yung Tscheng stürzen und einen Bruder des Kaisers, der, wie sie glaubten, ihnen günstiger gesinnt war, auf den Thron zu setzen. Hierauf folgte nun das, was die römische Kirche gern als eine große Verfolgung ansieht. Ja, es war eine Verfolgung, wenn man die Maßregeln so nennen kann, die getroffen wurden, um die Rebellen an der Vollendung ihrer Verschwörung zu verhindern. Als die römische Kirche nach dem Kriege vom Jahre 1860 wieder erstarkt war, verfolgte sie wieder dieselbe Politik. Noch ungeheuerlicher wurde sie nach dem Krieg mit Japan, als China gedemütigt im Staube lag, aber seinen Höhepunkt erreichte ihr Treiben im vorigen Jahr, als die chinesische Regierung gezwungen wurde, den Bischöfen und Priestern Rang, Stellung und Macht der hohen Reichsbeamten zu gewähren. Dann erlangte die katholische Geistlichkeit formelle Bewilligung des Rechts, für das sie ununterbrochen gekämpft, nämlich des Rechts, in gleicher oder gar übergeordneter Stellung mit dem eingeborenen Richter gemeinsam zu amtieren, des Rechts, in allen Fällen, wo es sich um Leute handelt, die sich offen als Katholiken bekennen oder um deren Freunde, dem Richter eine Entscheidung dem Wunsche des Priesters gemäß abzuzwingen, wobei das Gesetz mißachtet und oft Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird. Diese Art zu verfahren ist in ganz China bekannt, und ist seit zweieinhalb Jahrhunderten kon-

sequent durchgeführt worden, wo nur immer katholische Geistliche mächtig genug waren, sie sich zu erzwingen. Diese Politik erklärt daher zur Genüge, warum die Chinesen glauben, die Missionare seien politischer Natur. Denn der Priester ist der Unterstützung seitens des Gesandten stets und ohne Frage sicher. Diese Politik ist auch der Grund, warum China nicht ein katholisches Land geworden ist, lange ehe der erste protestantische Missionar an seinen Küsten landete.

Thatsachen, die diese Behauptungen beweisen, sind leider in nur zu großer Fülle bekannt, doch erlaubt mir der Raum nicht, solche anzuführen. Es lassen sich auch nur einige wenige Winke geben hinsichtlich der Frage, welches die Politik der Nationen des Westens und welches die Pflicht der christlichen Kirche nach dem Kriege sein sollte. Aus den angeführten Thatsachen schon muß sich die Folgerung ergeben, daß die Politik, die den bedauerlichen Aufstand heraufbeschworen, aufs schärfste getadelt und für die Zukunft völlig aufgegeben werden muß. Wenn auch die Handelsinteressen ohne Frage gewahrt werden müssen, so sollte doch alles vermieden werden, was nach leidenschaftlicher Rache oder Selbstsucht und Ungerechtigkeit aussieht. Unter allen den Schritten, die die fremdländische Politik nach Friedensschluß wird nehmen können, würde der unberechenbar unheilvollste, der Versuch einer Teilung Chinas sein, nicht etwa wegen der Schwierigkeiten in der Gegenwart, sondern weil dieser Schritt den Grund zu einem viel ernsteren Aufstand in der Zukunft legen würde.

An einen dauernden Frieden ist nicht zu denken, solange die Mächte des Abendlandes die ungeheuerlichen Anmaßungen, das ganze Benehmen der römisch-katholischen Kirche, weiter unterstützen. Die Nationen des Westens müssen ohne jede Zweideutigkeit und mittels Vertrages den chinesischen Richtern in aller Form volle Freiheit bei der Verwaltung ihrer Gesetze zugestehen, und zwar bei Rechtsstreitigkeiten *aller* ihrer Unterthanen, ohne Rücksicht auf Bekenntnis oder Beziehungen zu irgend einem Fremden, und beim Fällen ihres Urteils sollte kein Fremder ihnen Vorschriften machen dürfen.

Wenn es nun die Politik der abendländischen Mächte zu ihrem Prinzip macht, alles zu vermeiden, das die freundlichen Beziehungen stören konnte, welche zwischen ihnen und den Chinesen in politischer Hinsicht bestehen sollten und bestehen könnten, so ist es die unerbittliche Pflicht der *Kirche Christi*, sich aus den schrecklichen Ereignissen dort eine Lehre zu nehmen, und sie zu beherzigen. Politik mag wohl den Frieden wahren, wahres Christentum allein kann das Volk heben. So kurz die Geschichte der Kirche in der Mantschurei gewesen, so war sie doch lang genug, um zur Evidenz zu beweisen, welche Macht das Evangelium besitzt, einen edleren Menschen, reinere und friedlichere soziale Verhältnisse zu schaffen. Der Kirche erste Pflicht ist, die zersplitterten Überbleibsel der eingeborenen Gemeinden zu sammeln, die infolge der ungerechten Politik der Europäer und infolge des sündhaften Benehmens der katholischen Kirche so schwer gelitten haben. Es steht kaum zu erwarten, daß die päpstliche Kirche sich bessern wird, außer wenn einmal die westlichen Mächte aufhören, sie in ihrer gesetzwidrigen Handlung zu unterstützen. Aber um so mehr sollten protestantische Kirchen sich mehr als je vor allem hüten, das irgend wie den Antagonismus des Volkes unnötig wachrufen könnte. Sogar seine thörichten Vorurteile und sein kindischer Aberglaube sollte außerhalb der Gemeine in Ruhe gelassen werden. Beim Wieder-

aufbau von Kirchen und Wohnhäusern sollte man die eigentümlichen Feinfühligkeiten der Chinesen schonen. Wenn wir das Evangelium des Friedens verkünden, ist es nicht nötig, gegen jeden Fehler, den wir unter dem Volke bemerken, anzustürmen. Dinge, die erlaubt sind, hören auf, dienlich zu sein, wenn sie das Wachstum des Reiches Gottes hindern. Es genügt nicht, vom Unrecht der römischen Kirche fernzubleiben, der Missionar muß es vermeiden, Gelegenheit zur Beleidigung zu geben. Er hat ja das Volk zu gewinnen. Beseelt von liebevoller Rücksicht für die Gefühle des Volkes, wird er persönliche Neigungen und Abneigungen vergessen, um es hineinzuführen in das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens.

Die Londoner Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

II. Die Arbeitsfelder.

1. Polynesien und Melanesien.

Die niederländisch-reformierte Kirche hatte im 17. Jahrhundert im indischen Archipel eine Völkerchristianisierung begonnen, aber es wurde ein Namenchristentum gepflanzt, das den späteren Missionaren viele Not bereitete. Dagegen die Halleschen Missionare und namentlich die der Brüdergemeinde legten auf eine wirkliche Einzelbekehrung solchen Wert, daß darüber die Völkerchristianisierung kaum oder gar nicht ins Auge gefaßt wurde. Bei der Londoner Missionsgesellschaft in Polynesien werden wir beides im ganzen in richtiger Weise vereinigt finden: es wird nicht leichtfertig getauft, sondern erst, wenn die entsprechende sittliche Qualifikation und christliche Erkenntnis sich findet, und dabei kommt es doch rasch zur Völkerchristianisierung, wobei natürlich nicht vorausgesetzt werden kann, daß alle einzelnen Christen wirklich zu einem neuen Leben aus Gott hindurch gedrungen sind.

Damit wollen wir nicht sagen, daß die Londoner Missionsgesellschaft einen bestimmten Plan in dieser Richtung gehabt habe. Es wirkten vielmehr allerlei unklare Ideen durcheinander. Man machte sich von den Südseeinsulanern ein viel zu ideales Bild nach den Berichten der Seefahrer und nach Rousseauschen Anschauungen. Manche erwarteten von der Kulturarbeit große Stücke, wenn auch die wirkliche Bekehrung der Heiden das wichtigste Anliegen der Väter der Gesellschaft war. Das jetzt ge-

bräuchliche Wort „Missionsmethode“ kannte man vor 100 Jahren noch nicht, aber wir können sagen: Faktisch hat der Missionsbetrieb mit der Londoner Mission in Polynesien einen neuen Weg eingeschlagen. Es war das nicht von den Menschen beabsichtigt, sondern der Herr hat die Londoner Missionsgesellschaft so geführt. Die äußeren Verhältnisse, die insulare Lage, die Stellung der Häuptlinge, die geringe Widerstandskraft der alten Religion, die überlegene Kultur, die Begeisterung, mit welcher die Eingeborenen das „Lotu“ aufnahmen und ihren Nachbarn mitteilten, — alles hat mitgeholfen, daß hier die Völkerchristianisierung viel rascher vorwärts ging als in andern Erdteilen, und es hatten davon auch die andern Gesellschaften, welche im eigentlichen Polynesien arbeiteten, den Gewinn, aber die Londoner war die erste.

Anfangs sah es allerdings gar nicht danach aus. Große Enttäuschungen wurden den 30 Missionaren bereitet, welche der Duff am 5. März 1797 nach Tahiti gebracht hatte. Die Ungunst, die Dieberei und die Grausamkeit, mit welcher die eingeborenen Mütter namentlich die im Ehebruch eines niedergestellten Mannes mit einer höhergestellten Frau erzeugten Kinder ermordeten, schien die Bevölkerung unempfänglich zu machen für das Evangelium, und die Leichtigkeit, mit der jedermann in der üppigen Natur die nötigen Nahrungsmittel fand, nötigte nicht zur Arbeit, so daß die Handwerksleute unter den Missionaren nicht die erwartete Thätigkeit fanden. Doch wurden sie freundlich aufgenommen von König Pomare, der zwei Jahre zuvor die benachbarte Insel Eimeo unter seine Herrschaft gebracht und der einem Kapitän Bligh ein großes Haus gebaut hatte, da derselbe versprochen wiederzukommen, um auf Tahiti zu wohnen. Dasselbe diente der ganzen Gesellschaft zum ersten Obdach, und ein Stück Land, der Distrikt Matavai, wurde ihnen von Pomare angewiesen. Aber des Volks war noch zu viel unter den Missionaren, — in jeder Beziehung. Die beabsichtigte Verteilung auf Tahiti, Tongatabu und die Marquesasinseln führte nicht zu bleibender Niederlassung auf den Tonga- und Marquesasinseln. Im März 1798 verließen 11 Missionare entmutigt Tahiti, und es ging noch durch weitere Sichtungen. Am Schlusse des Jahres 1800 sprachen die Missionare der Direktion gegenüber den Wunsch aus, es möchte ein erfahrener Direktor an der Spitze einer erst organisierten Gesellschaft von Missionaren zu ihnen kommen, um die Mission auf dieser und den umliegenden Inseln aufzunehmen. Im Juli 1801 kamen sieben neue Missionare, darunter

einer, der sich sogleich als unbrauchbar erwies, aber die Bitte um Organisation wurde noch einmal vergeblich nach London übersendet.

Erst 1802 hatten zwei Missionare die tahitische Sprache so weit bemeistert, daß sie predigen konnten. 1803 schien mit dem Regierungsantritt Pomare's II. eine günstigere Zeit für die Mission angebrochen zu sein, da derselbe nach Unterricht begierig war und sie besser beschützte gegen die diebischen Eingeborenen. Aber dem Trunk und der Wollust war auch er ergeben, und 1809 wurde er nach wiederholten Kriegen aus Tahiti vertrieben. Mit ihm siedelte Missionar Nott nach Eimeo über, die andern zogen sich nach Port Jackson zurück, da die Direktoren in London offenbar die Missionare sich selbst überlassen hatten, denn nur einmal in neun Jahren, 1806, hatten sie Briefe und Vorräte von den Direktoren bekommen.[1])

So schien nach 12 Jahren die Arbeit auf Tahiti ganz vergeblich zu sein. Aber der Weg des Herrn geht durchs Sterben zum Leben. Das sollte auch die Tahiti-Mission erfahren. Pomares Versuche, seine Herrschaft wieder zu gewinnen, waren fehlgeschlagen. Das hatte seinen Glauben an die väterlichen Götter erschüttert. Missionar Nott hatte treulich bei ihm ausgehalten und ihn im Christentum unterrichtet, ebenso Bicknell, der 1811 mit seiner Frau von einem Erholungsaufenthalt in England zurückkehrte. 1812 kehrten die meisten der nach Port Jackson gezogenen auf die Gesellschaftsinseln zurück. In demselben Jahre sprach Pomare den Wunsch aus, getauft zu werden. Selbst wenn sonst niemand die Missionare hören oder ihre Religion annehmen wollte, wollte er es, da er wünschte, nach dem Tode glücklich zu sein und am Tage des Gerichts gerettet zu werden. Die Missionare zögerten noch mit der Taufe. Inzwischen wurde er durch zwei Häuptlinge von Tahiti zur Rückkehr dahin aufgefordert mit Aussicht auf friedliche Wiederherstellung seiner Herrschaft. Er wirkte nun selbst für das Christentum; es erwachte eine Lernbegierde unter dem Volk, aber getauft wurde niemand, da Pomare der erste sein wollte. Obgleich 1815 die Götzen von Eimeo von dem Priester Patii in der Nähe des Menschenopferplatzes verbrannt wurden, und dieses Beispiel auch an anderen Orten Nachahmung fand, wurde doch Pomare erst 1819 in der von ihm erbauten großen Kirche auf Tahiti getauft und nach ihm

[1]) Bis 1830 hatten die Missionare keinen festen Gehalt. Die Direktoren erwarteten bei der ersten Aussendung, sie können leben wie die Eingeborenen, und es werde eine Industrie unter der Leitung der Missionare entstehen, welche die Gemeinde in Wohlstand versetze, aber beides war nicht möglich.

eine schöne Anzahl von Eingeborenen beider Inseln. Allein auch nach der Taufe war Pomares Einfluß nicht immer ein günstiger, da er von Trunkenheit und Wollust nie ganz loskam.

Eine charakteristische Erscheinung in der Londoner Mission auf den Südseeinseln ist die Einführung eines auf christliche Grundsätze aufgebauten Gesetzbuchs bei der Bekehrung der Häuptlinge, womit ebenfalls Pomare den Anfang macht. So wurde die Völkerchristianisierung wirklich planmäßig betrieben.

Die Ereignisse auf Eimeo und Tahiti wirkten auch auf die andern Gesellschaftsinseln, unter welchen namentlich Raiatea einen verständigen Häuptling Tamatoa hatte, der für das Christentum gewonnen wurde. Die Missionare wirkten nun auch in Schulen und litterarisch, und im Dezember 1835 war die Übersetzung der ganzen Bibel vollendet.

So hatte die Londoner Missionsgesellschaft nach schweren Anfängen die Christianisierung der Gesellschaftsinseln erreicht, als 1838 die römische Kirche, durch französische Kriegsschiffe unterstützt, Eingang verlangte, und England 1845 unter Palmerstons Ministerium das französische Protektorat anerkannte, obgleich die Tahitier dagegen kämpften, und selbst der englische Konsul Pritchard eine Zeitlang von den Franzosen gefangen gehalten wurde. Damit war der Sittenlosigkeit auf der Insel Thür und Thor geöffnet. Die Londoner Missionare blieben noch eine Zeitlang, und die Mehrzahl der Eingeborenen hielt fest an der evangelischen Kirche, aber die Zustände wurden immer unhaltbarer, bis 1863 die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft Tahiti übernahm. Erst 1886 wurde die Insel ganz von der Londoner Missionsgesellschaft verlassen.

Daß es der Londoner Missionsgesellschaft an Organisation und festen Direktoren von seiten der heimatlichen Leitung fehlte, hat die Geschichte der Tahiti-Mission bewiesen. Dagegen hat ihr der Herr einzelne Missionare gegeben, welche mit kühnem Glauben und als Bahnbrecher vorangingen und ein großes organisatorisches Talent besaßen. Damit kommen wir auf den Apostel der Südsee: John Williams.

Er war den 29. Juni 1796 in Tottenham geboren. Seine christlich gesinnten Eltern gaben ihn, da er große praktische Geschicklichkeit zeigte, 1810 einem Eisenhändler in die Lehre. 1814 überredete ihn seine Prinzipalin, während er auf Wirtshauskameraden wartete, mit ihr nach Moorfields Tabernakel zu gehen. Er ging mit Widerstreben. Aber die Predigt über: „Was hülfe es den Menschen, so er die ganze Welt gewönne?“ ergriff ihn so, daß er später schrieb: „von dieser Stunde an

wurden meine blinden Augen geöffnet und ich schaute wunderbare Dinge aus Gottes Wort." Nun wurde er ein regelmäßiger Besucher des Tabernakels, Mitglied der Kirche und Sonntagsschullehrer. Auf dem Jahresfest 1815 kam die Nachricht vom Sieg des Evangeliums auf Tahiti nach London. Es wurden besondere Gebetsversammlungen darüber gehalten, und auf einer derselben erwachte in Williams das Verlangen, sich selbst diesem Werk zu widmen. Im Juli 1816 meldete er sich bei den Direktoren, und er wurde, kaum 20 Jahre alt, aufgenommen und schon am 30. September mit 8 anderen Missionaren, darunter Moffat, ordiniert, am 29. Oktober verheiratet mit Mary Chauncer; am 17. November segelten sie ab und kamen, nachdem sie in Sydney mehrere Monate auf Schiffsgelegenheit hatten warten müssen, am 19. November 1817 auf Eimeo an. Am 11. September 1818 siedelten sie mit Missionar Thoelkeld nach Raiatea über, einer der bedeutendsten unter den Gesellschaftsinseln, wo der Häuptling Tamatoa um einen Lehrer gebeten hatte.

Mit Williams kommt ein ganz neuer Zug in die Südseemission. Während die älteren Missionare in größerer Anzahl auf einer Insel beisammensaßen, erklärte Williams den Direktoren: „Ich kann mich nicht mit den Grenzen eines einzigen Riffs begnügen, während ringsum Tausende noch Menschenfleisch essen." Er ruht nicht, bis er ein eigenes Missionsschiff bekommt, um von Insel zu Insel zu fahren. Die Direktoren schlagen es ihm ab, allein er zimmert selbst eins, freilich ein sehr mangelhaftes. Erst auf seinem Erholungsurlaub in England 1837 setzt er es durch seine gewinnende Persönlichkeit, seine gewaltige Rede und die Erzählung von den wunderbaren Siegen des Evangeliums durch, daß 4000 £ zur Anschaffung und Ausrüstung eines Missionsschiffs, des Camden, subskribiert werden, und seit 1843 haben 4 Schiffe, welche den Namen John Williams trugen, den Verkehr zwischen den Stationen der Londoner Missiongesellschaft vermittelt; zwei haben Schiffbruch gelitten. Das jetzige (seit 1896) ist ein Dampfschiff, das über 17000 £ kostete.

Kehren wir zurück nach Raiatea, so wurden dort Williams und Thoelkeld mit offenen Armen empfangen. Aber es gab noch manche Unsitten auszurotten. Die Einwohner lebten und schliefen wie Schafherden. Ein Familienleben mußte erst hergestellt werden. Aber sie waren lernbegierig, auch für Zimmermanns- und Schmiedearbeit williger als die Thahitier, so daß Williams sie in allerlei Künste einführen konnte und durch sein leutseliges Wesen großen Einfluß gewann.

Im März 1821 wurde ein Fahrzeug mit Eingeborenen von der Australinsel Rurutu nach Raiatea verschlagen. Die Schiffbrüchigen waren erstaunt über die große Veränderung in den Sitten der Eingeborenen auf den Gesellschaftsinseln. Sie erkannten die Vorzüge der neuen

Religion, ließen sich unterweisen und wurden im Juli auf einem englischen Schiff mit zwei Diakonen von Raiatea in ihre Heimat zurückbefördert. Im August kehrte das Schiff zurück, beladen mit den Götzen von Rurutu und einem Bericht der Diakonen, wonach die Schiffsgesellschaft sogleich nach ihrer Ankunft am Strand niederkniete, um Gott zu danken für ihre Rettung, obgleich der Platz dem Oro heilig war. Die Eingeborenen erwarteten, daß der Gott sie töten werde. Als sie auch am folgenden Tag unversehrt blieben, verloren sie den Glauben an ihre bösen Geister. Bei einem zwei Tage später gehaltenen Fest wollten sie es darauf ankommen lassen, ob die Weiber, wenn sie mit den Männern essen, sterben müssen, wie der Priester vorausgesagt hatte. Als auch das nicht geschah, wurden die Götzen ins Feuer geworfen und die Opferplätze zerstört.

So ging's auf einer ganzen Reihe von Inseln. Die Eingeborenen waren nicht nur willig das Evangelium anzunehmen, sondern auch begierig, die frohe Botschaft andern Insulanern mitzuteilen. Eine wesentliche Hilfe war dabei die nahe Verwandtschaft der polynesischen Sprachen.

Im Oktober 1821 richtete Williams sein Augenmerk auf die Hervey-inseln und landete auf Aitutaki, wo eine lärmende, wilde Schar in ihren Kanus das Schiff umringte. Williams lud den Häuptling ein an Bord zu kommen und erzählte ihm, was auf Raiatea geschehen war. Derselbe war bereit, die zwei Lehrer von Raiatea, welche mitgekommen waren, aufzunehmen und zu beschützen. Im April 1822 erhielt Williams von diesen die Nachricht, daß die Aitutakier bereit seien, ihre Götzen zu verbrennen und das Wort Gottes anzunehmen, wenn Williams wieder komme, und daß einige Eingeborene von der bis dahin noch nicht entdeckten Insel Rarotonga auf Aitutaki sich befinden. Der Häuptling Tamatoa verschaffte Williams ein Schiff, in welchem er mit Missionar Bourne und einigen eingeborenen Lehrern nach Süden fuhr. Der erste Versuch, die Insel Rarotonga zu finden, mißlang. Sie kamen nach Mangeia, wo die Bevölkerung sich so feindselig zeigte, daß sie nicht wagten dort eingeborene Lehrer zu lassen. Besser ging es auf einigen benachbarten Inseln. Nach einer gefährlichen Fahrt wurde das schöne Rarotonga entdeckt, und der eingeborene Lehrer von Aitutaki, Papeiha, erklärte sich bereit dort zu bleiben, obgleich er aus dem Benehmen der Einwohner schloß, daß ihm alles gestohlen würde. Er schickte all sein Gepäck zurück und hatte nichts als seine Kleider und ein Bündel Lesebüchlein unter dem Arme, als er ans Land trat. Williams drang bei den Direktoren darauf,

daß ein eigener Missionar für Rarotonga bestimmt wurde. 1825 kam Pitman auf Tahiti an. Als Williams mit ihm 1826 nach Rarotonga kam, erfuhr er, daß Papeiha bei der Mehrzahl der Bewohner keinen Anklang gefunden hatte. Aber die kleine Gesellschaft, welche auf Aitutaki gewesen, bildete einen Kern von Christen, die sich zu täglichen Morgen- und Abendgottesdiensten versammelten in Gegenwart von manchen Eingeborenen. Allmählich wurden auch einflußreiche Häuptlinge für das Christentum gewonnen, und als ein Krieg ausbrach, in welchem die Christen siegten und statt ihre Feinde zu verzehren, sie freundlich behandelten, war auch der Sieg für das Evangelium gewonnen. Williams bemeisterte bald die Sprache und führte nun statt der tahitischen rarotonganische Elementarbücher ein.

Im April 1828 kehrte er auf seinem selbstgezimmerten Schiff, dem Messenger of Peace, nach Raiatea zurück. 1830 zog er wieder aus. Auf Rarotonga hatte inzwischen eine durch ein Schiff eingeschleppte Seuche viele Eingeborene weggerafft. Der Friedensbote fuhr weiter über Niun nach Tongatabu, wo verabredet wurde, daß die Tonga-Inseln den Wesleyanern überlassen werden sollten. Dann ging's nach der Samoa-Gruppe. Eine erwünschte Hilfe war ihm dabei ein somoanischer Häuptling, der sich mit seinem Weib auf Tonga aufgehalten und dort den Segen des Evangeliums kennen gelernt hatte. Mit diesem Ehepaar, mit Missionar Barff und acht christlichen Lehrern von den Gesellschaftsinseln landete Williams am 23. August 1830 auf Sawaii und wird von König Malintoa freundlich aufgenommen. Er hegte für die Zukunft Samoas besonders große Hoffnungen, da dieses Volk nicht so grausame Sitten hatte wie die Gesellschafts- und Hervey-Insulaner, aber er erkannte, daß hier europäische Missionare nötig seien. Nach zwei Jahren fand er bei einer Rundreise um die Inseln, daß auf Sawaii und Upolu in mehr als 30 Dorfschaften das Evangelium Eingang gefunden hatte; und auf der Insel Tutuila, wohin noch kein Lehrer gekommen war, trugen bereits 50 Eingeborene als äußeres Abzeichen ihres Christentums einen weißen Zeugstreifen um den Arm, da einige beim ersten Besuch von Williams auf Sawaii gewesen waren und sich dort hatten unterrichten lassen.

1834 ging Williams zur Erholung nach England, von wo er erst 1838 zurückkehrte. Er setzte es durch, daß sechs Missionare für Samoa bestimmt wurden, welche über Rarotonga in Begleitung von Barff und Buzarott im Mai 1836 ankamen. Williams selbst fuhr auf dem Missions-

schiff Camden 1838 mit einem Buchdrucker, einem Normalschullehrer und einem predigenden Missionar nach Samoa. Er organisierte die Gemeinden und blieb nach einer Reise auf die Hervey- und Gesellschaftsinseln noch ein Halbjahr auf Upolu und Sawaii, um am 5. November 1839 nach den Neuhebriden abzusegeln.

Damit betrat er ein ganz anderes Arbeitsfeld: Melanesien, dessen schwarze Bewohner nicht nur ganz verschiedene Sprachen reden, verschieden von den polynesischen und verschieden unter sich, sondern auch den Europäern feindlicher entgegentreten, allerdings vielfach gereizt durch Greuelthaten weißer Schiffsleute. Auf der Neuhebrideninsel Tanna wurden drei Lehrer zurückgelassen. Am 20. November 1839 ging Williams mit dem Engländer Harris, der erst in die Mission eintreten wollte, in der Dillonbay auf Eromanga ans Land. Er konnte sich mit den Eingeborenen nicht verständigen, und sie waren unfreundlich. Plötzlich wurde Harris angefallen und getötet, Williams erreichte das Ufer, aber wurde unter den Augen des Kapitän Morgan und der Bootsmannschaft, die ihn nicht retten konnten, mit Keulen erschlagen. Die Leichname wurden weggeschleppt und verzehrt.

Hätte die Londoner Missiongesellschaft eine festere Leitung gehabt, und wären die Direktoren über die polynesischen Verhältnisse genauer unterrichtet gewesen, so hätte man ohne Zweifel von der Heimat aus gesagt: wir haben im eigentlichen Polynesien noch Arbeit genug; es ist noch nicht Zeit, nach Melanesien zu gehen. Aber ein so selbständiger Bahnbrecher wie Williams hätte sich in einen fester gegliederten Organismus schwer gefunden. Nachdem er einmal das englische Volk begeistert hatte für die Südseemission, mußte man ihn alle seine Pläne ausführen lassen, und der Herr hat es so gefügt, daß durch sein Martyrium die Mission zu neuem Eifer angetrieben wurde, auch die gefährlichsten Arbeitsfelder aufzusuchen. Die Bekehrung der Hervey- und der Samoa-Gruppe ist ein bleibendes Denkmal seiner Arbeit. Wenn auch andere Missionare im einzelnen viel gewirkt haben, so war doch er der Organisator.

Die Hervey- und die Samoagruppe, insbesondere Rarotonga und Upolu blieben auch nach Williams Tod die Feuerherde der Londoner Missionsgesellschaft, namentlich als die Gesellschaftsinseln von den Franzosen besetzt waren. Es ist in der neueren Missionsgeschichte selten und erinnert an die apostolische Zeit, wenn die notdürftig im Christentum unterrichteten Eingeborenen derart sind, auf ferne Inseln sich senden

zu lassen und ihr Leben zu wagen, oder wenn sie aus irgend welcher Ursache auf ferne Inseln kommen, daß sie dort ihren Glauben bekennen und empfehlen. Auf den Südseeinseln sind das nicht nur vereinzelte Beispiele — ganze Inselgruppen sind durch Eingeborene für das Christentum gewonnen worden, ehe ein Europäer hinkam, z. B. die Ellicegruppe durch Schiffbrüchige von der 12—1500 engl. Meilen entfernten Penrhyngruppe. Wenn auch die notdürftig unterrichteten Eingeborenen schon als Boten des Evangeliums dienten, so erkannten doch Williams und seine Mitarbeiter die Notwendigkeit der Errichtung eines Seminars zur Heranbildung eingeborener Prediger. Das erste wurde 1839 auf Rarotonga durch Missionar Buzacott gegründet, ohne Beiträge von London. Es wurden nicht nur Männer, sondern auch Weiber in demselben ausgebildet und als Ehepaare auf die fernen Inseln ausgesendet. Von 1839—1893 erhielten 690 Männer und Weiber hier ihre Ausbildung, welche das Evangelium nach Samoa, nach den Loyalitätsinseln, nach den Neuhebriden und nach Neuguinea brachten.

Auf der Samoainsel Upolu wurde 1844 das Maluainstitut, westlich von Apia gegründet. Auch hier werden verheiratete Schüler geradezu vorgezogen. Das Weib bekommt dabei eine Erziehung, welche sie sonst nicht bekäme. Die Kinder werden in einer eigenen Schule unterrichtet. Jeder Schüler bekommt sein Grundstück mit einigen Bäumen, von deren Ertrag er teilweise lebt, und hat eine Pflanzung von Yams, Taro und Bananen zu bebauen. Wenn er abzieht, geht das Eigentum und die Pflege an seinen Nachfolger über. Mit einiger Einschränkung ist ihm erlaubt, den Mehrertrag zu verkaufen. Außer einer Gabe an Kleidern bekommt er nichts vom Institut. Der Kurs ist auf 4 Jahre bestimmt. 1894 wurde das 50jährige Jubiläum gefeiert. Da waren auch die inzwischen errichteten Mädchen- und Knabenhochschulen von Papauta und Leutumonega zur Feier anwesend. Bis dahin waren 1048 Schüler und 333 Kostknaben durch das Maluainstitut gegangen. Es konnte noch ein Samoaner über die Gründung und einer über die heidnische Zeit vor 1830 berichten. Elementarschulen sind in allen Dörfern errichtet, wo eine eingeborene Gemeinde ist.

Daß die Wesleyaner trotz der Vereinbarung, nach welcher sich die Londoner von den Tonga-Inseln zurückgezogen, dennoch zwar einst im Namen der Londoner Wesleyanischen Direktion, aber im Namen des Königs Georg von Tonga und der australischen Wesleyaner ihre Stationen auf den Samoa-Inseln beibehalten haben, wird von Lovett nicht erwähnt;

ebenso wenig das Eindringen der Katholiken, welche leider von Deutschland in den Streitigkeiten mit England und Amerika unterstützt wurden.

In Melanesien, auf den Neuhebriden, wurde das von Williams begonnene, aber unterbrochene Werk von einigen samoanischen und rarotonganischen Lehrern fortgesetzt, hauptsächlich aber von schottischen Missionaren. Es floß noch mehr Märtyrerblut, aber das Evangelium gewinnt den Sieg, soweit die Inseln nicht unter französischer, katholischer Herrschaft stehen.

Auf der Loyalitätsinsel Mare landeten 1841 zwei Samoalehrer, 1852 zwei englische Missionare. Die größte der Loyalitätsinseln, Lifu, hörte zuerst 1845 aus dem Mund eines mutigen eingeborenen Lehrers Pao das Evangelium. Derselbe hielt unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren aus, bis 1859 die Missionare Macfarlane und Baker kamen. Sobald Macfarlane die Sprache bemeistert hatte, errichtete er ein Seminar für eingeborene Lehrer, wie auf Rarotonga und Samoa. Aber die französische und römische Besitznahme hat auch auf den Loyalitätsinseln die Londoner Missionare vertrieben. Doch hatte die Londoner Missionsgesellschaft auf Mare, Lifu und Uvea 1895 noch über 6000 Anhänger, welche im Jubiläumsjahr über 500 £ beisteuerten.

Die Vertreibung Macfarlanes aus Lifu führte 1871 dazu, daß auch der südliche Teil der bis dahin so unzugänglichen Neu-Guinea von der Londoner Missionsgesellschaft besetzt wurde. Es war ein schweres Stück Arbeit, sowohl wegen des gesunden Klimas als wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen. Aber die Arbeiter von den Loyalitätsinseln und von Samoa bewährten sich hier als treue Zeugen Jesu Christi, die ihr Leben für den Herrn zu opfern bereit waren, und eine Miß Baxter schenkte der Gesellschaft einen eigenen Dampfer zum Besuch der Stationen, die Ellengowan.

Man begann auf den Inseln in der Torresstraße. Aber der westliche Teil des jetzt britischen Neu-Guinea erwies sich unzugänglicher als der östliche, und es fand sich, daß die Bewohner des östlichen nicht eine Papua-, sondern eine polynesische Sprache redeten. Das war ein großer Vorteil für die Lehrer von Samoa und Rarotonga. Die Station Port Moresby erwies sich auch gegenüber den westlichen als gesünder. Dort wurde ein Seminar für eingeborene Lehrer errichtet. Als der Ort Handelsstation wurde, verlegte man es weiter östlich nach Kernpunu. Neben den Missionaren Macfarlane, Nuavey, Lawton,

tritt J. Chalmeos als eifriger Bahnbrecher hervor, der nach 10jähriger Arbeit auf Rarotonga seit 1877 mit seiner Frau manche Gefahren bestanden hat.

Die englische Besitzergreifung des südlichen Neu-Guinea 1884 wurde durch missionsfreundliche Beamte ausgeführt. In demselben Jahr konnten auch die ersten Eingeborenen von Neu-Guinea nach Vollendung ihres Seminarkursus ins Predigtamt eingesetzt werden. 1895 zählte die Gemeinde in Kernpunu 515 Kommunikanten. In den letzten 25 Jahren haben die edelsten jungen Christen von Samoa, Rarotonga, den Loyalitätsinseln und andern Teilen von Polynesien sich der Christianisierung von Neu-Guinea gewidmet. Wenn manche in ein frühes Grab gesunken oder ermordet worden sind, haben sich immer wieder Freiwillige gefunden, welche in die Lücke traten. So ist es ein schweres, aber hoffnungsvolles Arbeitsfeld. Wie auch hier Rom den Siegen des Evangeliums auf dem Fuße folgt, um die evangelische Saat zu zerstören, so ist wenigstens hier von seiten der Behörden nicht die Störung der evangelischen Arbeit zu erwarten wie unter französischer Herrschaft.

Die allgemeine Missionskonferenz in New-York vom 21. April bis 1. Mai 1900.

Von D. A. Merensky.

III.

Nachdem wir im ersten Artikel über Bedeutung und Umfang der Weltmissionskonferenz berichtet haben, und im Artikel II auf den Inhalt einiger Vorträge über Missionsprinzipien und -Probleme hingewiesen worden ist, bleibt es uns noch übrig, in Bezug auf die Berichte, die bei dieser Gelegenheit über den gegenwärtigen Stand der Arbeit erstattet wurden, eine kurze Nachlese zu halten. Man kann bedauern, daß diese Berichterstattung durch die Herren, welche die Vorbereitungen für die Konferenz leiteten, nicht nach einem festen System geordnet worden ist. Alle Hauptgebiete hätten berücksichtigt werden müssen, und in Bezug auf die größten Gebiete mußten für die verschiedenen Seiten der Arbeit wieder besondere Berichterstatter gesucht werden. Da dies aber versäumt war, und man augenscheinlich zunächst dem Gesichtspunkt Rechnung getragen hatte, populäre Männer zu Worte kommen zu lassen, so war die Berichterstattung in

ihrer Gesamtheit ungeordnet und lückenhaft und trug nur zu sehr den Charakter des Zufälligen an sich. In etwa zu entschuldigen ist dieser Übelstand nur damit, daß es einer langwierigen und mühsamen Korrespondenz bedurft hätte, um diese Angelegenheit zweckmäßig zu regeln. Da die Berichte, welche erstattet wurden, in ihrer Vollständigkeit noch nicht vorliegen, ist es augenblicklich auch nur möglich, Einzelheiten von Bedeutung hervorzuheben.

In Bezug auf Amerika selbst waren die Berichte im ganzen recht dürftig. Indes trat doch auch hier wieder hervor, daß auf dem nördlichen Teile des westlichen Kontinents die Mission bereits ein tüchtiges Stück Arbeit erledigt hat. Ein Abgeordneter aus der Dominion von Canada betonte, daß dieses ganze ungeheure Gebiet schon fast ganz christianisiert sei, da dort, neben 5 Millionen Christen, nur noch etwa 50000 heidnische Eskimo und Indianer lebten. Durch Dr. Harris, Unterrichtsminister der Vereinigten Staaten, erfuhr man, daß die eingeborene Bevölkerung von Alaska auf 50000 Köpfe zu schätzen sei. Er nannte die dortigen Missionsstationen die Mittelpunkte für alle Bestrebungen, die eingeborne Bevölkerung zu heben. Hier lernten die Eigebornen die englische Sprache, hier bequemten sie sich zum Ackerbau und würden auch in Handwerken unterrichtet. Auf einigen Stationen habe man auch gute Erfolge mit der Zucht von Renntieren gemacht, von denen bereits 3000 im Lande heimisch geworden seien. Da das Land mit Renntiermoos bedeckt sei, sei es möglich, daß es mit Hilfe der Renntierzucht 2 bis 3 Millionen Einwohner ernähren könne.

Von der Mission unter den Indianern Columbiens erzählt der bekannte Bischof Ridley. Auch von der Mission unter den Indianern der Union wurde von verschiedenen Seiten Gutes berichtet. Besonders hoffnungsvoll sprach sich über die dort erzielten Erfolge der Oberbürgermeister von Newyork, Roosevelt, aus. Von der Entwickelung der 5 „civilisierten" Nationen im Indianer-Territorium berichten die Amerikaner jetzt Gutes. Die „Tschirokesen" bringen für Schulen jährlich über 300000 Mark auf. 4500 ihrer Kinder werden in 124 Volksschulen unterrichtet und 375 junge Leute erhalten in 4 „Colleges" eine höhere Bildung. Die „Kriks" haben 10 höhere und 65 Volksschulen, die „Tschokta" 160 Schulen. „Die Geschichte vom Aussterben der Indianer" heißt es in einem Bericht, „hat sich größtenteils als Fabel erwiesen. Die wilden Stämme werden freilich oft durch Krankheiten decimiert, wo aber Christentum und Civilisation Aufnahme finden, erhalten sich die Stämme auf ihrer Höhe und nehmen in einzelnen Fällen sogar zu." Man hätte erwarten können, daß auch

christliche Indianer und besonders auch Neger aus den Südstaaten, an der Weltmissions-Konferenz teilnahmen. Das ist aber nur in sehr vereinzelten Fällen geschehen. Dem Gesetz nach und vor dem Gesetz besteht ja kein Unterschied der Rassen in dem Lande der Freiheit, im bürgerlichen Leben aber besteht zwischen Schwarz und Weiß eine tiefe Kluft. Bei der großen Anzahl christlicher Neger in den Vereinigten Staaten war es dem eigentlichen Zweck der Konferenz auch gewiß förderlich, daß man verstanden hatte, sie von der Konferenz fern zu halten. Nur einige bedeutende Negergeistliche waren gegenwärtig. Den Ausländern wäre es aber gewiß erwünscht gewesen bei dieser Gelegenheit einmal Gründliches und wirklich Zuverlässiges über die Entwickelung der amerikanischen Negerbevölkerung zu erfahren; leider hatte man aber keinen Bericht darüber auf das Programm gesetzt. Ein Halbneger, Mr. Morris, ergriff in sehr beredter, aber etwas leidenschaftlicher Weise das Wort für seine Landsleute. Er behauptete, daß die Neger Amerikas seit der Befreiung 80 Millionen Mark auf Errichtung von Kirchen und Schulen gewendet hätten, und daß es unter ihnen 4 Millionen erwachsene Christen gebe.

Ein Missionar Butler (bischöflicher Methodist) machte interessante Mitteilungen über die Arbeit in Mexiko. Nach ihm besteht die Bevölkerung dieses Landes aus Mischlingen von Spaniern und Eingebornen, welche leider von beiden Rassen nur die schlechten Eigenschaften ererbt haben sollen, $^3/_4$ der Bevölkerung aber bilden die Nachkommen der Azteken, Tolteken und Kapoteken; der letztgenannte Stamm sei der edelste zu nennen. In den letzen 4 Jahren seien 12000 Seelen aus diesen Stämmen bekehrt worden; ganze Dörfer seien protestantisch geworden. Auf die Jugend könne man große Hoffnungen setzen. Ein Revd. H. Brown hielt einen Bericht über „das Religionsproblem des lateinischen Amerika", Dr. Barbroke Grubb über „das Problem der eingeborenen Heiden" in Südamerika, und Mr. Grattan Guinneß, der die Arbeit unter den Indianern Südamerikas besonders auf dem Herzen trägt, sprach über die Arbeit seiner Sendboten in Peru und Bolivia. Die Arbeit steht dort noch überall in ihren Anfängen, nach unserm Standpunkt noch im Stadium der Vorbereitung. Wenn wirklich dem „vernachlässigten Erdteil", wie man jetzt Südamerika drüben gern nennt, geholfen werden soll, so ist es vor allem nötig, daß die Amerikaner und Engländer dort ruhiger, gründlicher und systematischer arbeiten lernen.

Über die Arbeit auf den Südseeinseln fehlten sich ergänzende Berichte. Von der Arbeit auf den Neuhebriden berichteten bei verschiedenen

Gelegenheiten die beiden Missionare Paton. Leider mußten sie berichten, daß auf den Inseln Santo, Tanna, Oba und Mallikolo die Menschenfresserei noch keineswegs überwunden sei. Es gebe dort noch 40 bis 60000 Kannibalen, außerdem herrsche auch sonst dort noch heidnische Grausamkeit. Über das von der französischen Protektionsmacht befolgte System sprachen sie sich nicht eben befriedigend aus. Frankreich kontrolliere dort seine eigenen Landeskinder zu wenig. Feuerwaffen und Branntwein fänden ihren Weg ins Land. Besonders seien Amerikaner an diesem Handel beteiligt. Am schlimmsten sei es, daß die Ausfuhr von Arbeitern unbeschränkt sei. „In der nächsten Generation wird dieser Handel mit Arbeitern diesen Inseln ruiniert haben." Die Missionsarbeit aber ist gegenwärtig in gesegnetem Gange. Missionar G. Paton gab die Zahl der erwachsenen Christen auf 3000 an, die Zahl der „Anhänger" auf 18000, die der eingebornen Lehrer und Prediger auf 300. Eromanga wurde als glückliche Ausnahme geschildert. Die Insel sei dem Namen nach ganz christlich, alle heidnischen Sitten, auch Menschenfresserei, seien abgeschafft. Unbekleidete Leute werden nicht mehr gesehen und selbst ein Kind ist sicher überall im Lande.

Es ist bekannt, daß die Besetzung der Philippinen durch Amerika in diesem Lande selbst bis jetzt nicht populär geworden ist. Die amerikanischen Kirchengemeinschaften haben sich aber beeilt das Evangelium dort auf den Leuchter zu stellen. Ein Dr. Tor berichtete, daß dort wohl 80 verschiedene Dialekte gesprochen würden, und daß es sogar 12 verschiedene Schriftsprachen auf den Inseln gebe.

Aus China waren die Berichte, was die eigentliche Missionsarbeit angeht, recht dürftig. Missionar Achmore schildert den hoffnungslosen Zustand des Volkes, und ein Herr Sloan von der China-Inlandmission hielt in einer der Kirchen eine Predigt über Luk. 13, 6—9, und verglich das heutige überlebte China mit dem unfruchtbaren Feigenbaum. Während von einer Seite der Boxersturm vorhergesagt wurde, es wurde darauf hingewiesen, daß die Provinz Schantung der Mittelpunkt dieser Bewegung sei, betonte dagegen Frau Hudson Taylor, daß jetzt überall in China dem Evangelium die Thüren offen ständen, 10000 Chinesen würden jetzt jährlich getauft, und wenn es auch unruhig sei im Lande, so glaube sie doch nicht, daß man an größere Stürme denken müßte und daß man für die Missionare zu fürchten hätte. Der amerikanische Politiker Mr. Angell aber sah die Lage ernster an und führte aus, daß Amerika seine Missionare so gut als seine Händler in China schützen müsse. In Bezug auf die anzuwendenden

Missionsmethoden konnte es bei einer amerikanischen Konferenz nicht fehlen, daß die Hilfsarbeit weiblicher Ärzte, die auf dem chinesischen Felde auch wirklich besonders segensreich ist, gepriesen und empfohlen wurde.

Über den gegenwärtigen Stand des Christentums in Japan gaben einige Vorträge nähere Auskunft. Besonders klar und eingehend schildert ihn eine Predigt des Missionars Mc. Nair. „Der alte Glaube wird zwischen dem wachsenden Wohlstand und der wachsenden Bildung zu Staub zermahlen, Zweifelsucht und Unglaube tritt an seine Stelle.“ Von andrer Seite wurde behauptet, daß der Ahnendienst und die religiöse Verehrung des Kaisers doch noch die alte Macht über die Herzen hätten, es wohne dieser Religion aber nicht die geringste sittliche Kraft inne. Immerhin mache das Christentum einige Fortschritte, dadurch sei die buddhistische Priesterschaft zur Gegenarbeit angeregt. Eine besondere Gefahr drohe von seiten der Regierung, welche die christliche Kirche unter ihre Kontrolle bringen, also gegebenen Falls ihre Freiheit beschränken wolle. Von anderer Seite wurde behauptet, daß die Regierung das Christentum auf gleichen Fuß mit Buddhismus und Schintoismus stellen wolle. Ein darauf zielendes Gesetz sollte im vorigen Jahr gegeben werden, kam aber durch den Widerstand der Schintopriester zu Fall. Geklagt wurde auch über das Fehlen einer reicheren christlich-japanischen Litteratur. Es sei bis jetzt kaum etwas vorhanden außer der japanischen Bibel und dem Gesangbuch. Beachtenswert ist der Rat, der von einem Missionar Peters gegeben wurde, man solle die Missionsarbeit in Japan nicht auf die Städte beschränken, sondern solle nach Mitteln trachten, die Landbevölkerung mit dem Evangelium zu erreichen.

Über die Anfänge der Mission auf der nun unter Japan stehenden Insel Formosa berichtete Revd. Th. Barclay von den englischen Presbyterianern. Die Arbeit beschränkt sich auf die Küste, da im Innern noch immer Unruhe herrscht. Dagegen lauteten die Berichte über den Fortgang der Arbeit auf Korea günstiger. Auch hier ist, wie in China und Japan der Ahnendienst das schwerste Hinderniß für Ausbreitung des Christentums. Die amerikanischen Presbyterianer allein beziffern die Zahl der zu ihnen gehörenden erwachsenen Christen auf 3—4000, die Zahl ihrer „Anhänger“ auf 10000. Von anderer Seite wurde die Gesamtzahl der vollen Gemeindemitglieder auf 5000 angegeben. Über den Stand der Missionen in Siam sprach einigemale Mr. John Barret, der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in diesem Lande. Seine Mitteilungen hatten denn auch einen stark nationalen und politischen Beigeschmack. Der

König des Landes ist nach diesen Mitteilungen den Europäern und auch den Missionaren freundlich gesinnt, er hat den Wunsch, die buddhistische Religion seines Landes dem Christentum näher zu bringen. Folgende kleine Geschichte ist bezeichnend: „Der Kronprinz war mit Mr. Barret befreundet und ließ ihn an sein Sterbebett rufen. Da schlang der Kranke seine Arme um des Freundes Hals und sagte: „Mr. Barret, wenn ich noch einmal geboren werden soll, möchte ich als Amerikaner geboren werden.“ Bei dem Begräbnis verrichtete der buddhistische Oberpriester die Feierlichkeiten in siamesischer und englischer Sprache. Der jetzige Kronprinz hat 6—7 Jahre europäische Wissenschaften studiert. „In Siam“ so schloß der Redner seinen Bericht, „wird die Mission ungehindert arbeiten können, so lange die christlichen Mächte nicht die Unabhängigkeit des Landes antasten.“

Wie die Stellung der Regierung in Vorderindien in Bezug auf die Mission sich geändert hat, zeigte sich durch folgendes Schreiben, das von Lord Curzon, dem Generalgouverneur des Landes, an den Vorstand der Konferenz gerichtet worden war:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich eingeladen haben, Ehren-Mitglied der Welt-Missionskonferenz zu werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich der Konferenz werde beiwohnen können, aber ich möchte meine Übereinstimmung aussprechen mit allen Bestrebungen, die dazu dienen, die Teilnahme an der großen Sache der christlichen Mission zu wecken und zu verbreiten, und ich bin deshalb gern bereit, auch der Konferenz beizutreten, indem ich die Mitgliedschaft annehme, die mir angeboten worden ist.“

Unter den Vorträgen und Berichten über die indische Missionsarbeit nahm ein Schreiben von der bekannten Reisenden Frau Isabella Bird Bishop eine hervorragende Stellung ein. Wir können uns nicht versagen, einen Abschnitt daraus mitzuteilen, weil hier ein Zeugnis von nicht-missionarischer Seite über den gegenwärtigen religiösen Zustand des asiatischen Volkes vorliegt, welches die jetzt so oft gerühmten asiatischen Religionssysteme nach dem Wort „an den Früchten erkennt man den Baum“ auf ihren wahren Wert zu prüfen sucht. Mrs. Bishop schreibt wie folgt:

„Das Studium dieser orientalischen Religionen und ihrer Früchte drängen mich zu dem Schluß, daß in keiner Lebenskraft zu finden ist, und daß die einzige Hoffnung für die religiöse, politische und sittliche Zukunft der asiatischen Völker darin liegt, daß sie die andere und spätere orientalische Religion annehmen, die ihren Mittelpunkt in dem hat, vor dem trotz aller sonstigen Zerrissenheit die gesamte Christenheit die Kniee beugt.“

„Unter den hervorstechendsten Früchten dieser Religionen, welche so tief gesunken sind, gehören: schamlose Korruption und unglaubliche Niederträchtigkeiten in der

Handhabung der Regierung, die aber feststehende Sitte geworden sind. Das Gesetz dient als Mittel der Bedrückung, und Gerechtigkeit wird gekauft und verkauft wie eine Ware, welche der Arme nicht bezahlen kann. Das Lügen ist allgemein, und wenn Unwahrheit an den Tag kommt, so schämt man sich nicht. Man kennt Polygamie und Polyandrie, wodurch die Menschen entsetzlich erniedrigt werden. Das Laster wird als Göttin auf den Thron gesetzt. Viele der Gottheiten Indiens sind die Gestaltungen von unaussprechlicher Schändlichkeit. Keine öffentliche Meinung giebt es, welche Unsittlichkeiten und Schändlichkeiten verurteilte und die Menschen zum Guten beeinflußte. Kindermord wird allgemein geübt. Es giebt keine Wahrheit und Treue zwischen Mann und Mann, und kein Mann traut irgend einer Frau. Jedes ärztliche System ist mit Hexerei, Zauberei und Dämonendienst verbunden. Einige Völker geben sich Gemeinheiten hin, von denen man nicht sprechen kann, und fast immer sind die Priester und Mönche unsittlicher als das Volk selbst."

„Kindischer und entsittlichender Aberglaube ist verknüpft mit jedem Ereignis im Leben und beherrscht ganze Völker. Jämmerliche Furcht vor bösen Dämonen oder beleidigten Ahnengeistern überschattet das Leben und beständige Furcht, später ihrer ganzen Lücke preisgegeben zu sein, verdunkelt die Aussicht in das Jenseits. Die Sprache, in der sich der Gedanke offenbart, ist mit einem Schmutz erfüllt, von dem wir keinen Begriff haben. Gut und Böse kann man nicht mehr unterscheiden, das Gewissen ist ertötet. Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt und für die schaurige Wunde ist dort keine Salbe in Gilead und ist kein Arzt da!"

In Bezug auf die Arbeit unter dem indischen Volke wurde hervorgehoben, daß christliche Erziehung jetzt von der Regierung begünstigt werde. Einige gewichtige Stimmen sprachen sich dahin aus, daß eine religiöse Bewegung sich in ihren Anfängen bemerkbar mache. Hier wie bei Japan und Hinterindien wurde die Klage laut, daß die christliche Litteratur, die man dem Volke bieten könne, viel zu dürftig sei. Für die 18 Millionen Mahrattas bei Bombay sei in ihrer Sprache so gut wie nichts an christlichen Schriften vorhanden. Das sei um so bedauerlicher, als die Mohammedaner dafür sorgten, daß unchristliche und schlechte Litteratur in den Landessprachen verbreitet würde. Es wurde deshalb noch in den Tagen der Konferenz eine amerikanische Gesellschaft zur Herstellung einer christlich-indischen Litteratur gegründet. Am ehesten dürfte dem Bedürfnis abgeholfen werden, wenn jede einzelne von den in Indien arbeitenden Gesellschaft diesem wichtigen Zweig der Arbeit die gebührende Aufmerksamkeit schenken wollte, und wenn Missionare, denen die dazu nötigen Gaben verliehen sind, sich unverzüglich der schweren Arbeit der Schriftstellerei unterziehen wollten.

Wie man voraussetzen kann, kam auch die indische Hungersnot zur Sprache auf der Konferenz, da aber über diese Not seither viele Berichte erschienen sind, sehen wir davon ab, an dieser Stelle näher darauf ein-

zugehen. Ebensowenig wollen wir den Verhandlungen über die Bestrebungen folgen, durch die man den erstorbenen Kirchen des Orients neue Lebenskräfte zuführen will, es bleibt uns deshalb noch übrig, auf das unsern Blick zu richten, was von der Arbeit der Heidenmission in Afrika bei Gelegenheit der Konferenz berichtet worden ist.

Aus diesen Mitteilungen heben wir folgendes hervor: Es machte einen gewaltigen Eindruck, als Missionar King aus Uganda vor den 4000 in der Carnegie Hall Versammelten sagen konnte: „Wir haben in Uganda im vorigen Jahre mehr Erwachsene taufen können, als hier gegenwärtig in dieser Halle versammelt sind.“ Und der Mann übertrieb nicht; denn im Jahre 1899 sind in Uganda 4772 Heiden getauft worden. Auch die Opferwilligkeit der Gemeinden wurde gerühmt. Sie haben an Geld im letzten Jahre 5057 Rupien aufgebracht. Dazu kamen die Beiträge an Muschelgeld. 10 Ugandaprediger erhalten ihren ganzen Unterhalt von ihren Gemeinden. An Büchern wurden verkauft 10266 Neue Testamente und 16005 Bibelteile. Schulunterricht erhalten 10000 Kinder.

Vom Kongo traten mehrere Zeugen auf mit unverhüllten Anklagen gegen die belgische Verwaltung, wegen der Grausamkeiten, welche dort gegen die Eingeborenen verübt worden sind. Günstig, in Bezug auf Erfolge, lauteten die Berichte aus Sansalvador und dem, in der Nähe der Kongomündung liegenden Banza-Manteke, wo die Arbeit des Baptistenmissionars Richards so reich gesegnet ist. Es war eine Freude, den teuren Mann, der an 1000 afrikanische Heiden getauft hat, kennen zu lernen und zu hören.

Von dem gesegneten Stande der schottischen Nyassamission berichtet Dr. Laws. Wohl konnte er den Umschwung rühmen, der sich dort in 25 Jahren seit dem ersten Anfang seiner Arbeit in jenen Ländern vollzogen hat. Im verflossenen Jahre hat Dr. L. an einem einzigen Tage so viel Heiden getauft, als in den ersten 10 Jahren seiner dortigen Wirksamkeit zusammengenommen. Unter den Angoni ist eine große religiöse Bewegung entstanden, und an 16000 Kinder besuchen in den Nyassaländern schottische Missionsschulen.

Über die industrielle Mission am Sambesi, die vor etwa 8 Jahren gegründet wurde und nach dem Grundsatz arbeitet, die Kosten, die sie verursacht, durch industrielle Arbeit selbst aufzubringen, wurde folgendes berichtet: Die Gesellschaft habe vor 4 Jahren 32000 Mark aus ihren Kaffeepflanzungen vereinnahmt, im letzten Jahre sei diese Einnahme auf 120000 Mark gestiegen. Ertrag der Pflanzungen seien 170 Tonnen Kaffee

gewesen, die Fracht des Produkts zum Markt käme 40 Tonnen gleich. Im Dienste dieser Mission arbeiteten 30 Evangelisten, 1600 Arbeiter beschäftige sie in den Pflanzungen, und 675 Kinder besuchten ihre Schulen.

Über den Stand der Arbeit in Südafrika fehlten eingehende Berichte, was um so mehr zu bedauern ist als diese Arbeit sich immer mehr vertieft und ausbreitet. Von einer Seite (Bischof Harzell) wurde darauf hingewiesen, wie die Eisenbahn, welche Herr Rhodes von Südafrika nach dem Tanganjika bauen will, bestimmt sei, ein Mittel zu werden, das Innere Afrikas mit dem Evangelium zu erreichen.[1]) Der Farbige Morris, welcher Südafrika neuerdings besucht hat, berichtete in enthusiastischer Weise über die Fortschritte, welche dort die äthiopische Kirche mache. Nach seinen Angaben, die übertrieben sind, haben sich dieser Kirche, deren Gemeinden sich nur noch von schwarzen Geistlichen bedienen lassen wollen, 10000 farbige Methodisten, 1250 Baptisten, 2000 Leute schottischer Missionsgemeinden und eine große Zahl von Gemeindegliedern der amerikanischen Mission in Natal angeschlossen. Er befürwortete, daß die amerikanischen Neger diese Kirche mit Predigern versorgen. „In Südafrika treibt das Vorurteil, welches bei den Europäern gegen die Rasse besteht, die Afrikaner aus den europäischen Missionskirchen, und der amerikanische Neger ist bei ihnen der einzig willkommene Prediger des Evangeliums.“ Der Redner empfahl den europäischen und amerikanischen Missionsgesellschaften, amerikanische Neger als Missionare nach Afrika zu senden.

Wir haben versucht, im Vorstehenden eine Ährenlese zu geben vom Felde der Berichterstattung auf der Weltmissionskonferenz; sie konnte nur weniges bringen. Möchte dies wenige recht viele veranlassen, den Bericht der Konferenz, der sehr bald in zwei Bänden erscheinen wird, in die Hand zu nehmen und sich durch das Studium der vielen ausführlichen Einzelberichte aus allen Arbeitsgebieten stärken zu lassen in der Gewißheit, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat.

---

[1]) Das ist richtig. Wenn die Bahn vom Süden her den Tanganjika erreicht hat, wird die gesamte große Missionskraft des evangelischen Südafrikas sich auf das Innere werfen. Diese Voraussicht erklärt den großen Widerstand, den die Jesuiten und die von ihnen beeinflußte Presse dem Bau dieser Bahn entgegenstellen. Der Tanganjika war ja ausersehen, Alleinbesitz der Römer zu werden. A. M.

Funafuti.

Bilder aus dem Gemeindeleben auf einer christianisierten Südsee-Insel.

Von D. G. Kurze.

(Schluß.)

Gelegentlich einer Schulprüfung und Preisverteilung, welcher Frau David beiwohnte, hätte letztere auch gern erfahren, ob die Kinder imstande seien, eine Art Aufsatz niederzuschreiben. Aber es zeigte sich, daß das über die Kräfte der meisten Kinder ging. Die Mehrzahl begnügte sich damit, Sätze aus der biblischen Geschichte niederzuschreiben. Ein achtjähriges Mädchen schrieb z. B.: „Hiob war ein guter Mann. Er erklärte, er wünsche nicht die Zahl seiner Lebenstage zu kennen. Der Herr nahm ihn aus seiner Mutter Leibe heraus. Hiob war zufrieden, daß der Herr seines Lebens Ende kannte.“ Ein 17jähriger Schüler, der bereits eine Braut hatte, versuchte sich an einem Aufsatze über den Schlaf. Derselbe lautete wunderbarerweise wie folgt: „Es ist besser zu schlafen. Am Aufwachen ist nichts Gutes. Dies soll eine Parabel sein. Der Schlaf bringt nichts ein. Alles kommt vom Wachsein.“ Nur ein 15jähriges Mädchen, Namens Vitolia, machte den Versuch, eine wirkliche Geschichte niederzuschreiben. Hier sei ihr Wortlaut angeführt: „Es war einmal ein Schiff, welches eine Reise antrat. Dasselbe ward „Der Vogel“ genannt. Eine Ratte und eine Krabbe reisten als Passagiere auf jenem Schiffe. Die Ratte hielt sich immer gewissenhaft an Bord des Schiffes; die Krabbe dagegen fiel über Bord und ertrank.“

Dieses junge Mädchen kam im selben Jahre nach Samoa in das bei Apia gelegene Töchterinstitut Papauta der Londoner Mission und schrieb von dort folgenden netten Brief an Frau Professor David:

An Frau David, die edle Frau!

Dir meine Liebe, ach meine Mutter! Meine Gedanken weinen, wenn ich mit den andern zusammen Deiner gedenke, wegen Deiner Freundlichkeit, die Du mir erwiesen hast. Ach, meine Liebe! O Du Teuerste, mein Herz ist voll von Liebe; aber es ist so schwer, daß ich mich nicht aussprechen kann. Da dachte ich, ich wollte es versuchen und dieses kleine Stück Papier fortsenden, um Dir meine Liebe kund zu thun. Ach, meine Mutter! Meine Liebe ist sehr groß und es ist schwer und hart, daß wir so bald von einander scheiden mußten. Der Kummer beginnt in meinem Herzen zu wachsen, wenn ich an die Tage gedenke, die wir in Funafuti zusammen verlebt haben. Ach, ich vergesse sie nimmer und euch alle auch nicht.

Ich fühle es, daß mein Sinn darnach steht, noch bei Dir zu sein. Es ist hart, daß wir uns so früh schon am Strande haben trennen müssen. Mögest Du mit Segen in Deine Heimat zurückkehren. Meiner Liebe steht nichts zu Gebote, um sich äußerlich kund thun zu können; aber doch habe ich mich bemüht, vor Dir das zu offenbaren, was verborgen war, nämlich meine Liebe zu Dir. Ach, meine Eltern, Liebe bringt Schmerzen. Dieser Brief ist in Eile geschrieben. Möge Gott mit uns Beiden bleiben, wenn wir getrennt sind. Lebe wohl! Mögest Du leben!

Vitolia.

Den Nähunterricht erteilte die Frau Pastorin den größeren Mädchen, und zwar nur je einmal im Monat. Die Mädchen nähten sehr nachlässig und schämten sich nicht einmal, als ihnen Frau David dies vorhielt. Im Gegenteil sie machten sich über die kleinen Stiche der Frau Professor lustig und sagten in ihrem drolligen Pigeon-Englisch, sie wäre eine „reichlich große Närrin"; denn große Stiche thäten dieselben Dienste und machten nicht halb soviel Mühe.

Der auf der Insel angesessene weiße Händler war, wie er der Frau David erklärte, kein Freund der Schule, weil sie die Kinder fürs praktische Leben untüchtig mache; die ältere ohne Schulzwang aufgewachsene Generation sei geschickter in der Herstellung von Matten, Körben, Fischhaken, Stricken und Booten gewesen. Bei näherer Prüfung der Verhältnisse fand Frau David indes, daß der Händler Unrecht hatte. Seine eigenen Kinder, welche die Inselschule durchgemacht hatten, lieferten den besten Gegenbeweis; denn sie waren die geschicktesten Arbeiter, welche sich der Expedition bei den Korallenbohrversuchen zur Verfügung stellten; und auch auf dem Fischfange und beim Gartenbau leisteten sie Vorzügliches.

III. Die Gesetzgebung auf Funafuti.

Man macht auf Funafuti einen Unterschied zwischen geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen; letztere beziehen sich auf Dinge von untergeordneter Bedeutung und werden je nach Bedarf von den Eingeborenen geändert oder ergänzt. Diesem Gewohnheitsrechte zufolge darf z. B. ein durstiger Insulaner beliebig Nüsse von den Kokospalmen eines andern pflücken, um seinen Durst zu löschen, vorausgesetzt, daß er gleich nach seiner Rückkehr ins Dorf den Vorfall dem betreffenden Besitzer meldet. Eine andere ungeschriebene Verordnung giebt demjenigen Palmenbesitzer, welcher die Nüsse für irgend einen bestimmten Zweck sich reservieren möchte, das Recht, ein sogenanntes Tabuzeichen an den betreffenden Bäumen anzubringen. So sind z. B. die Palmen auf dem Südende der Hauptinsel sämtlich zur Kopragewinnung bestimmt.

Die geschriebenen oder vielmehr gedruckten Gesetze sind in samoanischer Sprache abgefaßt; das einzige auf der Insel vorhandene Exemplar des Gesetzbuches befindet sich in den Händen des Unterhäuptlings. Es enthält alle nötigen Bestimmungen über die Amtspersonen und Würdenträger, wie Häuptlinge, Richter, Schreiber, Geschworene, Polizisten und die ihnen gebührenden Emolumente, ferner über die Termine, an welchem Gerichts- und Ratssitzungen stattzufinden haben, und über die Befugnisse der Gerichte und endlich die Strafabmessung für die einzelnen Vergehen. Wir teilen im folgenden die 14 wichtigsten Paragraphen aus dem Gesetzbuch für Funafuti mit.

1. Ein Mörder hat den Tod zu erleiden; das Todesurteil bedarf aber der Bestätigung des englischen Oberkommissars.

2. Ein Dieb wird mit 6 Monaten Haft und Zwangsarbeit bestraft; auch hat er das gestohlene Gut wieder herauszugeben oder entsprechende Zahlung dafür zu leisten. Ist der Dieb eine Mannsperson, so soll er außerdem noch zehn Hiebe bekommen.

3. Wer Händel beginnt, wird je nach dem Belieben des Richters mit einer Geldstrafe belegt oder mit Haft bestraft.

4. Ehebrecher und Ehebrecherinnen werden 6—12 Monate ins Gefängnis gesperrt. Daneben hat der Ehebrecher eine Geldbuße an den beleidigten Gatten zu zahlen, und die Ehebrecherin muß zum Besten der Gemeindekasse Hütte, Matten und Kokosstricke flechten.

5. Notzucht wird mit einem Jahr Gefängnis bestraft.

6. Wer an Pflanzungen oder Häusern absichtlich oder infolge von Fahrlässigkeit Brandschaden anrichtet, wird zu 6—12 Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Kann er den Schaden völlig ersetzen, so wird er nicht in Haft behalten.

7. Wer gegen einen andern beleidigende Worte gebraucht, hat eine Geldstrafe von 20 Mk. zu entrichten oder einen Monat Zwangsarbeit zu gewärtigen.

8. Wer durch Verbreitung lügenhafter Gerüchte zu öffentlichem Unfuge Anlaß giebt, wird zu halbjähriger Zwangsarbeit verurteilt.

9. Wer des Genusses berauschender Getränke überführt wird, soll zu 20 Mk. Geldstrafe oder einmonatlicher Zwangsarbeit verurteilt werden.

10. Wer aus Wut oder Mißgunst Kokospalmen umhaut, hat 3 Monate Zwangsarbeit zu gewärtigen.

11. Der Oberhäuptling hat darüber zu wachen, daß alles unbebaute oder der See abgewonnene Land mit Kokospalmen bepflanzt wird und daß alle Seezeichen rechtzeitig repariert und erneuert werden.

12. Niemand darf am Sonntag größere Arbeiten verrichten oder Kokosnüsse ernten. Das Kochen von Speise oder das Baden ist nicht verboten, ebensowenig alle Arbeiten, die zum Schutze von Leben und Eigentum nötig sind.

13. Der Oberhäuptling hat darauf zu achten, daß alle Kinder die Schule besuchen und daß der Lehrer sein Gehalt bekommt.

14. Das Gesetz kennt keinen Unterschied zwischen Manns- und Frauenspersonen; nur sollen die letzteren nicht zu Wegearbeiten oder zu anderen drückenden Arbeiten verurteilt werden. Für Frauen bedeutet „Zwangsarbeit" die auferlegte Anfertigung von Hüten, Matten und Baststricken für die Gemeindekasse. Erweist sich aber ein weiblicher Delinquent widerspenstig, so kann der Richter denselben binden und in Einzelhaft halten lassen, bis er Gehorsam leistet.

Zu Abschnitt 12 des Gesetzbuches bemerkt Frau Professor David, daß vor der Einrichtung des englischen Protektorates ein Insulaner, der den Sonntagsgottesdienst versäumte, jedesmal 1 Mk. Strafe zu zahlen hatte. Die gleiche Strafe und zugleich Gefängnis war ihm sicher, wenn er am Sonntag sich wusch oder für sich kochte. Auch alle Fremden, die sich zeitweise auf Funafuti aufhielten, waren früher dieser Verordnung unterworfen, was bisweilen zu tragikomischen Scenen führte. So hatte einst ein Schiffskapitän einen chinesischen Matrosen, der an Bord nicht gut thun wollte, in Funafuti ausgesetzt. Diesem war die Sonntagsstille zu langweilig und um die Zeit zu vertreiben, fuhr er in einem Boote auf den Fischfang. Darob entstand ungeheure Aufregung im ganzen Dorfe; die Männer brachten den Chinesen mit Gewalt wieder an den Strand zurück und zwangen ihn, ihr strenges Sonntagsgesetz zu respektieren. Vergeblich verwünschte er diesen Eingriff in seine persönliche Freiheit und wies darauf hin, daß seine Religion ganz verschieden von der ihrigen sei. Frau Professor David sah in den drei Monaten, die sie unter jenem Inselvölkchen verweilte, nie einen Eingeborenen am Sonntage baden, kochen oder sonst eine Arbeit vornehmen; die gründliche Reinigung des Körpers und der Kleider, sowie die Zubereitung der Speisen wurden am Sonnabend abgemacht.

Gewöhnlich sind es nur unbedeutende Verfehlungen, die der Richter auf Funafuti zu rügen hat und das dortige Gefängnis, ein solider, fensterloser Bau mit Wänden von Steinplatten, führt seinen Namen Fale-pui-pui (das verschlossene Haus) mit Recht; denn es können Jahre darüber hingehen, ehe sich seine Pforten einmal aufthun.

Jenes Gesetzbuch, welches auch auf den übrigen Ellice-inseln in Giltigkeit ist, verdankt sein Entstehen dem englischen Regierungskommissar Swayne, der gleich beim Antritt seines Amtes alle Bestimmungen des Gewohnheitsrechtes auf jenen Gruppen sammelte, sichtete, ergänzte und schließlich in der jetzt vorhandenen Fassung kodifizierte, welche die volle Zustimmung der Eingeborenen gefunden hat.

Zum Andenken an Professor Friedrich Hermann Krüger.

Von D. G. Kurze.

Es ist ein schwerer Verlust, den die evangelische Kirche Frankreichs und zwar in erster Linie die Pariser evangelische Missionsgesellschaft, durch den am 21. Juli 1900 in Basel erfolgten Heimgang des Professor Friedrich Hermann Krüger erlitten hat. Ein reichbegabtes, im Feuer der Trübsal früh ausgereiftes Menschenleben hat nun seinen Abschluß auf Erden gefunden. Der hervorragende Einfluß, welchen Krüger auf eine gesunde Entwickelung des Missionslebens in unserem Nachbarlande ausgeübt hat, sowie seine missionswissenschaftliche Bedeutung überhaupt, dürften es hinreichend rechtfertigen, wenn Freundeshand es versucht, den Lesern dieser Zeitschrift, welcher der Heimgegangene ein geschätzter Mitarbeiter war, einen kurzen Überblick über seinen Lebensgang zu geben.

Im Elsaß stand seine Wiege und zwar in Straßburg, wo er als Sohn eines Goldschmiedes am 13. Februar 1851 das Licht der Welt erblickte. Es war dem begabten Knaben ein leichtes, in raschem Laufe die Klassen des protestantischen Gymnasiums seiner Vaterstadt zu absolvieren; bereits im August 1868 legte er sein Abiturientenexamen ab, um nun als 17jähriger Jüngling an der Straßburger Universität sich dem Studium der Theologie zu widmen. Die Gebete seiner frommen Mutter und der tiefgehende Einfluß seines Religionslehrers und Seelsorgers, des gewaltigen Erweckungspredigers Franz Härter, mochten ihn wohl gerade dem theologischen Studium zugeführt haben. Eine jähe Unterbrechung erlitt seine Straßburger Studienzeit 1870 durch den Ausbruch des Krieges. Die Hörsäle wurden geschlossen, und mit der Mehrzahl seiner Kommilitonen stellte sich der junge Krüger der französischen Heeresverwaltung als Felddiakon zur Verfügung. Freilich zeigte es sich bald, daß die zarte Körperkonstitution des jugendlichen Straßburger Studenten den Strapazen des Feldzuges und insonderheit der aufreibenden Pflege der Verwundeten in den Lazaretten nicht gewachsen war; er brach unter den Anstrengungen zusammen und wurde im Dezember 1870 in den bekannten Winterkurort Pau am Fuße der Pyrenäen geschickt, wo er seine angegriffene Brust wieder auskurieren sollte. Im Hause seines Bruders, der dort eine Pfarrstelle bekleidete, erholte sich Krüger allmählich unter sorgsamer Pflege soweit, daß er im Herbst 1871 seine theologischen Studien auf der Universität Montauban fortsetzen und im Juli 1873 durch das erste theologische Examen (Baccalaureat) abschließen konnte.

Um der theoretischen Vorbereitung aufs geistliche Amt nun auch die praktische folgen zu lassen, stellte sich Krüger seinem Bruder in Pau als Hilfsprediger zur Verfügung und vertrat ihn sogar einmal während eines Winterhalbjahres, als er im Interesse eines Kirchenbaues eine längere Kollektenreise unternehmen mußte. Da die Engländer das stärkste Kontingent zu den Kurgästen in Pau stellen, so lag es nahe, daß Krüger nach und nach in engere Beziehungen zu hervorragenden Gliedern der dortigen englischen evangelischen Gemeinde trat. Die dort angeknüpften Verbindungen wurden für Krüger der Anlaß zu einer längeren Studienreise nach England und Schottland. Der nächste Schauplatz seiner Thätigkeit wurde nun von 1875 ab seine

Elsässer Heimat, wo er auf lutherischen Kanzeln in und um Straßburg fleißig predigte und zeitweise in Schiltigheim den lutherischen Teil der Gemeinde pastorierte. Gleichzeitig setzte er an der Universität seine, besonders auf das alte Testament gerichteten theologischen Studien fort, in der stillen Hoffnung, sich später als Universitätslehrer zu habilitieren. In jene Zeit hinein fällt auch seine nähere Bekanntschaft mit dem Werke der Heidenmission, der er fortab das regste Interesse entgegenbrachte und der schließlich sein ganzes Leben gewidmet sein sollte.

Als im Jahre 1879 ein Jugendfreund und Schulkamerad Krügers, Alfred Bögner, als Direktor, zunächst noch neben dem Missionsveteranen Casalis, an die Spitze der Pariser noch evangelischen Missionsgesellschaft berufen wurde, und das Bedürfnis immer dringender wurde, in der Pariser Basutomission ein Seminar zur Heranbildung von eingeborenen Geistlichen ins Leben zu rufen, fiel die Wahl des Leiters einer solchen Anstalt auf Krüger, der inzwischen (November 1880) sein Licentiatenexamen in Montauban gemacht hatte und gern bereit war, seine Kraft und seine Gaben in den Dienst der Heidenmission zu stellen.

Da das Basutogebiet in jenen Jahren gerade von Kriegsunruhen heimgesucht wurde, konnte Krüger seine Wirksamkeit als Direktor des theologischen Seminars auf der Missionsstation Morija erst zu Anfang des Jahres 1882 beginnen. Bei seiner vorzüglichen Beanlagung gelang es ihm in ungewöhnlich kurzer Frist sich in Sprache und Volkstum der Basuto einzuarbeiten und auf die seiner Fürsorge anvertrauten Seminaristen einen tiefgehenden Einfluß auszuüben. Eine schwere Prüfung war es für Krüger und zugleich für die Basutomission, als sich bereits nach 2 Jahren herausstellte, daß die scharfe Bergluft der „südafrikanischen Schweiz" sein altes Lungenleiden wieder aufleben ließ. So sah er sich denn gezwungen, im Frühjahr 1884 wieder nach Frankreich zurückzukehren und zunächst der Kräftigung seiner Gesundheit zu leben.

Um sich während dieser Wartezeit, die er zum Teil unter dem milden Himmel Südspaniens verlebte, nach Kräften nützlich zu machen, unternahm er im Auftrage der Pariser Missionsgesellschaft eine Studienreise nach Algerien und Tunesien, um an Ort und Stelle das Terrain für eine etwaige Anlage von Missionsstationen zu sondieren. Einen neuen, ihm sehr sympathischen Wirkungskreis fand Krüger im August 1885 gelegentlich der Reorganisation des Pariser Missionsinstitutes als erster theologischer Lehrer an demselben; er hatte in dieser seiner Stellung die Missionszöglinge in den meisten theologischen Disziplinen zu unterweisen, besonders in Exegese und Kirchengeschichte.

Eine größere Unterbrechung erlitt diese seine Thätigkeit im Jahre 1896, als er zusammen mit seinem Freunde Pastor Lauga nach Madagaskar, das eben erst von den Franzosen erobert worden war, hinauseilte, um im Auftrage der evangelischen Missionsfreunde Frankreichs sich der so schwer bedrohten evangelischen Missionskirche Madagaskars anzunehmen. Willig und gern brachte er im Interesse des Evangeliums das Opfer, mitten in der schlimmsten Fieberzeit die Reise durch das ungesunde Küstenland Madagaskars nach der Hauptstadt Antananarivo zu unternehmen. Nur seine vertrautesten Freunde wissen, wie unsäglich er damals auf der Reise von Tamatave nach dem Hochlande von Imerina hat leiden müssen. Es war ein Wunder, wie rasch er sich dann wieder unter der sorgsamen Pflege englischer Missionsfreunde

in der Hauptstadt Madagaskars erholte, um mehrere Monate hindurch sich in Wort und That der eingeborenen evangelischen Christengemeinden Imerinas gegenüber ihren Bedrängern anzunehmen. Anfang Juli 1896 verließ Krüger Madagaskar, um auf der Rückreise der Basutomission noch einen Besuch abzustatten und im Oktober an seine Arbeit im Pariser Missionshaus wieder zurückzukehren.

Deutschen Missionsfreunden ist Professor Krüger im Mai 1897 durch seine Teilnahme an der „Bremer Kontinentalen Missionskonferenz" und im Juni 1898 auf der „Thüringer Missionskonferenz" in Roda näher getreten, an welch letzterem Orte er einen allen Zuhörern unvergeßlichen Vortrag über „Licht und Schatten in der Basutomission" hielt. Damals schon waren seine Erdentage gezählt. Ein tückisches Leiden (Gesichtskrebs) nagte bereits an ihm und verursachte ihm periodisch furchtbare Schmerzen. Trotzdem setzte er mit übermenschlicher Kraft seine Arbeit als Lehrer am Missionsseminar und seine sonstige Thätigkeit im Interesse der Mission auf litterarischem Gebiete fort. Von den tiefgrabenden Missionsstudien Krügers legen die seiner fleißigen Feder entstammenden „Chroniques des Missions" im Pariser „Journal des Missions Évangeliques" ein beredtes Zeugnis ab. Auch seine im Jahre 1891 erschienene große Missionswandkarte von Afrika, sowie seine Spezialkarte von Imarina sind Musterleistungen auf missionskartographischem Gebiete. In welch geistvoller Weise er den Missionszöglingen im Pariser Seminar die heilige Schrift auslegte, bekundet sein Kommentar über die ersten 8 Kapitel des Römerbriefes, den er noch von seinem Schmerzenslager aus herausgab. Im Frühjahr 1899 brach endlich seine Kraft völlig zusammen. In Basel, im Hause seiner Schwiegereltern, wo er mit christlicher Ergebenheit seine Leiden trug, ist er am 21. Juli d. J. vom Glauben zum Schauen eingegangen. Der Herr lasse sein Andenken unter denen, die für das Kommen seines Reiches beten und arbeiten, gesegnet sein.

Bedenken gegen typische Missionserzählungen.

Von W. Wendebourg.

Eine gut erzählende Missionsschrift für unser Volk muß *anschaulich* und *wahr* sein. Das betont in unserer Zeit besonders D. *Grundemann*. Durch *anschauliche Beschreibung* und *Erzählung* will er die Gemeinde hinausführen auf das Missionsgebiet; dabei aber verwirft er mit Recht unwahre und halbwahre Missions-Anekdoten und fordert die Einwurzelung einer elementaren *Missionserkenntnis* in unserem Volke.[1]) Bei der ungeheuren Ausdehnung der modernen Mission glaubt er dies jedoch nur durch eine Auswahl *typischer Beispiele* erreichen zu können,[2]) ein Weg, der vor ihm noch von niemand empfohlen

[1]) Vergl. z. B. Missionsstudien und -Kritiken II, 2. Abschnitt; Missionsstunden, Vorrede zur 3. Auflage; Jahrbuch der nordostdeutschen Missionskonferenzen 1900, S. 8. 12; Jahrbüchlein der Missionskonferenz der Prov. Brandenburg 1896 und 1897.

[2]) Missionsstudien und -Kritiken II, 78.

worden[1]) ist. Zwar hat D. Grundemann seinen geplanten eingehenderen Aufsatz über „Wahrheit und Wirklichkeit in der Mission“ noch nicht geschrieben, aber von seiner Hand liegen mehrfache theoretische Erörterungen und vor allem praktische Versuche nach dieser Richtung hin vor, so daß die Missionsschriftsteller und alle nachdenkenden Leser solcher typischen Darstellungen genötigt werden, sich mit dieser Frage zu beschäftigen.

D. Grundemann unterscheidet typische Berichte und typische Erzählungen[2]). Beide gehen von demselben Grundgedanken aus, nämlich „daß nicht ein vereinzeltes Stückchen Wirklichkeit, sondern die Zusammenfassung zahlreicher Einzelerscheinungen zu einem typischen Bilde eine anschauliche Bekanntschaft vermittelt und dem Leser oder Hörer eine Darstellung der Wahrheit giebt.“ Beide unterscheiden sich aber bedeutend: die typischen Berichte sind „Vorführungen der wichtigsten Züge von Land und Leuten sowie der besonderen Arbeiten und Erfolge der Mission auf einem Gebiete, welche die Hörer mit demselben möglichst so bekannt machen sollen, daß sie bei späteren Berichten, wo alle diese Züge nicht jedesmal aufs neue erwähnt werden können, sie selber hinzufügen und also immer ein anschauliches Bild gewinnen“. Als weiterer Grund für typische Beispiele kommt hinzu, daß nicht die Vorführung jedes beliebigen Bruchstücks geeignet ist, um die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserm Volke zu erreichen, sondern „nur die eines solchen, das als Repräsentant des Ganzen gelten darf“.[3]) Dies letztere gilt, wenn wir D. Grundemann recht verstanden haben, auch für die typischen Missionserzählungen, fingierte Missionsgeschichten im Sinne christlicher Volksschriften, wie sie in der Sammlung „Dornen und Ähren vom Missionsfelde“ gegeben sind. Ihr Verfasser würde sehr unzufrieden sein, wollten wir dieselben als unwahr bezeichnen. Ihm sind sie im höheren Sinne wahr, mehr wahr, als beliebige Erzählungen wirklicher Thatsachen. Er unterscheidet „Wahrheit und Wirklichkeit“. Ihm erscheinen die meisten Berichte der Missionare, so wie sie sind, nicht sehr geeignet, unsern Gemeinden eine anschauliche Bekanntschaft mit der Sache zu vermitteln; man müsse zu richtigem Verständnis mancherlei ergänzen. Auch beschreibe der Missionar wohl ein einzelnes Ereignis, in dem sich das Leben auf der Station vielleicht nur in einem vorübergehenden Lichte spiegelt. „Es ist wie mit der Photographie, — dem Begriffe nach

[1]) Das kann nur mit der Einschränkung auf fingierte typische Erzählungen gesagt werden, wie sie Grundemann versteht. Im pädagogischen Sprachgebrauche versteht man unter „typischen“ Geschichten wirkliche Geschehnisse, die ein solches Gepräge tragen, welches sie zur beispielsweisen Veranschaulichung eines allgemeinen Geschichtscharakters qualifiziert. Und solchen typischen Beispielen ist schon immer auch in der Missionserzählung das Wort geredet worden. Kein Geschichtslehrer wird aber für typische Biographieen oder Erzählungen, die fingiert sind, eintreten, mögen sie auch noch so war sein. Er wird unter den wirklichen Gestalten nach solchen suchen, in denen der Charakter einer bestimmten Geschichtsepoche zum prägnantesten Ausdruck kommt, sich gleichsaw personifiziert — das sind seine Typen. D. H.

[2]) A. M.-Z. 1900, 392 ff.

[3]) Missionsstudien und -Kritiken II, 78.

— der treuesten Repräsentantin der sichtbaren Wirklichkeit. Weil sie nur einen Moment darstellt, giebt sie oft nichts weniger als die Wahrheit." Um ein zutreffendes Bild zu bekommen, muß man möglichst viele Momente zusammenfassen. „Wollen wir von der Heidenpredigt oder irgend einem Stück der Mission unserer Gemeinde solch ein treffendes, typisches Bild geben, so dürfen wir uns nicht begnügen mit einer einmaligen, zufälligen Darstellung, sondern müssen möglichst viele, die denselben Gegenstand betreffen, zusammenzufassen suchen . . . Nicht die einzelne vorübergehende Wirklichkeit, sondern die aus möglichst vielseitiger Beobachtung gewonnene typische Wahrheit darzustellen, sollte als Aufgabe des Missionsberichts erkannt werden." Um der Anschaulichkeit willen soll dabei der Phantasie ein ziemlicher Spielraum bleiben, wobei natürlich Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit die Phantasie im Zaum zu halten hat. Dann können wir auf die Frage: „Ist die Geschichte auch wahr?" getrost antworten: „Ja, sie ist ganz wahr." [1])

Gilt das Gesagte zunächst vom typischen Missionsberichte, so ist es doch, wie D. Grundemanns praktische Anwendung beweist und wie auch die Frage: Ist die Geschichte wahr? zeigt, ebenso für Missionsgeschichten gemeint. Auch hier werden die Einzelerscheinungen zu einem typischen Bilde, zur Darstellung typischer Wahrheit zusammengefaßt.

Die Anwendung dieses Grundsatzes auf Missionserzählungen kann verschieden sein. Nur sporadisch wird er angewandt, wenn in ein gegebenes Bild der Wirklichkeit Züge, die hier fehlen, von einem anderen Bilde entlehnt werden, wenn z. B. für den Hanumântempel in Guledgudd, über den nähere Angaben nicht vorlagen, ein anderer indischer Tempel substituiert wird.[2]) In dieser Weise ist D. Grundemann in seinen Missionsstunden öfters von der Wirklichkeit abgewichen. Man wird schon hier ein leises Bedenken erheben. Züge, die im allgemeinen als typisch gelten dürfen, werden der Beschreibung einer bestimmten, wirklich vorhandenen Station eingefügt, die dieselben in Wirklichkeit nicht aufweist. Oder eine geschichtlich vorhandene Person mit Fleisch und Blut wird verzeichnet, wie in der ersten Auflage der Missionsstunden Frau Missionar Hahn als blaß und angegriffen (Typus der Missionarsfrauen in Indien!) geschildert wird, während sie in der dritten Auflage — nachdem der Verfasser das Unzutreffende jener Zeichnung erfahren hatte — sich sehr wohl zu befinden scheint.

Weit bedenklicher aber will uns die konsequentere Weise der Durchführung des Typus scheinen, wenn nämlich die ganze Erzählung, selbst die darin vorkommenden, mit Namen genannten Personen, ja die Stationen, wo sie wirken, fingiert sind. Das bezeichnendste Beispiel in dieser Beziehung ist das dritte Heft von „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission": „Leben und Wirken des Missionars in Südafrika" (1896). Da dies Heft warm empfohlen und weit verbreitet ist — es existiert auch eine Übersetzung ins Dänische —, und da sein Inhalt am deutlichsten die Art des Typus zeigt, so werden wir unsere Bedenken an diesem Beispiel am besten klar machen können. Es thut dabei nichts zur Sache, ob man es unter die typischen Missionsberichte oder die volkstümlichen Missions-

[1]) a. a. O 123 f.

[2]) Missionsstunden, Vorwort zur 1. Auflage.

erzählungen klassifiziert. Es erscheint im Gewande einer Missionsgeschichte (Leben eines Missionars). In derselben ist alles Erzählte unwirklich, wenn auch nichts erzählt ist, was nicht auf dem Missionsgebiete Nord-Transvaals häufiger vorkommt, was ja bei einem Missionskenner wie Grundemann kaum hervorgehoben zu werden braucht. Fingiert sind die Missionare Ulrich und Günther, fingiert die Stationen Hoffenberg und Ga-Moruane. Auf diese fingierten Personen und Stationen werden alle in der Erzählung vorkommenden, von wirklichen Stationen entlehnten Ereignisse und Schilderungen übertragen.

Wir fragen zunächst: Woher nimmt der Verfasser das Recht zu solcher Fiktion? Er nimmt es als Volksschriftsteller in Anspruch, indem er sich auf den Vorgang der christlichen Volkserzähler, wie Glaubrecht, Jerem. Gotthelf, Fries und Frommel beruft, denen unser Volk reichen Segen verdankt.[1]) Es ist nur zu billigen, wenn der Missionsschriftsteller von diesen Männern zu lernen sich bemüht, wie er anschaulich und ansprechend Missionsgeschichten erzählt. Tritt er aber auch darin in ihre Fußstapfen, daß er „den aus der Wirklichkeit gesammelten Stoff mit einer von möglichster Sachkenntnis regulierten Phantasie zu Geschichte verarbeitet", so fordert das die Kritik heraus. Mit der Berufung auf die genannten Volksschriftsteller wird er sich nicht decken können. Wir können uns damit befreunden, daß die Geschichten, die sie um irgend einer Tendenz oder um der bloßen Unterhaltung willen erdichtet haben, nicht wirklich geschehen sind. Wir haben sie immer als fingierte Geschichten hingenommen, und sie haben uns in nichts getäuscht. Etwas anderes aber ist es, wenn ein Volksschriftsteller in die Kirchen- oder Missionsgeschichte eine Person einführen wollte, die entscheidend oder auch nur fördernd auf den Fortschritt des Reiches Gottes eingewirkt haben soll und die doch nie existiert hat. Da wünschen wir keine Fiktion. Wir können schon nicht einverstanden sein, wenn der Erzähler geschichtlichen Personen geschichtlich nicht Beglaubigtes unterlegt, also die Täuschung erweckt, als habe der Betreffende so und so gehandelt und geredet. Wenn z. B. Pollack in seinem Melanchthon-Büchlein oder Armin Stein (in einer zur Zeit der Melanchthonfeier veröffentlichten Skizze über die Heirat des Reformators) allerlei erfundene Gespräche anbringen, so verwerfen wir das entschieden. Denn solche Gespräche, die uns die Personen näher bringen und anschaulicher machen sollen, tragen leicht dazu bei, unsre Vorstellungen von ihnen zu verwirren. Gedanken und Stil, vorhandenen Mustern mühsam angepaßt, sind des Verfassers, nicht seines Helden Eigentum; oder wenn er sie den Schriften des letzteren entnommen hat, so hat er sie an einem unpassenden Orte eingeflickt. Sie bringen in die Geschichtsschreibung oder doch in die Geschichtskenntnis des Laien die Legende hinein und dienen — nach jesuitischen Vorbildern — zu ihrem Verfall.

Solches thut ja nun D. Grundemann nicht. Nicht legt er einem wirklich existierenden (oder einst existiert habenden) Missionar entlehnte Charakterzüge oder frei erfundene Gespräche unter, sondern er erfindet den ganzen Missionar. Dies nun freilich nicht so, daß er irgend ein Phantasiegemälde schafft, sondern so, daß er die von ihm sorgfältig erforschten wichtigsten charakteristischen Züge und Erlebnisse der Missionare in Nordtransvaal zusammenfaßt und so zu sagen einem Durchschnitts-

[1]) A. M.-Z. 1900, S. 393.

missionar unterlegt. Dadurch tritt aber für den harmlosen, nichts ahnenden Leser in die Geschichte des Reichs Gottes eine Persönlichkeit hinein, die durchaus ungeschichtlich ist. Er erwartet geschichtliche Wirklichkeit zu sehen, wenn er eine Missionsschrift in die Hand nimmt und liest. Ist er ein warmer Missionsfreund — und wir werden darauf rechnen müssen, daß solche zuerst nach unsern Missionsschriften greifen —, so werden ihn auch die Namen interessieren. Weiter gefördert wird er, wenn ihn Bruder Günthers Bild ergriffen hat, für ihn beten. Auch ist es nicht undenkbar, daß er, einmal interessiert, bei seinem Pastor sich gelegentlich erkundigt, wie es jetzt mit dem Wachstum in Ga-Maruane steht, das nach dem Büchlein (S. 61), wie „man aus dem letzten Jahresbericht der M.-G. (also dem von 1895) ersieht", fast 700 Seelen und über 200 Schulkinder zählt, während 40 bis 50 Erwachsene im Taufunterricht stehen. Vielleicht fällt ihm auch der Jahresbericht von Berlin I in die Hände. (Daß diese Gesellschaft gemeint ist, kann er aus der Einleitung entnehmen.) Er sucht in der Statistik Ga-Maruane. Der Name fehlt. „Herr Pastor, warum hat man denn Ga-Maruane nicht angeführt?" Ich möchte der Pastor nicht sein, der dem schlichten Manne begreiflich zu machen hat, es handle sich nur um eine fingierte Durchschnittsstation; die Fiktion sei aus den und den Gründen gewählt. Enttäuscht wird er weggehen, und für diese Enttäuschung entschädigt ihn nicht das Bewußtsein, daß ihm in dem Büchlein eine höhere Wahrheit, als die einzelne Wirklichkeit zeigt, geboten worden ist. Sein Vertrauen in die Wahrheit der Missionsberichte wird erschüttert sein. Der Mann, dessen Werk er durch Gebet und Gaben unterstützt zu haben meint, existiert gar nicht! Es ist Täuschung gewesen, was er für wirklich genommen hat. Missionsgegner werden die Sache nicht zum Vorteil der Mission ausbeuten.

Aber vielleicht kann man dieser Gefahr dadurch vorbeugen, daß man in einer typischen Darstellung die Namen der Durchschnittsstation und des Missionars sowie die statistischen Angaben wegläßt. Doch fehlt dann das feste Knochengerüst. Wer eine Beschreibung des Lebens eines Missionars liest, will, wenn auch noch so knapp, Antwort auf die Fragen haben: Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Sonst erscheint ihm das beste Bild verschwommen. Der Volksschriftsteller bleibt daher dabei, Auskunft auf „wer? wo? wann?" zu geben. Er hält aber zugleich am Typus fest, und um möglichst alle Vorwürfe, er lasse fingierte Geschichten unter dem Schein des wirklich Geschehenen ausgehen, abzuschneiden, giebt er seiner Erzählung eine Marke mit. So hat D. Grundemann als Vorsitzender der Brandenb. Missionskonferenz den neugedruckten Nummern der „Dornen und Ähren" die Erklärung vordrucken lassen:

„Die „Dornen und Ähren" sind nicht direkte Missionsberichte, sondern Bearbeitungen eines umfangreichen Materials, meist aus Briefen und Berichten verschiedener Missionare, aus denen wir die treffendsten Züge zu einheitlichen Bildern zu verschmelzen suchen. Die Hefte sollen nicht Missionstraktate sein, sondern christliche Volksschriften, deren Stoff aus der Mission genommen ist, um die Bekanntschaft derselben in den weitesten Kreisen zu fördern. Die bekannten Volksschriften eines Glaubrecht, Jeremias Gotthelf, v. Horn u. a. dienen den Verfassern zum Vorbilde. Hiernach bitten wir die Form der Darstellung beurteilen zu wollen."

Ebenso trägt das erste Heft der „Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder“ (Südafrika) die Vorbemerkung:

„Diese Geschichten sind nicht direkt aus den Berichten einer besonderen Missionsgesellschaft entnommen, sondern es sind hier Thatsachen, wie sie häufig in den Berichten der verschiedenen, auf den betreffenden Gebieten thätigen evangelischen Missionen vorkommen, zu typischen Bildern verarbeitet.“

Derartige Erklärungen, die dem Volke schwerlich völlig verständlich sein werden, und die anscheinend nur den Beurteilern dienen sollen, bessern die Sache wenig. Das Volk übergeht die ihm unverständliche Vorbemerkung und nimmt die Geschichten als wirklich hin. Versteht es aber den Sinn jener, so wird es sich von diesen „Volksschriften“ weit eher abwenden, als von den alten „Missionstraktaten.“

Die eben bemerkte Unterscheidung zwischen Volksschriften, die ihre Stoffe aus der Mission nehmen, und Missionstraktaten soll die Position D. Grundemanns nach seiner Ansicht stärken. Er rechnet zu letzteren die traditionelle Form der volkstümlichen Missionsgeschichten, die für die Bedürfnisse der gläubigen Missionsgemeinde berechnet seien, und die von unserem Volke überwiegend abgelehnt würden. Er zieht deshalb die Form christlicher Volksschriften vor. Uns will diese Unterscheidung nicht so bedeutungsvoll erscheinen. Traktate sind kleine religiöse Volksschriften, zu denen Löwe schon 1852 auch Erzählungen und Gespräche aus der Kirchen- und Missionsgeschichte rechnet.[1]) Man kann also unter diesen Begriff auch Grundemanns kleine Missionsvolksschriften (z. B. Dornen und Ähren) subsumieren. Sie werden in denselben Kreisen Aufnahme oder Ablehnung finden wie die herkömmlichen Missionstraktate. Daß diese noch immer ihr weites Absatzgebiet haben, beweisen die wiederholten Auflagen der Traktate mancher Missionsgesellschaften (Leipzig, Basel u. a.). Wo auf Missionsfesten, auch in nicht sonderlich missionsfreundlichen Gegenden, wie im Hildesheimschen, Missionserzählungen zu billigen Preisen angeboten werden, werden sie auch gekauft, oftmals ausverkauft. Es kommt dabei viel auf die Rührigkeit und „Angriffigkeit“ der Missionsfestleiter an. Mit der Verbreitung der Volksschriften, die die Mission betreffen, wird es nicht anders sein. Doch sind wir durchaus einverstanden, daß unsere Missionstraktate noch volkstümlicher als bisher gehalten werden, und verwerfen nur die Fiktion. Wir sagen mit Dr. Schnell: „Es giebt keine andere Geschichte, als wahre . . . Denn nur das ist Geschichte, was geschehen ist, und wer es anders gemacht haben will, für den sind wir (der Baseler Traktatverein) nicht da. Gott hat dem einfachen Menschen diesen Sinn so eingegeben, daß das aufrichtig geschaffene Kind bei jeder Geschichte, die ihm wohlgefällt, allererst wissen will: Ist sie auch wahr? gerade so, wie der gesunde Knabe in sich eingeboren hat den Sinn für: das ist recht. Diesen Gott geheiligten Sinn möchten wir pflegen, und keine noch so geistreiche Einwendung bringt uns davon ab“.[2]) Freilich wird D. Grundemann die hierzu gemachte einschränkende Bemerkung des P. Schäfer für sich geltend machen, die mit ganz ähnlichen Gründen wie er typische Traktate von der Art des Traktats: „Das erste Soldatenjahr“ verteidigt. Demgegenüber verweisen wir auf

[1]) Herzogs R.-E.² XV, 791. 800.

[2]) a. a. O. 799.

die oben dargelegten Gegengründe, die uns die Annahme des Typus für die Missionserzählung verbieten.

Es bleibt uns noch übrig, auf den oben angeführten Vergleich der Darstellung eines der Wirklichkeit entnommenen Einzelbildes mit einer Photographie einzugehen. D. Grundemann meint, wenn man die reine Wirklichkeit darstelle, so komme man zu einem unwahren Bilde, wie die Photographie es häufig bietet.[1]) Unsere Aufgabe müsse daher sein, die aus möglichst vielseitiger Beobachtung gewonnene typische Wahrheit darzustellen. Das würde also dem Thun des Künstlers im Gegensatz zu dem des Photographen gleichen. Aber auch der Künstler faßt nicht möglichst viele Momente zusammen, um ein treffendes Bild zu liefern, sondern er individualisiert im höchsten Maße, er verklärt eine Einzelerscheinung. Er giebt nicht den Typus eines Berges, eines Baumes, eines Bauern wieder, sondern ein bestimmtes Individuum mit seinen Besonderheiten. Ebenso verfahren die besten Volksschriftsteller. Sie stellen einen besonderen Charakter und besondere Erlebnisse dar, nicht aber fassen sie möglichst viele charakteristische Momente eines Genre zusammen. D. Grundemann aber zeichnet in das Bild seines Bruders Günther nicht nur die sich im Leben des Transvaal-Missionars stets findenden allgemeinen Züge hinein, sondern auch vielerlei besonderes, was dieser und jener Missionar erlebt hat, z. B. Tod des Kindes, Krankheit der Gattin, Löwenbegegnung, Krankheit des Missionars, Tod der Gattin. So ist dies Lebensbild weit weniger ein Typus, als wenn das Leben eines wirklichen Missionars gezeichnet wäre. Vor allem ist Bruder Günther, mögen ihm auch individuelle Züge zugeschrieben werden, keine charakteristische Persönlichkeit. Es giebt in jedem Menschenleben — besonders wenn es sich über den Durchschnitt erhebt — unnachahmliche Einzelzüge, nicht zu erfindende Aussprüche, unbegreifliche Handlungen, Widersprüche und anderes Individuelle, was dem Lebensbilde seinen besonderen Reiz verleiht. Darum sind alle gutgezeichneten Biographieen den besten Romanfiguren vorzuziehen. Und selbst wenn man die erfundenen Helden des Romanes und des Dramas über die schlichte Größe des geschichtlichen Helden setzen will, so hat doch der Missionsschriftsteller eine ganz andere Aufgabe: jene Dichter wirken besonders durch Handlung, die mit dem Charakter harmonisch verknüpft ist; sein Hauptthema ist das Eindringen des Lichts in die heidnische Finsternis, da ist Mühe und Arbeit und Kampf, aber keine dramatischen Konflikte. Man mag einen erfundenen Missionar im Drama, im Roman, in Volksschriften vorkommen lassen, wie es auch mit Pastoren geschieht. Aber eine Missionsschrift nenne man ein solches Werk nicht. Der Missionsschriftsteller ist auf die Wirklichkeit angewiesen, um eine elementare Missionskenntnis in unser Volk zu pflanzen.

Werden ihn dann aber nicht D. Grundemanns Vorwürfe treffen, daß er nur ein beliebiges Bruchstück vorführt, welches nicht als Repräsentant des Ganzen gelten darf, daß er die einzelne vorübergehende Wirklichkeit, nicht die Wahrheit, nicht das innerste Wesen darstellt? Wir fürchten das nicht. Der Volksschriftsteller zeichne wahr und treu ein Einzelbild, und wir werden im einzelnen die ganze Gattung erkennen, besonders wenn wir ihrer mehrere sehen. Ermüdende Wiederholungen kann der Erzähler leicht vermeiden, indem er schon Bekanntes übergeht oder nur kurz andeutet und auf früheres zurückweist. Das gut gewählte und treu ausgeführte

[1]) Missionsstudien und -Kritiken II, 123.

Einzelbild der Wirklichkeit ist in der Regel auch Typus. So bietet Posselts Leben genug des Typischen, und wo es — eben weil es ein wirkliches Menschenleben mit einem besonderen Gepräge ist — Individuelles, Singuläres zeigt, da wird der Hörer oder Leser das erzählte Besondere sicherlich nicht verallgemeinern, namentlich wenn durch eine leicht hingeworfene Bemerkung auf den Ausnahmefall aufmerksam gemacht und bemerkt wird, daß andere Missionare oder Stationen diesen Zug nicht zeigen. Posselt, eine kernige Natur wie der Hermannsburger Behrens, scheut bei Kaffern, selbst Kaffernweibern, vor Erteilung einer Tracht Schläge nicht zurück. Eine kurze Bemerkung des Erzählers, daß die meisten Missionare dies nicht nachahmenswert finden, wird den Leser oder Hörer davor bewahren, solche Einzelerscheinung zu verallgemeinern. Und wenn dieser oder jener Zug, den wir bei Bruder Günther und seiner Station finden, fehlen sollte, so ist das sicherlich kein Schaden. Die Leser sollen und wollen ja nicht alles, was auf einem Missionsgebiete charakteristisch ist, erfahren; es ist ihnen genug, wenn sie den unter die Heiden gesandten Glaubensboten als einen lebendigen oder selig vollendeten Zeugen des Herrn, die von ihm gegründete oder übernommene Station als eine Lichtquelle in der Finsternis des Heidentums kennen lernen. Die Missionserzählung soll sie so mit dem betreffenden Missionsgebiete bekannt machen, daß sie das große Missionswerk immer mehr lieben und für Gottes Reich beten und geben lernen. Und dazu wird sie auch denen, die noch nicht Missionsfreunde, die aber aus der Wahrheit sind, unter Gottes Segen dienen.

Es fehlt an Raum, um an anderen typischen Missionserzählungen D. Grundemanns unsere Bedenken weiter auszuführen. Der Leser prüfe selbst. Es war mir darum zu thun, die von vielen geteilten Bedenken gegen diesen Weg auszusprechen, da ich fürchte, daß, wenn andere Missionsschriftsteller in diesem Stücke in die Fußstapfen des verdienten Missionsmannes treten sollten, dies der Mission zu großem Schaden gereichen würde.

Unsere Losung bleibe: **Was wirklich geschehen** ist im Reiche Gottes, ist gerade gut genug, erzählt zu werden, und der treue, sorgfältige, anschauliche Bericht davon trägt seinen Segenskeim in sich. Missionare, die Fleisch und Blut haben oder gehabt haben, Missionsstationen, die wirklich wachsen und gedeihen, Heidenchristen, die in dem schweren Kampfe durch Finsternis zum Licht wirklich stehen oder gestanden haben: das sind die besten Repräsentanten, die uns der Missionsschriftsteller vorführen kann.

Litteratur-Bericht.

1. **Hans Wagner:** „Koloniale Zeitschrift". Leipzig und Wien. Bibliogr. Institut. Monatlich 2 illustrierte Nummern von 12—16 Seiten. Quart. 2,50 Mk. pro Vierteljahr. Diese neue „Koloniale Zeitschrift" erscheint seit Anfang dieses Jahres und hat sich in der deutschen Kolonialliteratur bereits eine beachtete Stellung erobert. Ihr Hauptzweck ist: die „geschäftliche" bezw. die wirtschaftliche Seite der Kolonialfrage zu behandeln und zwar vom kolonialfreundlichen, aber un-

abhängigen Standpunkte aus; sie will sachliche Kritik üben, aber sich nicht in der Negative halten, sondern „positive Pläne für solide Neubauten beibringen“. Durch zuverlässige Berichterstatter will sie dafür sorgen, daß die Leser auch über die koloniale Arbeit anderer Völker allseitig unterrichtet werden und auch Beiträge zur Länder- und Völkerkunde liefern. In den mir vorliegenden 18 Nummern ist Anerkennenswertes zur Verwirklichung dieses Programms geleistet worden, so daß man zu der Erwartung berechtigt ist, in der neuen Zeitschrift ein kolonialwissenschaftliches Repertorium von sachlichem Werte erhalten zu haben, welches förderlich in die koloniale Bewegung eingreift. Hoffentlich auch in der Weise, daß sie über dem Vorteile der Geschäftsinteressenten das Wohl der Eingeborenen nicht vergißt, von dessen Förderung doch wesentlich das Gedeihen der Kolonieen abhängt. Ich bin in die „geschäftliche“ Seite des Kolonialbetriebes nicht eingeweiht genug, um mir ein Urteil darüber zuzutrauen, ob die Kritik, welche die neue Zeitschrift in dieser Richtung fortgehend übt, überall eine zutreffende und gerechte ist; freimütig ist sie, zur Klärung dient sie auch, aber durch ihre Herbigkeit und persönliche Färbung wirkt sie verstimmend, um nicht zu sagen verbitternd. Ein suaviter in modo wäre vielleicht erfolgreicher. Daß die Redaktion sich möglichster Unparteilichkeit befleißigt, dafür hat sie in einer anderen Richtung, die uns speziell interessiert, zwei Beispiele gegeben. In der Anzeige der Kurzeschen Schrift über Samoa (S. 40) hatte der Rezensent dem Verfasser Tendenz, die Aufstellung unwahrer Behauptungen, Verdrehung von Thatsachen, Parteinahme für England ꝛc. vorgeworfen. Auf die Reklamation Kurzes hin sind diese ungerechten Beschuldigungen erst limitiert, dann durch eine runde „Ehrenerklärung“ (S. 95 und S. 196) bündig zurückgenommen worden. Und S. 236 f. brachte die Zeitschrift einen Artikel von Stadens: „Die Mission in China“, der sich mitsamt der Anmerkung des Herausgebers im Unterschiede von der ebenso verständnislosen wie gehässigen Art, in der sich die liberale Zeitungspresse in Beschuldungen wider die chinesische Mission erging, nicht nur durch seine besonnene und verständnisvolle Haltung auszeichnete, sondern sogar die Aufforderung enthielt: alle Gebildeten sollten sich doch um die Mission mehr als bisher bekümmern und die deutsche Presse eine besondere Rubrik für sie einrichten. In der missionsfeindlichen Hypnose, in der sich damals die deutsche Zeitungspresse befand, hatte diese unparteiische Stimme einen besonderen Wert.

2. **Bertrand:** „En Afrique avec le missionaire Coillard.“ A travers l'État libre d'Orange, le Pays des ba Souto, Boulouwayo etc. Genf. 1900. 10. Auflage. 4 Frcs. Mit einer Karte und vielen Illustrationen. Der französische Verfasser, ein afrikanischer Reisender und Geograph von Ruf, erzählt uns in dem ersten Teile dieses elegant und interessant geschriebenen Buches seine Reise nach Afrika durch den Oranje-Freistaat und das englische Bassutoland bis nach Buluwayo in Gemeinschaft mit dem bekannten Pariser Missionsveteranen Coillard, dem heldenmütigen Begründer der evangelischen Sambesimission. Von da an reist Bertrand allein durch Rhodesien und über Beira zurück. Von besonderem Interesse ist die gemeinsame Tour mit dem im hohen Alter auf sein Sambesiarbeitsfeld zurückkehrenden und bei dieser Gelegenheit sein erstes Arbeitsgebiet unter den Bassuto besuchenden Coillard. Es ist erquicklich, das schöne Bild dieses großen und ehrwürdigen Missionspioniers wie das der gesegneten Arbeit der französischen

Protestanten unter den südlichen Bassuto von einem so missionsverständigen und liebenswürdigen Geographen wie Bertrand gezeichnet zu bekommen. Möge das in der Schweiz und in Frankreich sehr verbreitete Buch auch in Deutschland unter den des Französischen Kundigen viele Leser finden. Die Lektüre ist leicht.

Warneck.

3. **Bauer:** „Die Anfänge der Brüderkirche in England." Ein Kapitel vom geistigen Austausch Deutschlands und Englands. Inaugural-Dissertation der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig zur Erlangung der Doktorwürde vorgelegt. Leipzig. Jansa. 1900. 152 S. Der Verfasser hat in der vorliegenden Dissertation auf Grund umfassender Studien, worüber er in § 2 eingehend Rechenschaft ablegt, die Geschichte der Brüderkirche in England dargestellt, bis zu ihrer Anerkennung als „Protestant episcopal church known by the name of Unitas Fratrum or United Brethren" durch Parlamentsbeschluß vom 12. Mai 1749. Er beginnt mit einer Darlegung der Beziehungen, die bereits zwischen der alten böhmischen Brüderkirche und England stattgefunden haben, und deren Vermittler hauptsächlich Comenius gewesen ist. Diese Beziehungen stehen nun freilich mit der im 18. Jahrhundert erfolgten Gründung der erneuerten Brüderkirche in England in fast keinem nachweisbaren Zusammenhang. Teils bestehen sie in persönlichem Verkehr des Comenius mit einzelnen Engländern auf Grund der gemeinsamen pädagogischen, pansophischen und irenischen Interessen, teils in Kollekten, die auf des Comenius Betrieb in England, wie übrigens gleichzeitig in Holland und der Schweiz (und zwar bereits von 1633 an) für die notleidenden böhmischen Exulanten gesammelt wurden, teils endlich in Versuchen des Comenius, nach dem westfälischen Frieden ein politisches Eingreifen Cromwells zu Gunsten der Exulanten herbeizuführen. Deshalb hätten diese Beziehungen der alten Brüderkirche zu England in diesem Zusammenhang wohl eine kürzere, mehr summarische Behandlung vertragen. — Die folgende, dem Thema näher führende, interessante Schilderung der kirchlichen Verhältnisse in England im Anfang des 18. Jahrhunderts (S. 34—60) gipfelt in einer näheren Bestimmung der Eigenart John Wesleys und der Methodisten, der am Anfang des 3. Abschnitts, in welchem der Verfasser das eigentliche Thema des Buches: Die Anfänge der erneuerten Brüderkirche in England (S. 61—116) behandelt, die Eigenart Zinzendorfs und der Herrnhuter Gemeine entgegengestellt wird. Wir lernen in John Wesley und Zinzendorf zwei Männer kennen, die bei gleichem Eifer für den Bau des Reiches Gottes durch ihre verschiedene Art, Begabung und Charakter wohl geeignet erscheinen, einander zu ergänzen, wenn nicht diese Verschiedenheit bei beiden so stark ausgeprägt gewesen wäre, daß sie ein gemeinsames Arbeiten beider unmöglich gemacht hätte. So endete die anfängliche begeisterte Zuneigung John Wesleys zu den Herrnhuter Brüdern, wobei ersterer im wesentlichen der empfangende Teil war, mit einem völligen Bruch zwischen beiden. Dadurch aber, daß ein Teil der Anhänger Wesleys und Whitefields diesen Bruch nicht mitmachte, sondern in dem, was die Brüder ihnen brachten, eine Bereicherung und Vervollkommnung ihres bisherigen religiösen Besitzes erkannten, konnte eine englische Brüderkirche entstehen, die nicht als ein importiertes Erzeugnis des Auslandes erscheint, sondern als eine eigenartige, unter der Beeinflussung der Brüder auf dem Boden der damaligen kirchlichen Verhältnisse Englands erwachsene

kirchliche Erscheinung. Endlich erhielt dieselbe durch die obenerwähnte Parlamentsakte 1749 auch eine feste Rechtsbasis in England und den englischen Kolonieen. — Es ist höchst dankenswert, daß der Verfasser das ja schon meist gedruckt vorliegende, aber recht verstreute Material sorgfältig gesammelt, gesichtet und zu einem einheitlichen, klaren, anschaulichen und durchaus zuverlässigen Bilde verarbeitet hat. Wir können die Betrachtung dieses Bildes auch allen Freunden der Missionsgeschichte nur empfehlen, zeigt es uns doch in fesselnder Weise zwei Religionsgemeinschaften, die Wesleyaner und die Brüdergemeine, die beide in der Missionsarbeit eine hervorragende Stelle einnehmen, in der geschichtlichen Herausbildung und Befestigung ihrer beiderseitigen Eigenart, die natürlich auch in der Missionsarbeit beider wieder zu Tage tritt.

Joseph Th. Müller.

Nachträgliche Bemerkung zu dem Artikel: In eigner Sache.

Ich bedaure, daß ich die ausführlichste aller Besprechungen meines Buchs, nämlich die im „Württemberg. Kirchenblatt 1899", Nr. 13, 17, 19 u. 21 erschienene zu erwähnen vergaß. Ich hatte sofort nach dem Erscheinen auf einige Punkte an derselben Stelle antworten dürfen. Infolgedessen waren die betr. Nummern beiseite gelegt und die Sache war mir unter der Fülle anderer Arbeiten ganz aus dem Gedächtnis gekommen. Es thut mir sehr leid, daß ich diese Besprechung nicht erwähnt habe, um so mehr, als ich dem Verfasser (Miss. J. Hesse) für viele freundliche Anerkennung zum Danke verpflichtet bin.

Daß ich die Besprechung im „Hannov. Miss.-Bl." nur in einer Fußnote erwähnt habe, bitte ich nicht als eine Zurücksetzung anzusehen. Sie bot eben zu weiterem Eingehen keine Veranlassung.

R. Grundemann.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Die Badagas.

Von Hanna Rhiem.

Die Nilgiri oder blauen Berge ſind ein viel beſuchter Erholungsort in der Madras Presidency. Wenn die Zeichen der heißen Jahreszeit ſich einſtellen und die Ebenen mit ihren ausgedörrten, ſonnenbeſtrahlten braunen Flächen einem Backofen gleichen, beginnt der „Exodus“ nach den Bergen. Vom April bis Juli ſind die Erholungsſtationen am meiſten beſucht. Auch der Miſſionar findet ſich unter denen, die nach vielen Monaten angeſtrengter Arbeit Ruhe und Erholung für einige Wochen auf den Bergen ſuchen. Aber während die „Welt“ in pic-nics, Partieen und Vergnügungen aller Art ſchwärmt, geſtaltet ſich die Erholungszeit des Miſſionares etwas anders. Hat der Naturaliſt ſtets ein Auge für die Naturerſcheinungen rings umher, der Sportsman für die Tiere des Waldes, ſo der Miſſionar, ein Menſchenjäger, für das koſtbare Wild, welches für den König, dem er dient, zu fangen und zu zähmen, ſein Beruf und die raison d'être ſeines Aufenthalts in Indien iſt. Die Nilgiris nun bieten in dieſer Beziehung viel Sehenswertes, wenn nicht Phänomenales dar. Wie die Himalayas, ſo ſind auch die Nilgiris ſozuſagen ein Muſeum oder Antiquariat Indiens. Die Überreſte der dravidiſchen und nicht ariſchen Stämme ſind meiſt in den jungles und Bergen Indiens zu finden und bewahren bis auf den heutigen Tag ihre Traditionen und Lebensweiſe und ſichern ſich ſo unter den Völkerherden Indiens eine Individualität. Die Stämme der Nilgiri-Berge ſind ſehr gut von dem Baſeler Miſſionar Metz in einem Büchlein beſchrieben worden. Doch der Zweck dieſer Zeilen iſt, inſonderheit einige Worte über die Badagas zu ſagen, ein Stamm, der augenblicklich etwa 25000 Mitglieder zählt und in 500 oder mehr kleineren und größeren Dörfern hin und her zerſtreut wohnt. Die Badagas zeichnen ſich vor den anderen Bergſtämmen durch ihren wohlgeformten Körperbau und Phyſiognomie, ihre helle Hautfarbe und ihre Intelligenz aus. Der Name „Badaga“ bedeutet Leute des Nordens, denn die Badagas ſind ihren Traditionen gemäß nicht urſprünglich Bergbewohner, ſondern kommen von dem nördlich gelegenen Staate Myſore. Ihre Sprache iſt Alt-Kanareſiſch, und hat mit der Zeit Worte angenommen, die nur den Badagas eigen ſind, ſodaß, obwohl nicht Schriftſprache, die Badagas doch ihre eigene Sprache haben, die jedoch der kanareſiſchen ſo ähnlich iſt, daß ſie

die letztere verstehen können, weshalb sie auch von der Regierung als Schulsprache eingeführt ist und auch allgemein von den Missionaren benutzt wird. Die Tradition der Badagas sagt folgendes über ihren Wohnungswechsel:

Sie gehörten einer der ackerbautreibenden höheren Schubra-Kasten in Mysore an und bewohnten eine Anzahl Dörfer in der Nähe der Hauptstadt Mysore. Vor etwa 300 Jahren begehrte einer der mohammedanischen Könige eine ihrer Töchter und als sie verweigert wurde, drohte er mit Verbrennung und Plünderung ihrer Dörfer. Allein der Stolz der Leute war größer als ihre Furcht. Eine ihrer Töchter in dem Harem dieses mohammedanischen Hundes zu sehen, war ein Ding der Unmöglichkeit; ebenso aber auch Widerstand der großen, geübten Truppenmacht des Sultans gegenüber; und so aufgereizt von ihren Priestern, entschlossen sie sich zur Flucht. Lieber wollten sie die Scholle daran geben, von der ihnen ihr kärglicher Unterhalt kam, als ihre Stammes- und Kastenehre. So wurde in einer verabredeten Nacht die kleine Völkerwanderung ausgeführt. Mit Frauen und Kindern und Vieh und allen Habseligkeiten floh man schleunigst der Grenze zu, einem Fluß, der das Gebiet des Sultans von dem der wilden Nilgiri-Stämme trennte. Allein so unbemerkt konnte die Flucht nicht vor sich gehen, daß der Sultan nicht davon benachrichtigt worden wäre, und eine in Eile ausgerüstete Truppenmacht wurde den Fliehenden nachgeschickt, die jetzt nahe den Ufern des Mayar, des Grenzstromes, waren. Wie aber denselben durchschreiten? Merkwürdigerweise wiederholt sich hier die Geschichte von der göttlichen Durchhilfe der Israeliten am roten Meer, nur daß hier die Götter als für die Fliehenden ins Mittel tretend, dargestellt werden. Der Fluß teilte sich und die Verfolgten erreichten sicher das andere Ufer, während die Anhänger des Propheten von den plötzlich wieder sich schließenden Wassern verschlungen wurden.

Die Nilgiri-Berge wurden damals noch ausschließlich von unabhängigen dravidischen Urstämmen bewohnt, die jetzt größtenteils am Aussterben sind. Das Gebiet, in welches die Badagas sich flüchteten, gehörte den Kotas, die jedoch, einesteils ihrer Minderzahl, andererseits ihrer Trägheit halber das ihnen gehörige Gebiet nicht zu kultivieren vermochten. So wurde ein Kontrakt zwischen den beiden Stämmen geschlossen, wonach den Badagas erlaubt wurde, Dörfer zu bauen und das Land zu kultivieren gegen einen jährlichen Tribut in Reis; so wurden die Badagas, obwohl in jeder Beziehung die überlegene Rasse, die Vasallen der Kotas. Allein natürlicherweise hat sich das Blatt im Laufe der Zeit gewendet. Die Badagas, die doch eine Kultur und eine Art moralischer und sozialer Ordnung hatten, gediehen und vermehrten sich, während die in tierischer Unwissenheit lebenden Kotas immer tiefer sanken. Heutzutage sind beide Stämme britische Unterthanen; aber während früher die Badagas den Kotas tributpflichtig waren, sind es jetzt die Kotas, die gegen eine karge Vergütigung in Getreide den Badagas Dienstleistungen verrichten, hauptsächlich ihre Schmiede sind, d. h. ihre primitiven eisernen Ackerbaugeräte ihnen verfertigen.

Wenn wir die Badagas von heute betrachten, so sehen wir ein merkwürdiges Gemisch von alten Traditionen, eigenen Zusätzen und Beimischung der Elemente der Bergstämme; neuerdings in der Zeit der englischen Administration, der Eisenbahn, der Kompetition und des brandy machen sich auch neuere Strömungen bemerkbar, und es hängt von der Thätigkeit und dem Einfluß der Mission ab, ob dieselben zum Guten oder zum Übel gereichen werden.

Da die Badagas von Hindus abstammen, kann man sie füglich unter die Kastenbevölkerung Indiens rechnen. Wollen wir aber die sozialen und religiösen Einrichtungen der Hindus kennen lernen, so ist es schwer, diese beiden Faktoren aus einander zu halten, denn das soziale und häusliche Leben des Hindu ist so enge mit seiner Religion verflochten, daß dieselbe unzertrennlich von seinen anderen Lebensbedingungen scheint. Alle natürlichen Funktionen des Lebens, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, werden mit religiösen Ceremonieen begleitet. Bärge diese Form noch irgend welchen Inhalt, so würde man sich selbst der Schale freuen; aber der Kern, wenn je einer vorhanden war, ist gänzlich verrottet.

Kaste.

Das religiöse und soziale System der Badagas ist viel primitiver, und längst nicht so kompliziert und weitschweifig als das unendliche und sinnenverwirrende Labyrinth der Mehrzahl der Hindubevölkerung in den Ebenen. Die Kaste ist bei ihnen nicht ein so eisernes Gesetz und nicht in dem Maße ausgeprägt wie sonst, weil sie ursprünglich alle einer Kaste angehören, mit Ausnahmen einiger Priester, die sie bei ihrem damaligen Exodus begleiteten. Man könnte die Abteilungen richtiger Sekten nennen, da aber das Wort „Kaste“ gebräuchlich ist, wollen wir uns an dasselbe halten. Die Badagas kann man in die folgenden 4 Hauptkasten einteilen: 1. die Lingiten, 2. die eigentlichen Badagas, 3. Brahminen, 4. Toreas. Mit Ausnahme der Bewohner nur eines Dorfes sind sie alle Schiwiten, d. h. Anbeter des Gottes Schiv, Vegetarianer und begraben ihre Toten wie alle Schiwiten, während die übrigen Kasten und Sekten ihre Toten verbrennen. Manche Badagas behaupten, daß die Lingiten ursprünglich von Coimbatore kamen und sich erst später mit den übrigen Badagas vereinigten, doch läßt sich dies nicht nachweisen.

1. Die Lingiten teilen sich wieder in die Kongarus (Priester), adhikaris und Karnakurus; die letztere Kaste scheint in früheren Zeiten des Lesens und Schreibens kundig gewesen zu sein, und in Mysore die Posten von Schreibern gehabt zu haben; noch jetzt führen sie Rechnungen für den Haushalt und das Dorf. Die Kongarus

halten sich für die Aristokratie unter den Badagas; sie sind die Hüter der Tempel und verrichten dort die einfachen Ceremonieen für das Volk. Sie leben von den Opfern und Geschenken der Anbeter, die an gewissen Tagen in den Tempeln ihre Gaben niederlegen.

2. Die eigentlichen Badagas teilen sich wieder in 14 oder 15 Sekten, doch so gering sind die Unterschiede, und die Leute selbst so ungewiß darüber, daß es nicht der Mühe wert scheint, sich weiter damit zu beschäftigen. Diese Klasse bildet den eigentlichen Kern der Bevölkerung; sie beschäftigen sich ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht. Kühe und Büffel sind das Kapital, nach welchen das Vermögen eines Mannes mehr geschätzt wird, als nach dem Besitz seiner Felder; denn durch Teilung und Verschuldung haben sie ihren Landbesitz so weit verloren, daß die meisten nur kleine Farmer oder Tagelöhner sind. Alle die verschiedenen Badaga-Sekten heiraten untereinander, während die Lingiten sich nicht mit ihnen vermischen.

3. Die Brahminen waren die ursprünglich die Badagas begleitenden Priester; von ihrem Priestertum ist jedoch nicht viel übrig geblieben; sie wohnen mit den Badagas in denselben Dörfern, teilen ihre Beschäftigungen und gehen Misch-Heiraten ein. Doch sind sie noch eine Art Hauspriester, indem es ihr besonderes Amt ist, die jeweiligen dürftigen häuslichen Ceremonieen zu verrichten; auch fungieren sie als Sternbeuter, Wahrsager und Wetterpropheten.

4. Die Toreas waren ursprünglich die Diener der Badagas; auch jetzt werden sie als einer niederen Kaste angehörig betrachtet. Sie leben in Dörfern für sich in unabhängiger Weise, müssen aber den Badagas bei Götzenfesten, Hochzeiten, Begräbnissen ꝛc. unentgeltliche Dienste verrichten. Die Badagas essen nicht in ihren Häusern und Misch-Heiraten werden nicht eingegangen.

Religion.

Wie schon gesagt, ist Schiv oder Mahadew, d. h. großer Gott, der Hauptgott der Badagas; nur ein Dorf bestand aus Wischnuiten, aus welchem Grunde läßt sich nicht sagen. Schiv ist das produzierende und zerstörende Element, sein Hauptsymbol ist das Lingam, ein kegelförmiger Stein, die Produktionskraft symbolisierend. Alle orthodoxen Badagas tragen ein kleines Lingam aus Metall oder Stein, in einer silbernen Kapsel oder in Zeug genäht, je nachdem es die Umstände erlauben, um den Hals. Der erste Akt des Morgens nach dem Aufstehen besteht darin, mit dem Lingam die Stirn und verschiedene andere Körperteile zu berühren; darauf werden mit Kalk oder Reispulver oder Holzasche 3 bis 4 wagerechte Linien über die Stirne gezogen. Mittags, wenn sie ihre Hauptmahlzeit einnehmen, werfen sie sich vor derselben nieder, berühren sie mit der rechten Hand, dann das Lingam, dann die Stirn, verschiedene Male Swami Swami (Herr) wiederholend, ehe sie beginnen zu essen. Essen, sowie auch andere körperliche Funktionen werden bei dem Hindu fast zum Sakrament erhoben.

Mehrere kleinere Dörfer gehören zu einem Hauptdorf, wo sich der Tempel mit dem Lingam befindet. Schiv wird auch unter den Namen Maha-Lingam, Mahadew und Swami angebetet. Die Schiv-Tempel enthalten wie überall den Lingam-Stein und den nandi, einen Steinbullen (in ganz Indien ist der Bulle das Symbol der Kraft Schiv's). Der nandi wird stets in liegender Stellung abgebildet. Die übrigen Symbole und Abbildungen Schiv's sind unter den Badagas nicht gebräuchlich. Die Tempel sind, im Gegensatz zu den komplizierten, reich verzierten Steinkegelbauten Süd-Indiens sehr einfach: kleine viereckige Gebäude, mit einem niedrigen, etwas gewölbten Dach. In dem einen schon früher erwähnten Dorfe der Wischnuwiten wird Wischnu unter der Inkarnation des Rama angebetet, und wird Ramaswami oder Rangaswami genannt. Es folgt nun das Pantheon der lokalen Gottheiten; doch da jedes Dorf fast seine eigenen kleinen Götter oder Fetische hat — wahrscheinlich von den ursprünglichen Bergstämmen entlehnt — wollen wir nur einige der beliebtesten hier anführen. Wie in der katholischen Kirche das Heer der Heiligen stets wächst, so bei den Hindus die Götter. Jeder originelle Geist, dem es gelingt, einige Nachfolger zu gewinnen, wird nach seinem Tode zur Inkarnation eines Gottes erhoben. Jede gute oder heldenmütige That wird damit belohnt, daß der Urheber mit göttlichen Attributen geschmückt wird und dann allmählich die Leiter zur Gottheit hinaufsteigt.

1. Hette ist eine sehr beliebte Göttin der Badagas; sie ist sozusagen eine ganz moderne Göttin, denn vor wenig mehr als 80 Jahren war sie noch eine sehr alltägliche Badagafrau. Sie wurde Witwe und nahm sich den Tod ihres Mannes so zu Herzen, daß sie schwermütig wurde und stets umherirrte mit dem Gedanken, Satti zu werden, d. h. sich das Leben zu nehmen, wie ja bis vor kurzer Zeit es allgemeine Sitte war, die lebendigen Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer zu verbrennen. Als Hette eines Tages schwermütig und gedankenvoll in einen Brunnen schaute, sah sie darin die Figur ihres verstorbenen Gatten, welcher ihr sagte, daß er hier auf sie warte, bis sie sich mit ihm vereinigen würde, indem sie sich in dem Brunnen ertränkte. Sie folgte auch dem Ruf sofort und wurde so freiwillige Satti. Bald darauf glaubte sich eine Frau von dem Geist Hettes besessen, erklärte, daß sie die Schutzgöttin der Badagas und namentlich des Dorfes geworden sei, daß man ihr einen Tempel bauen und sie anbeten solle. So wurde dann ein Tempel gebaut und jährlich wird zu ihrem Gedächtnis ein Fest gehalten, zu welchem Hunderte herbeiströmen, ihre Gaben opfern und die tugendhafte, bis über den Tod hinaus getreue Satti anbeten. Schmuckgegenstände und Baumwollenmaterial sind die beliebtesten Opfer. Der Tempel enthält kein Götzenbild, aber jährlich webt ein bestimmter Weber an einem bestimmten Ort ein großes, weißes Tuch, welches zu einer Frauengestalt geformt und mit Juwelen behängt, an dem jährlichen Fest dort aufgestellt wird, während das alte fortgenommen und an die Priester gegeben wird.

2. Kariabetta war ein Held der Lingitten, der Sekte der adikaris angehörend, ein Jäger und Fechter. Seine Symbole sind ein Bogen und ein Bündel Pfeile.

3. Jeddya Swami soll ein Asket gewesen sein, mit dem diesen Leuten besonders charakterischen langen verfilzten Haar; daher sein Name Jeddya-Haar. Er ertränkte sich selbst, und wurde demzufolge in den Rang der Götter erhoben.

4. Hiria Odya ist ein sehr populärer Gott, der Gott des Feldes und der Ernte, den wir später bei den Festen noch erwähnen werden.

5. Katcorya ist ein Schutzgott der Toreas; sein Symbol sind steinerne Schwerter und Messer; einer der Torea-Tempel ist ihm geweiht.

Außerdem sind kürzlich durch den jetzt häufigen Verkehr mit dem Unterlande andere Götter und Göttinnen des Hindu-Pantheons eingeführt; die bedeutendste ist:

6. Mangali, eine Verstümmelung von Maha-Kali, die in Indien allbekannte und gefürchtete Kali oder Durga, Gemahlin des Schiw. Mangali-Tempel findet man vielfach in der Nähe der Badaga-Dörfer. Sie wird gewöhnlich dargestellt durch eine roh geschnitzte und grotesk bemalte Frauen-Figur. Die Frauen schmücken sie mit Perlen, billigen Schmucksachen und Jasminkränzen. Zuweilen findet sich dicht bei dem Mangali-Tempel ein Schuppen, in welchem die Pferde der Mangali aufbewahrt werden. In Süd-Indien findet man hier und da Gruppen oder Reihen riesiger Stein- oder Holzpferde, welche zur Kali-Anbetung unentbehrlich scheinen. Man nimmt an, daß sie diese Pferde zu ihren nächtlichen Expeditionen benutzt. Die Badagas nun wollen auch nicht zurückbleiben und ehren ihre Göttin durch Geschenke von höchst abenteuerlichen Pferden, deren Konstruktion einen Anatomen zur Verzweiflung bringen würde.

Außer diesen Göttern und Göttinnen beten die Badagas gute und böse Geister an, ferner die Sonne, den Mond, Feuer und Wasser, das letztere unter dem Namen Gangamathai, welches uns an den Ganges, richtiger die Ganga erinnert, den heiligsten Fluß Indiens; den Platz desselben vertritt in den Nilgiris der Kaweri-Fluß, als der bedeutendste in der Gegend. Man sieht, die Badagas geizen nicht mit ihrem Götzendienst; derselbe ist ebenso vielseitig, als oberflächlich und verschwommen, und niemand aus dem ganzen Stamme ist fähig, klar und bestimmt darüber zu berichten.

Feste.

Es ist natürlich notwendig, einem jeden der Götter ein jährliches Fest zu halten, um dieselben nicht zu beleidigen; andererseits kann man annehmen, daß die Feste mit ihrer Beschäftigung, besonders dem Ackerbau, verbunden sind, und daß sie erst nachher einen Helden oder Gegenstand für dieselben erfunden haben. Die beiden bedeutendsten Feste, an denen der ganze Stamm teilnimmt, ist das Saat- und das Erntefest; der Gott des Feldbaues ist, wie vorher erwähnt, Hiriaadya, und der beliebteste Gott der Badagas. Außerdem werden aber auch den in den Feldern hausenden Dämonen Opfer von Milch, Reis, geklärter Butter u. s. w. dargebracht, um ihre Gunst zu gewinnen; zur Zeit der Saat opfert der

Landmann einen Hahn, dessen Blut das Feld tränken muß. Ist die Ernte vorüber, so geraten die Badagas, besonders wenn dieselbe eine gute war, außer Rand und Band; der Druck der Arbeit ist vorüber und man fühlt, daß man sich für einige Tage gehen lassen kann. Die Erstlingsgarbe jeden Getreides wird aufbewahrt und an diesem Tage an Hiriaadyas Säule oder Götzenbild festgebunden. Jedes Dorf schlachtet dem Gott zur Ehre einen Büffel, der in gemeinsamer Mahlzeit verzehrt wird, die sich leider nur zu oft zu einer lärmenden und zügellosen Orgie gestaltet. Jedes Dorf hat ein Haupthaus; in diesem wird das erste Getreide der neuen Ernte gemahlen, nebst Gefäßen voll Milch, Butter ꝛc. in eine Ecke gestellt, mit Weihrauch beräuchert und dann angebetet.

Wir wollen nun den einfachen Lebenslauf des Badaga von der Geburt bis zum Tode verfolgen.

Ein Kind wird selten in seines Vaters Haus geboren, denn die Mutter muß meist 5—7 Tage in einem unbewohnten Haus, einem Schuppen oder dergl. zubringen. Haben Mutter und Kind ihr erstes Bad gehabt, so halten sie Einzug in das Haus des Vaters. Die ältesten Frauen des Dorfes sind hierbei behilflich. Am 15. Tag wird ein Mahl bereitet, zu dem die Verwandten eingeladen werden, und der Dorfpriester oder in Ermangelung desselben die älteste Person des Dorfes vollzieht die Ceremonie des Namengebens. Etwas Mehl, welches vorher den Göttern geopfert worden ist, wird mit Wasser vermischt und von dem gekneteten Teig wird dem Kinde etwas auf die Stirn gestrichen und etwas in den Mund gesteckt und dann unter Anrufung der lokalen Gottheit oder Gottheiten der Name gegeben, der von den Eltern bestimmt wird, nachdem sie vorher von den Sterndeutern einen glückbringenden Namen sich erkauft haben. — Im Gegensatz zu den Hindus, die bei der Geburt von Knaben und Mädchen einen ungeheuren Unterschied machen, wird bei den Badagas die Geburt von Söhnen und Töchtern mit gleicher Freude begrüßt, wahrscheinlich aus dem Grunde, daß, während bei den Hindus die Geburt einer Tochter eine vermehrte Last und Ausgabe bedeutet, die Badagas in ihr eine künftige Broterwerberin sehen, da bei ihnen die Töchter sowohl wie die Söhne beim Feldbau helfen. Sind die Mädchen 5—7 Jahre alt, so werden die Ohren am Rande mehrmals durchbohrt, und zwar ist dies eine öffentliche Begebenheit, die sich auf der Dorfstraße abspielt und von dem ältesten Mann des Dorfes verrichtet wird. Da dieselbe nur alle paar Jahre einmal stattfindet, sind gewöhnlich 10 oder 12 kleine Mädchen vorhanden, die sich mit Zittern und doch Entzücken dieser Tortur unter-

werfen; dann bekommt jedes ein Paar kupferner Ohrringe, während durch die übrigen Löcher bis zur Verheiratung ein Baumwollfaden oder ein Stück Holz gesteckt wird. Die Kinder erhalten dann ein Mahl von Reis, braunem Zucker und Kokusnuß.

An einem von den Dorf-Brahminen bestimmten Tage findet eine andere Ceremonie statt, jährlich einmal, und zwar betrifft dies die 10-jährigen Mädchen. 2 runde Kreise, Sonne und Mond vorstellend, etwa so groß wie ein 5 Pfennigstück, werden auf der Stirne eingebeizt. Zuerst wird der Kreis in die Haut geritzt, dann ein silberner Ring in eine ätzende schwarze Flüssigkeit getaucht und auf die Wunde gedrückt. Von nun an werden die Mädchen als vollgiltige Glieder des Hausstandes behandelt und können auch mit auf die Arbeit gehen.

Kinderheirat ist bei den Badagas nicht Sitte und unterscheidet sie darum günstig von der großen Masse der Hindus. Ist der Knabe etwa 17 oder 18, das Mädchen 14 oder 15 Jahre, so fangen die Eltern an, nach einer passenden Partie Ausschau zu halten. Die Eltern des Knaben wählen die Braut und senden dann einige der älteren Verwandten, um zu unterhandeln. Sind die Eltern des Mädchens geneigt, darauf einzugehen, so senden sie nach dem Knaben, der sich dann vorstellen muß. Ist er unhöflich und grob, und fehlt, sich mit der nötigen Ehrerbietung vor den zukünftigen Schwiegereltern zu verneigen, so wird er mit Scham und Schande wieder nach Hause geschickt; ist er aber höflich und manierlich, so wird ihm ein Mahl vorgesetzt; dies bedeutet, daß man ihn nicht mit ungünstigen Augen ansieht. (Nach Besitz von Acker, Vieh ꝛc. hat man sich natürlich vorher schon erkundigt.) Kurz darauf erfolgt dann eine Einladung der Eltern des Mädchens an die des Knaben; ein gemeinsames Mahl wird gehalten, bei welchem dann die Mitgift festgesetzt und die Sache entschieden wird.

Die Hochzeit findet manchmal nach einigen Wochen, manchmal nach mehreren Monaten statt. Sind die Leute arm, so werden nicht viel Umstände gemacht. Die Braut zieht reine Gewänder an — eine große Seltenheit, denn die Badagas tragen stets ungebleichte weiße Baumwolle, und wechseln ihre Gewänder nicht, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen und ganz schwarz aussehen! — und wird von ihren Verwandten zum Hause des Bräutigams begleitet. Dort angekommen, zerbricht die Schwiegermutter einen Thontopf voll Wasser über ihr; dann muß sie sich vor den Schwiegereltern zur Erde neigen. Sind die Leute wohlhabender, so wird eine Festprozession mit herzzerreißender Musik veranstaltet und im

Hauſe des Bräutigams ein Feſtmahl bereitet. Merkwürdigerweiſe findet die eigentlich bindende Ceremonie erſt ſtatt, etwa 4 Monate, ehe das erſte Kind geboren wird. Mann und Frau ſitzen dann nebeneinander, und der Brahmine legt ihre Hände zuſammen. Der Faden mit der runden Münze, tali genannt, wird dann dem Bräutigam übergeben, und er fragt ſeinen Vater: Soll ich ſie binden? Bejaht der Vater, ſo bindet er die tali um ihren Hals, und die Ehe iſt rechtsgiltig abgeſchloſſen. Vergehen einige Jahre, ohne daß ein Kind geboren wird, ſo hat der Mann das volle Recht, die Frau wieder nach Hauſe zu ſchicken, ohne ſich als an ſie gebunden zu betrachten und verheiratet ſich dann mit einer anderen. Eine ſolche Kinderloſe muß dann in das Haus ihrer Eltern zurückkehren und hat gewöhnlich ein ſchlimmes Los. Iſt die Frau krank, oder wird ſie untreu, oder vermutet man, daß ſie behext iſt, ſo iſt Scheidung erlaubt; nur muß der Schwiegerſohn das Kaufgeld zurückzahlen. Polygamie kommt ſelten vor.

Das wichtigſte Ereignis in einem Dorf iſt der Tod eines Einwohners, oder vielmehr die nachfolgenden üblichen Ceremonieen, an denen die Bewohner aller umliegenden Dörfer teilnehmen, und obwohl der Tod an und für ſich ein trauriges Begebnis iſt, hört der Badaga doch mit an Freude grenzenden Gefühlen, daß So und So im Sterben liegt; denn was iſt den Orientalen lieber, als wenn all ſeine Gefühle zu einer wahren Glühhitze angefacht werden, wie dies gewöhnlich bei den Begräbnis-Ceremonieen der Fall iſt. Liegt ein Mann oder eine Frau im Sterben, ſo iſt es höchſt wichtig, ihr oder ihm ein kleines in Butter getauchtes Geldſtück in den Mund zu ſtecken, und ſelbſt im Todeskampf wird das Opfer angeſchrieen, angerufen, geſchüttelt mit Bitten und Beſchwörungen, doch dieſes Geldſtück zu verſchlucken, denn es iſt der Zoll, ohne welchen niemand die Himmelsthür paſſieren kann; und iſt der Sterbende noch bei Bewußtſein, ſo iſt es auch ſein letzter und ſehnlichſter Wunſch, dieſes Geldſtück zu haben. Iſt der Tod eingetreten, ſo wird die Nachricht ſofort in alle benachbarten Dörfer getragen, und vor Ablauf weniger Stunden füllt ſich der Platz vor dem Hauſe mit klagenden, weinenden, zeternden Männern und Frauen. Indes iſt der Tote von den Toreas oder Kotas gebadet und auf einer Bettſtelle aufgebahrt und über demſelben ein Gerüſt von mit Blättern und Zeug bedeckten Bambusſtäben ausgeführt. Um dies herum beginnt nun der Totentanz, zunächſt nur von den nächſten Verwandten mit Maß aufgeführt. Aber in dem Maß, wie die Aufregung, das Geſchrei und die Gliederverrenkungen zunehmen, teilt ſich die Tanz-

ſucht den andern mit, bis die ganze Menge, die Älteſten und Jüngſten nicht ausgenommen, umhertanzt, heult und weint wie Furien. Daß Zügelloſigkeit und Sinnentaumel ſich von Stunde zu Stunde ſteigert, iſt begreiflich, und dieſe Totentänze, wahre Feſte für den Teufel, dauern oft die ganze Nacht. Es iſt unmöglich, die ſtillen, fleißigen Badagas in dieſen ſingenden, tanzenden und aller ſittlichen Schranken ſpottenden Weſen wiederzuerkennen. Das Begräbnis oder die Verbrennung muß zwiſchen Mittag und Abend ſtattfinden, das heißt: nachdem die Sonne den Zenith überſchritten, und ehe ſie vollends untergegangen iſt. Ehe der Leichnam von dem Hauſe nach dem Begräbnisplatz getragen wird, werden einige Cermonieen verrichtet, deren Zweck iſt, die Sünden des Verſtorbenen zu ſühnen. Ein Kalb wird neben den Leichnam geſtellt und während der Brahmine eine Hand über den Leichnam hält und die andere auf den Kopf des Kalbes legt, wiederholt er 3 mal ein Sündenbekenntnis. Das Kalb darf, iſt es ein männliches, nie als Zug- oder Laſttier benutzt werden, noch, iſt es ein weibliches, darf es gemelkt werden. Hierauf ſingt der Brahmine oder älteſte Sohn den folgenden Spruch in einem Gemiſch von Kanareſiſch und Sanskrit: Obwohl er zehntauſende von Sünden gethan hat, mögen dieſelben in den Abgrund ſinken, möge er die Füße der Heiligen des Himmels umklammern! Möge er die Füße Brahmas umklammern, laß ſich das Thor der Hölle ſchließen und laß den Faden der Brücke ſtark ſein, daß er nicht bricht; laß ihn die Himmelsthür ſich öffnen! laß ihn die Gold- und Silberpfeiler erreichen. — Indeſſen iſt den Göttern geweihter Reis gemahlen und zubereitet. Die jüngeren Verwandten bringen dies als ein Totenopfer, indem ſie erſt ihre Stirne damit berühren und es dann über den Leichnam ſchütten. Iſt man auf dem Begräbnis- oder Crematiönsplatz angekommen, ſo wird dieſelbe Ceremonie verrichtet, indem ſie 3 mal um den Leichnam ſchreiten. Iſt der Verſtorbene ein Mann, ſo wird die Frau ihrer Juwelen entledigt, die in ein Gewand des Mannes gewickelt und verbrannt werden, augenſcheinlich Überreſte der früher üblichen Satti. Während, wie ſchon geſagt, die Badagas als Schiwiten begraben, iſt jetzt die Verbrennung mehr und mehr Sitte geworden. Alle Männer müſſen ſich nach dem Akt baden und raſieren, und nächſten Sonntag oder Montag findet in dem Haupthauſe des Dorfes, dem der Verſtorbene angehörte, eine andere Feier ſtatt, bei welchem ein Bambuskorb mit gekochtem heiligen Reis in die Mitte der Halle geſtellt wird. Die Verwandten, mit Dolchen in der Hand, die ſie in den Reis ſtecken, umſchreiten dies 3 Mal, indem ſie ſagen:

„Gehe, und vereinige dich mit unsern Vätern, Großvätern und Ahnen.“ Der Reis wird dann teils gegessen, teils auf die Felder geschüttet, als ein Opfer für die Dämonen.

Es würde zu weit führen, von all den abergläubischen Traditionen und Gebräuchen der Badagas zu erzählen. Wie alle Hindus bedienen sie sich in Fällen von Krankheit unter Menschen und Vieh, Kinderlosigkeit, ungünstiger Witterung 2c. der mantrams oder Zaubersprüche. Die Brahminen sind auch zuweilen die Exorzisten von Dämonen, und wenden die abenteuerlichsten Mittel an, um die bösen Geister auszutreiben. Anders ist es, wenn jemand erklärt, von einem Gott bewohnt zu sein; in diesem Falle wird er als inspiriert angesehen, und die verrücktesten Einfälle und ungebärdigsten Manieren einer solchen Person werden mit Staunen und Anbetung hingenommen, und jedes ihrer Worte unumstößlich geglaubt.

Beschäftigung. Lebensweise.

Die Badagas sind, wie schon erwähnt, Ackerbauer und Viehzüchter. Jetzt, wo der Boden den Engländern gehört, arbeiten sie vielfach auf den Kaffee- und Theeplantagen, an denen die Nilgiri-Berge reich sind, als Kulis, wo sie einen Tagelohn von etwa 20—50 Pf. erhalten. Die Kinder und Frauen werden gewöhnlich zum Pflücken der Blätter und anderer leichter Dienste angestellt, während die Männer die Bearbeitung des Bodens besorgen. Wohlhabende Badagas erlauben ihren Frauen nicht, auf die Plantagen zu gehen, doch arbeiten sie auf ihren eigenen Feldern. Die Kinder hüten gewöhnlich die Büffel, Kühe und Ziegen. Jetzt beginnen die Badagas auch, bei Staatsunternehmungen, sowie Brücken-, Wege- und Eisenbahnbauten Kulidienste zu thun, und hier und da findet man schon Knaben, die einige Erziehung genossen haben und ehrgeizig genug sind, nach etwas Höherem zu streben. Da die Badagas intelligent und anstellig sind, ist es zu hoffen, daß sie sich mehr und mehr heben. Eine wesentliche Hilfe dazu sind ja die Schulen der Baseler Mission, die in vielen Dörfern angelegt, von christlichen Badagas geleitet werden. Die Lebensweise des Badaga ist notwendigerweise so einfach, wie seine Lebensbedingungen. Sie leben in „Clans“ so zu sagen; d. h. eine Familie siedelt sich an, und wächst an demselben Platz, bis das Haus zur Straße wird. Die Häuser sind klein, niedrig und dunkel, aber reinlich, meist mit Stroh gedeckt; doch sieht man jetzt schon viele Ziegeldächer. Die Frauen bereiten früh morgens das einfache Mahl aus dem Getreide des Landes,

zuweilen Weizen, welches sofort verzehrt oder auf die Arbeit mitgenommen wird. Reis, der in den Ebenen das Hauptnahrungsmittel bildet, ist den Badagas eine Festspeise und wird nur von den Wohlhabenderen gegessen. Würde Feld und Vieh eines wohlhabenden Badaga zu Geld gemacht, so würde es vielleicht einen Wert von 3—400 Mark repräsentieren. Die meisten leben von der Hand in den Mund. Kommt man um 9 Uhr morgens in ein Dorf, so haben es die Männer und auch eine große Anzahl der Frauen und Kinder verlassen; denn der Weg zu den Feldern und Plantagen ist oft meilenweit. Doch ist das Dorf keineswegs leer; alte Leute, Frauen und Kinder sind stets zahlreich vorhanden; besonders die jungen Frauen gehen nicht viel auf Arbeit. Abends erst bei Sonnenuntergang kehren die Arbeiter heim und genießen ihre Abendmahlzeit; ein mäßiges, nüchternes, arbeitsreiches Leben! Deswegen ist auch der Badaga nicht so indolent und gleichgiltig wie der Hindu, dem in vielen Fällen das meiste von selbst zufällt. Nein, er muß dem geizigen Bergboden seine karge Nahrung abringen. Tritt durch Trockenheit eine Mißernte ein, so ist der Jammer groß; denn nicht nur die Feldfrüchte bleiben aus, auch der Plantagenverdienst ist gering, und das Vieh verhungert.

Die Badaga-Frauen teilen nicht das bekannte unglückliche Los der Hindu- und Mohammedanerfrauen. Sie stehen dem Mann in vielen Beziehungen als ebenbürtig zur Seite, da sie seine Beschäftigung teilen, und kommt man in ein Badagadorf, so sieht man, daß der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ein viel ungezwungenerer, und darum harmloserer ist, als bei den Hindus. Man findet unter den Badagafrauen, besonders den jungen, sehr hübsche Erscheinungen; schlanke geschmeidige wohlproportionierte Figuren, runde Gesichter, mit weichen, hübschen Zügen, und den der Indierin eigenen, großen, träumerischen Augen, die aussehen, als ob sie eine ganze Welt hinter sich bärgen, gewöhnlich aber ganz nichtssagend und leer sind. Die Frauen tragen wenig Schmucksachen, und die meisten von Silber, meist Arm- und Gelenkringe. Das Heiratszeichen ist eine schwarze Perlenschnur um den Hals. Die wohlhabenderen haben ein goldenes Juwel im rechten Nasenflügel und eine schmale goldene Halskette. Sie tragen stets weiß, welches aber leider meist grau und schwarz erscheint. Ist die Kleidung neu und rein, und hat sich die Trägerin sorgfältig gewaschen, gekämmt und geschmückt, so ist sie wirklich eine anmutige, hübsche Erscheinung, obwohl sie längst nicht die klassische Schönheit vieler der Hindu- und Mohammedanerfrauen der höheren Klassen erreicht. Der Kopf der Badagafrauen ist nach ihrer

Verheiratung stets mit einem eckigen weißen Tuch bedeckt, welches hinter die Ohren zurückgebunden wird und in den Nacken hinunterhängt; eine sehr bedauerliche Entstellung! — Die Babagafrauen sind lebhaft und intelligent und haben eine humoristische Ader; das Komische finden sie sofort heraus und erlaben sich daran. Ihren Männern sind sie weit mehr Gefährtinnen und Gehilfinnen als die Frauen der Ebenen. Die christlichen Babagafrauen zeigen, zu was sich die Frauen im ganzen noch einmal entwickeln können. Die Mehrzahl sind gute Hausfrauen und Mütter, treue Gattinnen und tüchtige Arbeitskräfte. Die christlichen Babaga-Mädchen sind intelligente und strebsame Schülerinnen. Verhältnismäßig wenig ist bis jetzt für die Babaga-Frauen gethan; eine regelmäßige Arbeit unter ihnen ist erschwert erstens dadurch, daß sie so oft von Hause abwesend sind, und zweitens durch die zerstreute Lage der Dörfer. Es ist hier jedoch ein weites und hoffnungsvolles Feld für eine Senana-Missionarin, und es ist zu wünschen, daß die Baseler Mission über kurz oder lang eine oder zwei derselben anstellt.

Diese Gesellschaft hat schon beträchtliche Erfolge unter den Babagas erzielt; doch ist wohl erst die Oberfläche geritzt, und viel bleibt zu thun übrig. Man fühlt, daß die Babagas mit ihrem entschiedenen, kräftigen Wesen und ihrer ganzen seelischen Beanlagung nach — einmal ergriffen und überzeugt — gute Christen abgeben werden. Der Boden liegt noch vielfach brach unter ihnen, und es ist ein Jammer zu sehen, wie der moderne Hinduismus in seiner bequemen Verschwommenheit und seinem nichts sagenden Pantheismus sich dieses Bodens bemächtigt, der so viel wirksamer mit dem Pflug des Christentums bearbeitet werden könnte. Möge der Herr auch auf diesen kleinen Winkel des großen Erntefeldes mehr Arbeiter — und die rechten Arbeiter — senden.

Die Londoner Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

II. Die Arbeitsfelder.

2. Süd- und Mittelafrika.

Auf Südafrika wurde das Augenmerk der Londoner Missions-Gesellschaft gleich anfangs dadurch gerichtet, daß ein holländischer talentvoller und energischer Arzt, Johann Theodor van der Kemp,

seine Dienste als Missionar anbot. Denn unter niederländischer Herrschaft hatte das Kapland bis zu den napoleonischen Kriegen gestanden, und holländisch war die Sprache seiner weißen Bewohner, welche die Hottentotten und Kaffern, soweit sie ihr Land erobert hatten, zu Sklaven gemacht und dabei ihnen die Segnungen des Christentums vorenthalten hatten.

Van der Kemp stand bereits im 50. Lebensjahr und war von völligem Unglauben und starker Sittenlosigkeit zu einem lebendigen Christentum durchgedrungen. Vor seiner Aussendung wollte er auch in seinem Heimatland das Licht, welches ihm aufgegangen war, noch weiter verbreiten und wurde so der eigentliche Gründer der Niederländischen Missionsgesellschaft. (A. M.-Z. 1897, S. 353 ff.)

Mit dem niederländischen Kandidaten der Theologie Kicherer und zwei Engländern Edwards und Edmonds, wurde van der Kemp den 23. Dezember 1798 ausgesendet. Nicht mit dem Missionsschiff Duff, das gleichzeitig seine unglückliche zweite Reise antrat, sondern mit einem Schiff, das Verbrecher nach der Botanybai bringen sollte, mußten diese Missionare bis zum Kapland fahren und hatten hier schon Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zum Missionsberuf zu erproben. Diese Löwen, welche die Offiziere nicht bändigen konnten, wurden zu Lämmern, als die Missionare unerschrocken in ihren Schiffsraum hinabstiegen und freundlich mit ihnen verkehrten, namentlich als sie die Kranken und Sterbenden unter eigener Lebensgefahr besuchten und pflegten. Denn es brach eine Seuche aus, an welcher auf der Fahrt nach dem Kap 32 starben. Erst am 31. März 1799 warf das Schiff die Anker in der Tafelbai. Es war Kriegszeit, das Kapland damals von England besetzt, wurde aber 1803 an die Niederlande zurückgegeben, bis es 1806 bleibend unter englische Herrschaft kam.

In der südafrikanischen Mission ging es nicht durch so schwere Enttäuschungen und eine so lange Wartezeit wie in der polynesischen, aber auch nicht in so raschem Siegeslauf zur Völkerchristianisierung. Die Schwierigkeiten waren wohl größer: in der Kolonie sämtliche Farbige Sklaven der Buren, draußen wilde, kriegerische Nomadenvölker, denen man schwer beikommen konnte. Aber unter den Missionaren fand sich nicht erst nach einiger Zeit ein Bahnbrecher, sondern van der Kemp hatte zielbewußt sein Auge sogleich auf die streitbaren Kaffern gerichtet und wußte als Holländer doch mit manchen Buren sich freundlich zu stellen. Die Londoner Missionsgesellschaft war in Südafrika nicht die erste und nicht die einzige, aber namentlich im Kampf für die Rechte der Eingeborenen hat sie auch hier bahnbrechend gewirkt.

Die Missionare wurden von den englischen Behörden und den Geistlichen in der Kapstadt freundlich aufgenommen, und noch ehe sie auf ihre Arbeitsfelder gingen, wurde die südafrikanische Gesellschaft zur Ausbreitung des Reiches Christi gegründet. Während die Wagen gerüstet wurden für die Landreise der Missionare, erschienen in der Hauptstadt zwei Häuptlinge der Buschmänner und einer der Koranna und baten um Lehrer für ihr Volk. Es wurde beschlossen, daß Kicherer und Edwards zu den Buschmänner gehen sollten. Dort hatte ein Feldkornet Florian Fischer, der von der Regierung ausgesandt war um Frieden mit diesem Volk zu schließen, mit seinen Gebeten und seinem Psalmengesang morgens und abends einen solchen Eindruck gemacht, daß sie den Gott kennen lernen wollten, zu welchem der Holländer betete. Ihr Wunsch schien unerfüllbar zu sein, denn jedermann fürchtete sich vor diesem Volk, und es wollte nicht leicht jemand in solcher Wildnis, fern von aller christlichen Gesellschaft leben. Da waren gerade die Missionare angekommen, welche vor solchen Gefahren und Nöten nicht zurückschreckten.

So teilten sich die 4 Brüder: van der Kemp und Edmonds zogen nach Osten an die Grenze des Kafferlandes, an den großen Fischfluß, Kicherer und Edwards, an welche sich ein Kapholländer Kramer angeschlossen hatte, nach Norden über die Roggeveldberge zu Fischers Wohnsitz, wo sie sich 3 Wochen aufhielten und zur weiteren Reise rüsteten. Von Fischer und einigen benachbarten Buren und ihren Dienern begleitet und mit Vorräten versehen, zog eine Karawane von 6 Wagen mit 60 Ochsen und beinahe 200 Schafen durch die Wüste, wo sie 7 Tage lang kein menschliches Wesen und keinen Grashalm sahen, bis an den Sackfluß, wo sie eine Oase fanden, auf welcher sie sich niederließen, während ihre Begleiter zurückkehrten.

Die scheuen Buschmänner wurden durch kleine Geschenke gewonnen, es wurden Andachten gehalten, die Kinder im Holländischen unterrichtet und in der einfachsten Weise dem Volk das Evangelium verkündigt. Kicherer reiste 1800 nach der Kapstadt und nahm einige Buschmänner mit sich, welche dort einen überwältigenden Eindruck vom Leben in der zivilisierten Welt bekamen und nun ihren Missionar auch höher schätzten. Inzwischen waren weitere Missionare angekommen, von denen Andersen mit Kicherer ging, um das Werk unter den Korannas zu beginnen, in Rich Fountein, nördlich vom Oranjefluß. Dort wurden die Missionare zuerst mit dem berüchtigten Räuberhauptmann Afrikaner bekannt und mit den großen Betschuanastämmen.

Die Buſchmannſtation am Sackfluß wurde 1806 aufgegeben, da die Gegend zu unfruchtbar und abgelegen war.

Richerer wurde 1805 holländiſcher Pfarrer in Graaf Reinet. Damit war van der Kemp nicht einverſtanden, deſſen Schickſale wir nun weiter verfolgen.

Einen Monat nach ſeiner Abreiſe von der Kapſtadt kam van der Kemp nach Graaf Reinet. Die Miſſionare der Brüdergemeine in Baviansкloof (dem jetzigen Gnadenthal) hatten ihm einen hottentottiſchen Elephantenjäger als Dolmetſcher und Führer mitgegeben. Van der Kemp wäre gerne ſogleich in das Kafferland jenſeits des großen Fiſchfluſſes vorgerückt zu dem Häuptling Gaika. Aber es war damals Krieg zwiſchen den Kaffern und den Buren.

Trotz der Bedenken ſeines Mitarbeiters Edmonds und ſeines Führers brach er ſogleich nach dem Friedensſchluſſe auf und erreichte Gaikas Kraal. Mit Hilfe eines Buren konnte er in einer feierlichen Audienz dem Häuptling den Zweck ſeines Kommens klar machen. Gaika fürchtete, er ſei von den Engländern geſandt, und fragte, ob dieſer Plan nur aus ſeinem eigenen Herzen komme. Darauf antwortete der Miſſionar: allerdings, aber er habe ſeinen Urſprung nicht in demſelben; der Gott des Himmels und der Erde, in deſſen Hand ihre Herzen und ſein Herz ſei, habe ihn zu dieſem Volk geſandt, damit er ihnen Dinge mitteile, die zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt dienen. Gaika gab ſchließlich ſeine Einwilligung und wies einen Platz zum einſtweiligen Aufenthalt an. Edmonds wollte Südafrika verlaſſen und nach Indien gehen. Van der Kemp verabſchiedete ihn und empfahl ihn der Gnade Gottes. Er ſelbſt blieb, obgleich der Gouverneur Dundas ihn bat, nach Graaf Reinet zurückzukehren, da er für ſein Leben fürchte, und die Buren im April 1800 ſeine Leute benachrichtigten, daß die Kaffern ihn töten wollen. Van der Kemp vertraute „auf Jeſum, den König der Heiden". Gaika fragte ihn, welchem Geſetz er folgen müſſe, um Regen für ſein Land zu bekommen. Der Miſſionar antwortete, Gott habe Grund genug ſeinen Regen zurückzuhalten wegen der Übelthaten, die da geſchehen ſeien. Gaika erklärte, er ſei ſich nicht bewußt, daß Verbrechen unter ſeiner Regierung begangen worden ſeien. Als van der Kemp ihn auf die Plünderungen und Exzeſſe ſeiner Häuptlinge gegen die Chriſten hinwies, konnte er nichts erwidern. Aber ein beſtändiges Miſſionszentrum im Kafferнland bekam van der Kemp nicht; Gaika wies ihm immer wieder einen anderen Platz an.

Im Dezember 1800 kamen die Miſſionare Read und van der Lingen im Kapland an, welche zu van der Kemps Mitarbeitern beſtimmt waren. Aber der Gouverneur fand es nicht ratſam, ſie in das Kaffernland zu ſchicken, und die wenigen Buren, welche im Kaffernland wohnten, gerieten damals in einen ſolchen Schrecken, daß ſie beſchloſſen, das Land zu verlaſſen. Nach vielem Gebet zog ſich auch van der Kemp am 31. Dezember 1800 aus dem Kaffernland zurück

nach Graaf Reinet. Dort traf er die neuangekommenen Missionare. Aber van der Lingen nahm eine holländische Predigerstelle an, welche van der Kemp ausgeschlagen hatte. Viele Buren verjagten damals die Eingeborenen aus ihren Besitzungen und verübten allerlei Greuel. Nur eine Minderheit hielt es mit den Missonaren. Auf die englische Regierung gab man in den Grenzgebieten nicht viel. So wurde van der Kemp verleumdet und verfolgt, da die feindseligen Buren die Eingeborenen nicht in die Kirche und zum Unterricht zulassen wollten. Mittlerweile hörte van der Kemp, daß Gaika ihn zu sehen wünsche und für die Mission freundlich gestimmt sei. Er ging daher mit Read über die Grenze, kam aber mit der Überzeugung zurück, daß doch nicht die Kaffern, sondern die Hottentotten jetzt sein Arbeitsfeld sein sollten. Er errichtete in Graaf Reinet eine Missionsstation, da dort eine Anzahl Hottentotten sich bekehrte. Vom Gouverneur bekam er die Erlaubnis eine Missionsniederlassung zu errichten und Land zu erwerben, wo er wollte. Er wandte sich nun mit Read nach der Algoabai und gründete dort 1802 Bethelsdorp. In dieser Kolonie sollten die Eingeborenen im Christentum unterrichtet und zu einem geordneten Leben geführt werden. Nur wer sich den Ordnungen unterwarf, sollte aufgenommen werden. Die Arbeiter sollten wöchentlich für ihre Arbeit bezahlt und die Produkte ihrer Arbeit für die Gesellschaft verkauft werden. Keine andere Strafen als Ausschluß aus der Kolonie wurden angewendet. Verbrechen wurden dem Landdrost angezeigt. Die Kolonie genoß dieselben Privilegien wie die Herrnhuter und bestand auch fort, als das Kapland 1803—1806 wieder unter niederländischer Herrschaft stand. Aber auch nach Wiederherstellung der englischen Herrschaft hatten die Missionare häufig über Bedrückung und Ungerechtigkeit gegen die Eingeborenen zu klagen, und die Regierung warf ihnen vor, daß sie Politik treiben. Van der Kemp starb den 15. Dezember 1811. Er sollte Superintendent der Mission werden, aber die Ernennung dazu traf ihn nicht mehr am Leben. Read wurde sein Nachfolger.

In dem Kampf für die Emanzipation der Farbigen that sich besonders Dr. Philip hervor, welcher im Februar 1819 nach der Kapstadt kam, um mit Campbell die Stationen der Londoner Missionsgesellschaft zu visitieren. Er überzeugte sich, daß das Los der Eingeborenen unter der britischen Regirrung nicht besser geworden war als unter der niederländischen. In der Kapstadt gab es ungefähr 7000 Sklaven, davon standen 35—50 in christlichem Unterricht. Manche wurden von ihren Herren bestraft, wenn sie eine Schule besuchten. Als Dr. Philip Bethelsdorp besuchte, fand er, daß das System der Unterdrückung, über welches van der Kemp sich so bitter beklagt hatte, und unter dem er mit gebrochenem

Herzen ins Grab gesunken war, seitdem ununterbrochen fortgebauert hatte. Das Institut war thatsächlich in eine Sklavenherberge verwandelt, und den Einwohnern wurde befohlen, in Uitenhage an den öffentlichen Straßen zu arbeiten, die Ländereien der Beamten und ihrer Freunde zu bebauen oder für die Regierung Dienste zu thun, häufig ohne alle Belohnung. Ein Teil wurde ein Halbjahr lang im Kaffernkrieg verwendet. Sie bekamen nur Rationen für sich; ihre Weiber bekamen keine Unterstützung und mußten Schulden machen, welche der Mann nach seiner Rückkehr durch Arbeit abzuverdienen hatte. Alle Arbeit lag darnieder und das Gotteshaus war verödet. Fünf Jahre später durfte er doch einen besseren Bericht über diese Station geben. Als Dr. Philip nach seiner Rückkehr 1828 in England sein Buch: Researches in South Africa veröffentlichte, erregte dasselbe die bitterste Feindschaft und eine förmliche Anklage im Kapland. Vergeblich bemühte er sich, den Prozeß nach England zu verlegen. Er wurde in der Kapstadt verurteilt und mußte mit den Prozeßkosten 1000 £ bezahlen, welche aber von Freunden in England aufgebracht wurden, und die Kapregierung konnte dann doch nicht mehr in der bisherigen Weise fortfahren. Das englische Parlament nahm sich der Sache an, und es erkannten immer mehr Leute, daß die beständigen Kafferkriege nicht bloß durch die Kriegslust dieses Volkes hervorgerufen wurden, sondern auch durch die Raubzüge der Kolonisten, welche den Kaffern ihr Vieh wegnahmen. Um 1835 begann die Auswanderung von Buren, welche zur Gründung des Oranjefreistaats und Transvaals führte.

Wir wollen die Londoner Missionsstationen im Kapland nicht alle aufzählen. Es waren im Jubiläumsjahr 25 mit einer Ausnahme unabhängige Gemeinden mit ungefähr 10000 Kommunikanten. Als die lieblichste wurde um die Mitte des Jahrhunderts Pacaltsdorp genannt. Der Ort an der Südküste hieß ursprünglich Hooge Kraal, bekam aber seinen jetzigen Namen von dem Missionar Karl Pacalt, einem geborenen Böhmen, Schüler von Jänicke und Bogue, der 1813—1818 hier wirkte und sowohl für das geistliche Leben als für äußere Kultur Großes leistete. Seine Nachfolger Messer (1818—1821) und Anderson (bis 1848) wirkten in demselben Geist.

Die Kaffernstationen wurden 1846 aufgegeben, da die Wesleyaner ihr Werk dort ausdehnten. Dr. Philip starb 1851, Read 1852.

Von 1855 an wurde der größte Teil des Aufwands für die Stationen im Kapland von den Eingeborenen aufgebracht. 1868 wurden durch Dr. Mullens neue Verordnungen gegeben, welche namentlich auf bessere Heranbildung von eingeborenen Predigern und auf Elementarschulen drangen.

Wie van der Kemp über die Grenzen der Kapkolonie hinaus nach Osten, Richerer nach Nordosten gewirkt hatte, so zog auch ein Teil der Londoner Missionare, die Schüler von Jänicke: Albrecht, Saß, Schmelen und Ebner nach Norden über den Oranjefluß hinüber in das Namaland. Der berüchtigte Afrikaner, ein Bastardhottentotte,

konnte 1815 auf seinem Kraal in Stille Hooz von Ebner getauft werden. Als 1817 Robert Moffat in diese Mission eintrat, schloß sich Afrikaner an ihn an und wollte mit Moffat einen neuen Wohnsitz suchen, weiter oben am Kurumanfluß, da das unfruchtbare Land seine Untergebenen und seine Herden nicht ernährte. Moffat ging mit ihm nach der Kapstadt, um die Erlaubnis des Gouverneurs zur Übersiedlung zu bekommen. Der vorher so gefürchtete, nun bekehrte Räuberhauptmann erregte großes Aufsehen in der Hauptstadt. Er sollte nach Lattaku im Betschuanenland ziehen. Moffat verheiratete sich in der Kapstadt und brach mit Campbell nach dem Nordosten auf. Afrikaner brachte Moffats Habe nach Griquatown und kehrte zurück, um seine eigene zu holen. Allein er starb auf seinem alten Kraal noch vor der Übersiedlung. Moffat kam 1821 nach Lattaku, wo schon früher Missionsversuche gemacht wurden, zu dem Häuptling Mothibi. Derselbe verlegte seinen Wohnsitz näher an den Kurumanfluß, und hier gründete Moffat die Station Kuruman, welche für lange Zeit ein Mittelpunkt für das Innere von Südafrika wurde.

Es war zunächst eine harte Arbeit. Die Betschuanen erwiesen sich als sehr unempfänglich und geldgierig. Die Sprache machte große Schwierigkeiten, denn Moffat wollte nicht holländisch predigen, sondern in Setschuana. Die Einsamkeit und die mühsame Ernährung war auch keine Kleinigkeit für die Missionsfamilie. Aber 1829 entstand eine Erweckung in Kuruman, durch welche der Zustand der Station wesentlich umgestaltet wurde. Um dieselbe Zeit war auch das Evang. Lucä in die Landessprache übersetzt. Der unternehmende Moffat machte auch häufige Reisen weiter ins Innere, namentlich zu dem gefürchteten Matabelehäuptling Mosilikatse. Mit Dr. Philip konnte sich Moffat nicht gut vertragen. Moffat war der Ansicht, die Mission in so entfernten Gegenden könne nicht von der Kapstadt aus geleitet werden, Philip bezeichnete Moffat als einen eigensinnigen Mann, der keinen neben sich aufkommen lassen wolle. Es gab auch Streitigkeiten mit dem Häuptling Waterboer in Griquatown, der eifersüchtig war auf das Gedeihen Kurumans, und die Missionare in Griquatown standen auf dessen Seite. 1839—43 war Moffat in England, führte seine Übersetzung des N. T. durch die Presse und wußte das Interesse für die niedergetretenen Völker von Südafrika zu erwecken.

Im Juli 1841 war David Livingstone in Kuruman eingetreten. Die Direktoren bestimmten 1843, daß die Missionen im Binnenland durch

ein Distriktskomitee geleitet werden sollten. Aber dasselbe kam nur einmal zusammen wegen der Uneinigkeit der Missionare.

Die Handwerkermissionare Edwards und Inglis kritisierten Moffats Übersetzung des N. T., während Hamilton und Ashton seine treuen Mitarbeiter in Kuruman waren. 1849 machte Ashton den Anfang mit einem Seminar für eingeborene Lehrer. Aber es wollte nicht recht gedeihen. Die Gemeinden wollten lieber weiße Lehrer um des Schutzes willen gegenüber den Kolonisten. Auch erwies sich die Lage von Kuruman nicht als günstig, sofern die Einwohner aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt waren und immer mehr abnahmen. 1851 starb Hamilton, der in der Stille die Last des Missionswerkes 30 Jahre lang getragen hatte, ohne England wiederzusehen.

Robert Moffat wirkte noch bis 1870 in Kuruman. Er konnte bei seinem Abschied in der Kapstadt die große Veränderung beschreiben, welche namentlich in der Sicherheit des Verkehrs und in allerlei Civilisation durch den Einfluß des Christentums im Innern von Südafrika seit seinem Eintritt vor 53 Jahren eingetreten war. Er lebte noch bis zum 9. August 1883. Aber nach seinem Abgang von der Station traten auch die Nachteile seiner Missionsweise zu Tage.

Der Landbesitz in Kuruman verursachte Reibungen mit den Eingeborenen und mit der Regierung. 1886 wurde durch eine Regierungskommission das Land als Eigentum der Missionsgesellschaft anerkannt, wofür sie eine jährliche Abgabe von 1 £ entrichten sollte, und falls das Land nicht mehr für Missionszwecke nötig sei, sollte es an die Krone fallen.

Im Jahr 1872 wurde das Moffat-Institut in Schoschong von Mackenzie errichtet und 1873 nach Kuruman verlegt. Aber es hat nie seinem Zweck recht entsprochen, hauptsächlich weil es an einem soliden Unterbau durch Elementarschulen fehlte. R. Moffat scheint bei seinen vielen Reisen diesen Zweig der Missionsthätigkeit etwas vernachlässigt zu haben. Das schottische Institut in Lovedale zog die Leute viel mehr an. Eine 1886 errichtete Knabenanstalt zur Vorbereitung auf das Seminar ging 1895 wieder ein durch die Uneinigkeit der Missionare. So wird das von der großen Verkehrsstraße abgelegene Kuruman im zwanzigsten Jahrhundert keine große Bedeutung mehr haben.

Hatte R. Moffat schon gerne Reisen gemacht zu den bedeutenderen Häuptlingen, um sie für das Christentum zu gewinnen, so ist das noch mehr die Missionsweise David Livingstones geworden, der seit 1844 sein Schwiegersohn war. Seiner Ansicht nach waren zu viele

Missionare in dem dünn bevölkerten Südafrika. Das Evangelium sollte einige Jahre lang voll und energisch den Eingeborenen angeboten werden. Wenn sie es aber verachten, sollte der Missionar weiter ziehen zu Stämmen, die es noch nie gehört hatten. Man sollte namentlich nicht bleiben bei Häuptlingen, welche die Gegenwart der Missionare nur für ihre selbstsüchtigen Zwecke benutzen, aber im Heidentum verharren.

Livingstone verweilte am längsten auf der Station Kolobeng, 200 Meilen nordöstlich von Kuruman, welche er 1847 gegründet, und wo der Bakwenahäuptling Setschele sich bekehrt hatte. Nach 4 Jahren fand er Kolobeng nicht geeignet zum Missionscentrum wegen der Feindseligkeit der Buren. Er möchte im Makololodistrikt sich niederlassen; aber das gefährliche Klima und der Sklavenhandel halten ihn zurück. Er erkannte, daß man denselben nur bekämpfen könnte durch Eröffnung eines rechtmäßigen Handels von der Ostküste aus. Er brachte seine Familie nach der Kapstadt um sie nach England zu schicken, während er das Land gründlich erforschen wollte. Im Oktober 1851 schrieb er an die Direktoren: „Persönlich würde ich ein ruhiges Leben unter den Bakwena vorziehen. Einige Brüder tragen kein Bedenken, den Eingeborenen zu sagen, meine Absicht sei, den Beifall der Menschen zu erwerben. Harte Ausdrücke sind gefallen, selbst von solchen die ich schätze."

Auf der Rückreise von der Kapstadt traf ihn in Kuruman die Nachricht von Setschele, daß seine Station Kolobeng von den Buren geplündert worden sei. Das bestärkte ihn nur in dem Vorsatz einer Forschungsreise. Er traf den Makololohäuptling Sekeletu in Linyanti 1853. Von da kam er bis nach St. Paul de Loanda und 1854 zurück dem Sambesi entlang, wo er den Sekeletu noch einmal besuchte und die Victoriafälle entdeckte, bis er 1856 Quilimane erreichte. Im Dezember 1856 in England angekommen wurde er mit Ehren überschüttet und trat nun aus dem Dienst der Londoner Missionsgesellschaft, behielt aber auf seinen Entdeckungsreisen die Erlösung Afrikas aus der Sklaverei als das Ziel vor Augen bis zu seinem Tod in Ilala in Mittelafrika am 1. Mai 1873.

Livingstones Grundsatz: „Das Ende der geographischen Entdeckung ist der Anfang der Missionsthätigkeit", sollte 1857 ausgeführt werden, als die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft beschlossen, eine Makololomission nördlich vom Sambesi unter Dr. Livingstone und einem anderen Missionar, und eine unter den Matebele südlich von diesem Fluß unter Moffat und zwei Gehilfen zu beginnen. Aber der Austritt Livingstones war ein unersetzlicher Verlust für

die Makololomission, denn so wie er mußte keiner mit den Häuptlingen umzugehen, so wie er kannte keiner das Land. Die Mission hatte einen traurigen Ausgang. Nach einer unsäglich mühevollen Reise wurde die ganze Missionskarawane außer Price und seiner Frau und einem Diener vom Fieber weggerafft (1880), und der ganze Makololastamm konnte nach Sekeletus Tod seine Selbständigkeit nicht mehr bewahren.

Die Matebelen sind ein Zulustamm, der unter Mosilikatse durch die Buren nach Norden getrieben wurde. Moffat hatte eine Station unter ihnen gegründet, zu Inyati, aber mit wenig Erfolg. Mosilikatse starb 1868 als wilder Heide. Sein Nachfolger Lobengula war freundlicher, und es konnte die Station Hope Fountain in der Nähe von Buluwayo gegründet werden. Aber die Besitznahme des Landes durch Cecil Rhodes (1896) nach der Entdeckung der Goldfelder wirkte ungünstig. Ebenso hat die Übergabe des Betschuanalandes an die Chartered Company die Mission vielfach gestört. Vergebens besuchten drei Häuptlinge 1895 England, um zu protestieren gegen die Übergabe ihres Landes von der Krone an diese Gesellschaft und namentlich gegen die Einführung des Branntweins.

Nach Livingstones Tod beschlossen die britischen Christen, zum Andenken an den großen Bahnbrecher, die Mission an den drei großen mittelafrikanischen Seeen in Angriff zu nehmen, die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft sollte den Viktoria-Nyanza, die Schotten den Nyassa, die Londoner den Tanganyika besetzen. Unter Leitung der südafrikanischen Missionare Roger Price und J. C. Thomson brach die Expedition der Londoner Missionsgesellschaft im Juli 1877 von Sansibar auf. Aber vor Ende Oktober waren von 90 Ochsen 70 umgekommen durch die Tsetsefliege, das Klima und schlechte Nahrung, die Menschen am Fieber erkrankt, und einzelne mußten immer wieder zur Küste zurückkehren um weitere Vorräte zu holen. Sie kamen zur Erkenntnis, daß Zwischenstationen angelegt werden sollen, und Price wurde deshalb nach London zurückgesandt, aber es wurde abgelehnt. Ein anderer Missionar kehrte zurück nach Natal, wo er Weib und Kind zurückgelassen hatte. Im März 1878 bekam Thomson die Nachricht, daß Price nicht zurückkehren werde, und daß er die Expedition leiten sollte. Als die Londoner Zeitungen meldeten, die Missionsunternehmung sei mißglückt, feuerte dies Thomson und seine Begleiter zu neuer Energie an, und sie erreichten Ende Juli Urambo, wo Thomson mit dem Häuptling Mirambo Blutsbrüderschaft schloß. Im August 1878 kam er nach Udschidschi am See. Aber einen Monat nachher starb Thomson.

Missionar Horne errichtete die Missionsgebäude und sicherte sich die Freundschaft der Araber, in deren Händen alle Gewalt am Tanganyikasee lag, und die bald erkannten, daß die Anwesenheit der Weißen ihrem Sklavenhandel nicht günstig sei. Die Eingeborenen hielten sich fern von den Missionaren aus Furcht vor den Arabern. Dodgshun, der mit einem Teil der Karawane nach zweijähriger Reise auf einem andern Weg nach Ubschidschi kam, starb ebenfalls bald nach seiner Ankunft.

Trotz dieser betrübenden Nachrichten wurde die Tanganyikamission nicht aufgegeben. Dr. Mullens, der Sekretär für das Auswärtige, begleitete selbst die zwei Missionare, welche den zwei noch übrigen zu Hilfe kommen sollten. Dr. Kirk, der englische Konsul in Sansibar, ermutigte dazu. Aber schon auf der englisch-kirchlichen Station Mpwapwa starb Dr. Mullens den 10. Juli 1879. Nachdem auch dieser Mann, welcher als Missionar in Indien und dann als Sekretär der Londoner Missionsgesellschaft 36 Jahre lang ausgezeichnete Dienste geleistet, ein Opfer dieses waghalsigen Unternehmens geworden war, hätte man erwarten können, daß die Direktion dasselbe aufgeben werde, um die Madagaskarmission zu verstärken. Allein es wurde 1880 eine dritte, 1882 eine vierte, 1884 eine fünfte und 1888 eine sechste Expedition ausgerüstet, mit keinem besseren Erfolg. Dr. Kirk scheint die Fortsetzung besonders betrieben zu haben, und zwar um gegenüber dem in Ostafrika auftretenden deutschen Einfluß das Gebiet der Seeen für den englischen Besitz zu sichern. Er betonte die nationale Bedeutung des Unternehmens (S. 658).

Von 1877—1893 wurden 36 Missionare, Geistliche, Ärzte und Handwerker ausgesendet. Von diesen starben 11, 14 kehrten zurück, meist nach kurzem Aufenthalt. Die Kosten betrugen mehr als 40000 £. Höchstens 20 Bekehrte waren das Ergebnis. Endlich wurde diese Mission aufgegeben und die letzte Station Urambo an die Brüdergemeine abgetreten. Nur im Süden des Sees sind noch 3 Stationen im Betrieb, auf denen etwa 1500 Anhänger gesammelt worden sind.

3. Madagaskar.

Madagaskar hatte schon van der Kemp ins Auge gefaßt, als er sich in der südafrikanischen Mission so mannigfach gehemmt sah, aber er kam nicht mehr dorthin. Die Verbindung zwischen England und der großen südafrikanischen Insel wurde durch Mauritius vermittelt, wohin 1814 der Missionar Le Brun gesendet worden war, und von wo aus 1818 David Jones und Thomas Bevan den ersten Besuch in der

madagassischen Hafenstadt Tamatave machten. Aber Bevan, seine Frau und sein Kind, Jones Frau und Kind starben innerhalb eines Vierteljahres weg. Jones kehrte im Juli 1819 nach Mauritius zurück. Doch zog es ihn wieder nach Madagaskar im September 1820, als er sich erholt hatte. Der König Radama I. hatte 1817 mit der britischen Regierung einen Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen, durch welchen der Sklavenhandel von Madagaskar aufgehoben werden sollte. Der Vertrag wurde bald nicht mehr gehalten, aber der Gouverneur von Mauritius, Farquhar, suchte ihn zu erneuern. Er war ein Freund der Mission und ermutigte Jones, seinen Agenten Hastie nach der Hauptstadt Antananarivo zu begleiten. Sie wurden freundlich aufgenommen, und Radama schrieb an die Direktoren, er wünsche noch mehr Missionare und tüchtige Handwerker, damit seine Unterthanen geschickte Arbeiter und gute Christen werden. Aber wie dem Pomare war es ihm weniger um das Christentum als um den Verkehr mit Europäern zu thun. 10 Knaben von Madagaskar sollten nach Mauritius und andere 10 nach England geschickt werden zum Unterricht in nützlichen Künsten. David Griffith, ein Schüler von Bogue, war inzwischen von England abgesegelt und kam im Mai 1821 in Antananarivo an, bald darauf J. Jeffreys mit 4 Handwerksbrüdern. Nach Beilegung einiger Streitigkeiten unter den Missionaren über die Vokalisation der Sprache, welche zu Jeffreys Rücktritt führten, begann 1823 die Bibelübersetzung. Im Volk war ein großer Lerneifer erwacht, und der König förderte die Schulen so, daß im April 1824 mehr als 2000 Kinder unterrichtet wurden. Die früheren Schüler waren bald bereit, als Lehrer zu wirken. Die Sonntagsgottesdienste wurden gut besucht, als Radama erst 1824 die Erlaubnis gegeben hatte, madagassisch zu predigen.

Hasties Tod im Oktober 1826 war ein Verlust für die Mission und für den britischen Einfluß, da sein Nachfolger als Sekretär Radamas ein Franzose Robin wurde und der französische Einfluß zunahm. Im September 1826 war ein zweiter Missionar David Jones angekommen, der sich im Unterschied von dem ersten Johns schrieb, mit ihm ein Baumwollenspinner, der hier keine Geschäfte machen konnte, und ein Zimmermann Cameron, dem hier eine längere Wirksamkeit beschieden war, auch eine Druckerpresse. In seiner letzten Lebenszeit war Radama I. dem Einfluß von Verleumdern preisgegeben, welche ihn mit Vorurteilen gegen die britischen Missionare erfüllten. Er starb am 27. Juli 1828. Der von ihm bestimmte Nachfolger war sein Neffe Rakotobe, ein intelligenter, in den Missionsschulen erzogener junger Mann. Allein die christenfeindliche Partei

erhob Ranavalona, eine von den Weibern des Königs, auf den Thron, Rakotobe und seine Eltern wurden ermordet, Götzendienst und Wahrsagerei am Hof, denen Radama nicht mehr viel Aufmerksamkeit geschenkt, wiederhergestellt, die Schulen und der Gottesdienst in der Landessprache verboten.

Inzwischen hatten die Missionare durch die Schulen und die Bibelübersetzung von Jones und Griffiths unter Gottes Segen schon dafür gesorgt, daß das Christentum nicht so leicht weggefegt werden konnte. Auch Ranavalona wollte denn doch die europäischen Handwerker nicht entbehren und so versicherte sie die Missionare ihres Schutzes und erlaubte am 25. Dezember 1828 die Wiedereröffnung der Schulen. An dem Druck der Bibelübersetzung wurde fleißig gearbeitet, und unter dem Volke war ein solches Fragen nach religiösen Dingen erwacht, daß die Missionare Arbeit genug hatten. Ja, die Königin erlaubte im November 1830 die Eröffnung von zwei gottesdienstlichen Lokalen, und im Mai 1831, daß Eingeborene, die es wünschten, getauft werden und mit den Missionaren das heilige Abendmahl feiern dürfen. Bisher war niemand getauft worden. Griffiths und Johns tauften nun einige, und am 6. August 1831 bildeten 37 Getaufte die erste christliche Gemeinde von Madagaskar, in dem Stadtteil Abohalo. Im November waren es 67. In der anderen Gemeinde Ambotonakanga waren es nur 8 Mitglieder. Die Schulen waren nicht mehr so besucht wie früher, aber die Eingeborenen hielten Gebetsversammlungen in ihren Häusern.

Doch die Stimmung der Königin schlug bald wieder um. Die Bildung von Gemeinden erweckte ihr Mißtrauen, da ihre Beamten ihr sagten: „Die Taufe ist ein Eid der Treue. Wenn die Weißen genug Leute haben, werden sie gegen die Regierung sich erheben und das Land einnehmen.“ Leider waren auch die Missionare uneinig; sie konnten sich namentlich mit Griffiths nicht vertragen.

Die Feindschaft gegen das Christentum kam zu einem öffentlichen Ausbruch auf einer Volksversammlung (Kabary) am 1. März 1835. Da wurden die Christen von einem Beamten angeklagt, sie ändern die Sitten, verachten die Götter und die Wahrsager und schließen einen Bund mit den Engländern. Ein Edikt der Königin war den Missionaren mitgeteilt worden, worin die civilisatorische Thätigkeit der Missionare anerkannt und ihnen erlaubt wird, ihre Gottesdienste nach der Weise ihrer Väter zu halten, aber den Unterthanen der Königin wird die Teilnahme an denselben, sowie die Taufe und die Gemeindebildung verboten. Alle

Beamte, welche zu den Christen hielten, wurden degradiert und alle christlichen Bücher eingefordert. Viele Christen fielen ab, die treugebliebenen aber verbanden sich desto inniger unter einander und benützten desto dankbarer jede Gelegenheit zur Einführung in die heilige Schrift durch die Missionare, in Erwartung, daß dieselben nicht mehr lange im Lande bleiben dürften. Jedem wurde ein Exemplar der heiligen Schrift übergeben, 70 Exemplare wurden in der Erde vergraben. Taufe und Abendmahl wurde noch im geheimen gefeiert. Bunyans Pilgerreise war von Johns übersetzt worden und in 8 Abschriften verbreitet. So hatten die Christen einen Schatz, den sie in den 25 Verfolgungsjahren treulich hüteten.

Im Juli 1836 verließen die Missionare die Insel, da ihnen alle Wirksamkeit für das Evangelium abgeschnitten war. Sie kamen im September auf Mauritius an. Nun konnte die Verfolgung ungestörter geschehen, und es begann die Märtyrerzeit, deren Einzelheiten wir hier nicht beschreiben wollen, da sie mehrfach dargestellt sind. Mögen auch einzelne dieser Verfolgten noch wenig christliche Erkenntnis gehabt haben, und mögen einige um ihres politischen Verhaltens willen verfolgt worden sein, die Thatsache bleibt unerschütterlich fest: 25 Jahre lang hat der Same des Evangeliums auf Madagaskar nicht ausgerottet werden können, trotzdem daß viele Jahre lang aller Verkehr mit Christen abgeschnitten war, und es ist namentlich das Lesen der Bibel, wodurch die Christen auch in den schwersten Zeiten neue Stärkung bekommen haben. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Zahl der Christen nach der Wiedereröffnung der Insel weit größer war als 1836.

Als 1856 W. Ellis, früher Missionar auf den Südseeinseln, jetzt Sekretär der Missionsgesellschaft, die Hauptstadt besuchen durfte, hoffte man, die schwere Zeit sei nun vorüber, besonders da der Kronprinz für das Christenthum günstig gestimmt war. Allein 1857 brach eine neue, stärkere Verfolgung aus, welche mehr als 200 Personen betraf, darunter Leute von höherer Stellung und treffliche Christen.

Mit dem Tod Ranavalonas am 16. Juli 1861 schlug die ersehnte Stunde der Erlösung. Als die Nachricht von der Thronbesteigung Radamas II. in London eintraf, gaben die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft zuerst dem Dank für diese gnädige Führung Gottes Ausdruck in einer Gebetsversammlung und beschlossen sodann, so bald als möglich durch W. Ellis einen Brief an den neuen König zu übersenden mit der Bitte um Zulassung von Missionaren, auch eine Bitte an das auswärtige Amt zu richten, es möchte ein französisches

Protektorat über Madagaskar nicht zulassen. Es war für Ellis ein Opfer, in so vorgerückten Jahren diesen Auftrag zu übernehmen. Aber es ermutigte ihn, daß Radama II. selbst einen regeren Verkehr mit Mauritius wünschte und eine Glückwunschdeputation gerne annehmen wollte.

1853 war ein Fonds für Madagaskar angelegt worden, da man schon damals hoffte, wieder ins Land zu kommen. Derselbe war inzwischen auf 7000 £ angewachsen. So sollte nun Ellis unverzüglich mit 6 Missionaren, darunter ein Arzt, ein Schulmann und ein Buchdrucker dahin abreisen. Sie kamen im Juni 1862 nach Antananarivo. Aber schon vor Ellis waren römisch-katholische Priester und französische Agenten angekommen, hatten den Protestantismus angeschwärzt und suchten den König für Frankreich zu gewinnen. Ja, der englische Kosul Pakenham stellte sich gegen Ellis auf die Seite der Franzosen Laborde und Lambert. Bei der Krönung Radamas im September 1862 waren britische und französische Gesandtschaften anwesend, unter den ersteren der anglikanische Bischof von Mauritius, welcher dem Könige als Geschenk der Königin Viktoria eine Bibel überreichte. Der Umstand, daß die Londoner Missionsgesellschaft nicht der bischöflichen Kirche angehörte und nicht von der hohen Aristokratie unterstützt wurde, mochte in der ganzen Geschichte der Madagaskarmission viel dazu beitragen, daß die englische Diplomatie nicht so für sie eintrat, wie man es hätte erwarten können.

Ellis sah die Zustände auf Madagaskar in sehr rosigem Lichte an und bat den König sogleich um die Plätze auf welchen die Märtyrer ihr Leben lassen mußten, um daselbst Gedächtniskirchen zu errichten. Die Missionare Cousins und Toy, welche die Landessprache verstanden, blickten tiefer und erkannten, wie viel Korruption in Volk herrschte, wie die reicheren Christen die Kirche nur als eine Staatsanstalt betrachteten, in welcher sie die Häupter sein sollten. Der König selbst hatte bis jetzt nicht solche Absichten. Die heidnischen Zauberer regten das Volk auf, indem sie eine herrschende Seuche als Strafe für das Verlassen der väterlichen Götter darstellten, und der König erwies sich als ein charakterloser Mensch, bei dem die guten Eindrücke des Christentums durch die Erhebung zum Thron bald verwischt wurden. Er verkehrte mit Ellis durchaus freundlich, aber Leute in seiner Umgebung, die dem Christentum feindlich gesinnt waren, und die französischen Agenten gewannen Einfluß auf ihn, und seine Neigung zum Trunk und zur Unzucht machten ihn unfähig zu einer kräftigen Regierung.

Im Mai 1863 wurde Radama II. ermordet und seine Gemahlin Rasoherina auf den Thron erhoben. Sie hatte keine Neigung zum Christen-

tum, aber aus politischen Rücksichten bestätigte und erweiterte sie die Religionsfreiheit. Sie unterzeichnete ein Dokument, worin sie versicherte, daß das Christentum niemals verboten oder beeinträchtigt werden sollte durch die Regierung, und daran hielt sie treulich fest. Auch versprach sie Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken. So konnte unter ihrer Regierung das Evangelium im Frieden ausgebreitet werden.

Die Gedächtniskirchen, ein Lieblingsplan von Ellis, kosteten weit mehr als veranschlagt war, und gaben Anlaß zu Reibungen unter den Missionaren und mit der Regierung, welche keine förmliche Abtretung des Landes genehmigen wollte, sondern die Kirchen als Eigentum des Herrschers von Madagaskar betrachtete. Massive Steinbauten waren bis jetzt in der Hauptstadt nicht erlaubt, und Baumeister Sibree hatte viele Mühe damit. Die erste Kirche wurde 1867, die zweite 1868 eingeweiht. Da diese zwei schon 8000 £ gekostet hatten, riefen die Direktoren Sibree zurück, und ließen in London für die dritte einen neuen Plan anfertigen, den Cameron ausführen sollte. Aber sie kostete schließlich mehr als nach Sibrees Plan. Vier Kirchen kamen zusammen auf 18000 £, wovon die Kinder in Großbritannien 2850 £ aufbrachten. Eine kleinere fünfte Kirche kam noch dazu.

Man sollte denken, die Aussendung einer großen Zahl von Missionaren und die Heranbildung von tüchtigen eingeborenen Predigern wäre nötiger gewesen, als diese massiven Kirchen. Es wurden allerdings 1863 vier neue Arbeiter ausgesendet und 1866 war darunter der treffliche Hartley, welcher die Heranbildung eingeborener Prediger organisieren und die Bibel revidieren sollte. Aber er kam zu der ersten Aufgabe nicht, da er schon 1868 nach England zurückkehren mußte und 1870 starb. Dr. Mullens drang 1868 im Namen der Direktoren auf festere Organisation der Kirchen, vermehrte Reisepredigt der Missionare und Heranbildung eingeborener Lehrer und und warnte vor der Einmischung des Staates in die Kirche. Man sollte denken, diese Gefahr hätte dazu geführt, daß die anderen Wünsche desto ernstlicher befriedigt worden wären. Aber auch jetzt scheint es daran gefehlt zu haben, und es tritt kein recht anerkanntes Haupt der madagassischen Mission hervor. Ellis, der 1865 zurückkehrte, hatte nicht das Zeug dazu gehabt, und die Streitigkeiten wegen der Gedächtniskirchen scheinen manche Kraft verzehrt zu haben.

Am 1. April 1868 starb Rasoherina und ihre Nachfolgerin Ramona nahm den Namen Ranavalona II. an. Die Anstifter einer Verschwörung, welche einen Verwandten von Radama II. auf den Thron bringen wollten, wurden mild bestraft. Die Götter und Zauberer wurden beim Regierungsantritt nicht befragt, die Verwendung von Stein und Backstein zu Bauten in der Hauptstadt wurde erlaubt, die

Arbeiter für die Regierung feierten am Sonntag, die Sonntagsmärkte wurden verboten, die hohen Beamten besuchten zahlreich den Gottesdienst. Bei der Krönung der Königin im September 1868 waren christliche Inschriften an Stelle von heidnischen Zeichen getreten, und sie erklärte in Bezug auf das Gebet, d. h. das Christentum: „es ist nicht geboten, es ist nicht verboten, denn Gott hat euch geschaffen."

Am 21. Februar 1869 wurde die Königin und der Premierminister, ihr Gemahl, getauft von dem eingebornen Pastor Andriambelo. Dieser Andriambelo war geboren 1829, in der Verfolgungszeit Christ geworden, 1857 geflüchtet, 1861 unter den ersten, welche die Missionare in der Hauptstadt bewillkommneten. Er war Gehilfe des Missionars Cousins im Pastorat der Amparibekirche. Bald nach der Taufe der Königin wurden die königlichen Götzen zerstört.

Die Siegesnachrichten von Madagaskar verursachten in England eine solche Freude, daß die Direktoren sich keine richtige Vorstellung davon machten, wie wenig das Christentum in das Volk eingedrungen, wie gering die Kenntnisse der eingeborenen Prediger und wie wenig sie imstande waren, ihre Gemeinden zu unterrichten und zu leiten ohne beständige Aufsicht, obgleich die Missionare selbst berichtet hatten, es sei kaum einer imstande, eine Bibelklasse zu leiten.

Die Missionare waren sehr darauf bedacht, ihre freikirchliche Stellung gegenüber der Regierung zu wahren und konnten berichten, daß sie bis jetzt keine offizielle Einmischung in kirchliche Angelegenheiten erfahren haben, aber sie fürchten, die hohen Beamten werden, wenn auch nicht den Missionaren, doch den eingeborenen Christen gegenüber sich allerlei erlauben. Die Missionare haben keine Hilfe beim Volk, wenn sie die Kirche auf Madagaskar vom Staate frei erhalten wollen, denn die englischen Begriffe seien dem Volke fremde. Würden sie aber der Regierung gegenübertreten, so würden sie nur zur Aufrichtung einer Staatskirche beitragen.

Nach der Zerstörung der königlichen Götzen konnten die Missionare berichten, daß die Gemeinden in den Dörfern draußen außerordentlich zunehmen und neue Predigtplätze in weiterer Entfernung von der Hauptstadt entstehen. Überall waren Lehrer begehrt, und es seien keine da; die Zahl der Missionare sei viel zu klein, und die eingeborenen Arbeiter zu schwach in der Erkenntnis und in der Fähigkeit, das Volk zu unterrichten. Zwischen 1869 und 1873 wurden 21 Missionare nach Madagaskar gesandt, von denen 1895 noch 9 im Dienste standen. Sie genügten bei weitem nicht dem Bedürfniß und wurden zu wenig über das Land zerstreut.

Da die Direktion in London die lokalen Bedingungen und den Charakter der Eingeborenen zu wenig verstand, auch das Verhältnis zu anderen Missionsgesellschaften in ein akutes Stadium getreten war, wurde 1873 eine Deputation beschlossen, bestehend aus dem Sekretär für das Auswärtige Dr. Mullens und Rev. Pillans, zur Visitation der Insel. Dieselben kamen den 30. August 1873 in der Hauptstadt an. Im Januar 1874 wurde eine Konferenz gehalten, an welcher auch die Norweger und die Friends teilnahmen und alle Missionsangelegenheiten besprochen wurden, hauptsächlich Erziehung, Konzentration des Werks, Disziplin in den eingeborenen Gemeinden, Selbsterhaltung derselben und Ausdehnung auf die noch nicht evangelisierten Stämme.

Die Friends (Quäker) arbeiteten seit 1868 im Anschluß an die Londoner im Südwesten des hauptstädtischen Distrikts auf einigen Stationen und haben namentlich in Schulen und ärztlicher Mission Tüchtiges geleistet. Die Norweger konnten sich als strenge Lutheraner weniger mit den Independenten befreunden, als sie 1867 vom Sululande nach Madagaskar herüberkamen. Sie schlossen jedoch mit den Londonern einen Vertrag, wonach den Norwegern der nördliche Teil der Provinz Betsileo als ihr Gebiet zugewiesen wurde. Trotzdem arbeiteten ihnen sehr mangelhaft gebildete madagassische Prediger entgegen. Daher hielten sie es für nötig, auch in der Hauptstadt festen Fuß zu fassen, wo manche ihrer Gemeindeglieder um des Frondienstes willen sich längere Zeit aufhalten mußten, um einen lutherischen Gottesdienst einzurichten. Dort errichteten sie auch 1871 ihre Katechetenanstalt. Das südliche Betsileo wurde später zwischen Londonern und Norwegern geteilt. Für den Unterschied zwischen norwegischer und Londoner Missionsmethode ist eine Äußerung des Londoner Missionars Jukes charakteristisch. Er sagt nach einem Besuch auf ihrer Station Betafo im September 1869:

„Sie bewillkommten mich mit großer Herzlichkeit als einen Bruder und Mitarbeiter. Es sind sehr fromme opferwillige und selbstverleugnende Diener Christi, die aber in ihrem Werke nicht schnell voranzukommen scheinen. Und das wohl aus zwei Gründen: einmal sind sie zu ritualistisch, und dann wollen sie keine Laienhilfe in der Predigt des Evangeliums. Der norwegische Bischof gedenkt 18 Missionare in der Nordbetsileoprovinz anzustellen und wünscht sich dazu keinen Beistand von freiwilligen eingebornen Gehilfen, wie wir solche anstellen. Mit unserem System, das auf die Entwickelung der Selbstthätigkeit der Gemeinden abzielt, indem junge Leute, die Frömmigkeit und Talent haben, zur Predigt in den Dörfern ausgesandt werden, könnten wir das ganze Nordbetsileoland durch zwei Missionare evangelisieren.“[1])

[1]) Miss.-Mag. 1873 S. 54.

Der Erfolg nach der Eroberung Madagaskars durch die Franzosen hat den Londonern nicht Recht gegeben, denn unter ihren Angestellten waren viele ohne Frömmigkeit und Talent.

Die hochkirchliche Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums (S. P. G.) hatte seit 1864 Missionare in der Hafenstadt Tamatave stationiert und trachtete darnach, in der Hauptstadt festen Fuß zu fassen und einen Bischof für Madagaskar bei der englischen Regierung durchzusetzen. Es war jedoch nicht bloß die Londoner Missionsgesellschaft dagegen, sondern auch die Englisch-kirchliche (C. M. S.), welche seit 1863 Missionare nach der Nordostküste ausgesendet hatte, aber durchaus nicht in das Gebiet der Londoner eindringen wollte. Sie blieb so fest auf diesem Grundsatz, daß sie ihre Missionare ganz von Madagaskar zurückzog, als 1874 doch ein englischer Bischof Kestell-Cornish nach Antananarivo kam.

Die Visitatoren Mullens und Pillans kehrten im September 1874 nach London zurück, nachdem sie sehr auf eine Union der independenten Gemeinden und regelmäßige Delegiertenversammlungen gedrungen hatten.

Die Londoner Missionsgesellschaft konnte es nicht hindern, daß die Hofkirche sich unabhängig von ihr stellte und großen Einfluß im Lande gewann. Sie unterstützte ärmere Gemeinden und sandte auch Prediger unter die noch heidnischen Stämme. Ihr Kirchengebäude wurde am 8. April 1880 eingeweiht in Gegenwart der Londoner, der Friends und der Norweger Missionare. Die S. P. G. und die Katholiken folgten der Einladung nicht. Der Premierminister erzählte dabei, wie die Königin nicht durch menschliche Einflüsse, sondern durch das Lesen der Bibel zum Übertritt gekommen, wie sie nach dreimonatlichem Unterricht von Andriambelo und Rainimanga mit ihrem Gemahl getauft und nach weiteren vier Monaten zum Abendmahl zugelassen worden sei. Es sei der Brauch, daß jeder Herrscher von Madagaskar nach seinem Regierungsantritt ein neues Haus im Gebiet des Palastes baue, Ranavalona habe dem Wort Matth. 6, 33 entsprechend diese Kirche gebaut. — Die meisten Missionare wurden von Zeit zu Zeit eingeladen, in dieser Hofkirche zu predigen.

Stadtgemeinden und Kirchen waren es 1880 bereits 9 in Antananarivo, 3 in Fianarantsoa, 3 in Ambohimanga. Jede stand unter einem Missionar und wurde der Mittelpunkt eines weiten Distrikts, in welchem alle christliche Bestrebungen überwacht und gefördert werden sollten. Dies waren die vermöglichsten Gemeinden und am meisten gefördert in christlicher Erkenntnis und Erfahrung.

Die fünf Vorstadtkirchen hatten große Gemeinden, aber meist arme Leute und Sklaven, welche nicht mit ihren Herren in einer Stadtkirche sitzen wollten. Von ihnen konnte keine Evangelisationsthätigkeit

erwartet werden. Man durfte zufrieden sein, wenn sie ihre Gotteshäuser unterhielten und ein wenig zum Gehalt ihrer Schullehrer beitrugen.

Landgemeinden zählte man 1890: 1223 mit 59 615 Kirchengliedern und 248 108 Anhängern. Sie brachten 5490 ℳ für kirchliche Zwecke auf. Aber nicht mehr als $^1/_4$ der Bevölkerung von Madagaskar hatte überhaupt das Evangelium gehört, und die eingeborenen Pastoren standen unter der häufig sehr mangelhaften Aufsicht eines europäischen Missionars. Manche Pastoren waren eben die besten, die man finden konnte, aber nicht wie man sie wünschte. Die meisten Landpastoren hatten keine besondere Vorbereitung für ihren Beruf, einzelne predigten niemals und einige konnten nicht lesen. Manche wurden zu Pastoren gewählt, weil sie einflußreiche Personen im Dorfe waren und das Pastorat für ein Ehrenamt galt (S. 747). 1876 wurde ein Teil der Landpastoren vom Militärdienst befreit, damit sie sich ganz ihrem Beruf widmen konnten, aber manche blieben, um in den Augen des Volkes eine höhere Stellung einzunehmen.

Neben diesen eingeborenen Pastoren gab es 1880 ungefähr 4000 eingeborene Prediger, von denen aber die meisten diesen Namen nicht verdienten. Junge Leute, die kaum lesen konnten, die aber redselig waren und über einen Gegenstand 5—10 Minuten lang vor der Gemeinde sprechen konnten, wurden oft zu Predigern gewählt. Einzelne aber waren tüchtige Christen.

Unter den eingeborenen Evangelisten, welche teils von der Londoner Missionsgesellschaft, teils von den Gemeinden oder von der madagassischen Missionsgesellschaft, teils von der Hofkirche in die noch heidnischen Gegenden ausgesendet wurden, gab es seit 1873 mehr für diesen Beruf ausgebildete Leute.

Warum nicht auch unter den eingeborenen Pastoren und Predigern? Weil die Londoner Missionsgesellschaft ihre independentischen Grundsätze auch auf die heidenchristlichen Gemeinden ausdehnte und die Pastoren und Prediger von Gemeinden wählen ließ, die noch völlige Kinder im christlichen Glauben waren. Es wurde allerdings namentlich infolge der Visitation ein reger Verkehr zwischen den Gemeinden angebahnt durch viermonatliche oder sechsmonatliche Distriktsversammlungen, welche von Abgeordneten aller Gemeinden besucht, und in welchen schwierige Kirchenzuchtfälle, die Leitung des Gottesdienstes und manche andere Fragen besprochen wurden, und durch die Congretional Unions von Imerina und Betsileo, mit denen auch erbauliche Ver-

sammlungen für Frauen verbunden waren unter der Leitung der Missionsfrauen, außerdem durch monatliche Gebetsversammlungen, zu welchen 5—6 Gemeinden zusammenkamen. Auch wechselten 30—40 Prediger in demselben Distrikt ab mit Predigen, ähnlich wie bei den Methodisten. Aber alle diese Versammlungen konnten doch wohl Missionsstationen auf dem Lande nicht ersetzen. Wenn der Missionar nur auf Besuch, vielleicht nach längerer Zeit, kommt, kann er keinen Einblick in das tägliche Leben der Gemeindeglieder gewinnen, und die independente Wahl der Prediger durch Gemeinden, die kaum den Namen von Gemeinden verdienen, läßt nichts anderes erwarten, als daß viele dieser Gemeinden, deren Prediger eigentlich nur um ihres politischen Ansehens willen ihren Posten einnahmen, bei den französisch-römischen Angriffen schnell zur herrschenden Partei übergegangen sind.

In der Provinz Betsileo war vor 1870 von seiten der Londoner Missionsgesellschaft wenig geschehen. Damals erst bekam ein Missionar seinen Wohnsitz in Fianarantsoa und übernahm die Aufsicht über die drei Stadtgemeinden. Aber die Gemeinden in dieser Provinz bestanden längere Zeit fast nur aus Hovachristen. Erst durch einen Besuch der Königin 1872 wurde auch der Kirchenbesuch der Betsileo befördert, aber weniger durch eigenes religiöses Bedürfnis der Leute. Ähnlich ging es in anderen Landschaften.

Was das Schulwesen betrifft, so begann das College erst 1870 unter der Leitung der Missionare Toy und Cousins, und 1874 wurde auf Dr. Mullens Antrag das Ziel erweitert, so daß es außer Evangelisten und Pastoren junge Leute aus den höheren Ständen ausbilden sollte, welche die Elementarschulen durchlaufen hatten und für einflußreiche Regierungsstellen bestimmt waren. Der Kurs für Geistliche dauert zuerst vier Jahre, seit 1884 fünf. Im letzten Unterrichtsjahr wurden sie auch in das Spital und in das Schulwesen eingeführt. Bis 1890 wurden 196 Schüler für das geistliche Amt aufgenommen, von denen 90 Evangelisten wurden.

Das Schullehrerseminar wurde 1862 von Missionar Stagg gegründet, aber 1864—67 nur von Eingeborenen geleitet, und die Vorsteher wechselten öfters bis Richardson 1872—97 demselben vorstand.

Eine englische Elementarschule wurde 1888 errichtet, aber bei der Eroberung durch die Franzosen aufgehoben. Die vom Premierminister 1870 errichtete Hofschule unter der schultechnischen Leitung eines Missionars für Söhne von höheren Beamten zählte gewöhnlich etwa 60 Schüler. Eine

Mädchencentralschule wurde gut besucht, aber die Verheiratung der Mädchen im 12.—13. Lebensjahre ist eine Hindernis für gründlichere Ausbildung. Elementarschulen gab es 1872 in Imerina 490. Später wurden sie vermehrt und höhere Anforderungen an die Lehrer gestellt.

Die ärztliche Mission wurde von Dr. Davidson begonnen und ein Hospital später gemeinsam mit den Friends geleitet. Bei der medizinischen Akademie 1886 wirkten auch die Norweger mit. Ein Aussätzigenasyl wurde 1894 eröffnet.

Zur Revision der Bibelübersetzung wirkten alle evangelischen Missionsgesellschaften zusammen, und der Norweger Dahle war ein besonders geschätztes Mitglied wegen seiner gründlichen Kenntnis des Hebräischen.

Mit dem Jubiläumsjahr 1895 bricht Lovetts Buch ab. Es wird uns also der Stand der Londoner Missionsgesellschaft seit der Eroberung Madagaskars durch die Franzosen nicht beschrieben. Aus dem Mitgeteilten wird uns einigermaßen erklärlich werden, warum gerade diese Missionsgesellschaft, abgesehen von politischer Eifersucht, so schwere Verluste erleiden mußte. Aber wie in der Verfolgungszeit unter Ravanalona I. der Same des Evangeliums nicht ausgerottet werden konnte, so hoffen wir, werde auch die Arbeit der Londoner Missionsgesellschaft seit dieser Zeit durch die neue Prüfung nicht als eine vergebliche sich erweisen.

Zur chinesischen Missionskontroverse

sind im Laufe des Oktober wieder zwei bedeutungsvolle Schriften erschienen, auf die ich dadurch die Aufmerksamkeit besonders lenken zu müssen glaube, daß ich ihrer außerhalb des Litteratur-Berichtes in einem speziellen Artikel gedenke.

1. **Maus**: „Die Ursachen der chinesischen Wirren und die evangelische Mission.“ Kassel (Röttger) und Barmen (Missionshaus). 80 Seiten. 40 Pfg., in Partieen billiger. — Schon durch eine Reihe im „Reichsboten“ veröffentlichter Artikel, wie durch zahlreiche hin und her in Deutschland gehaltene Vorträge hat Maus mit großer Sachkenntnis und Schlagfertigkeit in die seitens der Zeitungspresse provozierte chinesische Missionsdebatte eingegriffen und nicht wenig zur Klärung der die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigenden Frage beigetragen. In der vorliegenden auf meine Anregung publizierten Broschüre faßt er nun nicht bloß das bereits Gesagte zusammen, sondern fügt auch noch viel Neues

hinzu, und durch die systematische Ordnung, in die er alles gebracht, beleuchtet er so allseitig und treffend die ganze Kontroverse, daß jeder für Thatsachen-Argumente zugängliche Leser von der Lektüre den Eindruck empfängt: die gegen die evangelische Mission erhobenen Anklagen seien siegreich widerlegt. Allerdings bringt Maus auch manches noch einmal zur Sprache, was bereits aus meiner jetzt in 22. Auflage erscheinenden Schrift: „Die chinesische Mission im Gericht der deutschen Zeitungspresse" in weite Kreise gedrungen ist, aber er ergänzt meine oft kurzen Bemerkungen teils durch weitere Ausführungen, teils durch ganz neue Gesichtspunkte, teils durch viel charakteristisches Thatsachenmaterial. Speziell in die wirklichen Ursachen der furchtbaren Katastrophe giebt Maus einen Einblick, der weit über die Andeutungen hinausgeht, welche ich nach dem Zwecke meiner Schrift sehr summarisch halten mußte. Ebenso detailiert er meist auf Grund eigener Erfahrungen die römische Missionspraxis in China an einer Reihe konkretester Beispiele, während ich sie nur mit wenigen Strichen charakterisiere. Kurz, die Broschüre von Maus ist neben der meinigen eine höchst wertvolle und willkommene Streitschrift, zumal sie aus der Feder eines Mannes stammt, der nicht nur 13 Jahre in China unter dem Volke gelebt und gearbeitet, sondern auch die Augen aufgemacht und etwas gesehen hat, was man nicht von allen in China gewesenen Europäern sagen kann, die jetzt als „Kenner der chinesischen Verhältnisse" in Deutschland eine Rolle spielen. Und Maus kann auch schreiben, volkstümlich, packend, den Nagel auf den Kopf treffend, mit Salz, je und je freilich auch mit Pfeffer gewürzt. Jedenfalls ist die Broschüre nicht langweilig. Kleine Unrichtigkeiten sind mir nur je und je begegnet, z. B., daß Herr v. Brandt 30 Jahre deutscher Gesandter in China gewesen.[1]) Er war nur 18 Jahre in China, ob während dieser ganzen Zeit Gesandter, weiß ich nicht. Die Schrift zerfällt in zwei Hauptteile: I. Abwehr bezw. Beleuchtung der

[1]) Bis jetzt sind von Herrn v. Brandt, wenigstens soweit meine Kenntnis reicht, die seitens der Verteidiger der evangelischen Mission von ihm erforderten Beweise für die Anklagen, welche er gegen dieselbe erhoben hat, nicht beigebracht worden. Der Artikel in der deutschen Revue (Oktober Seite 79): „Zur Missionarsfrage in China" umgeht den durch ihn selbst in den Mittelpunkt der Debatte gestellten Streitpunkt: daß vornehmlich die evangelische Mission die Schuld an der jetzigen Chinakatastrophe trage. Ich habe daher keine Veranlassung, mich eher mit ihm wieder auseinander zu setzen, als bis er auf die bestimmten ihm vorgelegten Fragen ebenso bestimmte Antwort gegeben hat. Ich konstatiere, daß das bis jetzt nicht geschehen ist.

gegen die evangelische Mission erhobenen Beschuldigungen in 5 Abschnitten (Seite 5—37): 1. Die evangelischen Missionare kennen die chinesischen Verhältnisse und die Sprache nicht; 2. sie besitzen religiösen Übereifer und gehen treiberisch vor; 3. es fehlt ihnen die Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder; 4. sie verletzen die heiligsten Gefühle der Chinesen und veranlassen, wenn es zur christenfeindlichen Reaktion kommt, Straferpeditionen; 5. die chinesischen Christen taugen nichts. Diese Anklagen werden oft sehr drastisch beleuchtet. II. Die wahren Ursachen der Wirren in 9 Punkten vorgelegt: 1. Die Reformbewegung in der inneren Politik Chinas; 2. die Politik der europäischen Mächte; 3. die katholische Mission mit ihrer Verquickung von Religion und Politik; 4. die schnöde Behandlung der Chinesen seitens der in China lebenden Europäer; 5. der gewissenlose Handel; 6. die Zeitungen mit ihren Aufteilungsprojekten; 7. die Uneinigkeit und Rivalität der fremden Gesandten; 8. die Mißwirtschaft der chinesischen Beamten; 9. die aus dem Burenkriege und dem Kampfe mit den Philippinen erkannte Schwäche zweier großer abendländischer Mächte. Es folgt dann von Seite 57 an ein Schlußwort: „Was sagen diese Wirren in China der evangelischen Christenheit?“ und 5 Beilagen: „Mission oder Eisenbahnen und Bergbau“; „Die Mission und die Verträge“; „Meine Räubergeschichten“; „Aus den Berichten des römischen Missionspaters Stenz im ‚Ostasiatischen Lloyd‘“; und der bekannte Artikel der „Voce della verita“.

Ich wünsche von Herzen, daß dies Schriftchen eine ebenso weite und noch weitere Verbreitung finden möge, als das meinige. Es verdient sie.

2. Horbach: „Offener Brief an Herrn Bischof von[1]) Anzer über die Stellung der Mission zur Politik, zugleich eine Denkschrift an die deutsche Regierung.“ Gütersloh. 90 Seiten. 1 Mk. Das ist eine geharnischte Broschüre, die auf Grund zahlreichster authentischer katholischer Zeugnisse, vornehmlich eigener Berichte und Erklärungen Anzers selbst, die missionspolitische Thätigkeit desselben unter das Gericht zweier überraschend treffender bezw. treffend angewendeter Schriftworte stellt, die die Überschriften der beiden Hauptabschnitte bilden: 1. „Niemand unter euch leide als ... einer, der in ein fremdes Amt greift“ und 2. „Aber die Hohenpriester nahmen die Silberlinge und

[1]) Ich möchte mir erlauben, die katholischen Organe um Aufschluß zu bitten, wie der Herr Bischof eigentlich dazu kommt, von Anzer tituliert zu werden. In Deutschland ist er meines Wissens nicht geadelt worden; ist ihm etwa mit dem rosaroten Knopf, den er als Mandarin trägt, das Adelsdiplom verliehen worden?

sprachen: es taugt nicht, daß wir sie in den Gotteskasten legen, denn es ist Blutgeld". Mit einer staunenswerten Beherrschung des urkundlichen Materials und einer manchmal fast übertriebenen Akribie wird in dem ersten Abschnitte die Thatsache nachgewiesen, in welchem Umfange der Bischof „in ein fremdes Amt gegriffen" und im zweiten, wie viel „Blutgeld" als Sühne er von den Chinesen erpreßt hat, und zwar das eine wie das andere zum Verderben der Mission. Es ist ja keineswegs alles neu, das Horbach beibringt, in meiner Broschüre und den bezüglichen Artikeln in der A. M.-Z. sind die wesentlichsten Punkte schon hervorgehoben; aber sein Thatsachenbeweis ist nicht nur viel umfangreicher und citatenschwerer als der meinige, sondern auch die Beleuchtung der vermehrten Thatsachen eine viel allseitigere und eindringendere. Die Fülle des aus allen einschlägigen katholischen Quellen erschöpfend zusammengestellten Detailmaterials ist eine so große, daß eine kurze Inhaltsangabe von ihr keinen rechten Eindruck giebt. Als erste Thatsache wird konstatiert, daß, warum und wie der Bischof die Besetzung von Kiautschau veranlaßt hat und gezeigt, wie unverträglich diese ganze Manipulation mit der religiösen Aufgabe und dem durch sie bedingten geistlichen Betriebe der christlichen Mission ist. Dieser letztere, wesentlich meiner Evangelischen Missionslehre entnommene Nachweis[1]) würde im vorliegenden Falle wuchtiger gewesen sein, wenn er kürzer gehalten worden wäre. Sodann wird in einer geradezu vernichtenden Weise der Widerspruch zwischen den bischöflichen Erklärungen vor und nach der Besetzung von Kiautschau aufgedeckt. „Die eine Darstellung schließt die andere inhaltlich aus; eine Kombinierung derselben ist unmöglich." Hieran schließt sich — immer auf Grund der Selbstzeugnisse Anzers — die Feststellung der verderblichen Wirkungen der bischöflichen politischen Agitation, nämlich, daß aus der „Lebensfrage" für die katholische Mission, um derenwillen die Besetzung von Kiautschau erfolgte, eine „Todesfrage" geworden ist. „Ein erschütterndes Drama." Welche Lehren — so fährt nun Horbach fort — hat der Missionsbischof aus der nach seinem eigenen Berichte infolge von Kiautschau eingetretenen „Zerstörung seines ganzen Missionswerkes" gezogen? „Wird er nun gänzlich Abstand nehmen von äußerer Gewaltanwendung in seiner Mission, wird er diese nun gänzlich unverworren lassen mit Politik?" Im Gegenteil: Nun verlangt er von der deutschen Reichsregierung, daß sie nicht bloß die deutschen Missionare,

[1]) Auch sonst ist diese Quelle reichlich benutzt worden, ohne daß es immer kenntlich gemacht worden wäre.

sondern auch die chinesischen Christen unter ihren Machtschutz stelle. Es gehört nun zu den fesselndsten, lehrreichsten und für Herrn Anzer verhängnisvollsten Partieen der Broschüre, zu zeigen, nicht bloß welcher ungerechtfertigte Eingriff in die chinesische Gerichtsbarkeit dadurch herbeigeführt, sondern in welche unabsehbare Menge von Verwickelungen die deutsche Reichsregierung durch ein Eingehen auf die Forderung des Bischofs gestürzt werden würde. „Hier wäre" — bemerkt der Verfasser mit Recht — „eine prächtige Gelegenheit für Herrn v. Brandt, Studien darüber zu machen, welche der Missionen, die katholische oder die evangelische, den Gesandtschaften die meiste Arbeit zu machen pflegt?" Jedenfalls sind es gerade die Zeugnisse der französischen Diplomaten, die die Weißwaschungsversuche der katholischen Mission seitens des Herrn v. Brandt widerlegen. Am Schlusse des 1. Abschnittes kommt Horbach nun noch auf mehrere andere überraschende „Missions-Allotria" in der katholischen Mission zu sprechen. Lassen wir die „Kanonengießerei" in der älteren Zeit ganz beiseite — aufs höchste werden die Leser überrascht sein zu erfahren, daß es heute in der Mission des Bischof Anzer „von Waffen starrt". Mit dem authentischen Nachweis dieser Thatsache bringt die vorliegende Broschüre gewiß vielen etwas ganz Neues. „In der bischöflichen Residenz Zinin (aber nicht hier allein) lugen überall Lanzen, Gewehre, und andere Waffen aus den Fenstern und über die Mauern empor." Als zweites „Missions-Allotrion" wird die Mandarinenkleidung besprochen, in der der Bischof auch auf seinen Photographieen gern paradiert, und in die sich bei Taufen auch sein Provikar „wirft", als drittes das direkte „Eingreifen in die Gerichtsbarkeit" und als viertes der auch sonst auf die chinesischen Beamten ausgeübte Druck, „sich wider ihren Willen, fast gezwungen" dem Bischof zu fügen. Man kommt nicht aus dem Staunen heraus, wenn man das alles im einzelnen nachliest, wie sich der Grandseigneur Anzer in China aufspielte.

Der zweite Teil, der die katholischen „Sühneforderungen" bespricht, ist kürzer, aber durch seine detailierten Ausführungen nicht minder belastend für den gewaltthätigen Bischof. Nach den Prädikaten, welche Herr Anzer und seine Missionare den ihnen gewordenen Sühnen beilegen, klassifiziert Horbach dieselben in 8 Rubriken und bespricht dann detailiert 1. eine „glänzende" und 2. eine „vollständig hinreichende Sühne". Auch hier erfährt der Leser wieder viel Neues. Die „glänzende" Sühne, die ich allein skizzieren will, ist die, welche die chinesische Regierung

für die am 1. November 1897 erfolgte Ermordung der beiden Missionare Ries und Henle geleistet hat. 1. Gefangennahme und strenge Bestrafung der wirklichen Mörder. Dies ist nach Anzer der „schwächste Punkt“ und Horbach zeigt, wie viel unschuldige Menschen dieser Sühne zum Opfer gefallen sind. 2. Die Entschädigung in Geld, bei welcher drastisch und unwiderleglich der Nachweis geführt wird, daß sie (9000 Mk.) den erlittenen Sachverlust weit überstieg. 3. Der Bau 7 kleiner Residenzen und 3 größerer Sühnekirchen für den Preis von 666000 Mk. „Angesichts dieser Sühnegeldsummen kann man wohl fragen, wie hoch man sich einen getöteten Steyler katholischen Chinamärtyrer bezahlen läßt.“ Und welche Sprache reden diese mit erpreßtem Sühnegeld gebauten „Strafkirchen“ zu den heidnischen Chinesen! 4. „Die Entfernung derjenigen Mandarinen von ihren Posten, welche die europäerfeindliche Stimmung großgezogen.“ Man muß nun bei Horbach nachlesen, welche Verbitterungen bei den betreffenden Beamten und welche mörderischen Wirkungen für die katholischen Christen diese Amtsentsetzung zur Folge gehabt hat.

Man darf nun gespannt auf die Antwort sein, die der Herr Bischof auf diesen „Offenen Brief“ geben wird.

Warneck.

Aus der römischen Mission.

Ein Blatt zur Charakterisierung ihres Betriebes und ihrer Berichterstattung.

Nachstehend gebe ich den wörtlichen Abdruck eines „Briefes des Hochwürdigsten Herrn Leray, von der Kongregation des göttlichen Herzens, apostolischen Vikars“, der unter der Überschrift: „Die Bekehrung von Apaiag durch den Rosenkranz“ in den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens“ und zwar im Jahre 1900, schreibe neunzehnhundert (Nr. IV S. 296 ff.) veröffentlicht worden ist. Ich thue es, damit diejenigen unserer Leser, welche keine Gelegenheit haben, katholische Missionsorgane zu studieren, einmal einen Einblick thun können, sowohl in die antievangelische Art des römischen Missionsbetriebes, wie in den legendarischen Charakter der römischen Missionsberichterstattung. Was die „Wunder“ betrifft, die „der Hochwürdigste apostolische Vikar“ erzählt, so ist jede Bemerkung bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit überflüssig; jedenfalls

sind sie nicht geeignet zur Legitimierung der Glaubwürdigkeit des gesamten Berichts. Leider bringt der Jahrgang 1900 des Missionary Herald, des Organs des American Board, keine Spezialkorrespondenz über die Gilbertinseln, und der Annual Report pro 1900 ist noch nicht erschienen, so daß ich zur Zeit nicht imstande bin, die großsprecherischen Angaben des „Hochwürdigsten" Herrn Leray nach den Berichten der evangelischen Missionare zu verifizieren. Unterdes erlaube ich mir, die angebliche Thatsache der Bekehrung der ganzen Insel zu Maria nicht minder zu bezweifeln, wie die Thatsächlichkeit der Rosenkranzwunder. Die fragliche Insel, die etwa 3600 Einwohner zählt und nicht Apaiag, wie der apostolische Vikar konsequent schreibt, sondern Apaiang heißt, ist schon seit längerer Zeit durch die Sendboten des Am. Board fast völlig christianisiert; und nun erleben wir, wie fast überall auf dem weiten Missionsgebiet, das häßliche Schauspiel, daß sich Rom mit der erklärten Absicht: ein gesegnetes evangelisches Missionswerk zu zerstören, auch auf dieser kleinen Insel Unfrieden und Verwirrung stiftend eindrängt.[1]) Ich füge nur noch hinzu, daß selbst die Redaktion der „Jahrbücher" gegen den hochwürdigsten Wunderbericht eine Anwandlung von Kritik gehabt haben muß, denn sie leitet ihn ein mit folgender Bemerkung: „Der Verfasser des Briefes, ein ehrwürdiger Bischof, bekräftigt mit seiner hohen Autorität die wunderbaren Thatsachen, die er mit eigenen Augen gesehen

[1]) Dasselbe Schauspiel erleben wir auch auf den (deutschen) Marschallinseln. Zur Charakteristik wieder nur ein Citat, diesmal aus der „Kolonialen Zeitschrift" von H. Wagner (1900 S. 277), welche von Jaluit folgende Korrespondenz erhalten hat, in der ich die beachtenswerten Stellen durch Sperrdruck auszeichne: „Leider haben wir hier nun auch eine konfessionelle Spaltung. Bisher dominierte hier nur die evangelische amerikanische Bostonmission. Nun hat die Jaluitgesellschaft auch die katholische Mission zugelassen und das hat nun die hiesigen „oberen Zehntausend" unter den Eingeborenen weniger geistig als leiblich in zwei Lager gespalten. Man kann das sehr gut äußerlich unterscheiden. Da ist z. B. der Häuptling Socak; er behauptet Katholik zu sein, indem er Sonntags mit einer seiner Frauen die Messe besucht und dann nicht verfehlt, in der Mission zu frühstücken. Dort ist jetzt überhaupt das Häuptlingsquartier. Häuptling Nelu raucht wieder und trinkt wieder Bier; er hat sich also augenscheinlich von der amerikanischen Bostonmission losgesagt. Nur Häuptling Lelukia bleibt fern, der Mission sowohl, als dem Frühstück; er ist wohl der eifrigste Anhänger der amerikanischen Mission. Der ruhige Pater Schmitz, ein heiterer Rheinländer, beschäftigt sich inzwischen angestrengt mit dem Studium der Eingeborenensprache und wartet, daß die Eingeborenen von selbst herankommen. Die Kinder der Häuptlinge Lailan, Simeton und die Adoptivkinder Nelus besuchen die katholische Schule, wo nur deutsch gesprochen wird."

hat (??).[1]) Übrigens *scheinen* diese außerordentlichen Ereignisse durch die darauf folgenden Massenbekehrungen bestätigt worden zu sein." Und nun der Bericht:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Wunder berichte, welche die allerseligste Jungfrau bei uns in Apaiag, in unserem Vikariate der Gilbert-Inseln, gewirkt hat. Diese Insel ist, was die Bedeutung betrifft, die zweite, wenn nicht die erste der ganzen Gruppen. Es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das kleine Paris der Gilbert-Inseln. In Bezug auf Civilisation ist sie den anderen Inseln weit voran.

Einige geschichtliche Angaben.

Der ehrwürdige Begründer der Mission, Pater Bontemps seligen Angedenkens, besuchte sie zum ersten Male im Jahre 1890. Alles war protestantisch; man wollte vom Papste und der Mutter Gottes gar nichts wissen. Die Irrlehre hatte seit dreißig Jahren die Oberhand. Die Pastoren hatten davon im Jahre 1858 Besitz genommen und „Teachers"-Schulen gegründet. Apaiag war in der That ihr Mittelpunkt und ihr Bollwerk geworden. Deshalb hielt Pater Bontemps die Massenbekehrung auf dieser Insel nur durch ein solches Wunder möglich, welches einst den heiligen Paulus auf dem Wege nach Damaskus bekehrte.

Als Pater Lebeau diese Insel nach dem Tode des Patres Bontemps besuchte, fand er sie ganz verändert. Es schien, als ob das Wunder stattgefunden hätte. Alle kamen zu ihm, wollten sich taufen lassen, und was am merkwürdigsten ist, die protestantischen „Teachers" selbst eilten mit ihren Schulkindern herbei, um sich unter die Zahl der Katholiken aufnehmen zu lassen. Pater Lebeau konnte sich diese Umwandlung nicht erklären; er taufte die jüngsten Kinder und die Kranken und, da kein Missionär sich auf der Insel befand und er keinen dort zurücklassen konnte, empfahl er sie dem Schutze Mariä, welche ihr Apostel sein sollte, und ermahnte sie, recht oft den Rosenkranz zu beten; man versprach es ihm.

Die protestantischen Pastoren machten einen neuen Versuch. Der Statthalter wütete gegen die Katholiken und verfolgte sie, aber alles umsonst, das Volk von Apaiag gehörte ganz Mariä an. Bei seiner Rückkehr fand Pater Lebeau die Insel in guter Gesinnung, der Rosenkranz stand immer mehr in Ehren. Viele beteten täglich fünf bis sechs Rosenkränze. Am Morgen ging man zur Kirche, um an Stelle der Betrachtung den Rosenkranz zu beten. Wer hatte ihnen denn diese Freude am Rosenkranze gegeben? Maria selbst; jeder hatte irgend eine Gnade erhalten, alle hatten irgend eine wunderbare Erhörung zu erzählen.

---

[1]) Auch das ist Flunkerei. Die Leser werden ja finden, daß der Bischof fast bei allen den behaupteten Wundern gar nicht gegenwärtig gewesen sein *kann*. Nur bei dem fünften macht er die Bemerkung, er habe — wie aus dem Zusammenhange erhellt: *nachträglich* — „selbst die *Stelle* des Verfalls gesehen." Als ob ein Wunder damit bewiesen würde, daß der Berichterstatter den *Ort* gesehen hat, an dem es sich zugetragen haben soll! Den „Vorfall" selbst kann auch hier der Bischof nicht „gesehen" haben, denn er setzt hinzu: „alle Augenzeugen berichten übereinstimmend dieselben Einzelheiten". Er selbst war also offenbar *nicht* Augenzeuge.

Wunderbare Thatsachen möchte ich hier erzählen. Ich werde nur einige anführen, die zeigen, wie Maria die Herzen dieser armen Kanaken zu gewinnen versteht; es ist das „ludens in orbe terrarum."

Der Wind.

Eines Tages fuhren etwa zwanzig Boote nach der nahegelegenen Insel; sie befanden sich in der Lagune in einer Entfernung von vier bis fünf Stunden. Gänzliche Windstille hielt sie zurück. Einer unter den Eingeborenen zieht seinen Rosenkranz hervor und betet ihn andächtig, um ein wenig Wind zu erhalten. Seine heidnischen und protestantischen Gefährten lachten über seinen einfältigen Glauben. Am Schlusse des Rosenkranzes zeigt sich noch immer kein Wind. Die anderen verdoppeln ihre Spötteleien. Bald weht der Wind, aber für ihn allein. Der Wind bläst nur auf seine Segel. Die anderen Barken auf beiden Seiten versuchen vergebens, von der dem Diener Mariens erwiesenen Gunst Gebrauch zu machen. Seine Barke gleitet dahin mit vollen Segeln und erreicht die Insel um zwei Uhr Nachmittags, während die übrigen mit ihren Rudern erst mitten in der Nacht, erschöpft von Müdigkeit, Hunger und Durst, anlangen. Der Ruf dieser Begebenheit verbreitete sich bald über die ganze Insel, und es bekehrten sich mehrere Heiden.

Der Regen.

Ein anderes Mal befand sich ein alter Kanake auf der Lagune. Plötzlich bedeckte sich der Himmel und ein reichlicher Regen strömte überall hernieder. Unser Greis, der ein großes Zutrauen auf den Rosenkranz setzte, begann ihn mit Andacht zu beten. Alsdann ereignete sich das Wunder, das wir in der Legende einiger Heiligen lesen. Der Greis allein und sein Schifflein werden vom Regen verschont. Ins Dorf zurückgekehrt, erzählt er seine Geschichte. Die Protestanten glauben seinen Worten nicht und wollen sich von der Wahrheit überzeugen; sie untersuchen das Boot und berühren die Segel mit ihren Händen. Sie können es nicht mehr in Zweifel ziehen, alle preisen laut die Macht Mariä, und mehrere bekehren sich.

Eine andere Thatsache.

Seit langer Zeit fiel auf einer kleinen Insel kein Regen mehr. Der Häuptling, ein Protestant, fand kein Wasser, um seinen Durst zu stillen. Er begegnet einem Katholiken und sagt: „Weil euer Rosenkranz so mächtig ist, so mache, daß es drei Tage auf meiner Insel regnet, und dann werde ich katholisch." Der Diener Mariä betete vertrauensvoll, und der Regen fiel an den drei Tagen, wie er es begehrt hatte. Was das Wunder noch merkwürdiger machte, war der Umstand, daß es sonst nirgendwo regnete. Unser Häuptling war darüber so erfreut wie die Israeliten durch die Quellen des Moses, er hielt sein Wort und wurde katholisch. Ich hatte selbst das Glück, ihn zu taufen im November dieses Jahres 1899.

Das Kind, das im Meere ertrank.

Ein anderes Mal spielte ein zweijähriges Kind am Meeresufer. Es ging auf dem Hafendamm zu weit vor und fiel in die Fluten. Einige Zeit schwamm es auf dem Wasser, den Kopf nach unten gekehrt. Als seine Mutter es nicht zurückkommen sah, rief sie nach ihm und suchte es überall. Endlich erblickte sie die Füße

des Kindes, die auf dem Meere schwammen unweit des Ufers. Sie stürzt sich außer sich in die Wellen, um durch Schwimmen ihr Kind zu retten. Auf ihren verzweifelten Hilferuf versammelt sich das ganze Dorf. Sie ergreift das Kind an den Füßen, aber es hat ganz das Aussehen einer Leiche. Sobald sie das Ufer erreicht hat, streckt sie den Körper auf eine Matte aus. Die Zauberer raten ihr, die Geister anzurufen. Allein diese christliche Mutter hört nicht auf sie, sie wendet sich an Maria. Bald scheint ihr Sohn wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Er steht auf, geht und läuft umher wie zuvor.

Das Kind trug eine Medaille am Halse. Heute wollen alle Kinder Medaillen haben.

Das Wunderbild.

Ich besitze in meinem Brevier ein kleines Bild des göttlichen Herzens, das ich überall zeige, wohin ich komme. Es ist ein wenig durch Rauch geschwärzt. Man sieht es als ein Wunderbild an. Hier das Ereignis:

Ich Dorfe Konopaka fängt ein Haus Feuer. In einem Augenblick wird das aus Blättern verfertigte Dach durch die Flammen verzehrt. Die Pfosten brennen ebenfalls schnell ab. Die Leute eilen herbei, eher um dem Brande zuzuschauen als um ihn zu löschen, wie es dort Sitte ist; übrigens ist es unmöglich, solche Brände an Häusern aus Blättern zu bekämpfen. Alsbald bemerken sie ein Bild, das an einem der Pfosten des Hauses hängt. Die Heiden fangen an zu spotten und sagen wie die Juden am Fuße des Kreuzes: „Wir wollen sehen, ob Gott es retten wird.“ Und, o Wunder! Der Pfosten blieb vom Feuer verschont und das Bild war gerettet. Darauf springt einer der Zuschauer, bevor das Feuer ganz erloschen ist, in das Haus und nimmt das Bild, das noch unversehrt ist. Die kleine Schnur, an der es hing, ist nicht einmal verbrannt. Gleich nachher fällt der Pfosten, der durch die Hitze halb verkohlt ist, und das ganze Haus stürzt ein. Mehrere Heiden haben sich bekehrt. Dies geschah am ersten Freitage des Oktobers in einem protestantischen Dorfe. Ich habe selbst die Stelle des Vorfalles gesehen, und alle Augenzeugen berichten übereinstimmend dieselben Einzelheiten.

Eine Strafe.

In einem der größten Dörfer der Insel, in Tepuginako, in dem früher ein protestantischer Pastor aus Amerika wohnte, ging es etwas schwieriger als sonst. Einmal stritt ein Katholik mit zwei Protestanten über die Wunder, welche durch Maria gewirkt worden waren. Die beiden Protestanten gingen so weit, daß sie die allerseligste Jungfrau lästerten. Der Katholik betete seinen Rosenkranz und bat Gott, durch ein Wunder diesen Blinden die Augen zu öffnen.

Sein Gebet wurde noch am selben Tage erhört. Am Nachmittag verbrannte einer dieser Fanatiker dürres Laub längs des Weges. Und sieh! durch einen geheimnisvollen Windstoß, den gleichsam eine unsichtbare Hand lenkte, wurde ein Feuerfunke auf sein Haus und auf das des Schuldigen getragen. Was den Eingeborenen am meisten auffiel, war der Umstand, daß mehrere den Katholiken gehörige Häuser, die zwischen diesen lagen, gar nicht beschädigt wurden. Das ganze Dorf bekehrte sich.

Der Sarg.

Der Pater Lebeau kehrte nach einmonatlicher Abwesenheit auf die Insel zurück. Beim Eintritt in ein Dorf sah er einen Sarg, den man soeben angestrichen hatte.

—„ Wer ist denn hier gestorben?“ fragte er verwundert.

—„ Es ist niemand hier gestorben antworteten die Kinder.

—„ Und wozu dieser Sarg?“

—„ Es ist für eine alte Frau, Reitekerra, die Sie erwartet, um sterben zu können.“

Diese arme alte Frau hatte seit vierzehn Tagen die Sprache verloren und schien tot, ihr Herz schlug schwach; aber bevor sie in diesen Zustand gesunken war, hatte sie den Leuten des Dorfes vorausgesetzt, sie würde noch mit dem Pater sich unterhalten und nicht sterben, bevor sie seinen Segen empfangen hätte. Was sie vorhergesagt hatte, ging buchstäblich in Erfüllung. Sobald der Pater in das Haus trat, öffnete sie die Augen und fing von neuem an zu reden.

Dieser Besuch war wie eine Engelserscheinung für diese fromme Seele, die nachher sanft im Herrn entschlief, nachdem sie vorher den gewünschten Trost erhalten hatte. So sorgte Maria für das Ansehen des Priesters in den Augen dieser armen Wilden.

Die Bekehrung von Apaiag.

Das größte Wunder ist unstreitig die Bekehrung von Apaiag. Am Tage nach Allerheiligen gelangten wir nach dieser reichen Insel, die man die Insel der Heiligen nennen könnte, eine Art Wallis oder Futuna auf den Gilbert-Inseln, zwei ganz katholische Inseln, wo die Maristen thätig sind; die erste wurde durch den Hochwst. H. Bataillon bekehrt, die zweite mit dem Blute des ersten Märtyrers Australiens, des seligen Paters Chanel, getränkt. Die Bevölkerung war den Missionären entgegengegangen. Als sie den Bischof erblickten, fielen sie alle auf die Knie auf dem Sande des Strandes, um seinen ersten Segen zu erhalten. Der König und die Königin, von ihrem Volke umringt, nahmen den Ehrenplatz ein. Eine halbe Stunde vor unserer Landung hörten wir vom Schiffe aus die Freudengesänge des ganzen Volkes, deren süße Weisen der Wind uns herüberbrachte. Der König, ein junger Mann von dreißig Jahren, war noch nicht getauft; aber jeden Morgen betete er seinen Rosenkranz an Stelle der Betrachtung. Der Statthalter, H. Campbell, wollte ihn wegen seiner Religion verfolgen, er antwortete:

—„ Mein Reich könnt ihr mir rauben, meine Religion niemals.“

Heute sind der König und die Königin getauft, die Ceremonie wurde in der soeben vollendeten und eingeweihten Herz-Jesu-Kirche gefeiert.

Die Königin ist sehr gebildet, sie besuchte mehrere Jahre die höhere Schule der Protestanten in Honolulu, sie spricht englisch und versteht sehr gut Musik zu spielen. So stolz sie wegen der protestantischen Religion war, eben so fromm und einfach ist sie jetzt. Jedermann kennt die Kraft des Rosenkranzes, jeder macht sich eine Ehre daraus, ihn zu tragen und zu beten. Hätten wir auch tausend Rosenkränze gehabt, in zwei oder drei Tagen wären sie verteilt gewesen. Peter Lebeau sagte uns:

—„ Würden Sie in der einen Hand einen Rosenkranz und in der anderen ein Fünfmarkstück reichen, sie würden nicht zögern, den Rosenkranz zu nehmen!“

In vierzehn Tagen habe ich mehr als sechshundert Personen die Firmung erteilt.

Alle wollten beichten. Die beiden Patres, die mich begleiteten, und denen diese Last besonders zufiel, erschraken angesichts einer solchen Arbeit.

Wie waren sie so erbaulich am Tage ihrer Kommunion! Welch schönes Schauspiel für Engel und Menschen! Man fühlte sich in der Seele ergriffen und mußte sich sagen: Gott hat die Erde heimgesucht.

Ein anderes schönes Fest war die Taufe des Königs und der Königin. Unsere Herzen waren alle gerührt. Mir füllten die Thränen derart die Augen, daß ich nicht sprechen konnte. Die Religion meiner armen Wilden giebt sich außerdem kund durch eine große Ehrfurcht den Priestern des Herrn gegenüber. Wenn sie ihren Bischof durch die Straßen wandeln sehen, treten sie aus ihren Häusern, knieen in Menge vor ihm nieder, damit sie seinen Segen bekommen und seinen Ring küssen. Selbst der Regen vermag sie nicht daran zu hindern, dem frommen Zuge ihres Herzens zu folgen. Nach einem ersten Segen erheben sich die Kinder schnell und eilen fünfzig Meter weiter und knieen von neuem nieder.

Dies möge genügen, um darzuthun, daß die Bekehrung dieser Insel das Werk Mariä war, wie die Schöpfung das Werk Gottes gewesen ist.

Die allerseligste Jungfrau wird in unserer heiligen Liturgie „Morgenstern — stella matutina, Morgenröte — aurora consurgens" genannt. Ist die durch den Rosenkranz allein bewirkte Bekehrung in den zwei letzten Jahren unseres Jahrhunderts nicht der Vorbote und das Vorzeichen eines schönen Tages, die Morgenröte eines goldenen Zeitalters, welches das Jahrhundert des Rosenkranzes, das Jahrhundert Mariä sein wird, das Jahrhundert, in dem sich der endgiltige Sieg der heiligen Kirche über alle ihre Feinde und alle Ketzereien der Welt vollziehen wird? Dann werden wir mit mehr Wahrheit als je singen können: „Freue dich, Jungfrau Maria, die Du allein sämtliche Ketzereien der Welt vernichtet hast."

Zur Frage über typische Missionserzählungen.

(Erwiderung auf die Bedenken des P. Wendebourg).

Von D. Grundemann.

Zu meinem Bedauern bin ich zur Zeit und für die nächsten Monate durch die Bearbeitung einer Missionsgeographie und -Statistik so völlig in Anspruch genommen, daß es mir nicht möglich ist, eingehend auf die von P. Wendebourg S. 486 ff. dargelegten Bedenken zu antworten. Seiner Zeit hoffe ich das zu thun mit dem schon länger geplanten Artikel: „Wahrheit und Wirklichkeit in der Mission". Vorderhand möchte ich bitten, folgende kurz angedeutete Punkte im Auge zu behalten.

1. Es ist Thatsache, daß in der evangelischen Missionslitteratur schon immer fingierte Erzählungen vorgelegen haben. Ich werde den Nachweis liefern.

2. Ebenso wird in mündlicher und schriftlicher Darstellung, im Interesse der Anschaulichkeit, eine partielle Fingierung im weitesten Umfange unbeanstandet geübt.

3. Es ist durch nichts gerechtfertigt, dem christlichen Volksschriftsteller, der im Dienste des Reiches Gottes arbeitet, verbieten zu wollen, daß er seine Stoffe aus der Mission nehme und sie ganz ebenso behandle, wie die aus dem christlichen Leben der Heimat genommenen Stoffe (zu S. 489).[1])

4. In den „Dornen und Ähren" liegt in ganz überwiegendem Maße nur die unter Nr. 2 genannte partielle Fingierung vor. Unter den 14 Heften sind nur 3, in denen erfundene, typische Personen vorkommen (Nr. 12: Wang-Ki-Long und Lsü-Liang, Nr. 13: Alte und neue Zeit im Bawendalande, und Nr. 14: Bilder von den Karolinen — im letzteren nur eine Nebenfigur). Die übrigen Hefte erzählen von wirklichen Personen, zu deren anschaulicher Darstellung entsprechende Züge von andrer Seite herbeigezogen werden mußten. Selbst Bunliong und Unong sind wirkliche Personen.

5. Bitte ich in Bezug auf das am eingehendsten angefochtene typische Bild aus der südafrikanischen Mission (Vater Christlieb III) nicht zu vergessen, daß es der intergrierende Teil einer deutschen Dorfgeschichte ist. Als ich Heft I veröffentlichte, fand dasselbe, so weit mir bekannt geworden ist, keinerlei Beanstandung, sondern wurde anerkennend z. T. mit großem Lobe aufgenommen. Mir ist mündlich und schriftlich von Amtsbrüdern der Dank für das Schriftchen ausgedrückt worden, von dem sie sich in ihren Gemeinden Segen versprachen. Niemand nahm Anstoß daran, daß ich das Bild eines alten, treuen pietistischen Missionsfreundes, der mit Erfolg für die Sache wirkt, so wie ich es aus dem Leben gewonnen, in der Gestalt des Vater Christlieb verkörperte. Jetzt ist man darüber entsetzt, daß die fingierte Figur fingierte Geschichten erzählt.

6. Das Bedenken, daß jemand für den Dr. Günther beten könnte (S. 490 Z. 7 v. o.), wird dadurch hinfällig, daß nach evangelischer Lehre die Fürbitte für Verstorbene nicht zulässig ist.

7. Die Schwierigkeit, daß ein Lehrer nach der Station Ga-Moruane suchen könnte, ist nicht größer als wenn ein Glied unsrer Gemeinden, dem wir aus der Volksbibliothek eine Frommelsche Erzählung geliehen hätten, in welcher der mit Namen genannte Ort nach seiner Lage angedeutet ist, darüber Aufklärung begehrte, woher es komme, daß derselbe auf einer guten Karte nicht zu finden sei?

8. Möchte ich darauf aufmerksam machen, daß, obwohl alle Kinder fragen: „Ist die Geschichte auch wahr?" die deutschen Volksmärchen immer wieder ganz unbedenklich auch in christlichen Kreisen erzählt werden. — Ich lernte vor langer Zeit eine ängstliche Mutter kennen, die ihrem Söhnchen nichts vom Christkindlein erzählen wollte, das die Weihnachtsgaben bringt — weil das nicht wahr sei. Ich

---

[1]) Ich beanspruche in den betreffenden Schriften weiter nichts als Volksschriftsteller zu sein. Für die Missionsgemeinde als solche ist eine ausgedehnte Litteratur vorhanden, und immer voller fließt der Strom aus den Federn. Aber unser Volk im ganzen entbehrt gar sehr geeigneter Mittel zur Bekanntschaft mit der Mission. Ich habe daher keine Mühe gescheut, mich in das christliche Volksschriftenwesen nach Kräften einzuarbeiten. Wer eine der betreffenden Studien lesen will, findet solche z. B. im Hannoverschen Volkskalender für 1901, S. 40 ff., „Der gerettete Brandstifter."

meine, sie hat damit ihrem Kinde ein Stück von der höchsten Wahrheit, wie sie dem Kinde faßbar ist, vorenthalten. Es war das eine ähnliche Verwirrung im Dienste der Wahrheit, wie bei Basedow, als er unter bildlicher Demonstration den Kindern klar machen wollte, wie in Wirklichkeit die Menschen zur Welt kommen.

9. Mein Gegner fordert treue, sorgfältige anschauliche Berichte (S. 493). Ich behaupte auf Grund von Erfahrungen, daß auch bei der treusten und sorgfältigsten Arbeit die für unser Volk erforderliche Anschaulichkeit nicht zu erreichen ist, solange wir nicht Berichte von den Missionsfeldern haben, die gerade in diesem Gesichtspunkte abgefaßt sind. In ganz überwiegendem Maße fehlen bis jetzt in unseren Missionsberichten die Züge, die uns zur Gewinnung eines zutreffenden Bildes der wirklichen Verhältnisse helfen würden. Der Schreiber, der sie täglich vor Augen hat, ahnt gar nicht, wie sehr wir zu diesem Zwecke ihrer bedürfen. Ohne Hinzunahme anderer Quellen werden wir nie die betreffenden Lücken ausfüllen können — und das ist Fingieren. Bleiben sie aber unausgefüllt, so macht sich die Phantasie des nach Anschauung dürstenden Lesers daran, dies zu thun. So entstehen ganz unzutreffende Vorstellungen von den wirklichen Verhältnissen, die einer wahren Bekanntschaft mit dem Missionswerke sehr hinderlich sind.[1])

Litteratur-Bericht.

1. **J. Richter:** „Vom großen Missionsfelde. Erzählungen und Schilderungen aus der neueren Missionsgeschichte." 1. Bändchen. Gütersloh 1900. 2,40 Mk. geb. 3 Mk. — Vor dem Antritt seiner Studienreise nach Indien hat der bekannte Herausgeber der „Evangelischen Missionen" diesen schönen Strauß duftiger Blumen, die er auf seinen litterarischen Wanderungen durch das große Missionsfeld gepflückt, zusammengebunden und zunächst „den Missionsarbeitern in der Heimat, den Pastoren und Leitern von Missionsvereinen angeboten, „um ihnen sowohl Stoffe für Missionsstunden wie passende Lektüre zum Vorlesen darzureichen." Den Kundigen unter den Missionsfreunden ist es allerdings nicht lauter neues, was der Verfasser aus seinem Schatze hervorgeholt hat, aber 1. ist der Kreis dieser Kundigen nicht allzugroß und 2. behandelt der Verfasser auch bereits bekannte Gegenstände so frisch und anziehend, daß man sie unter seiner Beleuchtung gern noch einmal liest. Folgendes ist der mannigfaltige Inhalt: der Ertrag der Missionsarbeit des 19. Jahrhunderts; Missionsdirektor Wangemann; Samuel Gobat; Die Anfänge der Mission in Abessinien und das Bistum in Jerusalem; Scheich Ali und seine Freunde; Mission und Kultur in Transvaal; Missions-Pionierarbeit im südlichen Kamerun (Arbeit der nordamerikanischen Presbyterianer im Batangalande); Japan als Missionsfeld: das japanische Heidentum und der Aufbau des evangelischen Missionswerkes; Unter den Elendesten der Elenden (Aussätzigen-Mission); In einer chinesischen Volksschule und Adam Oppermann, der

[1]) Vergl. das Vorwort zu meinem „Missionsfarbenkasten". Der Abdruck aus dem Jahrbüchlein der Brandenb. M. Konf. 1892 ff. soll nächstens veröffentlicht werden.

schwarze Kirchenpatron von Adamshoop. Aus Indien bringt der anmutige Erzähler gewiß ein zweites Bändchen mit, das vor den ersten den Vorzug haben wird, Gesehenes und Erlebtes zu schildern.

2. **Schreiber** jun.: „Vom Diakonissenhaus zum Missionshaus. Zwei Predigten beim Abschied von der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswert und beim Eintritt in die Norddeutsche Missionsgesellschaft." Bremen. Missionshaus. 30 Pfg. Mit diesen beiden gedruckten Predigten über Matth. 6, 10 und Off. Joh. 3, 7—10 stellt sich der Nachfolger D. Zahns im Inspektorate der Norddeutschen Missionsgesellschaft, August Schreiber, ein Sohn des Inspektors der Rheinischen Missionsgesellschaft, gleichsam der größeren deutschen Missionsgemeinde vor und zwar mit einem guten Bekenntnis, aus dem man ersehen kann, wes Geistes Kind er ist. Ich citiere nur das charakteristische Schlußwort der Bremer Antrittsrede: „Die Grenzscheide des Jahrhunderts hat der evangelischen Christenheit die Erinnerungsfeiern an zwei Männern gebracht, welche auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission Bahnbrecher und Führer geworden sind. Wie ein Zinzendorf vieles hat wirken dürfen, weil er bekannte: „Ich habe nur Eine Passion und die ist ER, nur ER," so hat ein Fliedner Großes geleistet, weil er sprach: „ER muß wachsen, ich aber muß abnehmen". Nur so wie wir werden durch Jesus und sein Wort, können wir wirken für Jesus und sein Reich. Darum sei unsre Losung: Jesus allein! Alles und in allem Christus."

3. **Stursberg:** „Jugend-Missionsblatt", die beiden Jahrgänge 1898 und 1899, jeder für sich in Heftausgaben zusammengebunden und mit einem farbigen Umschlag versehen. Neukirchen. à 25 Pfg. Es ist schwer, ein wirklich gutes Kinder-Missionsblatt zu schreiben und nicht jedem gelingt's, der sich dieser Aufgabe unterzieht. Auch in den vorliegenden Heften ist nicht alles gelungen, aber es ist noch so viel schmackhafte und gesunde Kindernahrung darin, daß wir sie als missionarische Jugendlektüre gern empfehlen, speziell auch zur Verbreitung in den Sonntagsschulen. Die meisten Erzählungen führen in die ostafrikanische Missionsgeschichte. Mit Illustrationen sind beide Hefte reichlich versehen, leider nicht mit lauter schönen; lieber weniger Bilder aber gute — und die alten abgebrauchten endlich pensioniert.

4. **Grundemann:** „Dornen und Ähren vom Missionsfelde." In neuen (der 2., 3., 4. und 6.) Auflagen Nr. 2, 4, 8, 9 und 12, nämlich: Jakob Zerere, der standhafte schwarze Christ; Hanukh Dato, der braune Pastor; Bunliong und Un-ong, eine Geschichte aus Formosa; Jonas Pudumo (von Bublitz) und Wang-Ki-tong und Tsu Liang oder unechtes und echtes Glück in China. à 10 Pfg. Berliner Missions-Buchhandlung. — Unstreitig volkstümliche Missionsgeschichten, die anschauliche Bilder aus dem heidnischen und christlichen Leben vorführen, und nicht bloß anschauliche, sondern auch treue; aber durch eine Vorbemerkung wünscht der Verfasser keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie „nicht direkte Missionsberichte" d. h. nicht wirkliche Geschichten, „sondern Bearbeitungen eines umfangreichen Materials meist aus Briefen und Berichten verschiedener Missionare sind, aus denen die treffendsten Züge zu einheitlichen Bildern zu verschmelzen gesucht sind". Daß und warum diese Art von fingierten Missionsgeschichten auf Opposition stoßen, darüber vergl. S. 486 ff. Grundemanns Erwiderung siehe in dieser Nummer.

Warneck.

Der Kampf des schlesischen Konsistoriums gegen die ersten Missionsvereine.[1])

Von Professor D. Kawerau.

Als ich vor 4 Jahren in der schles. Missionskonferenz ein Stück Missionsgeschichte Ihnen vorführen durfte, da lenkte ich Ihre Betrachtung auf die ersten Zeiten der evangelischen Kirche zurück und suchte die Frage zu beantworten, warum doch der älteren evangelischen Kirche das Verständnis der Missionsgedanken der heiligen Schrift in so auffallender Weise gefehlt habe.[2]) Wenn ich heute wieder ein Stücklein Missionsgeschichte vor Ihnen aufrolle, so möchte ich Sie dabei zu einer uns viel näher liegenden Vergangenheit hinführen und von Strömungen und Bewegungen reden, die noch in einer unmittelbaren Verbindung mit unserer heutigen Missionsorganisation stehen. Wir sind es in diesem Jahre, mit dem ein Jahrhundert zum Abschluß gekommen ist, gewöhnt, daß wir Rückblicke anstellen vom Ende des Jahrhunderts auf seine Anfänge zurück. So liegt es auch dem Missionsfreunde nahe, in diesem Jahre zum Rückblick aufzufordern auf jene Anfänge in unserem Jahrhundert, aus denen das Missionsleben in den heimischen Gemeinden und die Organisation der Missionsvereine hervorgegangen sind. Freilich werden wir dabei nicht bis zum Jahre 1800 selbst zurückgehen können, wenn wir speziell von den Anfängen in Schlesien reden wollen. Es ist ein etwas späterer Zeitpunkt, erst die Zeit nach den Freiheitskriegen, wo ich mit meiner Betrachtung einsetzen möchte, da die Quellen, die mir zur Verfügung stehen, erst für diese etwas spätere Zeit Auskunft gewähren.[3])

---

[1]) Vortrag, gehalten am 4. Oktober 1900 in der schlesischen Missionskonferenz in Breslau. — Obgleich dieser Vortrag wesentlich schlesische Verhältnisse schildert und daher von speziell lokalem Interesse für Schlesien ist, habe ich ihm doch gern in der A. M.-Z. Aufnahme gewährt, weil die betreffenden schlesischen Vorgänge typisch sind für die Stellung, welche in der geschilderten Zeit die amtlichen Kirchenorgane fast überall der sich organisierenden Mission gegenüber einnehmen. D. H.

[2]) Vergl. den im Druck erschienenen Vortrag: Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Breslau 1896.

[3]) Meines Wissens ist über diese Anfänge des Missionsinteresses in Schlesien bisher außerordentlich wenig veröffentlicht worden. Wo man zunächst Nachricht darüber sucht, im 1. Bande der großen Wangemannschen Geschichte der Berliner

Unter den Quellen, aus denen ich schöpfe, sind die bedeutsamsten und ergiebigsten die Missionsakten unseres schlesischen Konsistoriums. Ich habe dem Herrn Konsistorialpräsidenten D. Stolzmann meinen besonderen Dank dafür abzustatten, daß er mir die Benutzung dieser für unsere heimische Missionsgeschichte überaus wertvollen Akten für die Zwecke dieses Vortrages gestattet hat. Es ist bemerkenswert, daß diese Akten — d. h. die Generalakten über Mission — erst bei dem Jahre 1831 anheben. Nicht, als wenn erst in diesem Jahre das Interesse für die Mission und der Zusammenschluß gleichgesinnter Missionsfreunde zu Vereinen begonnen hätte; einzelne Berichte in den Akten bringen Mitteilungen, die uns um ein ganzes Jahrzehnt zurückführen, bis zum Jahre 1820 zurück. Aber ich möchte zunächst diese Thatsache hervorheben, daß man seitens der Kirchenbehörde erst im Jahre 1831 anfing, den im Lande hie und da auftauchenden Missionsbestrebungen ein kirchenregimentliches Interesse zuzuwenden. Wir stehen nämlich hier an einem sehr gewichtigen Einschnitte in unserer Provinzial-Kirchengeschichte. Es beginnt der verzweifelte Kampf des noch die Herrschaft besitzenden alten Rationalismus gegen den neuen Geist, der sich in der Kirche in mancherlei Formen und Erscheinungen immer deutlicher zu regen begann. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hatte die Aufklärungstheologie das ihrige noch in Frieden besessen, sie hatte so vollständig in der theologischen Litteratur, im Kirchenregiment, an der Universität und auf den Kanzeln die Herrschaft gehabt, daß sie keine besonderen Anstrengungen nötig gehabt hatte, um ihre Macht zu schützen und Fremdartiges niederzuhalten. Aber um das Jahr 1830 begannen die Führer des Rationalismus das allmähliche, aber sichere Vor-

Mission, der ja auch das Erwachen der Missionsliebe in der Heimat behandelt, da ist doch die Entstehung der Hilfsvereine sehr kurz abgemacht und für Schlesien gar keine Ausbeute zu finden. Dagegen hatte Wangemann schon früher in seinen „Sieben Büchern preuß. Kirchengeschichte" im III. Band (S. 137 ff.) wenigstens über eine Persönlichkeit, den später in Elberfeld zur luther. Separation übergetretenen Pastor Feldner in Schreiberhau, ferner über die Petersdorfer Missionsstunde des Kantors Katthain und über die rohen Exzesse berichtet, mit denen das Gros der Gemeinde diese Versammlungen des kleinen Kreises der Erweckten zu verhindern suchte. Diese Berichte über Schreiberhau und Petersdorf sind jetzt auch in die neueste Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, in die wegen ihrer Schilderungen des kirchlichen Lebens sehr empfehlenswerte „Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" von Christian Tischhauser, dem Lehrer am Baseler Missionshause (Basel 1900), aufgenommen worden. Diese bereits bekannten Schilderungen lasse ich beiseite, um dafür einiges aus anderen Quellen ans Licht zu ziehen.

bringen eines neuen Geistes zu spüren. Die Gründung der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung im Jahre 1827 war ja das Zeichen gewesen, daß eine neue Partei sich sammle und eine entschlossene Propaganda mache; zu kühner Offensive gegen den Rationalismus war dort vorgegangen, und man merkte bald, daß diese neue Richtung nicht nur in obskuren Kreisen, sondern auch in solchen, die Einfluß und Macht besaßen, siegreich vorwärts schreite.

Im schlesischen Konsistorium befand sich nun als die bedeutendste und einflußreichste Persönlichkeit einer der eifrigsten und verbissensten Vorkämpfer des Rationalismus; es war Professor David Schulz, der im Jahre 1811 mit der Frankfurter Universität nach Breslau übergesiedelt und im Jahre 1819 als Konsistorialrat ins hiesige Konsistorium berufen worden war. Was von da an das schlesische Kirchenregiment bis zu dem Zeitpunkt, wo August Hahn als Vertreter des neuen kirchlichen Geistes in dieselbe Behörde berufen worden ist, — im Herbst 1833 — kirchenregimentlich unternommen hat, das darf man getrost dem Willen und der Initiative von David Schulz zuschreiben. Denn es war niemand im Konsistorium neben ihm, der dem Einfluß dieses persönlich höchst angesehenen und ehrwürdigen Parteimannes erfolgreich Widerstand entgegengesetzt hätte. Der Oberpräsident nicht, der bekannte und verdiente Herr von Merckel, dem zugleich die Leitung des Konsistoriums oblag, der aber naturgemäß diesem Nebenamte nur einen kleinen Teil seiner Kraft widmete, und, selber ein Kind der Aufklärungszeit, dem nüchternen, klaren, das Staatsinteresse stark betonenden, geschäftsgewandten Professor Schulz in weitem Umfange freie Hand ließ. Neben ihm stand nur ein Jurist, der Oberpräsidialrat Storch, der begreiflicherweise in den Missionsakten nirgends sich bemerkbar macht. Die beiden theologischen Räte neben Schulz, Michaelis und Fischer, letzterer zugleich Primarius an der Magdalenenkirche, waren mit Schulz in ihrer kirchlichen Richtung wesentlich gleichen Sinnes, spielten aber auch ihm gegenüber nur eine untergeordnete Rolle.

Fischer dürfte am leichtesten zu charakterisieren sein durch einen Bericht, den er als Primarius am 18. Mai 1832 an den hiesigen Magistrat richtete, in welchem er über die Missionsvereine schreibt:

„Es offenbart sich je länger je mehr, daß dergleichen Operationen nur die Firma, nur Aushängeschilder der verderblichen separatistischen Konventikeln und eine Pest sind, welche im Finstern schleicht. So wie unsere Pseudo-Apostel bei den Judenbekehrungen gar nicht nach den Juden fragen, sondern ihr Unkraut unter den Christen ausstreuen und fortpflanzen wollen: so vergessen die Heidenbekehrer ganz das apostolische Wort: So Jemand die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide."

Am 5. April 1832 trat freilich in diese Behörde als General-Superintendent und Director Consistorii Friedrich Ribbeck ein, der bisher in Erfurt als Konsistorial- und Schulrat thätig gewesen war. Kalt oder direkt feindselig wurde er hier von allen aufgenommen. Er selbst hat später einmal gesagt, sie hätten ihn aufgenommen wie etwa ein Director, der selber eine Grammatik geschrieben habe, eine andere ihm von der Schulbehörde aufgenötigte Grammatik aufnehmen werde —

er spielt wohl darauf an, daß Schulz selber erwartet hatte, General-Superintendent zu werden. Schulz betrieb sofort erfolgreich, daß Ribbeck auf die ihm vom Minister versprochene Professur für Pastoraltheologie verzichten mußte, indem er die Fakultät gegen ihn zu ablehnenden, direkt kränkenden Beschlüssen bewog. Zweimal vereitelte dann Schulz die Anträge, die andere theologische Professoren stellten, dem General-Superintendenten den theologischen Doktor zu verleihen, denn Ribbeck war allerdings kein Mann von seiner Farbe. Zwar stammte auch er aus dem Halleschen Rationalismus; aber seine vielseitigen, ästhetischen und philosophischen Studien hatten ihn von der Seichtigkeit und Trivialität der vulgären Aufklärung überzeugt und ihm für die Schönheit und Tiefe des Neuen Testaments das Gemüt aufgeschlossen. Ribbeck, übrigens ein Mann von unbeugsamem, fast schroffem, sittlichen Ernste, redete auf der Kanzel wenig populär, doch ganz die Sprache der Bibel und der Symbole — freilich waren sie ihm nur Hüllen für Ideen, die von der biblischen Wahrheit recht weit entfernt waren; aber doch nicht nur Hüllen für den Haufen, über den der Wissende sich erhaben dünkt, sondern notwendige Hüllen für das Gemüt jedes Menschen, um es mit religiösen Anschauungen zu erfüllen. Von diesem wohl durch Hegelsche Philosophie beeinflußten Standpunkt aus war er imstande, den Rationalisten gegenüber als positiver, bibelgläubiger Theologe zu erscheinen; er haßte den „zelotischen" und tyrannischen Rationalismus, wie ihn Schulz repräsentierte, und nahm zu den neuen Strömungen in der Provinz eine weit freundlichere Stellung ein. Aber doch hatte er einen starken Widerwillen gegen die, wie er sagt, „winselnden, kriechenden, in Sünde und Gnade schwelgenden, Land und Wasser umziehenden Pietisten", von denen er allerdings die „harmlosen und liebenswürdigen" Pietisten unterschieden wissen wollte. Seine Stellung im Konsistorium war von Anfang an die unaufhörlicher Reibungen mit den theologischen Räten, die ihn als störenden Eindringling betrachteten. Seine Reizbarkeit und Grobheit verschlimmerten seine Stellung. Auch mit der Kirchen- und Schulabteilung der hiesigen Regierung gab es bald häßliche Konflikte. Scharf mit der Feder, in keine der Parteien passend, überall auf Widerstand stoßend, persönlich gereizt, beantragte er nach 10jährigem Kampf seine Abberufung und wurde 1843 „in Übereinstimmung mit seinen eigenen Wünschen" als Rat ins Kultus-Ministerium versetzt. Er war jedenfalls in der uns zunächst interessierenden Zeit nicht imstande, den übermächtigen Einfluß von Schulz zu brechen; er bemühte sich damals zunächst, durch häufige Reisen in die Provinz mit der Geistlichkeit Bekanntschaft und Fühlung zu gewinnen, mußte aber im Konsistorium den Willen der anderen geschehen lassen.

Die Dinge lagen daher so, daß man grade zu sagen kann, es handelte sich in Schlesien um den Kampf von David Schulz gegen die Missionssache, und in seiner Person um den Versuch des Rationalismus, sich des in den Missionsvereinen hervorbringenden Geistes einer neuen evangelischen Frömmigkeit zu erwehren.

Bei der Wahl dieses Gegenstandes haben mich zugleich persönliche Beziehungen geleitet, und es sei mir gestattet, auch diese vorweg kurz anzudeuten. Eins der ältesten mir bekannt gewordenen gedruckten Zeugnisse aus den schlesischen Missionsvereinen, das auch in den Akten des Konsistoriums eine Rolle spielt, ist ein Aufruf des Bunzlauer Missions-

vereins vom 16. März 1832. Der erste Name, der unter diesem Aufruf steht, ist der meines Großvaters, des damaligen Bunzlauer Seminardirektors, wenn auch nicht er selber, sondern der Seminaroberlehrer Dr. Schneider der vorwärts treibende, Propaganda machende Motor des Vereins war. Und ein anderer Name, der in diesen Akten eine große Rolle spielt, ich möchte sagen, der in den Berichten und Verfügungen des Konsistoriums besonders gebrandmarkt wird, ist der des Rektors Kaufmann in Goldberg. Das ist aber derselbe Mann, dessen nächster Amtsnachbar ich vor 30 Jahren wurde, dem ich dann die Gedächtnispredigt gehalten habe, und zu dessen Nachfolger im Pfarramte zu Klemzig bei Züllichau ich berufen wurde. In diesem Manne habe ich noch einen der charakteristischen Vertreter jener Erweckungszeit und der ersten Missionsliebe persönlich kennen gelernt. An diesem Manne und seinem geistigen Gepräge, an seinen Erzählungen aus den Jahren seiner ersten Liebe zum Herrn, wie ich sie oftmals aus seinem Munde gehört habe, sind mir jene Tage und der Kampf der Geister, der sich in ihnen vollzog, lebendig geworden. Kaufmann war ein Stettiner Kind, hatte in Berlin als Student seine Erweckung und Bekehrung erlebt, und das Herz ging ihm auf, wenn er von dieser seligen Zeit der Gemeinschaft der Erweckten untereinander, von den Verfolgungen, die sie erduldet, aber auch von den Erfolgen, die sie erzielt hatten erzählen konnte. Als Student hatte er mit einem gleichgestimmten Freunde eine Christentumsreise von Berlin bis Holland unternommen, fast ohne Reisegeld, von einem Orte zum andern an Brüder in Christo weiter empfohlen. Diese seine erweckten Brüder gehörten fast ausschließlich dem Handwerkerstande an, nur hie und da war auch ein Geistlicher, der dieser Gemeinschaft angehörte. Lebendige persönliche Gemeinschaft und Freundschaft bestand unter diesen Erweckten, Gastfreundschaft unter einander zu üben war selbstverständlich, der Bruder- und Schwestername verband sofort auch die Unbekannten, die mit Empfehlung anderer Brüder das Haus betraten; und der junge wandernde Theologe lohnte die Gastfreundschaft, die er überall erfuhr, durch die Andachten, die er dann dem Hause hielt, das ihm Aufnahme bot. Dann war der junge Theologe als Konrektor und Frühprediger nach Swinemünde gekommen, hatte dort mit dem Kreise der Pommerschen Erweckten schnell Fühlung gewonnen und nun in Swinemünde einen ersten Missionsverein errichtet. In diesen Vereinen handelte es sich aber nicht nur darum, für die Mission zu sammeln und Missionsnachrichten zu verbreiten, sondern diese ersten Vereine waren zugleich die Sammelpunkte der Erweckten, wo sie sich zusammenschlossen, um für sich

selber Glaubensstärkung zu suchen, und zugleich Aktionskomitees, um mit der Missionssache die Liebe zum Herrn mit der ganzen Begeisterung eines wiedererwachten Pietismus auszubreiten. Kaufmann hat mir erzählt, wie sie dort an bestimmten Abenden in seiner Wohnung sich versammelten und nicht nur Missionsblätter lasen, sondern zugleich in Ansprache und freiem Austausch der Rede sich im Glauben zu stärken suchten. Aber Konventikel waren ja verboten, und mehr als einmal trat plötzlich die Polizei in seine Wohnung ein und spürte nach solchem Konventikelwesen. Da wurde die Polizei mit einer kleinen List abgewehrt: vor jeden Genossen des Missionsvereines wurde eine Theetasse gestellt, die Männer brachten wohl auch die Pfeife mit, die Frauen den Strickstrumpf. Erschien dann die Polizei, dann fand sie eine Abendgesellschaft, und das war erlaubt. Von Swinemünde wurde er 1829 nach Goldberg als Rektor der Lateinschule berufen, und sofort setzte er auch hier in der Stadt und auch in dem benachbarten Hartliebsdorf mit der Gründung eines Missionsvereines ein, fand in Goldberg in dem Superintendenturverweser Postel einen gleichgesinnten Freund, und beide gemeinsam übten eine bald auch in weiterer Umgebung bemerkbar werdende Wirksamkeit aus. Auf dem Gröditzberge gaben sich die Goldberger ein Rendezvous mit den Bunzlauer Missionsfreunden, kurz, es zeigte sich sofort der Trieb solches Glaubenslebens zu brüderlicher Gemeinschaft und engem Zusammenschluß.

An Kaufmanns Persönlichkeit läßt sich aber noch ein Zug an dem Bilde dieser jungen Missionsliebe aufzeigen, der für die ganze Entwickelung der kirchlichen Dinge bei uns im Osten charakteristisch ist. Wir finden bei ihm sehr bald die stärksten Sympathieen mit den gegen die preußische Union in Kampf geratenen Lutheranern. Dasselbe Konsistorium, das ihnen ihre Missionsvereine unterdrücken wollten, ihre Liebe zum Herrn Mystizismus und ihr Bedürfnis nach Vereinigung sofort Separatismus nannte, führte ja auch den Kampf gegen Scheibel und Genossen; beide Teile verband der gleiche kräftige Bibelglaube. So finden wir in den Akten des Konsistoriums schon im Jahre 1833 einen großen, interessanten Bericht an den Minister in Berlin, von David Schulz verfaßt, in welchem er die jungen Missionsvereine geradezu als die Träger einer unionsfeindlichen Stimmung darstellt und dem Minister verständlich zu machen sucht, daß das segensreiche Werk Friedrich Wilhelms III. in Frage gestellt werde und gefährdet erscheine, wenn man den Missionsvereinen freien Raum lasse. Man wollte bemerkt haben, daß diese Missionsfreunde die Geistlichen bevorzugten, die die Unionsagende noch nicht angenommen hätten,

und daß sie den altertümlichen liturgischen Formularen den Vorzug gäben vor denen der Agende. Wir können hier im kleinen die bekannte Erscheinung studieren, daß der Pietismus der Erweckungszeiten sehr schnell die Wendung ins konfessionelle Luthertum vollzog. Wenn ein neuerer Kirchenhistoriker die vielleicht übertriebene Behauptung aufgestellt hat, David Schulz trage wesentlich die Schuld daran, daß es überhaupt in Schlesien zur lutherischen Separation damals gekommen war, so dürfen wir vielleicht mit noch besserem Rechte sagen: der Feldzug, den Schulz und mit ihm das schlesische Konsistorium gleichzeitig gegen die Lutheraner, die Missionsfreunde, die Traktatensache und jede Konventikelbildung führten, hat wesentlich befördert, daß jene Pietisten so schnell ins Lager des Luthertums getrieben worden sind. Nach wenigen Jahren verließ Kaufmann Schlesien, von der Witwe Heinrichs LX. Reuß, des sog. „Prinzen Schock," nach Klemzig bei Züllichau berufen, wo soeben der dortige Pfarrer Kavel die von ihm erweckte Gemeinde in schneller Entwickelung in den lutherischen Separatismus zu reißen versucht hatte und nun, amtsentsetzt, mit dem besten Teil der Gemeinde nach Australien ausgewandert war. Als landeskirchlicher Lutheraner und Erweckter zugleich brachte Kaufmann die Separation in der Gemeinde und in der Umgegend zum Stillstand und gründete sofort auch hier einen Missionsverein, der die nächsten Jahre hindurch seine Wirksamkeit ebenso nach dem Grünberger Kreise in Schlesien, wie nach dem Bomster Kreise in der Provinz Posen ausdehnte. Der eifrige Betrieb der Missionssache, der Zusammenschluß, den die Erweckten hier fanden, brachte die Separation, den Austritt aus der Landeskirche, zum Stillstand. Auch hier erwies sich die Missionssache zugleich als Trägerin des neuen Erweckungschristentums überhaupt, die Missionsstunden und bald auch die Missionsfeste waren die Sammelpunkte für die, welche der Predigt von dem Heiland, der die Sünder lieb hat, Gehör gaben. In diesen Versammlungen fühlte man sich in christlicher Bruderschaft vereinigt, aber jede solcher Versammlungen trug zugleich etwas von der Propaganda für die Sache Christi an sich.

In den Jahresberichten der Missionsgesellschaft Berlin I finden wir Verzeichnisse ihrer Hilfsvereine mit Angabe des Jahres, in dem diese gegründet sind. Daraus ergiebt sich für unser Schlesien für die Zeit bis 1840 folgende interessante Tabelle: 1829 Goldberg, 1830 Strehlen, 1831 Liegnitz und Jauer, 1832 Bunzlau und Glogau, 1836 Peterswaldau und Langenbielau, 1837 Breslau, 1839 Neusalz, 1840 Parchwitz. Es würde aber ein falsches Bild entstehen, wenn man aus diesen Gründungen von

Vereinen, die sich als Zweigvereine der Berliner Gesellschaft angliederten, den Schfuß machen wollte, daß das Missionsinteresse erst in den angegebenen Jahren im Schlesierlande und in den betreffenden Kreisen aufgewacht wäre. Diese Zahlen bezeichnen zunächst nur den Fortschritt, den die neue, 1824 gegründete Berliner Missionsgesellschaft in der Provinz gemacht hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß schon vorher, vor allem durch die vielfältigen Beziehungen zur Brüdergemeine, kleine Missionskreise sich gebildet hatten, in deren Mitte Gaben gesammelt und Missionsschriften gelesen wurden. Jänickes Berliner Missionsschule (seit 1800) und Basel seit 1815 mit seinen Blättern „Heidenbote" und „Missions-Magazin" wirkten auch nach Schlesien hinüber. Einige bestimmte Angaben darüber vermag ich zu geben. Die Lebensgeschichte der treuen Jüngerin Christi, der Gräfin Reden in Buchwald, bietet einige interessante Nachrichten in dieser Beziehung. Für sie bezeichnete ein Besuch, den sie im Frühjahr 1821 bei Heinrich XXXVIII. Reuß in Jänkendorf gemacht hatte, den Anfang eines lebhafteren Missionsinteresses. Wohl war ihr schon vorher die Missionssache bekannt und lieb geworden, aber jetzt war es die Berührung mit dem Jänkendorf benachbarten Niesky und dem ehrwürdigen Bischof Reichel, die in ihr den Entschluß weckte, auch persönlich für die Mission thätig zu werden. Sie verfaßte eine „Aufforderung an Freunde, sich zu Beiträgen für die Missionen zu vereinigen," die nur handschriftlich verbreitet wurde, von der sie aber während ihres dortigen Besuches jeden Morgen eine neue Abschrift eigenhändig besorgte. Aber mehr noch, nach Buchwald heimgekehrt, nahm sie auch dort fortan die Missionssache unter ihre Arbeiten auf und zwar in der Form, daß sie ihre Bibelgesellschaft, die dort 1815 gegründet war, zugleich für die Missionssache in Thätigkeit setzen wollte. Binnen 2 Jahren sammelte sie für die Missionskasse die damals bedeutende Summe von 500 Thalern. [1]) Von

[1]) Dem bereitwilligen Entgegenkommen der Leitung des missionarischen Finanzwesens in Herrnhut verdanke ich für die in Betracht kommenden Jahre Auszüge aus den dortigen Missionsrechnungen, aus denen sich die Teilnahme von einzelnen schlesischen Persönlichkeiten und Kreisen an dem Missionswerk der Brüdergemeine erkennen läßt. Da läßt sich deutlich beobachten, wo die Zentralpunkte eines solchen Missionsinteresses waren. Einen finden wir in Niesky-Jänkendorf in der Person des Grafen Heinrich XXXVIII. mit Wirkungen in die verschiedensten Orte der Ober-Lausitz. Dann läßt sich beobachten, wie Gnadenfrei seine Kreise zieht (Peilau, Peterswaldau, Nimptsch, Strehlen u. a.). Einen dritten Herd des Missionsinteresses finden wir in Buchwald, durch die treue Arbeit der Gräfin Reden — ein ansehnliches Vermächtnis aus Schmiedeberg 1824 giebt von der Wirkung in die Umgegend Zeugnis. Die Bunz-

einigen Orten kann ich bestimmtere Nachrichten geben. In Hoyerswerda begann Pastor Benade im Jahre 1820 damit, daß er das Baseler Missionsmagazin in der Gemeinde verbreitete, bald kam zu dem einen Blatte auch der „Heidenbote“ und seit 1828 das Barmer Missionsblatt; es bildete sich ein Missionslesevereín, der auch unter Benades Nachfolger fortbestand, alljährlich kleine Beiträge einsammelte, die dann an den Dresdner Missions-Verein abgeführt wurden, der vor allem für Basel sammelte. In Rothenburg in der Lausitz entstand im Jahre 1821 in gleicher Weise ein „Lese- und Sammelverein,“ der seine Gelder erst nach Basel und Herrnhut, dann auch nach Berlin sendete. Er zählte bereits 200 Mitglieder. Hier stellte sich nach einigen Jahren des Bestehens des Vereins Superintendent Busch, der den Verein vorfand, an seine Spitze, wie er sagt, „um möglichem Unfug und Verirrungen zuvor zu kommen“; er veranstaltete besondere Missionsgottesdienste [1]) und versuchte, sämtliche Geistliche der Diözese zu diesen heranzuziehen, aber nur ein kleiner Teil derselben folgte dieser Aufforderung. Auch in Seidenberg in der Lausitz bildete sich im Jahre 1820 ein Kreis von Missionsfreunden; der Diakonus in Verbindung mit einigen erweckten Bürgern der Stadt suchte junge Leute aus der Gemeinde für das Berliner Missionsseminar des alten Jänicke zu gewinnen. Bei einem gelang es ihnen auch, den der Diakonus glücklich fürs Berliner Seminar vorbereitete; einige andere Jünglinge traten nach kurzer Zeit wieder zurück. Aber mit Eifer wurden Geldsammlungen in der Stadt für die Mission betrieben und Schriften verbreitet. Im Jahre 1824 schlossen sich die Beteiligten zu einem förm-

lauer Gaben aber weisen auf die Nähe Gnadenbergs hin. Wenn jene Rechnungen auch einzelne Gaben von ansehnlicher Höhe (2000 Thlr. und darüber) aufführen können, so dürfen diese — zumal in Ansehung des damaligen Geldmangels und des viel höheren Wertes des Geldes — Zeugnis geben von einer starken, zu wirklichen Opfern willigen Liebe zu jenem gesegneten Werke Herrnhuts.

[1]) Die Ordnung des am 18. Juni 1823 dort gehaltenen Missionsgottesdienstes liegt mir gedruckt vor. Da es wohl eins der ältesten Dokumente dieser Art ist, so gebe ich diese „Ordnung“ hier wieder. Eingangslied: Gelobet sei der Herr, mein Gott, mein Licht, mein Leben (5 Verse). Gebet (knieend vor dem Altar, Sup. Busch). Lied: Mit Preis und Ruhm gekrönt hast du (5 Verse). Rede (Pastor Göbel zu Königshayn). Lied (Vers 6 des vorigen). Missions-Nachrichten (derselbe P. Göbel). Lied: Ihr, die ihr Christi Namen nennt. So kommet vor sein Angesicht. Gebet (knieend vor dem Altar, P. Woch zu Horka). Schlußgesang: Es woll uns Gott genädig sein (3 Verse). (Die Angaben über die dabei amtierenden Geistlichen sind handschriftlich dem vorliegenden Exemplar beigeschrieben, ebenso die Notiz, daß knieend gebetet worden war.)

lichen Missionsverein für Jänickes Missionsinstitut zusammen, sie baten aber auch den Oberpfarrer, ihrem Unternehmen beizutreten. Dieser bekennt seine noch unentschieden abwartende Stellung zur Mission nach dem bekannten Worte Gamaliels: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Und von diesem Standpunkt aus übernahm er die Leitung mit der Tendenz, diesen Missionsverein von jeder konventikelartigen Thätigkeit zurückzuhalten, den Verein niemals sich versammeln zu lassen, sondern ihn in der bescheidenen Gestalt eines Sammel- und Lesevereins fest zu halten.

Das sind einige Beispiele davon, wie schon seit 1820 der Missionssinn sich regte, sie zeigen aber auch wie zurückhaltend zum Teil auch solche Geistliche, die sich freundlich dazu stellten, noch in Bezug auf den Wert der neuen Bewegung waren.

In Breslau selbst hatte Rückert, der Schwiegersohn Jänickes, bei einem Besuche im Jahre 1824 einen Hilfsverein für die Jänickesche Anstalt gegründet, an dessen Spitze zwei Schuhmacher Gierth und Koch standen. Mir liegt ein gedrucktes Gabenverzeichnis über das Jahr 1825 (Breslau 1826, bei Carl Friedrich Fritsch) vor, das außer einer kurzen erbaulichen Ansprache die Statuten des Vereins enthält. Das Gabenverzeichnis weist ca. 130 Mitglieder auf, fast lauter Handwerker, Bürger Breslaus und Erbsassen aus den umliegenden Dörfern. Doch erscheinen auch ein Weber in Wüste-Waltersdorf und einige Lehrer in Peterswaldau und anderen Orten als Mitglieder; kein Geistlicher steht in dieser Liste.

Sodann aber bildete sich hier am 16. Mai 1828 eine „Missionsgesellschaft" mit einem viel vornehmeren Komitee: Fürst Anhalt-Pleß, Ferdinand Graf Stolberg (später Konsistorialpräs.) und Anton Graf Stolberg (der Vater des Grafen Eberhard), Pastor Scheibel, Prof. Steffens, der Jurist und Kirchenmusiker v. Winterfeld, der Schriftsteller Neumann, Kaufmann Starke und Prof. Huschke, mit dem Zweck, teils Beiträge für die bestehenden Missions-Institute und Missionare zu sammeln, teils „sich und allen Freunden der Missionen in Schlesien über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der Missionen die einlaufenden schriftlichen und gedruckten Nachrichten regelmäßig mitzuteilen", mit vierteljährlichen Versammlungen des Ausschusses und regelmäßiger Korrespondenz mit der Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I). Der Minister bestätigte diesen Verein, Berlin, 30. Oktober 1828. Um Portofreiheit zu erlangen, wurde er 1829 Berliner Hilfsverein, aber mit der Klausel, nur $^{9}/_{10}$ seiner Einnahme nach Berlin abzuführen. Infolge der lutherischen Separation, die in diesem Verein die Oberhand gewann — Huschke wurde Leiter des Vereins; Schriftführer Assessor v. Reinbaben — löste er 1835 formell seine Verbindung mit Berlin; man lieferte die Einnahmen jetzt vorzüglich an die Dresdner (jetzt Leipziger) Mission ab. Erst 1837 trat darauf wieder ein Hilfsverein für Berlin zusammen, an dessen Spitze jetzt drei Geistliche: Subsenior Girth (vom Elisabeth), Diak. Weiß (von Magdalenen), Prediger Hildebrand, sowie Konsistorialrat Hahn und Prof. Böhmer standen. Dieser Verein beging am 6. Januar 1842 seine erste kirchliche Missionsfeier in der Barbara-Kirche.

Im Jahre 1831 wurde nun dem Konsistorium bekannt, daß Pastor Senkel in Ratibor dort einen Missionsverein gegründet habe. Das scheint nach den Akten der erste Fall gewesen zu sein, in dem die Behörde sich veranlaßt fühlte, amtlich zum Missionswesen Stellung zu nehmen. Es interessiert uns das erste Urteil über die Mission, das bei dieser Gelegenheit hier amtlich abgegeben wurde; es lautet: „Das Missionswesen ist nur der Vorwand, welchem ein falscher Pietismus und ein Mystizismus zu Grunde liegt, der zum Fanatismus führt.“ Es wurde nicht nur befohlen, daß der betreffende Superintendent den Pastor Senkel und seinen Verein unter seine genaueste Aufsicht nehmen sollte, sondern es erging nun auch (25. April 1832) eine Verfügung an sämtliche Superintendenten, genau nachzuforschen und zu berichten, ob in ihren Sprengeln solche Vereine existierten und was sie trieben. So liefen denn nun Berichte aus der ganzen Provinz ein. Mit sichtlicher Freude meldeten zahlreiche Superintendenten, daß in ihren Diözesen derartige „einschleichende“ und den „kirchlichen Frieden störende“ Vereine Gott sei Dank nicht vorhanden wären. Der Hirschberger Superintendent verstieg sich zu dem Satze: „ich will mich freudig der Hoffnung hingeben, die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters werde unser Gebirge auch ferner vor jener geistlichen Cholera bewahren, wie sie uns vor der leiblichen behütet hat.“ Das Cholerajahr 1831 war ja eben überstanden! Ähnlich spricht der Brieger Superintendent die Hoffnung aus, daß in seinem Sprengel „nie der Friede der Kirche durch finsteres und unduldsames Sektenwesen gestört und so der Garten des Christentums durch das Wuchern einer derartigen Giftpflanze verunstaltet und vergiftet werden möge.“ Einzelne benutzten die Gelegenheit, um ein recht kräftiges Votum wider die Mission abzugeben. Da setzt der eine auseinander, es gäbe wirklich Not genug in der Nähe, daß gar kein Anlaß vorläge, sich um ferne Heidenländer zu kümmern; ein anderer (der Laubaner) ergeht sich in dem Gedanken: Mission ist etwas Herrnhutisches, also führt jeder Missionsverein in den Separatismus hinein. Wieder ein anderer (der Steinauer) malt in seinem Berichte alle Schreckgestalten religiöser Schwärmerei dem Konsistorium vor Augen, man denke nur an die schrecklichen Pöschlianer (jene österreichischen katholischen Schwärmer, die in religiösem Wahnsinn 1817 ein junges Mädchen gekreuzigt hatten)! oder man denke an die verrückte Frau von Krüdener und ihre Schwärmerei! Man sehe zu, daß Schlesien nicht auch durch die Missionsvereine von solchen Irrgeistern heimgesucht werde! Andere, die von ein-

zelnen Regungen des Missionsinteresses aus ihrem Sprengel zu berichten hatten, bitten die Behörde, doch dafür zu sorgen, daß solche Missionsvereine unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt würden! Ein Superintendent (der Löwenberger) wies in scharfer Ausführung darauf hin, daß hinter diesen Vereinen als treibende Kraft eine neue Glaubensansicht stehe. „Mit der Stiftung eines Missionsvereins", so sagt er, „lockte und fing man zuerst die gutmütigen Leute; darauf schob man allmählich das Konventikelwesen unter, welches auch, in seiner ausgearteten Gestalt sorgfältig genährt, die blind-eifrigste, zudringliche Proselytenmacherei, die feindseligste Verketzerungs- und Verdammungssucht, die stolzeste und lieblooseste Absonderung erzeugte." Er hatte ja darin ganz recht, daß die Missionssache im engsten Zusammenhange mit einem von dem herrschenden Rationalismus grundverschiedenen, neuen evangelischen Geiste stand. David Schulz hat dafür den Ausdruck gefunden, das Streben der Missionsvereine sei gerichtet „auf Geltendmachung und Verbreitung einer mystisch-pietistischen, dem evangelisch-kirchlichen Wesen der gegenwärtigen Zeit entgegengesetzten Glaubensansicht". Dieser neue Geist erschien den Vertretern der herrschenden, behaglichen Aufklärung als ein unheimlicher Gast im Lande. Es ist auch sehr begreiflich, daß dieser Geist sich in vielen Fällen scharf und unliebsam bemerkbar machte. So wird denn geklagt, daß einer der missionsfreundlichen Geistlichen, der Diakonus Ansorge in Liegnitz, es sehr bald dahin gebracht habe, daß seine Missionsfreunde nur noch seine Predigten besuchen wollten und bei ihm kommunizierten, und daß sie über Predigt und Amtsführung anderer Geistlichen scharf aburteilten. Es wird ferner geklagt, daß wo die Geistlichen mit besonderen Missionsstunden anfingen, sehr bald auch Erweckte aus anderen Gemeinden zu diesen Stunden herbeigepilgert kamen. Es war das die natürliche Anziehungskraft des neuen Geistes, der in diesen Stunden wehte. War aber damit nicht erwiesen, daß die Missionssache Unfrieden in die Kirche bringe, Spaltungen erzeuge und somit als ein feindliches Element in dem bisher vorhandenen schönen Kirchenfrieden betrachtet werden mußte?

Die Missionsstunden wurden wohl ausnahmslos am Nachmittag oder Abend gehalten. Wo dem Verein die Kirche oder die Sakristei nicht zur Verfügung stand, — und das war noch die Regel — benutzte man Privatwohnungen; war es nicht höchst bedenklich, solche Abendversammlungen zu gestatten? mußte nicht die Polizei im Interesse guter Sitten dagegen aufgeboten werden? Auch der Bruder- und Schwesternkuß, der in den Kreisen der Erweckten beliebt war, erregte die Besorgnis einzelner

Superintendenten. Natürlich blieben auch hie und da wirkliche Ausschreitungen einer erregten Frömmigkeit nicht aus. Ein Schullehrer (Kaltenbrun in Talbendorf, Diözese Steinau), der in seinem Dorfe die Versammlungen eines kleinen Missionsvereins leitete, hatte eines Abends bei der Heimkehr aus der Stadt eine Erscheinung gehabt: er hatte den Himmel offen gesehen und hatte noch an demselben Abend den Missionsfreunden sein Erlebnis mitgeteilt. Gegen diesen Mann wurde alsbald die betreffende Regierung in Alarm gesetzt, die ihm ernstlich klar machen mußte, daß sich solches für einen Schullehrer nicht schicke. Ferner verband sich nun die Missionssache mit der Traktatensache, und das gab neuen Anlaß zu Bedenken. Von Berlin her wurden in großer Menge Flugschriften bezogen, die es nicht mit der Missionssache, sondern mit Erweckung und Bekehrung zu thun hatten. Ich glaube gern, daß unter diesen manches wertlose und für nüchterne Leser anstößige Geschreibsel sich befand. Besonders entsetzt waren aufgeklärte Superintendenten, als ihnen das Büchlein vom menschlichen Herzen in die Hände fiel, jenes bekannte, oder sagen wir berüchtigte Buch, das in sehr drastischen Bildern das Menschenherz zeigt, wie es von allen möglichen Lastern und unreinen Trieben bewohnt, wird und wie die Reinigung des Herzens vor sich geht. Fast alle von mir eingesehenen Berichte der Superintendenten sind der Missionssache mehr oder weniger abgeneigt oder stehen noch unsicher der neuen Erscheinung gegenüber; nur einer macht eine bemerkenswerte Ausnahme.

Der Goldberger Pastor, der Superintendentur-Verweser Postel, meldete, daß er selbst einen Missionsverein gegründet habe, dessen Statuten vom 30. Nov. 1829 er überreichte. Dieser Verein versammle sich am ersten Montag jedes Monats in der Sakristei zu Gesang, Gebet, Verlesung der Missionsberichte und freier Ansprache. Er meine damit „dem frommen Bedürfnis einer Auswahl seiner Kirchkinder durch eine freie Privatandacht zu genügen.“ Aufs schärfste lautete der Bescheid der Behörde auf diesen seinen Bericht: „Auswahl der Kirchkinder“ — da sei ja die separatistische Wendung offenbar! — der Pastor gehöre der ganzen Gemeinde und habe keine Privatandachten zu halten. Der Rektor Kaufmann aber, sein treuer Helfer in der Missionssache, solle sich um Dinge, die seinem Schulamt ferne lägen, nicht bekümmern. Postel zeigte darauf an, daß er pflichtschuldigst die Missionsstunden suspendiere, protestierte aber entschieden gegen die Bezeichnung seines Missionsvereins als eines Konventikels; wenn er ihn als „Auswahl“ seiner Kirchkinder bezeichnet habe, so heiße das nicht, daß sie sich als die „Auserwählten“ fühlten, sondern nur

als die, die zur Zeit allein das Interesse für die Mission bethätigten. Sie stellten sich nicht als Konventikel außerhalb der Gemeinde, sondern trieben ihr Werk recht eigentlich „im Namen der Gemeinde“. Erst dadurch, daß jetzt in der Gemeinde kolportiert werde und die Behörde amtlich gegen die Missionsvereine einschreite, gebe man den Gleichgiltigen und Unkirchlichen Handhaben zu wohlfeiler Beschuldigung dieser Vereine als Konventikel. Und gegen den Vorwurf, daß er durch jene „Privatandachten“ sein seelsorgerliches Verhältnis zur Gesamtgemeinde untergrabe, beruft sich Postel freudigen Gewissens auf das Vertrauen, das er genieße, besonders darauf, daß es wenig Kranke in der Gemeinde gebe, die ihn nicht riefen. Entschieden nimmt er den Rektor Kaufmann in Schutz. Diese seine Verantwortung fand aber ungnädige Aufnahme. Wurde ihm doch sogar trotz seiner bündigen Darlegungen verboten, Kaufmann, der ordinierter Geistlicher war und sich bei der Übernahme des Rektorats in Goldberg den Rücktritt ins geistliche Amt ausdrücklich vorbehalten hatte, in der Goldberger Kirche als seinen Vertreter in Krankheitsfällen zu gebrauchen; dieser sei „Herumtreiber in fremden Kirchspielen“; ja, daß Postel bei großer Abendmahlsfeier und eigenem Unwohlsein, da der Diakonus gerade krank war, Kaufmann zur Aushilfe bei der Austeilung des Abendmahls herbeigerufen hatte, fand entschiedene Rüge. Es vergingen noch mehrere Jahre, bis der in Ungnade geratene, würdige, und namentlich als Katechet ausgezeichnete Postel durch Ribbecks Bemühen zum Superintendenten befördert wurde.

Das Konsistorium befand sich in einer schwierigen Lage den Missionsvereinen gegenüber. Einfach verbieten ließen sie sich ja nicht, waren doch die Jänickesche und die große Berliner Gesellschaft durch den König bestätigt und zugleich auch der Anschluß von Zweigvereinen an diese Gesellschaften ausdrücklich gestattet, ja königliche Gnade hatte auch den Zweigvereinen, wenn sie von der Muttergesellschaft anerkannt waren, für ihre Korrespondenz das Privileg der Portofreiheit gewährt. Man mußte sich also seitens der Behörde hüten, daß man nicht mit diesem königl. Privileg in Konflikt geriet. Es war also nur möglich, so vorzugehen, daß man die vom König bestätigten Statuten möglichst eng interpretierte und demgemäß die Wirksamkeit der Missionsvereine so weit wie möglich eindämmte. Von diesem Standpunkte aus erfolgte die Zirkularverfügung vom 20. Juni 1832. Hier wird auseinandergesetzt: Da nach dem Statut der Missionsgesellschaft einziger Zweck derselben sei, die Erkenntnis Christi unter heidnische Völker zu verbreiten, so dürften auch die Zweigvereine nur diesen Zweck verfolgen. Da nun diese Zweigvereine unmöglich

wie der Hauptverein, selber Missionare ausbilden könnten, so bliebe für sie nur übrig, Gaben, wenn ihnen solche ganz freiwillig übergeben würden, nach Berlin weiterzusenden. Daraus folge, daß jede Art von Missionsgottesdienst und gottesdienstlicher Versammlung verboten sei, ebenso regelmäßige Versammlungen der Vereinsmitglieder; denn um Geld einzunehmen und abzusenden, bedürfe es keiner Versammlungen, es genüge, daß der Ausschuß des Vereins sich von Zeit zu Zeit in geschäftlichen Angelegenheiten versammle. Solch ein Ausschuß oder Vorstand solle aber nur aus drei Mitgliedern bestehen, höchstens aus fünf, da gar nicht abzusehen sei, wozu mehr Leute für diese Kassengeschäfte nötig sein sollten. Das Naturgemäße sei, daß der Ortsgeistliche den Vorsitz und die Aufsicht in diesem Vorstande führe; er sei dann verantwortlich dafür, daß der Verein seine Bestrebungen nicht weiter ausdehne, und er sei verpflichtet, jederzeit seiner Behörde auf Erfordern Bericht über den Zustand und das Wirken des Vereins zu erstatten. Streng verboten sei jeder Versuch, den Zweigverein auf fremde Parochieen durch persönliches oder schriftliches Wirken auszudehnen. Die Portofreiheit gelte nur für die notwendigen Zusendungen an die Berliner Gesellschaft, dagegen sei es Mißbrauch, wenn unter diesem königl. Privileg die Zweigvereine auch unter einander korrespondieren wollten.

Dieser große Erlaß, den ich hier nur sehr unvollkommen skizzieren kann, war ein Meisterwerk von David Schulz. Er ließ die Missionsvereine bestehen, aber legte sie gleichzeitig lahm und brachte sie dadurch, daß der Pastor zum offiziellen, dem Konsistorium verantwortlichen Vorsitzenden gemacht wurde, unter die Aufsicht des Kirchenregimentes. Wir verstehen es, daß in den Zweigvereinen die größte Aufregung über diesen, allen Pastoren eröffneten Erlaß vorhanden war. Verschiedene Vereine (Liegnitz und Jauer) wendeten sich nach Berlin an die Muttergesellschaft, klagten dort ihre Not und baten um Belehrung, wie sie sich angesichts dieser Verfügung verhalten sollten. Unter dem 15. September desselben Jahres beantwortete der Berliner Vorstand diese Anfragen in einem ausführlichen Aufsatze, den er den Zweigvereinen zustellte, und suchte darin nachzuweisen, daß der Konsistorialerlaß mit den vom Könige bestätigten Statuten nicht in Einklang stünde, vor allen Dingen, daß den Zweigvereinen das Recht, sich zu versammeln, nicht bestritten werden dürfe, denn das heiße ihnen das Recht verkümmern, das ihnen der König verliehen habe, eine Gesellschaft zu sein. Natürlich hätten sie keine Ansprüche an die Kirchen oder Sakristeien für ihre Vereinigungen; ob sie aber die

Missionskenntnis nur durch Druckschriften oder auch durch mündliche Mitteilung unter den Vereinsgenossen verbreiten wollten, sei lediglich ihre Sache. Besonders wichtig ist ein Satz in diesem Promemoria der Berliner Gesellschaft. Sie erklärte nämlich, als Missionsgesellschaft wollte sie zwar der Landeskirche nützlich sein, aber sie stünde als Privatgesellschaft nicht unter den kirchlichen Behörden, sondern frei und selbständig neben ihnen. Auch die Geistlichen, die einem Missionsvereine angehörten, stünden zwar in ihren amtlichen Verpflichtungen und betreffs ihres Lebenswandels unter behördlicher Aufsicht, ob sie aber in ihren Mußestunden ihre Thätigkeit diesen Vereinen widmen wollten oder nicht, das unterliege doch wohl nicht den Anordnungen der Behörde. Ich mache auf diesen Punkt besonders aufmerksam, denn hier stieß zum erstenmal das freie Vereinswesen der Kirche mit den überlieferten und festgewurzelten Anschauungen zusammen, die gewöhnt waren, den Geistlichen lediglich als ausführenden Beamten zu betrachten und nichts in der Kirche zu dulden, was nicht unter der Leitung der Behörde stand.

Eine Kollision zwischen freiem Verein und Kirchenbehörde trat alsbald ein; denn als dem Konsistorium zu Ohren kam, daß die Berliner Gesellschaft ihren Zweigvereinen eine schriftliche Information gegeben hatte, verlangte es von ihnen Mitteilung dieses Schriftstückes. Die Frage entstand, ob sie dazu verpflichtet waren. In Berlin kam man ihnen zu Hilfe, indem die Missionsgesellschaft sofort eine vollständige Abschrift jenes Aufsatzes dem Konsistorium übersandte, allerdings mit der Verwahrung, daß eine Pflicht, die Korrespondenz der Gesellschaft mit den Zweigvereinen der Behörde einzuliefern, von ihr nicht anerkannt werde. Auch wendete sich die Muttergesellschaft Beschwerde führend an den Minister wegen des Erlasses des Konsistoriums an die Geistlichen betreffs der Zweigvereine. Jetzt verlangte Herr von Altenstein Bericht vom Konsistorium über sein Verhalten in der Missionssache. David Schulz setzte seine ganze Kraft darein, in einem umfänglichen Bericht das Gefährliche, die Landeskirche und den Frieden Bedrohende jener Missionsvereine darzulegen. Im März 1833 ging dieses ausführliche Schreiben nach Berlin ab und hatte zunächst den Erfolg, daß der Minister auch noch die Übersendung sämmtlicher bisher gesammelten Missionsakten verlangte, um die vom Konsistorium berichteten Thatsachen selbständig nachprüfen zu können. Daraus ließ sich ja schon erkennen, daß im Ministerium eine der Mission viel freundlichere Stimmung vorhanden war als im schlesischen Konsistorium. Ehe aber noch ein Bescheid von Berlin in dieser Angelegenheit erfolgte,

traf im April 1833 die Kabinetsordre vom 22. März ein, nach welcher der König auch allen Zweigvereinen die alljährliche Feier eines Missionsgottesdienstes ausdrücklich genehmigte. Damit war ein wichtiges Stück in dem Erlaß des Konsistoriums hinfällig geworden. David Schulz machte jetzt den kühnen Versuch, im Konsistorium einen Antrag an den Oberpräsidenten zu erzielen, daß dieser sich als Oberpräsident dafür in Berlin verwenden solle, diese Kabinetsordre nicht eher in der Provinz bekannt zu machen, als bis der Minister die Beschwerden des Konsistoriums über die Missionsvereine geprüft und beschieden haben würde. In einer Sitzung des Konsistoriums hatte er die Sache vorgebracht, ohne auf Widerspruch zu stoßen, und daraufhin ein längeres Schriftstück an die Adresse des Oberpräsidenten mit sehr scharfen Ausdrücken gegen die Missionsvereine verfaßt. Aber als es nun zur Zeichnung dieses Schreibens kam, regte sich unvermutet Generalsuperintendent Ribbeck in einem umfänglichen Gegenvotum. Ribbeck fand jetzt hinterher die Darstellung aus der Feder von Schulz viel zu scharf und übertreibend und erklärte schließlich, daß er selber seit 16 Jahren Missionsbeiträge zahle und die Geringschätzung, mit der die Missionssache behandelt werde, durchaus nicht teilen könne. Man kann in den Akten noch zwischen den Zeilen die Aufregung herauserkennen, die diese Bekenntnisse des Generalsuperintendenten hervorriefen. Die Antwort des Oberpräsidenten läßt noch sehr stark die Empörung darüber hindurchzittern, daß Ribbeck in der Sitzung kein Wort von dem gesagt hatte, was er jetzt in einem langen Aufsatz aussprach. Man merkt den alten Beamten, den zunächst vom Beamtenstandpunkte aus dies Verfahren aufs höchste verdroß; außerdem war es Ribbeck gelungen, durch Ankündigung und Ausarbeitung seines Separatvotums die Erledigung der Sache um mehrere Wochen hinauszuziehen. Außerdem wird aber der Schrecken dazu gekommen sein, daß das Kollegium in dieser Sache nicht mehr einmütig war. Herr von Merckel erklärte jetzt, nun sei es freilich zu spät geworden, um in Berlin die Bekanntmachung der Kabinetsordre hinausschieben zu lassen, und so entschloß man sich denn schweren Herzens, den unliebsamen Erlaß der Provinz mitzuteilen. Aber David Schulz machte wenigstens noch einen Versuch, auch gegen diese Kabinetsordre eine Waffe in die Hand zu bekommen. Man fragte nämlich jetzt beim Minister an, wie viel Mitglieder denn wohl ein Zweigverein haben müsse, um das Recht auf einen Gottesdienst sich zu erwerben. Die Absicht, auf diesem Wege eine Handhabe zu erlangen, um die Gottesdienste möglichst einschränken zu können, lag ja zu Tage. Aber aus Berlin erfolgte der kurze Bescheid, da ja

öffentliche Gottesdienste gehalten werden sollten, deren Besuch allen, nicht nur den Vereinsmitgliedern frei stände, so liege gar kein Grund vor, die Zahl der Mitglieder durch Verordnung festzustellen. Es wehte eben in Berlin im Ministerium eine andere Luft als im Konsistorium, und so wurde denn auch weiter durch scharfe, unzweideutige Verfügung des Ministers die Kirchenbehörde zwar nicht umgestimmt, aber genötigt, den in Berlin genehmen Intentionen nicht weiter entgegen zu arbeiten. Das Konsistorium bekam den sehr demütigenden Befehl, fortan in Missionssachen, wenn nicht Gefahr im Verzuge wäre, nicht mehr selbständige Verfügungen zu erlassen, sondern erst in Berlin sich Autorisation zu holen (6. März 1834), nachdem schon vorher die Ermahnung ausgesprochen war, die Behörde möge nicht länger auf ihrer „vergriffenen Auffassung der Sache" beharren (10. Oktober 1833). Damit war denn die Opposition von Schulz gegen die Missionssache thatsächlich lahm gelegt, und in August Hahn trat nun eine Persönlichkeit in die schlesische Kirchenverwaltung ein, die selber von dem neuen Geiste ergriffen war, das Vertrauen der Erweckten im Lande und Energie genug besaß, um seine Position auch zur Geltung zu bringen. Gräfin Reden schreibt nicht lange nach seinem Antritt erfreut in einem Briefe: „Konsistorialrat Hahn ist der einzige, der eine richtige Ansicht von der Sache hat." Das galt auch von seiner Stellung zur Mission. Der Kampf der Richtungen, der zwischen ihm und Schulz notwendig ausbrechen mußte, fand im Jahre 1845 seinen Abschluß in der unfreiwilligen Pensionierung des letzteren.

Inzwischen war es aber auch zur litterarischen Kontroverse für und wider die Missionsvereine gekommen.

Im Maiheft 1832 der schlesischen Provinzialblätter ergriff ein Geistlicher ohne Nennung seines Namens das Wort gegen die Missionsvereine (S. 434 ff.). Mit Staunen sehe man, daß, wie ums Jahr 1100 das Feuer angefacht wurde, das die Völker zu den Kreuzzügen trieb, so jetzt ein ähnliches Feuer, Heiden und Juden zu bekehren, entzündet werde. „Missionare ziehen umher, um Juden und Judengenossen zu bekehren, Vereine bilden sich hier und da, um Missionare zur Bekehrung ferner Heiden auszusenden und durch Verbreitung von Missionsschriften und Traktätchen Teilnahme dafür zu erwecken." Seit einiger Zeit entstünden solche Vereine auch in schlesischen Städten und Dörfern. „Missionsverein ist gleichsam das Losungswort geworden, und ein Mitglied eines solchen Vereins zu sein, gilt beinahe als ein Kennzeichen der Rechtgläubigkeit." Gewiß sei das Bestreben, Heiden die Segnungen des Christentums zu bringen, löblich, — aber die Sache habe doch nicht eher Erfolg, als bis auch die mit Heiden verkehrenden Christen tugendhafter lebten, und ob jene Missionare selber echten evangelischen Sinn hätten? Somit würden jetzt dem Lande bedeutende Summen ohne wirklichen Erfolg entzogen. Ein weiser Vater sorge aber zuerst für seine Kinder, dann erst für andre. Haben wir nicht christliche Heiden

unter uns zu bekehren? nicht arme Kinder, Witwen, Waisen, brauchen wir nicht Armen- und Krankenpflege? Darum stelle man wenigstens die Missionsvereine unter spezielle Aufsicht der Königl. Konsistorien, besonders auch die Verbreitung von Traktaten. Jetzt dienen die Missionsvereine zu kirchlichen Unordnungen und Familienstörungen, dienen Schwärmern zu Konventikelwesen und Verbreitung unevangelischer Ansichten bekehrungssüchtiger Leute. Darauf antwortete L. F. (Feldner) (vgl. Bd. 97 [1833] S. 340) in Schr[eiberhau] im Juliheft 1832 (S. 50 ff.), rückte ziemlich scharf dem Verfasser jenes Artikels Unkenntnis der Missionssache vor und wies darauf hin, daß die Missionsvereine eine geistliche Wirkung allerdings auch auf die „Heiden" daheim ausübten, und daß ihre Mitglieder die eifrigsten wären, auch die Nöthe in der Heimat anzufassen. So hätten bereits die Glieder des Goldberger Missionsvereins auch einen Verein zur Rettung verwahrloster Kinder gegründet. David Schulz ergriff jetzt selbst die Feder (Augustheft 1832 S. 159) und erteilte Feldner die ernste „Zurechtweisung": so junge, eben examinierte und ordinierte Geistliche dürften nicht mit solcher Anmaßung öffentlich hervortreten und solche Sprache führen, sollten vielmehr von ehrwürdigen und reiferen Amtsgenossen bescheidentlich Lehre annehmen. Jetzt replizierte der Angreifer mit neuen Vorwürfen (Novemberheft S. 435 ff.): die Missionsvereine halten besonderen Gottesdienst ab, ohne dazu Genehmigung nachzusuchen, sammeln Beiträge, statt nur freiwillige entgegenzunehmen, mißbrauchen die Portofreiheit, ihre Mitglieder betreiben das Ketzermachen, lieblosen Aburteilen über andre, sind Zeloten usw.

Feldner antwortete im Januarheft 1833 (Bd. 97 S. 48 ff.) ruhig und würdig: gewiß kämen auch in der Missionssache Fehler vor; ehrliche Freunde der Sache hülfen dann bessern; wer aber einzelne Fehler benutze, das ganze Werk zu verdächtigen, der sei eben kein Freund der Sache. Von den 700 Geistlichen Schlesiens seien bis jetzt erst 50 Mitglieder eines Missionsvereins; gerade der Beitritt der Geistlichen werde das beste Mittel sein, den Ausschreitungen zu wehren. Diese seien unvermeidlich, solange das Missionswerk als etwas neben der Kirche Bestehendes betrachtet werde. „Nur wenn der Missionssache ihre Stelle in der Kirche, die ihr gehört, eingeräumt und die Verpflichtung dazu als etwas wesentlich mit dem Christentum Verbundenem (denn es ist ausdrücklicher Befehl Christi) dargestellt wird, dann werden manche Klagen gehoben werden." Seinen Satz, daß der Rationalismus Unglaube sei, müsse er aufrecht erhalten; denn wer seine Vernunft über die Bibel stelle und diese nicht mehr Gottes Wort sein lasse, der sei ein Ungläubiger. Nun kam der Artikel eines anonymen Geistlichen mit der naiven Anfrage, ob das Geld, das für die Mission gesammelt würde, nicht viel besser auf bessere Dotation der Prediger- und Lehrerstellen und auf die Errichtung neuer verwandt werden könnte. (Bd. 97 S. 331 ff.) In dieser Weise spann sich die Kontroverse weiter bis 1835.

Im Blick auf diese Bewegungen vergangener Tage kommt uns zunächst das allgemeine Gesetz zum Bewußtsein, das die Geschichte der evangelischen Kirche oftmals beeinflußt hat, daß nämlich Behörden, schon weil ihre Mitglieder in der Regel der älteren Generation angehören, neuen kirchlichen Bewegungen zunächst als aufhaltende Macht entgegenwirken. Darin liegt je nach dem ein Segen oder ein Schaden

für die kirchliche Entwicklung. Es kommt uns aber auch der Fortschritt lebendig zum Bewußtsein, den uns das abgelaufene Jahrhundert gebracht hat. Die Missionssache hat ihr Bürgerrecht in der evangelischen Gemeinde erobert, und niemand wagt es, dieses Recht zu bezweifeln. Kein Superintendent würde heut sich freuen, berichten zu können, daß in seiner Diözese Missionsvereine nicht existierten. Niemand denkt mehr daran, Missionsstunden und Missionsfeste als gefährliche Dinge zu verbieten oder dagegen nach der Polizei zu rufen. Was jener Bewegung anfangs hie und da an Ungesundem, Separatistischem oder Schwärmerischem etwa angehaftet hat, das ist durch den Ernst der Arbeit glücklich überwunden worden. Aber auch die Unklarheit der Kirchenbehörden der neuen Erscheinung freier Vereinsthätigkeit gegenüber ist geschwunden; wir freuen uns der freien Kräfte, die dadurch zur Thätigkeit gelangt sind, und keine Eifersucht sucht mehr die Behörden heim, wenn Geistliche und Laien sich frei in Angelegenheiten des Reiches Gottes zur Arbeit zusammen schließen. Ein friedlich freundliches Verhältnis zwischen den Missionsgesellschaften und den Kirchenbehörden ist erreicht, und dankbar nehmen jene Gesellschaften und Vereine die freundliche Fürsorge und das Wohlwollen an, mit denen ihre Arbeit ebenso durch die Konsistorien wie durch die synodalen Körperschaften unterstützt werden. Das Nebeneinander ist nicht ein Widereinander, sondern ein freundliches Für- und Miteinander geworden.

Die Londoner Missionsgesellschaft.

Von P. Wurm.

II. Die Arbeitsfelder.

4. Ostindien.

In Ostindien hat die Londoner Missionsgesellschaft keinen so hervorragenden Anteil an der Christianisierung, wie in Polynesien und Madagaskar. Sie hat allerdings in die verschiedensten Gebiete des weiten Reiches ihre Boten ausgesandt und in acht Sprachen das Evangelium verkündigt: Tamil (Hauptstationen: Nagerkoil und Neyur in Südtravankor, Madras, Selam und Koimbatur), Malajalam (Trivandram, und Quilon in Travankor), Kanaresisch (Bangalur, Bellari und Belgam), Telugu (Wisagapatam und Kadapa), Bengali (Kalkutta), Hindi und Hindustani (Benares, Mirzapur, Almora) und bis 1858,

wo diese Mission an die Irischen Presbyterianer abgetreten wurde, auch Gudscharati (Surat und Baroda). Aber sie hat nur in zwei Gebieten eine größere Ernte einsammeln dürfen: in Travankor und im südlichen Telugugebiet, in beiden durch eine Volksbewegung in einer unterdrückten Kaste; in Travankor unter den Schanars, gleichzeitig mit der Bewegung unter demselben Stamm im benachbarten Tinneweli, welche der englisch-kirchlichen Mission ein großes Volk zuführte; im Telugugebiet unter den Malas, von welchen der größere Teil den amerikanischen Baptisten zufiel.

Es ist auffallend, daß die Londoner Missionsgesellschaft so viele unfruchtbare und entlegene Stationen festhält und nicht dahin, wo eine Bewegung entstanden ist, mehr europäische Arbeiter sendet, und auch hier ist, wie auf Madagaskar, die Heranbildung von eingeborenen Predigern nicht bei Zeiten ernstlich betrieben worden. So müssen z. B. die Missionare Campbell und Macfarlane in Kadapa 1890 berichten, im südlichen Telugugebiet seien wenigstens 20 Dorfgemeinden, welche bereits einigen Unterricht erhalten hatten, in den letzten Jahren wieder in das Heidentum zurückgegangen, weil sie keine Lehrer bekamen. 43 Dorflehrer seien im Dienst, aber 6 Gemeinden seien noch ohne regelmäßigen Unterricht (S. 144). Daß die Londoner Missionsgesellschaft ihre Missionare in Indien so weit zerstreut und häufig in Garnisonsstädten stationiert hat, dazu mag mitgewirkt haben, daß die Londoner Missionsstationen für die Dissenters unter den englischen Militär- und Civilpersonen als kirchlicher Sammelpunkt dienen sollten. Über die Unfruchtbarkeit ganzer Provinzen in Ostindien müssen auch andere Missionsgesellschaften klagen, und es ist immer schwer eine Missionsstation aufzugeben; aber da, wo eine Empfänglichkeit für das Evangelium sich zeigt, sollten doch die Arbeitskräfte sogleich verstärkt werden, während man in Städten, wo mehrere Missionsgesellschaften neben einander arbeiten und keine etwas ausrichtet, wie z. B. Benares, keine Missionare nachzusenden brauchte.

Als 1806 die ersten Boten der Londoner Missionsgesellschaft nach Ostindien ausgesendet wurden, war ein Teil für Ceylon bestimmt, darunter ein Holländer Vos und zwei Schüler von Jänicke: Ehrhardt und Palm. Aber 1819 wurde diese Mission aufgegeben, nachdem die Missionare in den Dienst der niederländischen Kirche auf Ceylon eingetreten waren. Drei von den 1804 ausgesandten sollten auf dem ostindischen Festland arbeiten, darunter der Schlesier Wilhelm Tobias Ringeltaube, geboren 1770. Er hatte während seiner Studienzeit in Halle aus dem Leben von John

Newton tiefe Eindrücke bekommen und sich vorgenommen, den Herrn von ganzem Herzen zu suchen und für sein Reich zu arbeiten. Nach seiner Ordination 1796 nahm Ringeltaube einen Ruf nach Kalkutta an, als Agent der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis. Allein seine Stellung befriedigte ihn nicht, da er weder bengalisch noch englisch predigen durfte, sondern nur portugiesisch, zu einer gemischten Versammlung von Portugiesen, Malayen, Juden und Chinesen. Daher kehrte er 1799 nach Europa zurück. 1803 meldete er sich bei der Londoner Missionsgesellschaft. Er mußte mit seinen Genossen über Kopenhagen auf einem dänischen Schiff nach Trankebar fahren, denn auf die Schiffe der englisch-ostindischen Kompagnie wurden keine Missionare zugelassen. In Trankebar hielt sich Ringeltaube bis 1806 bei den halleschen Missionaren auf, um das Tamil gründlich zu erlernen und auf die Fingerzeige des Herrn zu merken, wo er sein Arbeitsfeld suchen sollte. Sein Aufenthalt in Kalkutta hatte in ihm den Eindruck hinterlassen, daß in großen Städten, namentlich wo viele unsittliche Europäer wohnen und das Heidentum fester gefügt ist, kein guter Boden für die Mission sei. Die halleschen Missionare hatten im Dienst der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis das Evangelium bereits in der Landschaft Tinneweli bis hinab zum Kap Komorin verbreitet und unter dem unterdrückten Volk der Schanar, der Palmbauern, viel Anklang gefunden. Diese Tamil sprechenden Schanar wohnten auch noch eine Strecke weit westlich von der Südspitze Indiens, in der unter einem einheimischen Fürsten stehenden Landschaft Travankor. Von dort her, aus dem Dorf Mayilabi, kamen zwei Männer nach Trankebar mit der Bitte um einen Lehrer und sagten, es seien in ihrer Heimat 200 Heiden bereit, die christliche Religion anzunehmen. Ringeltaube machte sich auf den Weg und bekam in Palamkotta vom britischen Residenten in Travankor einen Paß zum Eintritt in dieses Fürstentum. In Mayilabi wurde er aber sehr enttäuscht. Er erwartete hunderte von heilsbegierigen Seelen, aber es gelang ihm mit Mühe einige Familien für eine Stunde zum aufmerksamen Hören auf seine Botschaft zu bewegen. Sie baten um einen eingeborenen Lehrer, erklärten aber nicht imstande zu sein, eine Kirche zu bauen, weil der Fürst alles Land den Brahmanen übergeben habe, und sie deshalb keine Erlaubnis zum Kirchenbau bekommen. Ringeltaube ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern reiste vorwärts über Trivandram bis nach Kotschi, wo er den britischen Residenten, Oberst Macaulay, traf, und dieser missionsfreundliche Beamte wirkte die Erlaubnis beim Radscha aus, daß Ringeltaube eine Kirche bauen und im

Lande wohnen durfte. Dieser kehrte nach Palamkotta zurück und bereiste von dort Travankor bis 1810, dann von Udiageri und 1812 von Mayiladi aus. Er war von Anfang an bedacht auf die Heranbildung von Eingeborenen, die zunächst als Reiseprediger zu zwei und zwei ausgesendet, und wenn sie sich bewähren ordiniert werden sollen, aber mit einem Eid, daß sie ihr Amt nur im Dienst der Kirche führen wollen. Sie sollten jährlich einmal zusammenkommen zu einer Synode unter dem Vorsitz eines europäischen Missionars und allmählich lernen, die Gemeinde mit Weisheit und Klugheit zu regieren. Wenn eine Gemeinde einen ständigen Prediger wünscht, soll sie zum Unterhalt desselben verpflichtet sein. Eine Druckerpresse soll der Mission dienen. Für die Taufe hatte Ringeltaube den Grundsatz, daß nicht damit gezögert werden soll, wenn ein aufrichtiges Sündenbekenntnis und Glaube sich findet. Die wirklich Bekehrten sollten durch häufige Abendmahlsgemeinschaft inniger mit einander verbunden werden.

Ringeltaube war ein eigentümlicher Mann, bedürfnislos und uneigennützig, aber auch heftig. Er hat etwa 900 Personen getauft, obgleich seine Wirksamkeit nur bis 1816 dauerte. Da trat er wegen leidender Gesundheit aus der Mission aus, ging nach Ceylon, und von da an verschwinden seine Spuren. Wahrscheinlich ist er auf der See zwischen Malakka und Batavia gestorben und sein Leichnam dem Meer übergeben worden.

Ringeltaubes Nachfolger Mead und Knill verlegten die Station nach Nagerkoil, errichteten dort ein Seminar für eingeborene Lehrer und bauten eine große Kirche. Ungefähr 3000 Schanars suchten christlichen Unterricht, freilich nicht alle aus religiösen Gründen. Deswegen gingen die Missionare vorsichtig zu Werk mit Taufen. Missionar Mault konnte 1825 von beinah 50 Außenstationen berichten, welche durch eingeborene Lehrer unter der Aufsicht der Missionare bedient wurden. Seine Frau that viel für das weibliche Geschlecht, namentlich durch Einführung der Weißstickerei. Mit diesem Verdienst konnten einzelne Mädchen sich aus der Sklaverei loskaufen. Mead gründete 1828 die Station Neyur, welche später durch ein Missionsspital größere Bedeutung bekam. Die Christen in Travankor hatten manche Verfolgungen durchzumachen, da die Brahmanen und die Nayer, der Adel des Landes, die soziale Hebung der niederen Kasten nicht dulden wollten. Von den höheren Kasten schlossen sich nur wenige den Gemeinden an, und es fehlte häufig an ordentlich durchgebildeten eingeborenen Lehrern, auch an der Strebsamkeit unter den Christen, worüber Missionar Whitehouse 1852 klagt. Die Missionare hatten so viel zu thun mit der Leitung und Beaufsichtigung der Christen-

gemeinden, daß sie sich dem Unterricht für die Bedürfnisse der höheren Kasten nicht widmen konnten, und über die Kirchenbesucher giebt Whitehouse das Urteil, daß $^4/_5$ morgen wieder Heiden würden, wenn sie in eine bessere soziale Stellung kämen.

Auf den Malajalamstationen Trivandram, der Hauptstadt des Landes (gegründet 1838) und Quilon oder Kollam (1821) ging es von Anfang an nicht so gut vorwärts wie auf den Tamilstationen.

Die Proklamation der Königin Victoria nach dem indischen Aufstand wurde von den Heiden in Travankor als eine Erklärung gegen das Christentum gedeutet, und es brach eine neue Verfolgung aus. Aber der Gouverneur von Madras nötigte 1864 die heidnische Regierung, daß sie den Weibern aus niederen Kasten die Bekleidung des Oberkörpers erlaubte, wie es die Christen von Anfang an verlangt hatten. Unter der Verfolgung war die Zahl der Christen gewachsen. In den 60er Jahren kamen oft in einem Jahr 4000 dazu, und es wurden jetzt auch eingeborene Pastoren ordiniert, darunter ein ehemaliger Brahmane. 1890 zählte die Travankormission 7 Missionare, 18 ordinierte eingeborene Geistliche, 176 männliche und 67 weibliche Evangelisten und Katechisten, 279 Gemeinden, 21706 Getaufte, 6004 Kommunikanten, 321 Schulen, darunter 32 für Mädchen, 10869 Schüler und 3779 Schülerinnen. Die Gemeinden steuerten 15441 Rupies.

In ihren anderen Tamilmissionsstationen hat die Londoner Missionsgesellschaft keine großen Erfolge gehabt. In Madras sind die Gemeinden klein, und die Schularbeit reicht nicht an die der schottischen Missionen. Für die weibliche Jugend hat namentlich ein Fräulein Gordon 25 Jahr lang im Segen gewirkt.

Auf der Station Selam (Salem) wirkte 1840—1861 ein Deutscher, Joh. Mich. Lechler, der wohl mehr hätte ausrichten können, wenn nicht die Gesellschaft den Grundsatz festgehalten hätte, nur einzelne Missionare auf weit zerstreute Stationen zu senden. Lechler war als Basler Zögling in die Dienste der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft getreten und nach Tinneweli gesendet worden. Dort war er mit Rhenius ausgetreten aus dem Verband der englischen Kirche und hatte sich nach Rhenius Tod der Londoner Missionsgesellschaft angeschlossen. Er versuchte zunächst durch Errichtung von Schulen im ganzen Distrikt zu wirken, in denen er und seine Gehilfen auch von Zeit zu Zeit predigen sollten. Aber er konnte nur heidnische Lehrer bekommen, die nicht imstande waren, einen christlichen Unterricht zu geben. Sodann suchte er Familien, welche willig waren, für christlichen Unterricht, in Christendörfern anzusiedeln und wollte ihnen auch mit Geld behülflich sein zur Bearbeitung eines Grundstücks. Allein die Katechisten, welche die Aufsicht führen sollten, waren unzuverlässig, und er selbst konnte nicht genug nachsehen. Ein dritter Plan gelang, so lange Lechler lebte: Die Errichtung einer Handwerkerschule, in welcher Waisenknaben und andere junge Leute in Wagnerei, Schmiede und Ziegelei unterrichtet wurden. Lechler brachte zu diesem

Zweck 1855 nach seinem Erholungsaufenthalt in Europa einen Gehilfen und zwei Handwerksleute mit. Aber nach seinem Tode wurde auch diese Schule wieder aufgehoben. Gerne hätte er auch mehr Reisepredigt getrieben. Aber er konnte als der einzige Missionar seine Station nicht so oft verlassen. Seine Witwe überlebte ihn um 30 Jahre und blieb auf den Schevaroihügeln für die Mission thätig. Als nach Lechlers Tod innerhalb 8 Jahren 4 Missionare teils wegstarben, teils durch Krankheit zur Rückkehr genötigt waren, wollten die Direktoren die Station Selam aufgeben; die Missionare aber waren dafür, daß man lieber unfruchtbare und isolierte Stationen wie Belgam und Wisagapatam aufgeben sollte; in Selam sei nur die Stadt ungesund, nicht der ganze Distrikt, in welchem ein schönes Werk angefangen sei. So wurde die Station nicht aufgegeben, aber auch nicht mit mehr als einem Missionar besetzt. Es wurde eine High School errichtet und für die Gemeinde ein eingeborener Pastor bestellt.

In Koimbatur, am Fuße der Nilagiri, leistete Missionar Addis in der Heranbildung von eingeborenen Lehrern viel. Er schickte nur wenige zur weiteren Ausbildung in das Seminar zu Bangalur, sondern widmete sich ihnen selbst ganz speziell und drückte ihnen seinen Stempel auf. Aber auch dort wurde das Werk nicht mit genügenden Kräften fortgesetzt.

Das kanaresische Sprachgebiet wurde schon 1810 in Angriff genommen, indem Missionar Hands, der für Seringapatam bestimmt war, aber von der Maisurregierung keine Erlaubnis zur Niederlassung bekam, in Bellari durch Vermittelung des dortigen Kaplans seinen Wohnsitz nehmen durfte und zunächst die kanaresische Sprache studierte, für welche es damals keine Hilfsmittel gab. Er begann mit der Bibelübersetzung in dieselbe. Auch seine Nachfolger Coles und Lewis waren tüchtige Linguisten. Es wurde viel Reisepredigt getrieben und Schulen errichtet, aber selbst die Hungersnot 1877 brachte der Gemeinde keinen großen Zuwachs.

Die Militärstation Bangalur wurde 1820 auf den Antrag von Hands besetzt, aber die Maisurregierung erlaubte längere Zeit keine Arbeit unter den Eingeborenen. So waren die Missionare auf das Fort beschränkt, wo größtenteils Tamil sprechende Soldaten waren. Hier wurde 1841 das theologische Seminar für alle südindischen Stationen errichtet, zuerst als Anglo-Tamil, seit 1849 als Anglo-kanaresisches Seminar. Missionar Rice leitete dasselbe mit großem Erfolg bis 1872. Da wurde es mitten in seiner Blüte durch einen Befehl der Direktoren aufgehoben welche behaupteten, die Zahl der eingeborenen Arbeiter sei schon zu groß.

Vergeblich baten die Missionare um Fortsetzung desselben. Erst 1883 wurde es wieder eröffnet. Aber es war eine günstige Zeit für das Wachstum

der Gemeinden versäumt, und selbst bei dem 50jährigen Jubiläum des Missionars Rice (1887) zählten die beiden Gemeinden in Bangalur zusammen nur 444 Seelen. Eine Anglo-Vernacularschule, welche die höheren Klassen gewinnen sollte, hatte oft Mühe mit den Regierungsschulen zu konkurrieren.

Die entlegene Militärstation Belgam in der Präsidentschaft Bombay wurde 1820 auf die Bitte eines englischen Offiziers besetzt, gewann aber, obgleich zwei Missionare hier gleichzeitig stationiert waren, und Missionar Beynon von 1825—1870 wirkte, wenig Boden unter dem kanaresischen Volk. Der größte Teil der Gemeinde bestand aus Tamilleuten. Die High School wurde gut besucht.

Die Telugu-Station Wisagapatam wurde schon 1805 auf Careys Rat von den Missionaren Cran und Des Granges besetzt, welche zunächst den Engländern im Fort predigten, Schulen errichteten und die Landessprache erlernten. In einem bekehrten Brahmanen Anandarayer, der zuerst Katholik wurde, dann in Trankebar zur evangelischen Kirche übertrat, bekamen sie eine willkommene Hilfe, namentlich für die Sprache. Aber es dauerte 27 Jahre, bis ein Eingeborener sich bekehrte. Von 1840—1890 wirkte hier Missionar Hay, der Sprachgelehrte für das Telugugebiet, der sich namentlich dem Schulwesen widmete. Aber die Gemeinde wächst auch hier langsam.

Ähnlich ging es bis 1851 auf der Station Kadapa im südlichen Telugugebiet, welche 1822 von Bellari aus von Hands gegründet wurde. Da begann die Bewegung unter den Malas, nördlich und nordwestlich von der Station. Die Zahl der Außenstationen wuchs, aber es fehlte an eingeborenen Lehrern. Als in den 70er Jahren noch größere Scharen zum Übertritt sich meldeten, waren die Missionare sehr vorsichtig im Taufen und in der Zulassung zum heiligen Abendmahl. Wie der Mangel an Lehrern in manchen Dörfen zum Rückfall in das Heidentum führte, haben wir schon berührt. 1890 waren es 2825 Getaufte, aber weit mehr ungetaufte Anhänger. Der Unterricht in den Dorfschulen war nach dem Zeugnis der Missionare sehr mangelhaft, weil man jeden tüchtigen Lehrer zum Prediger brauchte. Die Christengemeinde bestand übrigens nicht bloß aus Malas, sondern 1885—1890 wurden auch 149 Sudras getauft. Aber die Missionare müssen klagen, daß die Neugekommenen so wenig Fortschritte in Bibelkenntnis und christlichem Leben machen, und geben als Grund dafür an einerseits die Armut der Leute, andererseits den Mangel an europäischen Missionaren und die ungenügende Ausbildung der eingeborenen Lehrer, denen die Leute ganz überlassen werden müssen. Es wurden zwar 1891 zwei weitere Missionare ausgesendet, von denen aber einer als Arzt an diesem Zweig nicht mithelfen konnte. Seit 1853 ist die Außenstation Nandial abgezweigt, welche 1881 nach Guty verlegt wurde. 1890 wurde die Station Anantapur errichtet. Aber auch von diesen neuen Stationen kommt

dieselbe Klage, daß Leute zurückgehen, weil sie keine Lehrer bekommen. Aber das alles scheint die Direktoren nicht zu einer andern Verteilung der Missionare zu bewegen.

Nordindien hat sich im allgemeinen im 19. Jahrhundert als ein harter Boden erwiesen, mit Ausnahme der Kols und Santhals, und die Londoner Missionsgesellschaft hat dort keine Stationen mit erfreulichem Fortschritt, obgleich sie auch dort tüchtige Arbeiter hatte. Wir nennen unter denselben vor allem Alfons Franz Lacroix, einen französischen Schweizer, der 1821 im Dienste der Niederländischen Missionsgesellschaft nach Indien gegangen war und auf der Station Tschinsura das Bengali so gut erlernt hatte, wie nicht leicht ein Missionar. Als die Niederländische Missionsgesellschaft 1827 ihre Stationen in Vorderindien aufgab, wünschte Lacroix in Bengalen zu bleiben und bot seine Dienste der Londoner Missionsgesellschaft an, welche seit der Eröffnung des Gebiets der Ostindischen Kompagnie für britische Missionare (1813) in der Hauptstadt Kalkutta nicht nur die Independenten unter den Engländern in eine Gemeinde gesammelt, sondern auch unter den Eingeborenen ihre Wirksamkeit begonnen, aber bis jetzt wenig ausgerichtet hatte. Lacroix wurde mit Freuden aufgenommen und wohnte von 1837 an in Bhowanipur, einer Vorstadt von Kalkutta, wo er eifrig in der Landessprache predigte und eine Anzahl von Gemeindegliedern gewann. Nach dem Muster von Dr. Duff errichtete Lacroix in Bhowanipur eine höhere Schule, welche 1851 mit zwei Zweigschulen 800 Zöglinge zählte. Er richtete darin auch eine theologische Klasse ein zur Ausbildung von eingeborenen Predigern und Lehrern. Während in der Schule die Unterrichtssprache größtenteils das Englische war, wurde im Predigerseminar der Unterricht in Bengali erteilt. 1854 wurde ein neues schönes Gebäude in Bhowanipur erstellt, das für 1100 Knaben und Studenten berechnet war, ferner ein Konvikt für die Seminaristen und ein weiteres Wohnhaus für einen Missionar. Lacroix hob in seiner Rede bei der Grundsteinlegung hervor, wie allerdings die Predigt in der Landessprache das Erste und Notwendigste sein müsse in der Mission, wie aber in Indien von den höheren Klassen nur wenige von der Predigt erreicht werden, und wie man bei der Straßenpredigt nicht gründlich in die christliche Heilswahrheit einführen könne, wie man es deshalb als eine gnädige Führung Gottes betrachten müsse, daß in den höheren Ständen des indischen Volks ein so großes Verlangen nach englischer Sprache und europäischer Litteratur erwacht sei, und daß viele dieser Schüler nun auch gründlich in der Bibel unterrichtet werden können und in diesem Unterricht große Fortschritte machen.

Neben Lacroix, der 1859 starb, tief betrauert von Christen aller Denominationen, müssen wir seinen Schwiegersohn Joseph Mullens nennen, der 1844 in Kalkutta eintrat und neben der Bengalipredigt ebenfalls dem Bhowanipurinstitut treffliche Dienste leistete. Er war auch wissenschaftlich sehr tüchtig und hat namentlich das Verständnis der Hinduphilosophie den Missionaren und den europäischen Gelehrten näher gebracht durch seine Religious aspects of Hindu Philosophy (London 1860). Er war 1856 thätig bei der Errichtung der Kalkutta-Universität und fungierte daselbst als einer der ersten Examinatoren. Auch machte er Reisen auf die südindischen Stationen. 1865 wurde er als Sekretär für das Auswärtige in die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft berufen, und wir haben ihn schon kennen gelernt als Visitator auf Madagaskar und bei der unglücklichen mittelafrikanischen Mission, wo er sein Leben lassen mußte. Seine Frau, Henriette, geb Lacroix, welche schon 1861 starb, hat für die Arbeit am weiblichen Geschlecht bahnbrechend gewirkt, nicht nur dadurch, daß sie 4 Mädchenschulen mit englischem Unterricht in und um Kalkutta mit großem Erfolg einrichtete und beaufsichtigte, sondern daß sie eine der ersten war, welche es wagten in die Senanas einzutreten und die abgeschlossenen indischen Frauen zu unterrichten. Der Erfolg war über Erwarten günstig, und durch zwei schottische Missionare Forbyce und Thomas Smith war gleichzeitig der Senana-Mission in größerem Maßstab Bahn gebrochen worden.

Im übrigen können wir uns über die nordindische Mission der Londoner kurz fassen. Sie hat im 19. Jahrhundert wenig Erfolg gehabt, namentlich in der heiligen Stadt Benares, wo ein Mensch, der von der Predigt des Evangeliums angeregt wird, auf eine andere Station versetzt werden muß, um überzutreten. Von Mirzapur aus hat Missionar W. Jones aus Wales 1863 eine Mission unter dem wilden Volk der Singrauli begonnen, einem vom Hinduismus nicht beherrschten, ohne Zweifel den Kols verwandten Volk, 100 englische Meilen südlich vom Ganges in den Wäldern am Abhang des Windhyagebirges. Er gewann das Vertrauen der Leute. Aber nach seinem Tod (1870) scheint kein europäischer Missionar es gewagt zu haben in dieser Einsamkeit seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Nur eingeborene Arbeiter gingen dorthin. — Die Mission in Almora und Umgegend, am Abhang des Himalaya, hat bis jetzt auch nicht viele Früchte gebracht. Da sonst die nordindische Mission so wenig Erfolg hatte, ist es auffallend, daß die Singrauli-Mission nicht ernstlicher in Angriff genommen wurde.

5. Westindien und Guyana.

Den Negersklaven in Westindien wünschten die Väter der Londoner Missionsgesellschaft schon am Schluß des 18. Jahrhunderts Missionare zu schicken, aber es sollten die Kosten für die Mission in den Kolonieen aufgebracht werden. Ein Versuch in Tobago 1808 und in Trinidad 1809 führte zu keiner bleibenden Niederlassung. Dagegen in Demerara bat ein Pflanzer Post, der auch für das geistige Wohl seiner Sklaven besorgt war, um einen Missionar, und 1808 landete John Wray, ein Schüler von Bogue, in Georgetown und wurde von Post auf seiner Pflanzung Le Resouvenir freundlichst aufgenommen. Er richtete einen Gottesdienst ein, der von Schwarzen und Weißen, zum Teil aus weiter Ferne, besucht wurde. Post baute eine Kapelle, zu welcher die Gesellschaft 100 £ beisteuerte, und ein Haus für den Missionar, obgleich die Behörden und die Mehrzahl der Pflanzer dem Unternehmen feindlich gegenüberstanden. Post starb schon 1809, hatte aber Kapelle und Haus der Londoner Missionsgesellschaft testamentarisch übergeben.

1811 erließen die Gouverneure von Jamaika und Demerara ein Edikt, wonach die Neger vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang sich nicht versammeln durften. Nachdem Wray vergeblich dem Gouverneur vorgehalten hatte, daß dadurch der Unterricht bei den Negern lahmgelegt werde, fuhr er, schnell entschlossen, mit dem nächsten besten Schiff, einem Baumwollenschiff, wo er sich mit einem Lager auf Baumwollenballen begnügen mußte, nach England, um beim Kolonialamt die Aufhebung dieser Verordnung durchzusetzen. Sein Vorhaben wird von den Direktoren warm befürwortet, und er wurde von Wilberforce und Stephens beim Minister Lord Liverpool eingeführt. Das Resultat war eine Instruktion an den Gouverneur von Demerara, daß die Sklaven am Sonntag zwischen 5 Uhr morgens und 9 Uhr nachts sich zum Gottesdienst versammeln durften, und an Wochentagen zwischen 7 und 9 Uhr abends. Der missionsfeindliche Gouverneur Bentinck veröffentlichte den Ministerialerlaß nicht und suchte demselben heimlich entgegenzuarbeiten, wurde aber abberufen und durch den missionsfreundlichen Carmichael ersetzt. Die Neger auf Le Resouvenir wurden nach Posts Tod übel behandelt, und da Wray dem Fiskal bei der Untersuchung behilflich war, wurde er den Pflanzern verhaßt. Aber durch die Bemühungen seiner Freunde in London, namentlich Wilberforces, wurde ihm ein anderes Arbeitsfeld angewiesen, bei den Sklaven der Kronkolonie Berbice, wo er ebenfalls für eine bessere Behandlung der Sklaven mutig ins Zeug ging. Auf einer zweiten Reise nach England

1817—18 schilderte er die Greuel in Guyana vor hohen Behörden und menschenfreundlichen Parlamentsgliedern so lebhaft, daß die Feindschaft der Pflanzer und der Kolonialbeamten gegen die Missionare sich immer stärker zuspitzte, und Wrays Nachfolger in Demerara, der Missionor John Smith als der Märtyrer von Demerara bezeichnet wird, da die nachfolgende Geschichte eines der schmutzigsten Blätter in der Geschichte der britischen Kolonialregierung wurde.

Als John Smith 1817 in Le Resouvenir ankam, war der missionsfreundliche Gouverneur schon seit 4 Jahren gestorben, und der jetzige, Murray, empfing ihn mit den Worten: „Wenn Sie einen Neger lesen lehren, und ich höre davon, werde ich Sie unverzüglich aus der Kolonie verbannen." Allein Smiths Instruktion von den Direktoren hatte die Genehmigung der Regierung erhalten, und so mußte der Gouverneur ihm erlauben, zu predigen. Smith ging mit großer Freudigkeit ans Werk, die Kapelle wurde so zahlreich besucht, daß sie zu klein war, und in ihrem Wandel zeichneten sich die christlichen Neger vor den heidnischen vorteilhaft aus.

Im März 1823 hatte Wilberforce einen „Appell an die Religion, Gerechtigkeit und Humanität der Einwohner des britischen Reichs betreffend die Negersklaven in Westindien" veröffentlicht, die Antisklavereigesellschaft wurde gegründet und im Parlament eine Resolution für Erleichterung des Loses der Sklaven und für allmähliche Abschaffung der Sklaverei angenommen. Darauf erfolgte der Befehl, daß die Arbeitszeit der Sklaven auf 9 Stunden täglich reduziert werden und daß das Peitschen von weiblichen Sklaven verboten sein soll. Der Gouverneur von Demarara hielt diesen Befehl wochenlang zurück, während er in Berbice bekannt gemacht wurde. Unter den Sklaven entstand das Gerede, der König habe befohlen, daß die Sklaven frei seien, aber der Gouverneur wolle das nicht bekannt machen. Smith sagte den Negern, sie haben den Befehl mißverstanden, die Freiheit bringe er ihnen nicht, aber einige Erleichterung; sie sollen nur warten, bis der Gouverneur ihn bekannt mache. Als dieser beharrlich keinen Schritt that, veranstalteten die Sklaven einen Streik, an dessen Spitze zwei Neger standen, welche zuweilen den Gottesdienst in Le Resouvenir besuchten. Auf einer Negerversammlung vom Sonntag war ein Teil für Abwarten, andere aber griffen zu den Waffen. Jetzt erst machte der Gouverneur den vor 6 Wochen gekommenen Befehl bekannt. Aber sie mißtrauten ihm, wollten die Waffen nicht niederlegen, und einer feuerte auf den Gouverneur. Als Smith davon hörte, ermahnte er sie vergeblich zur Ruhe. Der Aufruhr verbreitete sich hauptsächlich auf solchen Pflanzungen, deren Besitzer der Mission feindlich waren und ihre Sklaven nicht zur Kirche gehen ließen. Nun wurde die ganze militärische Macht aufgeboten und eine Menge von Sklaven getötet oder in Ketten gelegt, während kein weißer Soldat gefallen war. Das Kriegsgesetz wurde verkündigt und auch Smith befohlen, die Waffen zu ergreifen. Da er sich weigerte, wurde er mit seiner Frau ins Gefängnis geworfen und beschuldigt, durch seine Predigt die Sklaven zum Aufruhr gereizt und obgleich er gewußt habe, daß ein Aufruhr geplant sei, die Obrigkeit nicht davon benachrichtigt zu haben. Gegen alles Recht wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt. Am 21. August 1823 war er verhaftet worden und am 24. November

wurde er für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt, aber der königlichen Gnade empfohlen. 7 Wochen lang wurde der schon vorher leidende Mann trotz des Protestes des Arztes in einem scheußlichen, feuchten Gefängis festgehalten. Missionar Elliot und der englische Garnisonsprediger Austin besuchten ihn. Letzterer war Mitglied des Untersuchungsgerichts und hatte seine Unschuld tapfer verteidigt. Dadurch war er dem Gouverneur so verhaßt geworden, daß er sogleich seines Amtes entsetzt und nach England zurückgeschickt wurde. Kein Freund durfte die Lage des kranken Smith erleichtern. Erst als er dem Tode nahe war, wurde er in einen oberen Raum gebracht, wo er am 6. Februar 1824 starb. Ja der Gouverneur Murray behandelte ihn nach seinem Tode noch als einen Verbrecher, indem er ihn morgens 4 Uhr beerdigen ließ und seiner Frau nicht erlaubte, die Leiche zu begleiten. Diese stellte sich trotzdem mit einigen Freunden auf dem Gottesacker ein und Austin hielt die Begräbnisliturgie.

Inzwischen waren die Direktoren in London ohne alle Nachrichten über den wahren Sachverhalt, denn die Briefe der Missionare wurden unterschlagen, und die Zeitungen, welche aus der Kolonie nach England kamen, waren voll von Beschuldigungen gegen Smith und alle Missionare. Der Kolonialsekretär rief auf den Antrag der Direktoren Smith nach England zurück zugleich den Gouverneur, der für dieses Blutvergießen, welches den Staat 50000 £ gekostet hatte, sich verantworten sollte. Der Befehl kam 3 Tage nach Smiths Tode an. Die Feinde der Antisklavereibewegung stellten die Ereignisse in Demerara als Beweis hin, wie gefährlich die Emanzipation wäre und beeinflußten die Regierung so, daß sie die Verordnung von 1823 zurücknehmen wollte. Als jedoch der wahre Sachverhalt in England bekannt wurde, erhob sich in der Antisklavereigesellschaft ein Sturm der Entrüstung und Buxton und Wilberforce veranlaßten Adressen an das Parlament um Revision des Smith'schen Prozesses. Aber die Regierung war so sehr auf seiten der Sklavenhalter, daß trotz mehrtägiger Debatte und einer feurigen Rede von Wilberforce im Parlament nur mit kleiner Mehrheit eine Resolution durchging, des Inhalts, daß „infolge der Verletzung von Recht und Gerechtigkeit bei der Verurteilung des Missionar Smith Se. Majestät gebeten werden soll, für eine solche gerechte und humane Handhabung des Gesetzes in Demerara Sorge zu tragen, daß die Missionare wie andere Unterthanen Sr. Majestät vor Unterdrückung geschützt seien." Die Direktoren beschlossen keine weiteren Schritte zu thun, und der Gouverneur Murray bekam keine Strafe.

In Demerara erhob die missionsfeindliche Partei ihr Haupt, und es wurde beschlossen alle Missionare zu vertreiben. Dieser Beschluß wurde ohne Zweifel wegen der Stimmung in England nicht ausgeführt, aber die Kapelle, in welcher Wray und Smith gepredigt hatten, wurde von der Kolonialregierung widerrechtlich der Londoner Missionsgesellschaft genommen und einem bischöflichen Geistlichen übergeben, der auf seiten der Regierung und der Sklavenhalter stand.

Wray wirkte in Berbice weiter unter viel Feindschaft, und 1828 wurde auch Demerara wieder besetzt und die Kapelle der Londoner Missions-

gesellschaft zurückgegeben. 1831 wurden die Kolonieen Demerara, Berbice und Essequibo zu einer Kolonie Guyana vereinigt. 1834 kam die Befreiung der Sklaven, und nun wurde die Zahl der Missionare vermehrt. Es gab neue Arbeit, aber auch neue Schwierigkeiten. Bray arbeitete bis zu seinem Tod (1837) darauf hin, daß die Lehrlingsschaft abgeschafft werde, weil dabei die Sklaverei unter anderem Namen fortbestehe. Der Erfolg der Emanzipation scheint dieses Bestreben nicht gerechtfertigt zu haben. Die Heranbildung von eingeborenen Predigern gelang nicht, wie man es erwartet hatte, und unter den europäischen Missionaren war nicht immer die wünschenswerte Einigkeit, und die Direktion hatte das Regiment von Anfang an wenig gehandhabt.

Jamaika wurde erst nach der Emanzipation von der Londoner Missionsgesellschaft besetzt, da mehr Arbeiter auf der großen Insel nötig waren, welche von den bisher dort arbeitenden Gesellschaften nicht gestellt werden konnten. An der Erweckung auf Jamaika 1860 hatte auch die Londoner Missionsgesellschaft ihren Anteil. Wir wollen auf den Gang der Arbeit nicht näher eingehen, da sie sich nicht wesentlich unterscheidet von den Erfahrungen anderer Gesellschaften unter befreiten Negersklaven. Die Bedeutung der Londoner Missionsgesellschaft liegt auch hier wesentlich in der bahnbrechenden Mission, welche in Guyana mit der Kolonialregierung einen schwierigeren Kampf zu bestehen hatte als mit dem Heidentum. — Seit 1867 hat die Londoner Missionsgesellschaft sich von Westindien zurückgezogen und die Sorge für die Neger den kongregationalistischen Kirchen in den betreffenden Kolonieen übergeben, aber sie wird manchmal noch um persönliche und finanzielle Hilfe angegangen.

6. China und die Mongolei.

China glich vor 100 Jahren einer unzugänglichen Festung. Die Londoner Missionsgesellschaft schickte Jahrzehnte lang ihre Boten auf die Lauer, ob sich nicht irgendwo ein Pförtlein fände, durch welches man eindringen oder den Samen des Evangeliums einschmuggeln könnte. Sie ging auch hier allen andern evangelischen Missionsgesellschaften voran.

Robert Morrison war geboren 1782, stammte aus einer presbyterianischen Familie und beschäftigte sich frühzeitig mit der heiligen Schrift und mit Missionsnachrichten. 1804 meldete er sich zum Dienst der Gesellschaft und wurde nach Gosport zu weiteren Ausbildung gesandt. Er sprach den Wunsch aus, Gott möchte ihn in dasjenige Missionsfeld schicken, wo die Schwierigkeiten am größten und nach menschlicher Be-

rechnung unüberwindlich seien. Dies geschah durch seine Bestimmung für das verschlossene China. 1805 kam er nach London, um noch einige Kenntnis der Medizin, der Astronomie und namentlich des Chinesischen sich zu erwerben. Er schrieb ein chinesisches Manuskript im Britischen Museum, eine Evangelienharmonie, ab, und ein lateinisch-chinesisches Wörterbuch, das ihm von der Asiatischen Gesellschaft geliehen wurde. Am 7. September 1807 kam er über Newyork in Kanton an, wo er in einer französischen Faktorei Aufnahme fand. Nachdem er zwei Jahre lang in großer Verborgenheit, unter vielen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten bald in Kanton bald in Macao sich dem Sprachstudium gewidmet hatte, wurde er 1809 mit einem Gehalt von 500 £ als Übersetzer bei der Faktorei der Ostindischen Kompanie in Macao angestellt. In demselben Jahr verheiratete er sich. Aber auch jetzt hatte er von der Feindschaft und dem Mißtrauen der Chinesen viel zu leiden, welche nicht wollten, daß ein Fremder ihre Sprache erlerne, und er bekam oft kaum die nötigen Lebensmittel. Jede freie Stunde, wo er nicht in der Faktorei beschäftigt war, widmete er seinem chinesischen Wörterbuch, der chinesischen Grammatik und dem chinesischen Neuen Testament. Den Druck der ersten Bibelteile mußte er sehr teuer bezahlen, weil es ein verbotenes Buch war.

Als 1813 der Schotte William Milne als Mitarbeiter Morrisons ankam, erhielt derselbe keine Erlaubnis, in Macao zu wohnen, denn die Portugiesen mußten sich dort ganz den chinesischen Gesetzen und Verordnungen unterwerfen, während Morrison als Angestellter der Kompanie nicht vertrieben werden konnte. Ein Vierteljahr hielt sich Milne mit Morrison in Kanton auf und ließ sich von ihm in das Chinesische einführen. Dann aber wurde beschlossen, daß Milne die chinesischen Ansiedlungen im malayischen Archipel besuchen sollte, um womöglich einen Platz für eine bleibende chinesische Mission zu finden. Die Wahl fiel auf Malakka, wohin Milne 1815 übersiedelte. Die Berichte der Gesellschaft nannten diese Mission die Ultra-Ganges-Mission.

In Malakka war die holländische Predigerstelle vakant. Milne nahm sie nicht definitiv an, versah sie aber zwei Jahre lang mit einem Gehalt von der Regierung, so daß er der Missionsgesellschaft keine Ausgaben verursachte. Er eröffnete eine Schule für chinesische Kinder, hielt Morgenandachten mit seinen chinesischen Dienern, Handwerkern und Schulkindern und sonntägliche Gottesdienste. Nur wenige Besucher kamen, und die Verschiedenheit der Dialekte machte große Schwierigkeiten, denn der Mandarinendialekt, auf welchen Milne am meisten Fleiß

verwendet hatte, wurde nur von wenigen verstanden. Doch vergeblich war die Arbeit des treuen, innig frommen Milne und seiner ihm ebenbürtigen Gattin nicht. Den 3. November 1816 durfte er seinen Drucker Leang-A-fa taufen, der mit ihm von Kanton gekommen war, nachdem er zuerst durch Morrison das Evangelium gehört hatte. Nach vierjährigem Aufenthalt in Malakka kehrte Leang-A-fa nach Kanton zurück. Wie er dort seine Familie so sehr in Götzendienst versunken sah, schrieb er einen Traktat über die Thorheit des Götzendienstes und die Notwendigkeit der Buße und des Glaubens an Christum. Nachdem das Manuskript von Morrison gebilligt worden war, druckte er 200 Exemplare. Allein die Polizei kam auf die Spur, zerstörte die Lettern und das Gedruckte und warf ihn ins Gefängnis. Diese Prüfung betrachtete er als Strafe für seine Sünden, und sein christliches Leben wurde nur tiefer gegründet. Auf die Fürsprache Morrisons und einiger einflußreicher Kaufleute wurde er nach Empfang von 30 Bambusschlägen freigegeben. Nachdem er wieder ein Jahr in Malakka zugebracht hatte, kehrte er nach Kanton zurück und durfte es erleben, daß auch sein Weib zum Glauben an Christum kam. Um zum Lehrer unter seinem Volk ausgebildet zu werden, ging er noch einmal zu Milne nach Malakka. Nach dessen Tod (1822) kehrte er zu seiner Familie zurück, wurde noch drei Jahre lang von Morrison unterrichtet und dann ordiniert.

Die Ultra-Ganges-Mission wurde nach Milnes Tod namentlich durch Medhurst fortgesetzt, der von 1816 an 40 Jahre lang unter Chinesen und Malayen wirken durfte und längere Zeit in Batavia seinen Sitz hatte. Das anglo-chinesische College blieb in Malakka bis zur Eröffnung der chinesischen Häfen (1842).

Diese Zeit sollte Morrison nicht erleben. Er hatte 1814 seinen Erstling Thai-a-ko, seinen Diener, getauft, welcher des Evangeliums würdiglich wandelte, bis zu seinem Tod 1818. Im Jahr 1816 hatte Morrison Gelegenheit, auch das nördliche China kennen zu lernen, da er die erfolglose Gesandtschaft des Lord Amherst nach Peking als Dolmetscher zu begleiten hatte. 1817 erhielt er von der Universität Glasgow das theologische Doktordiplom. 1819 war die Bibelübersetzung vollendet. Einen Teil des Alten Testaments hatte Milne bearbeitet. Nach 25jähriger Arbeit konnte Morrison 1832 nur von 10 Getauften berichten, aber auf die litterarische Arbeit setzte er große Hoffnungen. 1833 verlor er seine Stelle als Übersetzer, da das Privilegium der Ostindischen Kompanie in China aufgehoben wurde; aber er wurde von dem englischen Gesandten Lord Napier als Übersetzer angestellt. Doch nicht lange sollte er diese Dienste thun. Als er seinen Herrn nach Kanton begleitet hatte, wurde er daselbst krank und entschlief den 1. August 1834.

Nach Morrisons Tod konnte kein Missionar im eigentlichen China angestellt werden. Leang-A-fa und zwei andere bekehrte Chinesen

blieben in Verbindung mit der Londoner Missionsgesellschaft, aber sie wurden verfolgt und die Verbreitung christlicher Schriften verboten, und Leang-A-fa mußte sich einige Jahre lang nach Malakka zurückziehen.

Mit der Abtretung von Hongkong an England und der Eröffnung von 5 chinesischen Häfen für den europäischen Verkehr (1842) war China auch für die Mission eröffnet, und es treten nun auch andere Gesellschaften in die Arbeit ein. Die Londoner verlegte zunächst ihre ganze Ultra-Ganges-Mission nach Hongkong: Das anglo-chinesische College von Malakka, mit welchem ein theologisches Seminar verbunden wurde, und die Druckerpresse von Singapur. An der Spitze des Seminars stand der treffliche Sprachgelehrte Dr. Legge, welcher die chinesischen Klassiker mit englischer Übersetzung und Einleitungen herausgegeben und sonst manche ausgezeichnete Bücher geschrieben hat. Er starb 1898 als Professor in Oxford.

Mit einer medizinischen Mission hatte Dr. Lockhardt schon 1838 in Kanton einen Versuch gemacht, aber er konnte sich weder dort noch in Macao halten, sondern mußte sich eine Zeitlang nach Batavia zurückziehen. Jetzt wurde er mit Dr. Medhurst für Schanghai bestimmt. Auch in Hongkong wurde eine medizinische Mission errichtet. Diesem Zweig der Thätigkeit, der leichter eigene Einnahmen gewann, scheinen überhaupt die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft, wenigstens zeitenweise, mehr Aufmerksamkeit geschenkt zu haben als der tüchtigen Heranbildung von Eingeborenen zum Predigtamt. In Kanton hatte Dr. Hobson 1848 ein Hospital errichtet, aber 1856 mußte er sich wegen des zweiten Opiumkrieges nach Hongkong zurückziehen. Das Predigtamt war nur durch Leang-A-fa vertreten, der bis zu seinem Tod (1855) im Segen wirkte. Erst von 1859 an wurde Kanton beständig von der Londoner Missionsgesellschaft besetzt. In der Stadt war der Erfolg gering. Aber in der kleinen Stadt Poklo am Ostflusse entstand 1859 eine Bewegung. Doch entsprach der Fortgang nicht den Erwartungen des Anfangs, und es mochte dazu mitwirken, daß die Station nur von Kanton aus versorgt wurde.

Die Amoy-Mission, welche 1844 von J. Stronach gegründet wurde, ist, wie für andere Gesellschaften, so auch für die Londoner die erfolgreichste gewesen. 1855 wurden 77 Personen getauft. 1861 wurde die Arbeit nach Tschang-tschiu auf dem Festland ausgedehnt, bald auch auf weitere Orte, so daß 1894 zur Amoy-Mission 60 Gemeinden und Außenstationen gezählt wurden, und die Christen schöne Beiträge leisteten. Mit den Amerikanern, den Holländisch-Reformierten und den englischen

Presbyterianern, welche in demselben Gebiete arbeiteten, schlossen die Londoner eine Union zur Förderung des Evangeliums.

In Mittelchina war Schanghai der zuerst geöffnete Hafen. 1845 traten Dr. Medhurst, W. C. Milne und Dr. Lockhardt daselbst ein. Zwei Jahre später folgte W. Muirhead, welcher im Jubiläumsjahr noch dort stand. Die Bibelübersetzung von Morrison und Milne wurde in Schanghai revidiert mit Beiziehung von Missionaren anderer Gesellschaften, aber so, daß die Hauptarbeit den Londonern Medhurst, Stronach und Milne zufiel. Die ganze Bibel erschien 1856. — Durch die Taipingrebellion wurde die Station Schanghai am meisten betroffen. Auch sonst erwies sich diese Station als nicht sehr empfänglich für die Mission.

Am Yangtsekiang aufwärts, weit im Innern, liegt die Stadt Hankau, welche durch den zweiten Krieg für die Fremden eröffnet und 1861 von der Londoner Missionsgesellschaft besetzt wurde durch den Missionar Griffith John, der seitdem dort wirkt. 2—3000 Personen konnten in Hankau und in den Außenstationen getauft werden. Eine Station noch viel weiter aufwärts am Strom, in der Grenzprovinz gegen Tibet, wurde in neuester Zeit besetzt: Tschungking.

In Nordchina wurde Tientsin 1861 von Edkins besetzt und Dr. Lockhardt folgte ihm, so daß auch ein Hospital gegründet wurde. Missionar Williamson kam 1869 bei einem räuberischen Überfall auf eine nicht vollständig aufgeklärte Weise im Kanal um das Leben. 1870 störte das Blutbad von Tientsin, welches hauptsächlich die katholische Mission betraf, auch die Arbeit der Londoner. — Als 1879 die Frau des bekannten Li hung tschang von Dr. Mackenzie geheilt wurde, bekam dieser Vizekönig ein solches Interesse für die ärztliche Thätigkeit der Europäer, daß er ein schönes großes Hospitalgebäude ganz durch Beiträge von Chinesen errichtete, im Dezember 1880 eröffnete und dem Dr. Mackenzie übergab. Es sollte zugleich eine Schule für chinesische Mediziner enthalten. Aber nach Mackenzies Tode gab es Schwierigkeiten, das Hospital füe die Missionsgesellschaft zu reklamieren. Doch gelang eine Verständigung. — Dagegen wurde von seiten der Gesellschaft sehr wenig für Heranbildung eingeborener Predigtgehilfen gesorgt. Miss. Lees mußte die Mittel für das von ihm gegründete Seminar, in welchem sie 3 bis 5 Jahre unterrichtet werden sollten, durch Beiträge von persönlichen Freunden in Manchester bekommen.

Der Londoner Missionsgesellschaft gebührt auch der Ruhm, daß sie

den ersten evangelischen Missionar nach Peking gebracht hat. Es war Dr. Lockhardt, der 1861 es wagte, in einem Gebäude in der Nähe der britischen Gesandtschaft sich niederzulassen und seine ärztliche Praxis zu beginnen, mit der er nun vom äußersten Süden bis zur chinesischen Hauptstadt vorgedrungen war. 1864 wurde er von Dr. Dudgeon abgelöst, leistete dann der Gesellschaft in England noch wertvolle Dienste als Vorsitzender der Direktion und starb im Alter von 85 Jahren 1896. Edkins kam 1863 als predigender Missionar von Tientsin nach Peking und 1864 konnten die vier Erstlinge getauft werden, darunter 3 Mantschus. Als 1865 das Haus bei der britischen Gesandtschaft für die Angestellten derselben erforderlich war, siedelte die Mission in einen chinesischen Tempel über, welcher Eigentum des Priesters war und von demselben verkauft wurde, weil er zur unentgeltlichen Heilung von Kranken dienen sollte. Auch im östlichen Stadtteil wurde ein Platz erworben, zwei Wohnhäuser, eine Kapelle und ein kleiner Schulraum errichtet. — Die jüngeren Missionare waren mit Edkins und Dudgeon nicht einverstanden in Bezug auf die Anstellung eingeborener Gehilfen. Edkins war gerne bereit, wenn Litteraten das Evangelium hörten, ihren Glauben an Christum bekannten und sich zur Anstellung erboten, dieselben alsbald zu verwenden. So wuchs die Zahl der Arbeiter schnell. Aber wenn die jüngeren Missionare solche Leute vorher genauer prüfen wollten in Bezug auf ihren christlichen Charakter, gingen sie gewöhnlich weg und ließen sich nicht mehr sehen. Nun schmolz die Zahl der Arbeiter zusammen, aber es gab weniger Enttäuschungen. Die Arbeit auf dem Lande konnte von den Missionaren wenig beaufsichtigt werden, weil sie in der Stadt viel zu thun hatten, und die eingeborenen Arbeiter gründeten keine festen Stationen, auch im Missionsspital trat die geistliche Versorgung der Kranken zu sehr in den Hintergrund, und als Dr. Dudgeon auch Privatpraxis in der Stadt trieb, erkannten die Direktoren, daß darunter der eigentliche Zweck der Mission notlitt. So gab es Reibungen in der Pekingmission, welche 1880 zum Austritt von Edkins führten. Als Kenner der chinesischen Litteratur hatte er der Gesellschaft wertvolle Dienste geleistet. Jetzt übernahm er eine Regierungsstelle. Dudgeon trat 1884 aus und trieb Privatpraxis in Peking. — Die Zahl der Kirchenglieder auf allen Stationen der Nordchinamission wurde 1895 zu 1000 angegeben. — Außer Hongkong und Amoy ist es der Londoner Missions-Gesellschaft noch nicht gelungen, in China finanziell selbständige Gemeinden zu gründen, und im Schulwesen scheint nichts hervorragendes geleistet zu sein.

Zu den Mongolen hatte die Londoner Missionsgesellschaft schon 1818 zwei Missionare gesandt, welche von Kaiser Alexander I. sehr freundlich empfangen wurden und über Irkutsk nach Selenginsk reisten, um in dieser Einsamkeit unter den Buriäten das Werk zu beginnen. Unter großen Mühsalen hielten die Missionare Stallybraß und Swan unter diesem Nomadenvolk aus, ohne viel Frucht zu sehen. Sie übersetzten die Bibel und schrieben ein mongolisches Wörterbuch und eine Grammatik, bis unter Kaiser Nikolaus I. ein andrer Wind wehte in Bezug auf die evangelische Mission, und 1841 diese Mission verboten wurde.

Über Rußland war nun keine Möglichkeit mehr das mongolische Volk zu erreichen. Aber nachdem die Londoner Missionsgesellschaft bis Peking vorgedrungen war, wurde Missionar Gilmour 1870 nach Peking gesandt, um von dieser Seite in die große Steppe einzudringen. Er kam über Kalgan bis nach Kiachta und Selenginsk, der Arbeitsstätte der früheren Missionare. Er verkehrte in Peking viel mit Mongolen und wurde auf seinen Reisen wohl gerne als Arzt aufgenommen, aber für das Evangelium fand er wenig Gehör unter diesem von den Lamas beherrschten Volk.

1885 wurde der erste Mongole getauft, der ihn oft begleitet hatte, aber nicht von ihm, sondern von dem amerikanischen Missionar Sprague in Kalgan. Gilmour kam zu dem Resultat, daß doch bei den ackerbautreibenden Mongolen nordöstlich von Peking mehr Frucht der Arbeit zu erwarten wäre als bei den Nomaden. Er schlug deshalb in Tassukau und Umgegend sein Zelt auf und wirkte dort unter großen Entbehrungen und Gefahren bis zu seinem Tod 1891. Er durfte einige Leute taufen und bekam in Missionar Parker einen Nachfolger, der 1894 die Zahl der Bekehrten auf 50 angeben konnte. Durch den japanisch-chinesischen Krieg wurde das Werk gestört, aber nachher wieder aufgenommen. Jetzt wird es aufs neue in Frage gestellt sein.

III. Zur Charakteristik der Missionsleitung.

So sind wir nun in allen Erdteilen herumgeführt worden, wo die Londoner Missionsgesellschaft mit echt englischem Unternehmungsgeist ihr Werk begonnen hat, und möchten zur Charakteristik der Missionsleitung nur einige Bemerkungen beifügen.

1. Die Londoner Missionsgesellschaft hat, wie wir gesehen, von Anfang an sich vorgenommen nicht Kirchen zu gründen, sondern den Heiden das Evangelium zu predigen und es ihnen zu überlassen, welche Kirchenformen ihnen als die der heiligen Schrift entsprechendsten erscheinen. Es ist wohl in 100 Jahren niemals vorgekommen, daß die von den Londoner Missionaren getauften Heiden sich darüber ausgesprochen, welche Kirchenform ihnen als die der heiligen Schrift am meisten entsprechende erscheine. Trotzdem scheint es den Mitgliedern der Gesellschaft niemals klar geworden zu sein, daß man das von den neugewonnenen Heidenchristen gar nicht erwarten könne, denn

1849 und später noch etliche Mal wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß die Gesellschaft an ihrem ursprünglichen Grundsatz festhalte. Die Missionare brachten einfach die independentische Kirchenform, und die Independenz der einzelnen Gemeinden in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten wurde 1849 selbst für den Fall anerkannt, wenn sie in finanzieller Hinsicht noch nicht ganz unabhängig war. Wie verhängnisvoll diese Independenz für manche Gemeinden wurde, wie dabei minderwertige, unwissende eingeborene Lehrer eine Anstellung bekamen, und wie wenig solche Gemeinden einem Angriff von außen Widerstand leisten konnten, hat sich namentlich in der Madagaskarmission gezeigt. Aber die Leiter der Gesellschaft scheinen nicht zu erkennen, wie sie dabei englische kirchliche Zustände, welche das Resultat von jahrhundertlanger kirchlicher und politischer Entwickelung sind, auf Kinder im Glauben übertragen. Glücklicherweise haben dafür einzelne Missionare, namentlich in Polynesien, mehr Verständnis oder Takt besessen.

2. Mit dem Grundsatz der Independenz hängt es wahrscheinlich auch zusammen, daß die Schulung der eingeborenen Gehilfen in einer Anzahl von Missionsgebieten die schwache Seite der Londoner Missionsgesellschaft ist. Die Leute können eine Anstellung bekommen, ehe sie gehörig ausgebildet sind, wenn sie bei den Gemeinden Anklang finden.

3. Auch die Organisation der Missionare unter sich ist natürlich in einer independentischen Kirchengemeinschaft schwieriger. Da sitzen sie in einer Stadt beisammen, jeder als Superintendent über die eingeborenen Gehilfen in einem Distrikt. Keiner nimmt draußen seinen Wohnsitz, wo er die eingeborenen Gemeinden in ihrem täglichen Leben besser beobachten könnte als bei vorübergehenden Besuchen. Erst unter Mullens wurde 1870 die Organisation so weit durchgeführt, daß die Missionare nicht einzeln, sondern gemeinsam sich an die Direktoren wenden und alle 10 Jahre einen Übersichtsbericht über ihre Arbeit einsenden sollten. Es waren wohl vorher Organisationsversuche gemacht worden, so von Dr. Philip in Südafrika. Aber es waren nicht alle Missionare dafür zu gewinnen, und die strammeren Saiten, welche 1870 aufgezogen wurden, hatten viele Austritte zur Folge. Bis auf den heutigen Tag läßt die Leitung der Mission viel zu wünschen übrig. Auch die Berichterstattung und namentlich die Statistik ist sehr lückenhaft, so daß es überaus schwierig ist, über den Fortschritt der Arbeit und über den gegenwärtigen Stand ein zuverlässiges Bild zu gewinnen. Nichtssagende Allgemeinheiten treten nur zu oft an die Stelle der Mitteilung von konkreten

Spezialitäten und unausgefüllte statistische Tabellen kehren wieder in jedem Jahresberichte.

4. Mit finanziellen Schwierigkeiten hatte die Gesellschaft seit den dreißiger Jahren, da sie nur auf die Unterstützung der Independenten angewiesen war, manchmal zu kämpfen. Trotzdem ließen sich die Direktoren etliche Mal durch augenblickliche große Schenkungen zu großen Unternehmungen begeistern, deren Tragweite in finanzieller Beziehung sich noch nicht übersehen ließ, so 1876 zu der unglücklichen Tanganyikaunternehmung, und versäumten darüber die so notwendige Verstärkung der Madagaskarmission; und 1891 wurde der Entschluß gefaßt, ohne Zweifel im Zusammenhang mit der amerikanisch-englischen Missionsbewegung, nicht weniger als 100 weitere Missionare bis zum Jubiläumsjahre 1895 auszusenden. Ein geistlicher Wächterbund (Watchers Band) unterstützte mit Gebet und reichlicheren Gaben das Werk. Aber es war vorübergehend. Die Defizite kehrten wieder. Die Verhandlungen der Direktoren drehten sich oft um die Frage, wie man von den Gemeinden mehr Beiträge bekommen könnte, aber es dauerte lange, bis auch ein bestimmter Unterstützungsplan für die Stationen gefertigt wurde.

Trotz dieser Mängel müssen wir anerkennen, daß die kleine Zahl der Independenten oder Kongregationalisten im britischen Reich viel größere Opfer für die Mission bringt als unsre deutschen Landeskirchen, und daß die Londoner Missionsgesellschaft für die Sache des Herrn Großes gewagt und auch Großes durchgeführt hat.

Litteratur-Bericht.

1. **Harnack:** „Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission." Vortrag auf der Generalversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Hamburg am 26. September 1900. Berlin. 30 Pf. — Mit Spannung sah man diesem schon seit Monaten angekündigten Vortrage des berühmten Kirchenhistorikers entgegen, aber ich muß gestehen, daß ich ihn mit einiger Enttäuschung aus der Hand gelegt habe. Die Schuld liegt wohl an mir: ich hatte große kirchengeschichtliche Gesichtspunkte erwartet, neue lichtvolle Perspektiven von Weg weisender Bedeutung, und die habe ich wenig gefunden. Der Vortrag enthält ja eine Fülle zutreffender Wahrheiten, für deren nachdrucksvolle Betonung wir dem Berliner Historiker dankbar sind, aber diese Wahrheiten sind nicht nur von den besonnenen Vertretern der Missionstheorie in den verschiedenen Lagern des Protestantismus in und außerhalb Deutschlands längst geltend gemacht worden, sondern

auch für den praktischen Missionsbetrieb mit mehr oder weniger Konsequenz maßgebend gewesen. Wir freuen uns dieser Übereinstimmung, empfangen aber durch sie keine neue Belehrung. Der Titel, unter welchem der Vortrag veröffentlicht ist: „Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission", läßt es nicht deutlich erkennen, ob der evangelische Missionsbetrieb überhaupt oder nur der des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins durch die aufgestellten Grundsätze charakterisiert werden soll. Wiederholt wird ja auf diesen Verein mit der anerkennenden Bemerkung speziell hingewiesen, daß gerade er die betreffenden Grundsätze zur Geltung gebracht und in seiner Praxis realisiert habe, aber es ist doch wohl die Meinung, daß damit der evangelischen Mission überhaupt die rechte Richtung gegeben werde. Geschähe das in dem Sinne, als ob der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein als ein epochemachendes Ereignis in die Geschichte der evangelischen Mission eingetreten sei, so müssen wir dem die Thatsache entgegen halten, daß dieser Verein im Laufe seiner Entwickelung mehr von der traditionellen evangelischen Missionspraxis gelernt hat als diese von ihm. Wenn speziell wiederholt auf den allgemein hochgeschätzten D. Faber exemplifiziert wird, so ist zu bemerken, daß Fabers große und gesunde Missionsgrundsätze längst feststanden, ehe er in den Dienst des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins eintrat.

Der Vortrag ist in vier Teile gegliedert, die von der Pflicht und dem Zweck, von dem Umfang und den Beschränkungen, von den Mitteln und von der Rückwirkung der Mission handeln. Die Missionspflicht wird nicht durch den Missionsbefehl begründet, der „an sich für noch nicht ausreichend", weil „er sich auf vergangene Zeiten beziehen könnte," bezeichnet wird, sondern durch die „unerschütterliche Überzeugung, daß das Christentum nicht eine Religion neben andern, sondern die Religion selbst ist." Ganz recht; nur ist uns der Missionsbefehl zu leichter Hand abgefertigt und vermissen wir den wenigstens andeutenden Beweis, warum das Christentum die absolute Religion ist. Auch darin stimmen wir natürlich mit Harnack, daß wir die nichtchristlichen Völker aus der „innern Sklaverei befreien und durch das Evangelium zu Gottesmenschen machen wollen"; aber wenn er in der etwas parforcierten Polemik gegen „Seelenfang und berechnenden Proselytismus" sich zu der Behauptung versteigt: es sei Jesu „augenscheinlich ganz gleichgiltig," ob der neugewonnene „Judengenosse statt der Götzen nun den wahren Gott anruft", „was innerlich aus ihm geworden, darauf allein komme es ihm an", so begreifen wir nicht, wie „innerlich" etwas anderes aus dem Heiden werden kann, wenn er nicht zuvor den wahren Gott kennen und anrufen gelernt hat. „Die Mission darf und soll schlechterdings kein anderes Ziel haben, als Gotteskindschaft", aber darum ist doch kein „Wehe" zu rufen über diejenigen, die die Heiden zu „Christengenossen" machen. Jesus will sie doch in die Jüngergenossenschaft aufgenommen haben, damit sie Gotteskinder werden. Ganz einverstanden sind wir wieder mit Harnack, daß das Evangelium und zwar in seiner einfachsten Gestalt den Heiden verkündigt werden soll, aber diese einfachste Gestalt beschränkt sich doch nicht auf „die Sprüche Jesu" und auf den „aus der Bergpredigt, den Gleichnissen und den Verheißungen entnommenen Stoffen". Wo bleibt denn der zweite Artikel? Das apostolische Evangelium enthielt doch nicht bloß die Worte Jesu, sondern wesentlich was er gethan hat zu unsrer Erlösung, vor allem Kreuzestod und Auferstehung in ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutung, vergleiche nur

1. Kor. 15, 1 ff. Abermals gehen wir mit dem Referenten Hand in Hand bezüglich seiner prinzipiellen Stellung zur Verbreitung der Civilisation als „nicht dem nächsten Zweck der Mission", sondern als einer ihr „zufallenden" Segnung: aber daß eine zielbewußte, selbständige Mission nicht nötig wäre, wenn „jeder Europäer, der in fremde Länder eindringt, die christliche Gesittung im vollen Sinne des Wortes mitbrächte", das ist eine mit der Anordnung der Mission unvereinbare Behauptung.

Der zweite Abschnitt, der der Mission „prinzipiell keine Schranken gesetzt" wissen will, übergeht trotz der richtigen Bemerkung, daß im Blick auf die wirklichen Verhältnisse diese Frage zu einer sehr „verwickelten" werde, mit einer Ausnahme alle die schwierigen mit der Wahl des Missionsgebiets verbundenen Probleme, ähnlich wie der erste Abschnitt alle diejenigen großen Missionsprobleme außer Acht läßt, die über das dort bezeichnete Ziel „der Gotteskindschaft" hinaus liegen, und sich auf die Gründung, Organisation und Selbständigstellung einer heidenchristlichen Kirche beziehen. Die augenblickliche Situation in China verleitet nämlich den Referenten, sich fast ausschließlich auf die Stellung der Mission bezw. der Missionare zu den politischen Gewalten zu beschränken. Das meiste, was hierüber gesagt wird, steht für die evangelische Mission außerhalb aller Diskussion; in praxi entstehen freilich Schwierigkeiten, von denen Harnack doch vorsichtig genug ist, zu erklären, hier sei manches noch nicht „spruchreif". Unter diese Erklärung muß aber auch die Behauptung fallen: „in Gegenden, wo der europäische Missionar in Zeiten der Verfolgung nicht unter allen Umständen bei seiner Herde bleiben bezw. sie mit ihm fliehen kann, soll er nicht gehen". Paulus missionierte auch, wo Verfolgung ihn vertrieb und seine Herde nicht mit ihm fliehen konnte. Ernste Bedenken haben wir gegen die Ansicht Harnacks, „daß wir für gewisse Gebiete Männer als Missionare brauchen, die ganz auf sich selbst stehen und alles lediglich auf ihre eigne Verantwortung thun!" Das ist der Franktireurdienst in der modernen Mission, der selten bleibenden Erfolg erzielt und kaum als Pionierarbeit unter besonders begründeten Verhältnissen empfohlen werden kann.

Was über das große und komplizierte Kapitel der Missionsmittel im dritten Teile gesagt wird, das ist so kurz und allgemein, daß es keine der hier einschlagenden wichtigen Fragen in ihrer Tiefe berührt. Mit der Gruppierung der Missionsmittel in direkte, persönliche, in litterarische und in indirekte kann man ja, wenn alle einschlagenden Hilfsmittel richtig subsumiert werden, übereinstimmen, im wesentlichen auch mit dem wenigen, was zur Charakterisierung gesagt wird. Die Taufe und die mit ihr zusammenhängenden, in den Missionsbetrieb aufs tiefste einschneidenden Fragen, fehlt ganz. Das „Rüstzeug" der „Religionsphilosophie" überschätzt Harnack, ebenso das „Krankenhaus für die europäischen Landsleute".

Über den gleichfalls sehr kurzen vierten Abschnitt habe ich nur dreierlei zu bemerken: daß er der concreta entbehrt, daß die Asketen und Mönche doch eine ausgebreitete Missionsthätigkeit geübt haben, und daß in dem folgenden Satze: „Kann man doch manche Kirchen, wie die schottische oder die Basler, recht eigentlich als ‚Missionskirchen' bezeichnen" — „die Basler" wohl ein Druckfehler ist für Brüdergemeine.

2. **Kranz**: Die Missionspflicht des evangelischen Deutschlands in China: 10. Flugschrift des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Berlin. 1900. 50 Pf. — Diese eindringlich und warmherzig geschriebene Flugschrift, die aber für eine weite Verbreitung zu teuer ist, hat etwa folgenden

Inhalt: nach einer kurzen und treffenden Beleuchtung der Einwände gegen die chinesische Mission, als sei sie an den gegenwärtigen Unruhen schuld, als habe sie keinen Erfolg und als sei sie angesichts der hochstehenden chinesischen Religionssysteme und Morallehren unnötig, wird mit allem Nachdruck die Missionspflicht positiv durch den Befehl Jesu und der Gehorsam gegen diesen Befehl speziell China gegenüber gerade durch die Ereignisse begründet, welche jetzt die Augen der ganzen Welt auf China gerichtet haben. China braucht das Evangelium und wir, auch Deutschland, sind schuldig, es ihm darzubieten. Um dieser Schuldigkeit zu genügen, ist „eine mächtige geistliche Erweckung unseres deutschen Volkes" nötig. Es überrascht in einer Flugschrift des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu lesen: „Energische Evangelisation der Massen, Sammlung der Gläubigen in Gemeinschaften und anhaltendes Gebet, nicht bloße Wortkritik, sondern endlich eine thatsächliche Ergänzung der Konfirmationspraxis, strenge Kirchenzucht nach dem Befehl des Herrn und des Apostels, Forderung eines wenigstens jährlich zu erneuernden freiwilligen Bekenntnisses zu Jesu als dem Herrn von allen, welche den Ehrennamen eines Christen tragen und der kirchlichen Ehrenrechte teilhaftig werden wollen, dies sind nach meiner Ansicht die aus den Grundsätzen des Neuen Testamentes sich ergebenden und auf dem Missionsgebiet erprobten Mittel zur Vorbereitung und Anbahnung einer geistlichen Neubelebung unseres Volkes". Der Verfasser redet dann den Pfarrern ins Gewissen, daß sie voll ihre Missionsschuldigkeit thun, verlangt mehr Missionare, „wenigstens 500 neue Missionare" könne Deutschland nach China schicken, er appelliert an den christlichen Studentenbund und weist auf Steigerung der Missionsbeiträge unter besonderer Betonung eines regelmäßigen prozentmäßigen Gebens. Man sieht, es herrscht in dieser Schrift ein anderer Ton als in den sonstigen Publikationen des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, ein Ton, der vielfach anklingt an die Gedankenkreise der Welt-Evangelisationstheoretiker, wie denn der Verfasser auch ausdrücklich erklärt: „Nicht Bekehrung aller Völker als Völker, sondern gründliche Evangeliumsanbietung an alle ist die Aufgabe der Mission zum Zweck der Gewinnung einer Gläubigengemeinde aus allen Völkern". Man muß ja hier und da ein Fragezeichen machen, aber als Ganzes ist die Schrift eine willkommene Gabe und ich wünsche ihr die weiteste Verbreitung.

3. **Faber:** „China in historischer Beleuchtung." Zweite Auflage. Mit dem Bildnis Fabers. Sechste (Doppel-) Flugschrift des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, Berlin 1900. 1 Mk. — Es ist ein guter Griff, daß diese inhaltvolle Schrift eines der hervorragendsten wirklichen Kenners der chinesischen Verhältnisse jetzt neu herausgegeben wird. Ich hätte nur gewünscht, sie kostete halb so viel. Ein höherer Preis ist zwar vornehmer, aber er verringert den Absatz. Über den Inhalt der Schrift mich noch einmal zu verbreiten, ist nicht nötig; da die neue Auflage ein unveränderter Abdruck der ersten ist, so verweise ich auf die Besprechung derselben in dieser Zeitschrift 1896, 94.

4. **Flad:** „China in Wort und Bild." Für jung und alt. Basel. Missionsbuchhandlung. Broschiert 1,50 Mk. Der Verfasser, ein schon aus seiner Schrift: „Zehn Jahre in China" bekannter Baseler Missionar, giebt in dem vorliegenden flott geschriebenen Buche neben folgenden Überschriften instruktive Einblicke

in die uns „Menschen der westlichen Meere“ so fremdartige chinesische Welt: 1. Eigentümlichkeiten der Chinesen, welche zeigen, wie bei ihnen alles so ganz anders ist als bei uns. 2. Kindliche Ehrerbietung in Wort und Bild. Was lehrt die klassische Litteratur über dieses vornehmste und größte Gebot des chinesischen Moralkodex? Und wie wird dieses Gebot in typischen Beispielen und in Bildern illustriert? Hier giebt uns Flad die 24 Mustergeschichten der Kindesliebe in Versen, denen die chinesischen Bilder beigelegt sind. 3. Der chinesische Kaiser als Bauer. Beschreibung des jährlichen Festtages, an welchem der „Himmelssohn“ auf seinem „Kaiserfeld“ den Pflug führt unter großem Gepränge und vielen Ceremonieen. 4. Die chinesische Litteratur. Wie der Chinese schreibt, welche Schriften er hat, welche Themata er in den Prüfungen bearbeiten muß u. dergl. 5. Eine chinesische Hochzeit. 6. Predigt eines chinesischen Christen bei seiner Hochzeit. 7. Chinesische Moralprediger. 8. Chinesische Gärten und Blumen. 9. Das sittliche Leben der Chinesen. Die helle und die dunkle Seite. 10. Chinesische Götzentempel. Ein Blick in das Heidentum. 11. Der dreifache Glücksstern: arbeitsloser Reichtum, hohes Alter, 100 Söhne und 1000 Enkel. 12. Sittensprüche der Chinesen. 13. Ausschnitte aus chinesischen Zeitungen. 14. Ein Kapitel aus Chinas Geschichte: die Eroberung des Reiches durch die Mantschu. 15. Peking einst und jetzt. 16. Neues Leben sprießt aus den Ruinen. Das ist eine Fülle, nur etwas kaleidoskopisch durch einander, vielleicht nach dem Sprüchlein: variatio delectat, aber ein gut Teil aufklärender Belehrung.

5. **Steiner**: „Schreckenstage in Kumase.“ Mit einem Blick auf Asante von einst und jetzt. Nach dem Tagebuche von Missionar Ramseyer. Ebenda. 2. Auflage 1900. 50 Pf. — Ehe die letzte Schreckenszeit in Kumase: der Aufstand der Asanteer, die Belagerung im Fort und die Flucht nach der Küste erzählt wird, wird die Geschichte Asantes und die romantische Vorgeschichte der Asantemission kurz rekapituliert und ein Einblick in die Anfänge der dortigen Mission selbst gegeben, so daß der Leser etwas Ganzes erhält. Den Hauptteil des Buches bildet dann die malerische Erzählung der Leiden, Verluste und Gefahren der mit den Engländern belagerten und erretteten Missionare. Eins der ergreifendsten Blätter aus der neueren Missionsgeschichte.

6. **Brockes**: „Quer durch Kleinasien. Bilder von einer Winterreise durch das armenische Notstandsgebiet.“ Mit Vorwort des General-Superintendenten D. Braun und 138 Abbildungen. Gütersloh 1900. 4 Mk., geb. 5 Mk. — Die Veranlassung zu der in diesem schön ausgestatteten Buche fesselnd beschriebenen Reise gab der seit April 1897 mit der Leitung des deutschen Waisenhauses für armenische Kinder in Bebek (bei Konstantinopel) betrauten Verfasser der Wunsch, das christliche Liebeswerk des deutschen Hilfsbundes für die armenischen Waisen im Innern Kleinasiens wie überhaupt die dortigen Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Die Reise fällt in den Winter 1898 zu 1899 und ist gemacht worden in Gemeinschaft mit P. L., doch wohl Pastor Lohmann; beiläufig bemerkt sehe ich nicht ein, warum viele der in dem Buche figurierenden Persönlichkeiten nicht mit ihrem vollen Namen genannt, sondern nur mit dem Anfangsbuchstaben desselben bezeichnet sind. Was der Verfasser erzählt, ist ja, abgesehen von seinen persönlichen Erlebnissen und manchen charakteristischen Ergänzungen, zu den besonders durch Lepsius enthüllten schrecklichen Christenmassakres, nicht geradezu neu, aber es ist

so wie D. Braun im Vorwort sagt: „Die Liebe zu den Verlassensten und Elendesten regiert und verklärt jeden Schritt und erhält unsre Teilnahme an jedem Erlebnis auf dem Wege wach.“ Der erneute Einblick in die jammervolle Lage der armenischen Christen und die mit ihm meist verbundenen Rückblicke auf die grauenvollen an ihnen begangenen Blutthaten erhält den Leser in fortgehender innerer Bewegung und läßt ihn immer wieder die Frage thun: wie es möglich gewesen, daß das christliche Europa bei diesen unerhörten Greueln die traurige Rolle eines müßigen Zuschauers hat spielen können. Was dann erzählt wird von den mancherlei Veranstaltungen der christlichen Liebe, namentlich zur Versorgung der zahlreichen Waisen und zur Linderung der Not der Witwen, wie über die Empfänglichkeit nicht bloß der evangelischen, sondern auch der gregorianischen Armenier für die Speisung mit dem Worte Gottes, die ihnen reichlich geboten wurde, das ist erhebend zu lesen. Von besonderem Interesse ist endlich das „ein Nachspiel“ überschriebene Schlußkapitel, welches die Geschichte der Vertreibung des Verfassers aus der ihm so ans Herz gewachsenen Arbeit erzählt — ein charakteristisches historisches Dokument der Thatsache, daß die deutsche Reichsregierung einen ihrer Unterthanen gegen eine offenbar als falsch erwiesene Beschuldigung: die Stadt Zeïtun durch eine Predigt über die Erlösung zur Empörung aufgereizt zu haben, aus einer in politischen Gründen wurzelnden Konnivenz gegen den Sultan nicht in Schutz nahm, und aus dem der Verfasser den Schluß zieht: „Die christliche Missions- und Liebesarbeit im Auslande wird gut thun, auf den diplomatischen Schutz möglichst wenig zu rechnen.“ Die Illustrationen sind fast durchgehend gut. Daß Henri Martin „der erste indische Missionar“ gewesen, wie S. 153 gelegentlich bemerkt wird, ist ein Irrtum.

7. **von Hassell**: „Das Kolonialwesen im 19. Jahrhundert.“ Heft 186 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“. Stuttgart. 1900. 80 Pf. — Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der kundige Verfasser die Wandelungen auf dem Gebiete des Kolonialwesens in der Kolonialpolitik im 19. Jahrhundert kurz charakterisiert, wird zuerst ein Blick geworfen auf die alten Kolonialmächte: Spanien,[1]) Portugal, Frankreich, Holland und Großbritannien und ihre Kolonialpolitik beleuchtet. Die einst weltbeherrschenden Reiche Spanien und Portugal sind fast ganz aus der Reihe der Kolonialmächte ausgeschieden und zwar infolge einer Kolonialwirtschaft, die als Warnungstafel in der Kolonialgeschichte steht. Auch Frankreich hat große alte Kolonialgebiete namentlich in Nordamerika und Ostindien verloren, aber im 19. Jahrhundert in Asien, Afrika und auch in Amerika und Ozeanien ein noch immer in der Ausdehnung begriffenes Kolonialreich sich erworben, das das alte an Bedeutung weit übertrifft. Ob der Nutzen, den Frankreich von seinem kolossalen Kolonialbesitz hat, dem Aufwand an Menschen und Geld entspricht, das stellt der Verfasser mit Recht in Frage; über die neuere franz. Kolonialverwaltung urteilt er wohl etwas zu optimistisch. Hollands trefflich verwalteter Kolonialbesitz wird im Vergleich zur Schwäche des Mutterlandes als zu groß bezeichnet. Großbritannien hat sich im 19. Jahrhundert immer mehr zur eigentlichen kolonialen Großmacht entwickelt und es verstanden, Nutzen aus seinen Kolonieen zu ziehen. Bezüglich der Abhängigkeit

[1]) S. 6 werden die Karolinen zu dem alten spanischen Kolonialbesitz gerechnet. Sie sind aber vor 1886 niemals im wirklichen Besitz Spaniens gewesen.

vom Mutterlande, der Verwaltung ꝛc. herrscht keine Schablone; das große Problem, individuelle Bewegungsfreiheit mit gesetzlicher Ordnung zu verbinden, ist noch niemals so vollkommen gelöst worden als in den englischen Ländern. Auf der anderen Seite freilich haben es die Engländer wenig verstanden, der Eigenart der Eingeborenen gerecht zu werden; ihre Erziehungskunst ist kein Meisterstück. Zu diesen allen sind nun im Laufe des 19. Jahrhunderts — genauer eigentlich erst im letzten Viertel desselben — neue Kolonialmächte gekommen: der Kongostaat, Italien, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Besitz derselben, ihre Verwaltung ꝛc. werden nun eingehend besprochen und am ausführlichsten bei „Deutschland als Kolonialmacht" verweilt. Hier wird ein geschichtlicher Überblick über die Entwickelung Deutschlands zur Kolonialmacht, eine Übersicht über seinen kolonialen Besitzstand, ein Einblick in dessen Ausbeutung, Verwaltung und zuletzt ein kurzes Programm für unsre kolonialen Aufgaben gegeben. Mit besonderer Freude begrüßen wir es, daß wir an dem Verfasser einen Bundesgenossen haben, der auch von kolonialen Pflichten mit großem Ernst redet, die Hebung der Eingeborenen in sittlicher Beziehung und ihre Bekehrung zum Christentum unter diese Pflichten rechnet und von den Kolonialbeamten verlangt, daß sie einen Wandel führen, der ihren Schutzbefohlnen zum Vorbild dienen kann. Möchten nur in den Kolonialkreisen seine guten Worte eine gute Statt finden.

8. **Meinecke**: „Wirtschaftliche Kolonialpolitik." Betrachtungen und Anregungen. Deutscher Kolonial-Verlag. Berlin. 1900. I. 1 Mk. — „Die Undurchführbarkeit des Programms des Herrn v. Liebert." II. 50 Pf. — Die kolonialwirtschaftlichen Fragen, so einschneidend sie selbstverständlich für die gesamte Entwicklung unserer überseeischen Besitzungen sind, liegen doch außerhalb des Programms dieser Zeitschrift und kommen für uns nur insoweit in Betracht, als sie die Interessen der Eingeborenen berühren, die die natürlichen Pfleglinge der Mission sind. Und unter diesem Gesichtspunkte ist das rückhaltlose Eintreten des Verfassers der genannten Broschüre für das sogenannte „System Scharlach" uns nicht unbedenklich. Wir haben mit viel Zustimmung seine freimütige Kritik unserer bisherigen Kolonialpolitik nach ihrer administrativen wie wirtschaftlichen Seite, seine manchmal nicht gerade sanfte Abfertigung der „Kolonialphraseure" und seine besonnene, von dem viel gepflegten Optimismus emanzipierte Wertung des deutschen Kolonialbesitzes gelesen; aber dabei immer unter dem Eindruck gestanden: es ist leichter ein guter Kritiker als ein guter Baumeister sein. Der erfahrene Verfasser hat ganz Recht, wenn er die wirtschaftliche Erschließung und Nutzbarmachung unserer überseeischen Besitzungen als das Ziel unserer Kolonialpolitik bezeichnet, aber ob die Scharlachsche Konzessionspolitik, welche einzelnen großkapitalistischen Gesellschaften, ohne daß sie Hoheitsrechte erhalten, die uneingeschränkte Ausbeutung namentlich des Innern unserer Schutzgebiete mit weitgehenden Begünstigungen und monopolartigen Rechten überwiesen haben will, der gesunde Weg zu diesem Ziele ist, das ist doch eine Frage, die durch einen kategorischen Imperativ noch nicht entschieden wird. Ganz abgesehen von der Diskussion über die Ratlichkeit oder Unratlichkeit der Hereinziehung von ausländischem Kapital, auch von der höchstbedenklichen Zumutung an das „Volk", sich durch kleine Aktien von 20 Mk. zu beteiligen und von dem fragewürdigen Gewinn, den die verlangte

„schnelle Ausbeutung der Kolonieen" auf die Dauer abwirft, so giebt es eine Geschichte der großkapitalistischen Kolonialgesellschaften in der Vergangenheit, die von diesen Gesellschaften für die Kolonieen selbst in Gegenwart und Zukunft nicht viel Segen erwarten läßt. Ja, diese Gesellschaften haben verdient, aber sie sind die Inkorporationen des gewissenlosesten Egoismus gewesen, einer „Ausbeutung", unter der — und darauf kommt es uns an — die Eingeborenen wirtschaftlich und sittlich ruiniert worden sind. Ist nur „Ausbeutung" und gar „schnelle Ausbeutung" das Ziel der kolonialen Wirtschaftspolitik, so ist — gar nicht zu gedenken der zum Teil greuelvollen Gewaltthaten, die eine solche Politik auch heute im Gefolge gehabt hat — die Besitzenteignung und die Proletarisierung der Eingeborenen das unausbleibliche Ergebnis. Und wie namentlich unsere wirtschaftlich nur mäßig einträglichen Kolonieen auf die Dauer ein Gewinn für unser Vaterland sein sollen, ohne eine wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen, der sittlichen ganz zu geschweigen, das ist schwer erfindlich. Die Eingeborenen sind die Schätze unserer Kolonieen und jede Wirtschaftspolitik, die sie besitzlos und verlumpt macht, ist ein Unsegen, mag sie augenblicklich auch großen Gewinn, vielleicht Börsengewinn abwerfen. Jetzt schon macht die Konzessionspolitik in Kamerun und in Deutsch-Südwestafrika die Landfrage für die Eingeborenen zu einer Lebensfrage; nimmt die Besitzenteignung noch immer zu, so stehen bedenkliche Folgen in Aussicht. Die koloniale ausbeuterische Egoismuspolitik muß also ihre Schranken haben und wir würden uns sehr freuen, wenn der Verfasser sein gewichtiges Wort auch zur Aufrichtung solcher Schranken in die Wagschale legen wollte. — Was er S. 34 über die Kulturversuche der Baseler Mission auf der Goldküste sagt, beruht auf einer nicht genügenden Information und den traurigen S. 47 gegebenen Rat: durch die kluge Politik des divide et impera Aufstände der Eingeborenen niederzuschlagen, hätte er den heutigen Kolonialpolitikern besser nicht gegeben.

Warneck.

9. **Zahn:** „Schriftzeugnisse. Predigten." Bremen, Morgenbesser. 158 S. Broch. 3 Mk., fein geb. 4 Mk.; bei direktem Bezug durch das Missionshaus Bremen, Ellhornstraße 26, nur 2 bezw. 3 Mk. Der volle Ertrag ist zum Besten der Norddeutschen Mission bestimmt. — Der Norddeutschen Mission ist von befreundeter Seite eine Sammlung von 16 Predigten ihres am 5. März d. J. heimgegangenen Inspektors D. Zahn überwiesen worden. D. Funcke hat ihnen ein kurzes Geleitwort geschrieben, und kennzeichnet die Predigten als Schriftzeugnisse in eminenten Maße, herausgeboren aus der Schrift, die Schrift deutend und dolmetschend und wiederum tief einführend in die Schrift. Möge das Buch, ein wertvolles Weihnachtsgeschenk für die Freunde Zahns und der Norddeutschen Mission, viele Leser finden, damit nach dem Wunsche der ungenannten Missionsfreundin das Gedächtnis des Heimgegangenen noch vielen einen reichen Segen bringe.

Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

Seite

Die evangelische Mission an der Wende zweier Jahrhunderte (1800 u. 1900). Vom Herausgeber 3

Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China. Von P. F. Hartmann 12, 49, 106, 183, 225

Die gegenwärtige Lage in Madagaskar. Von D. G. Kurze . . . 22, 76, 136

Die Religious Tract Society und ihr Helferdienst in der Heidenmission. Von P. Strümpfel 33, 72

Die Basler Mission in Kamerun, ihre bisherige Entwickelung und ihre Aufgabe für die nächste Zukunft. Von Missionar Bohner 57

Die neuen Katholikenverfolgungen in China, speziell in Südschantung, der Diözese des Bischofs Anzer. Vom Herausgeber 97

D. Ernst Faber. In memoriam. Vom Herausgeber 145

Zinzendorf als Bahnbrecher evangelischer Heidenmission. Von G. Burkhardt 206

D. Michael Zahn. In piam memoriam. Vom Herausgeber. 239

Aus der Mission auf Java. Von Missionar Joh. Warneck. 257

Ärztliche Mission in England und Deutschland. Von Dr. med. Hans Winkler 294

Johannes Jänicke. Von P. Strümpfel 305

Die allgemeine Missionskonferenz in New-York vom 21. April bis 1 Mai 1900. Von D. A. Merensky. 316, 430, 471

Die Missions-Jubiläumsfeier in Herrnhut vom 6. bis 10. Juni 1900. Vom Herausgeber 326

Die Londoner Missionsgesellschaft. Von P. Wurm 401, 461, 509, 564

Fumafuti. Von D. G. Kurze 442, 480

Zur Lage in China. Vom Herausgeber. 449

Zum Andenken an Professor Friedrich Hermann Krüger. Von D. G. Kurze 484

Die Badagas. Von Hanna Rhiem 497

Aus der römischen Mission. Vom Herausgeber 535

Der Kampf des schlesischen Konsistoriums gegen die ersten Missionsvereine. Von Professor D. Kawerau. 545

II. Missionstheorie und Apologie.

Die christliche Mission und der soziale Fortschritt. Von Dr. W. Schott . 80, 120

Eine neue Allgemeine Religionsgeschichte. Von P. Wurm 142

Zur Entwickelung der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert. Von D. Buchner 156

Seite

Die Generalsynode der Brüder-Unität im Jahr 1899 mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für das Missionswerk der Brüdergemeine. Von D. Ch. Buchner 175
An die Allgemeine Missions-Konferenz in New-York. Vom Herausgeber . 201
Über das Schulwesen in Indien, speziell das der Goßnerschen Mission unter den Kols. Von Emil Müller 276, 331
Die C. M. S. in Indien und ihre Wechselbeziehungen zu der anglo-indischen Kolonialpolitik. Von Paul Richter-Werleshausen 339, 376
Zur Warnung vor gewissen Missionsanekdoten. Von R. Grundemann . . 348
Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse. Vom Herausgeber 353
In eigner Sache. Von R. Grundemann 386
Die Propaganda des Halbmondes. Von Missionar G. K. Simon . . . 417
Bedenken gegen typische Missionserzählungen. Von W. Wendebourg . . 486
Zur chinesischen Missionskontroverse. Vom Herausgeber. 530
Zur Frage über typische Missionserzählungen. Von D. Grundemann . . 541

III. Missionslitteratur.

Autenrieth: Das Inner-Hochland von Kamerun 396
Bericht über die Missionsjahrhundertfeier 448
Bertrand: En Afrique avec le missionaire Coillard 494
Brockes: Quer durch Kleinasien 588
Cörper: China und die Missionare 448
Dahle, L.: Der Heidenmissionar des Alten Bundes 93
Döring: Lehrlingsjahre eines jungen Missionars in Deutsch-Ostafrika . . 197
— Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika 398
Eppler: Geschichte der Basler Mission 1815—1899 193
Faber: China in historischer Beleuchtung 587
Flad: China in Wort und Bild 587
Flierl: Führungen Gottes 197
Fries: Geschichten und Bilder aus der Mission 245
Grundemann: Missionsstunden 196
— Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder 397
— Dornen und Ähren vom Missionsfelde 544
v. Hassel: Das Kolonialwesen im 19. Jahrhundert 589
Harnack: Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission 584
Heilmann: Missionskarte der Erde nebst Begleitwort 398
Horbach: Offener Brief an Herrn Bischof von Anzer über die Stellung der Mission zur Politik 532
Jahrbuch der Bayrischen Missionskonferenz für das Jahr 1900 246
Jahrbuch der (Königl.) Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1900 . 198
— der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1900 198
Kähler: Die Bedeutung der Mission für Leben und Lehre der Kirche . . 46
Kranz: Die Missionspflicht des evangelischen Deutschlands in China . . . 586
Kurze: Samoa, das Land, die Leute und die Mission. 45

Seite

Launay, Adrien: Histoire des missions des 'Indes, Pondichéry, Maïsour, Coimbatour 93
— Les missionaires français au Tonkin 351
Laury: A history of Lutheran missions 47
Lepsius: Der christliche Orient 247
Maples, Ellen, Journals and Papers of Chauncy Maples, Late Bishop of Likoma 351
Maus: Die Ursachen der chinesischen Wirren und die evangelische Mission . 530
Meinecke: Wirtschaftliche Kolonialpolitik 590
Meinhof, Carl: Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen nebst Anleitung zur Aufnahme von Bantusprachen 95
Merensky: Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal 1859—1862 195
Merensky: Missions-Atlas über die Arbeitsgebiete der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft 196
Meyer: Die Schreckenstage von Kimberley 397
Murray-Mitchell, Rev. J., M. A., L. L. D. In Western India. Recollections of my early missionary life 352
Öhninger: Geschichte des Christentums in seinem Gang durch die Jahrhunderte 200
von Orelli, Conrad: Allgemeine Religionsgeschichte 143
Paul: Die Mission in unseren Kolonieen 194
— Missions-Wandbilder 195
Richter, J.: Vom großen Missionsfelde 543
de le Roi: Judentaufen im 19. Jahrhundert 247
Römer: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf 198
Schneider: Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1900 199
— Am Xentu 396
Schreiber jun.: a) Theodor Fliedners Lebenswerk. b) Festbericht über die Feier des hundertjährigen Geburtstags des Diakonissen-Vaters D. Theodor Fliedner 246
— Vom Diakonissenhaus zum Missionshaus 544
v. Schubert: Aufgaben und Aussichten der evangelischen Mission und die Verantwortung der lutherischen Kirche 46
Steiner: Schreckenstage in Kumase 588
Stursberg: Jugend-Missionsblatt 544
Sundermann: Unter den Dajakken auf Beto 397
The Spiritual Expansion of the Empire 48
Tischhauser: Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 245
Vorträge, gehalten bei der Missionsjahrhundertfeier in Herrnhut 448
Voskamp: Zerstörende und aufbauende Mächte in China 898
Wagner, Hans: Koloniale Zeitschrift 498
Warneck: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart 45
Wauer: Die Anfänge der Brüderkirche in England 499
Wegener: Einzelzüge aus der Arbeit der Rheinischen Mission 899
Zahn: Schriftzeugnisse. Predigten 501

IV. Beiblatt.

Seite

John Eliot, der Apostel der Indianer. Dargestellt von P. R. Kölbing . . 1
David Zeisberger, ein Held der Indianermission. Dargestellt von P. R. Kölbing 17
Hans Egede, der erste Missionar unter den Eskimo. Von E. Fries . . . 33
Bartholomäus Ziegenbalg. Von P. Paul Richter-Werleshausen 49
Christian Friedrich Schwartz, der Königspriester von Tandschaur. Von P. Paul Richter-Werleshausen 67
Karl Rhenius. Von P. Paul Richter-Werleshausen 83

Namen- und Sachregiſter.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Abercrombie, Dr. 294.
Aboland 61 f.
Achmore, Miſſ.-Stat. 474.
Addis, Miſſ. 569.
Afrika 478.
Afrikaner, Räuberhauptmann 511. 514 f.
Afrikaverein, evang. 68.
Aitutaki, Inſel, 466.
Alaska 472.
Albers, Miſſ. 271.
Albrecht, Gebrüder, Miſſ. 309. 312. 514.
Allemewi, Indianerhäuptling, Bbl. 24.
Ambohiharanana, Miſſ.-Stat. 79.
Ambohimanga, Miſſions-Stat. 137.
Amherſt, Lord 578.
Amoy, chineſ. Hafenſtadt 56.
Amritſar, Miſſ.-Stat. 377.
Anandarayer, bekehrter Brahmane 570.
Anantapur, Miſſ.-Stat. 570.
Anderſen, Miſſ. 511.
Anderſon, Miſſ. 514.
Andriambeandro, madagaſſiſcher König 30.
Andriambelo, eingebor. Paſtor 525.
Angell, J. B., Geſandter 440, 174.
Anſorge, Diakonus 556.
Anton, ein Neger 210.
Anzer, Biſch. 97 ff. 359 f. 363 f. 370 ff. 451 f. 532 ff.
Apaiang, Inſel 536 ff.
Appleyard, Rev. 74.
Archibald, Bibelagent 73.
Arndt, D., Pred. 304.
Aſki, C., japan. Geiſtl. 432.
Aſhmore, Dr. theol. 117.
Aſhton, Miſſ. 516.
Auſtin, engl. Garniſonpred. 575.
Autenrieth, Miſſ. 62.
Avliſon, Dr. 438.

Badagas, indiſcher Bergſtamm, 497 ff.
Bärenbruck, G., Miſſionar 313. 315.
Bailey, Gründer der Ausſätzigen-Miſſ. 300.
Baker Miſſ. 470.
Bakundu, Miſſ.-Filial 65.
Bangalur, Militär-Stat. 569.
Banza-Manteke (am Kongo) 478.
Barber, T. A., Schuldirektor, 433.
Barclay, Th., Rev. 475.
Barff, Miſſ. 467.
Barneth, Miſſ. 313.
Barret, John, Geſandter 475 f.
Barth, Dr. 72.
Batakken 417 ff.
Baxter, Miß 470.
Bebejia, Kolsdorf 87.
Becker, W. F., Judenmiſſ. 313.
Beerwoets, Dr., Arzt 270.
Belgam, Militär-Station 570.
Bell, König 57. 65.
—, Ph., Lehrer 61.
Belldorf (Bonanjo), Ort u. Miſſions-Stat. 57. 68.
Benade, Paſtor 553.
Bentinck, W., Lord, Gen.-Gouverneur 345. 573.
Berbice, Kolonie 573. 575.
Berlin, Miſſ., Bbl. 60.
Berry, Dr., Miſſ.-Arzt 129. 134.
Berthelsdorf 208.
Bethelsdorp, Miſſ.-Stat. 513.
Bethesda, Findlingshaus, 121.
Bethlehem, Brüder-Gem. in Pennſylv., Bbl. 18. 22 f.
Bevan, Thom., Miſſionar 519 f.
Beynon, Miſſ. 570.
Bicknell, Miſſ. 463.
Bird, Mertins, Kommiſſar 347.
Biſhop, Frau Iſabella Bird 476.
Blackſtone, Advokat 5.
Bligh, Kapitän 462.
Bögner, Alfred, Miſſ.-Direktor 78, 485.
Bövingh, Miſſ., Bbl. 60 f.
Bogue, Dav., Dr., Independenten-Pred. 33 f. 402. 405. 409. 414.
Bohner, Miſſ. 57 ff.
Bombe, Miſſ.-Stat. 61. 65. 71.
Bonaberi, Europäer-Stat. in Kamerun 57. 59 f. 76.
Bonaku, Europäer- und Miſſ.-Stat. in Kamerun 57 ff. 68 f.
Bonamuang, Ort und Miſſ.-Stat. 57.
Bonebela (Dibotowa), Ort u. Miſſ.-Stat. 57, 60. 68.
Bonjongo, Ort u. Miſſ.-Stat. 57.
Boone, Biſch., 107.
Borchgrevink, Dr., Miſſ.-Sup. 27. 138. 436.
Bornemann, Biſch, Bbl. 51.
v. Borowski, Miſſ. 313.
Bourne, Miſſ. 466.
Boxer 455 ff.
Brahmoſamaj 339.
v. Brandt, Geſandter, 362 ff. 375. 531. 534.
Bridgmann, Miſſionar 52. 111.
Brognard, Paſtor 139.

Brooksbank, Dav., Geiſtl. 405.
Brown, A., Rever. 317.
Brown, David, Reg.-Kaplan 344.
—, H., Rever. 473.
Bruce, Sir F. 118 f.
Brückner, Miſſ. 312.
Brüder-Unität 175 ff.
Le Brun, Miſſ. 519.
Buchanan, Claud., Reg.-Kaplan 344.
Buchner, D. 156 ff. 175 ff.
Buddhismus 17 f.
Buea, Miſſ.- und Reg.-Stat. 65 ff. 76.
Büchſenſchütz, Paſt. 139.
Bürchell, Baptiſten-Miſſ. 126.
Büttner, Gottlob, Ind.-Miſſ., Bbl. 18.
Buitenzorg, Chineſen-Gem. 272.
Burder, Rev. 33. 406. 411.
Burdon, Biſch. 107, 118 f.
Buriäten, Volksſtamm 582.
Burkhardt, G. 206 ff.
Burns, Evangeliſt 107.
Buſch, Superint. 553.
Butler, Miſſ. 473.
Butſcher, Leopold 313.
Buxton, Sir Fowell 341.
Buzarott, Miſſ. 467. 469.

Camden, Miſſ.-Schiff 465.
Cameron, Zimmermann 520.
Campbell, Miſſ. 565.
Canada 472.
Canning, Generalgouvern. 378.
Carey, William 90. 343. 402.
Carmichael, Gouverneur 573.
Chalmers, J., Miſſ. 471.
Chandrers, Kompanie-Beamter Bbl. 75.
Chantepie, de la Sauſſaye 143.
Chapmann, Rev. 431.
Charles, Rev. 34.
China 12 ff. 49 ff. 449 ff. 474 ff. 576.
Chineſen 49 f.
Chineſen, in Indien 275 f.
Chriſtian VI, König von Dänemark, Bbl. 40. 45. 209.
Chriſtian Friedrich, getaufter Eskimo u. Katechet, Bbl. 43 f. 46.
Cobb, H. N., Rev., D. 317.
Coillard, Miſſ. 125.
Coles, Miſſ. 569.
Colin, Pater 141.
Conkin, Dr. 433.
Cooke, Miſſ. 347.
Corbet, Biſch. 142.
Corrie, Dan., Regierungs-Kaplan 344.
Couſins, Miſſ. 523.
Cran, Miſſ. 570.
Crawther, Sam., Miſſ. 341.
Crouzet, Biſch. 142.
Crowther, Archidiak. 37.
—, Biſch. 123.
Culberthon Miſſ., 111.
Curzon, Lord, Generalgouverneur 476.
Cuſt, Dr. 82.
Cuyler, Dr. 441.

Dahle, Miſſ.-Direktor, 32.
v. Dalhouſie, Marquis, 347 f. 376. 378.
David, Frau Prof. Edgeworth, 443. 480 f.
Davidſon, Dr., 530.
Decker, Miſſ., 313.
Dehne, Miſſ., 216.
Deibol, Kammeruner Lehrer 58.
Demerara, Kolonie 573. 575 f.
Depok, Chriſtengem. daſ. 261.
—, Seminar, daſelbſt 259. 267.
Des Granger, Miſſ. 570.
Dibombari, Miſſ.-Filial 58.
Dibundu, Joſua, Kameruner Paſtor 58.
Djokja, mohammed. Ort auf Java 270 f.
Dober, Leonhard, Miſſ. 210 f.
Dodge, Dr. 435.
Du Boſe, Miſſ. 72.
Duddingston, Dorf 299.
Dudgeon, Dr. 581.
Duff, Alex. Miſſ. 85. 381.
Duncan, H. C. 436.
Dwight, O. Dr. 439.
Dyer, Samuel, Miſſ. 54.

Ebner, Miſſ. 312. 514.
Edie (Jürshöhe), Miſſ.-Stat. 64 f. 71.
Edkins, Dr., Miſſ. 120. 580 f.
Edmonds, Kanon. 434.
—, Miſſ. 510 f.
Edward, Handwerkermiſſ. 516.
Edwardes, Herbert, Befehlshaber 377. 379. 382.
Edwards, Miſſ. 510 f.
—, B., Kanon. 439.
Egede, Hans, Miſſ. Bbl. 33 ff.
Ehrhardt, Miſſ. 309. 312. 565.
Eimeo, Inſel 462 f.
Eliot, John, Miſſ., Bbl. 1 ff.
„Ellengowan," Miſſions-Schiff 470.
Ellice-Inſeln 469.
Ellioth, Miſſ. 575.
Ellis, William, Miſſionsſekretär 411. 522.
Elsner, Sam., Kaufmann 307 f.
Emde, Urmacher 258.
Emslie, Dr. 377.
Endenburg, Miſſ. 262 f. 268.
Erhardt, Miſſ. 342.
Erlemann, kathol. Miſſ. 374.
Eromanga, Inſel 468. 474.
Eſſequibo, Kolonie 576.
Eyre, John, Geiſtl. 402. 404 f. 411.

Faber, Ernſt. Dr. 37. 44. 48. 145 ff. 190. 228. 304. 359. 366.
Farquhar, Gouverneur 520.
Fatalismus, mohammed. 428.
Feldner, Paſtor 563.
Feuerproben 127.

Fischer, Florian, Feldkornet 511.
Fleming, Miss. 188.
Fordyce, Rev. 92. 572.
Formosa, Insel 232. 475.
Fox, Dr. Sekretär 439.
Francke, A. H. 206.
Freimissionare 260.
Freinadenez, Provikar 105.
French, Miss. 377.
Frere, Bartle, Gouvern. 347. 382. 385.
Freretown 341.
Freundlich, Miss. 219.
Frey, J. F., Judenmiss. 313.
Friedenshütten, christliche Indianer-Gem., Bbl. 23.
Friedensstadt, christliche Indianer-Ansiedlung, Bbl. 24.
Friedrich IV., König v. Dänemark 206. Bbl. 34. 36. 39 f. 49. 63.
Fries, E., Vikar, Bbl. 33 ff.
Fry, Sargood, Dr. 295.
Fu-kien, Prov. 225.
Fuller, Miss. 58. 69.
Funafuki, christl. Südseeinsel 442 ff. 480 ff.
Fußbinden, chines. 128.
Futschau, chines. Hafenstadt 56.

Gaika, Häuptling 512.
Galliéni, Generalgouvern. 22 ff. 77. 140.
Garde, Pater 79.
Genähr, Miss. 108 f.
Gerber, Miss. 313.
Gericke, Miss. Bbl. 87.
Germond, Miss. 78.
Gesellschaftsinseln 468.
Giftproben 127.
Gilmour, Miss. 582.
Glikkikan, indian. Kriegsführer, Bbl. 24.
Gnadenhütten, christliches Indan.-Dorf, Bbl. 22.
—, neues, Bbl. 25.
Gnany, Katechet, Bbl. 91.
Godhaab, Kolonie, Bbl. 39.
Goldingham, Mr. 347.
Gookin, General, Bbl. 4. 12.
Gordon, Frl. 568.
—, M. L., 432.
Goschgoschünk, Indianerort, Bbl. 23.
Gosen, christl. Indianer-Ansiedlung, Bbl. 30.
Goßner, S. 169.
de Graaf, Pastor 262.
Graaf Reinet, Miss.-Stat. 512 f.
Grant, Ch., Beamter 344.
grant in aid-System 387.
Griffith, Dav., Miss. 520.
Grubb, Barbroke, Dr 473.
Gründler, Missionar, Bbl. 60. 65.
Grundemann, D., 172. 348 ff. 386 ff. 486 ff. 496. 541 ff.
Güttner, Miss. 216.
Gützlaff, Chinesen-Miss.. 54 f. 107 f. 147. 312.
Guevara, Pater, Bbl. 537.
Guinneß, Grattan, Mr. 473.
— H. Dr. 441.
Guty, Außenstat. 570.
Guyana 576.

de Haan, Miss. 272.
Hacket, Geistl 432.
Händes, Juden-Miss. 313.
Härter, Franz, Pred. 484.
Haggard, E. P., Geistl. 435.
Hahn, Aug., Konsistorialrat 562.
Haig, Kapitän 385.
Hamberg, Miss. 108.
Hamilton, Taylor, D. 432.
— Miss. 516.
Hands, Miss. 569 f.
Handysides, Dr. 295.
Hankau, Vertragshafen 183. 580.
Hanspach, Miss. 109. 184.
Happer, Miss. 107.
Hara, T., japan. Christ 129.
Hardcastle, Joseph, erster Schatzmeister der Lond. Miss.-Ges. 410 f.
Harford-Battersby, C. F., Dr. 437. 446.
Harper, Archidiakonus. Bbl. 95.
Harris, Engländer 468.
—, W. T., Unterrichtsminister 433. 472.
Harrison, General 32 f.
Hartley, Miss. 524.
Hartmann, F., P., 12 ff. 49 ff. 106 ff. 183 ff. 225 ff.
Hartwig, Miss. 309. 313.
Harzell, Bisch. 478.
Hassius, Kommandant, Bbl. 52. 54.
Hastie, Agent 520.
Hastings, Generalgouverneur 343.
Haweis, Dr. 404. 407. 412 f.
Hay, Miss. 570.
Heckewälder, Missionar Bbl. 25.
Heilanstalten, christl. 132 f.
Heilsarmee 259 f.
Heinrich, Prinz 116 f.
Helm, Miss. 312.
Hengstenberg, Prof. 159.
Henle, kathol. Miss. 98. 188.
Hennemann, Miss. 259 f. 267.
Hermann, K. T., Miss. 315.
Herrnhut, Gem. u. Dorf 206. 208.
Herveyinseln 466. 469.
Hette, ind. Göttin, 501 f.
Hey, Independenten-Pred. 402.
v. Heyking, Gesandter 16.
Hiakumes, christlicher Indianer, Bbl. 5.
Hiria Odya, ind. Gottheit 502.
Hoare, Bisch. 72.
Hobson, Dr. 579.
Hoff, L., Judenmiss. 313.
Holst, Miss. 137.
Ho-nau, Prov. 231.
Hongkong 56.
Hooker, Thomas, Geistl., Bbl. 5 f.
Hope Fountain, Miss.-Stat. 518.
Horbach 532 f.
Horne, Melville, Geistl. 404.
—, Miss. 519.

Hough, Kaplan, Bbl. 87.
Howell, Miss.-Superint. 414.
Hudleston, Resident, Bbl. 78.
Hu Dschong Mi, Rev. 73.
Hughes, Sekret. 34.
Hu-nan, Prov. 230.
Hung Ssiuzün, Gelehrter 113 f.
Hunter, Str W. 386.
Huntingdon, Gräfin 407.
Hu-pu, Prov. 232.

Jänicke, Joh., P. 169. 305 ff.
—, Jos., Dan., Miss. 308.
Jakob, Katechet, Bbl. 90.
Jakobsen, Miss. 138.
Jaluit, Insel 536.
Jamaika 576.
Jansen (Jänicke), Miss. 313.
Janß jun., Miss. 264. 268 f.
— sen., Miss. 259.
Janvier, Miss. 42.
Japan 475.
Java 257 ff.
Javanen 275.
Jeddya Swami, ind. Gottheit 502.
Jeffreys, T., Miss. 520.
Jellesma 258.
Jesuiten auf Madagaskar 139 ff.
Iken, Lehrer 267.
Indien 476 f.
Industrieschulen 269.
Inglis, Handwerker-Miss. 516.
Inyabi, Miss.-Stat. 518.
John, Griffith, Dr. 73. 184. 230. 232. 366. 580.
„John Williams", Miss.-Schiff 465.
Johns, Dav., Miss. 520.
Jones, Dav., Miss. 519 f.
—, W., Miss. 572
Irle, Miss. 417.
Ishii, J. Dr. japan. christl. Arzt 122.
Islam 417 ff.
Jünnan, Prov. 229.
Judes, Miss. 526.
Jungmann, Miss., Bbl. 24.
Jungmichel, Miss. 312.
Kadapa, Missions-Stat. 570.
Kaller, Diebeskaste, Bbl. 87.
Kam, Miss. 258.
Kan-ßu, Prov. 229.
Kanton 49 ff.
Kariabetta, ind. Gottheit 502.
Kaskaskunk, indianische Hauptstadt, Bbl. 24.
Kaicorya, ind. Gottheit 502.
Katholiken-Verfolgungen 97 ff.
Kaufmann, Rektor 549. 551. 557.
Kavel, Pfarrer 551.
Kaweran, Professor Dr. 545 ff.
v. d. Kemp, Miss. 415. 509 ff.
Kempunu, Miss.-Seminar 470 f.
Kerr, J., Dr. 107. 132.
Kestell-Cornish, Bisch. 80. 527.
v. Ketteler, Gesandter 368 f.
Khama, Häuptling 82.
Kiang-ßi, Prov. 230 f.
Kiang-ßu, Prov. 227.
Kiautschau 97 ff. 533.
Kicherer, Miss. 510 ff.
King, H. M., Dr. 434.
—, Miss. 478.
Kirche, luth., Frankreichs 139.
Kirk, Dr. 519.
Klanderut, Industrieschul-Direktor 138.
Klein, Miss. 313. Bbl. 71.
Klitzke, P. 109.
Klonkers, Baptisten-Miss. 18.
Knibb, Baptisten-Miss. 126.
Knill, Miss. 567.
Knox, G., Dr., 435.
Kölbing, Paul, Dr. theol. 328.
—, R. P. Bbl. 1 ff. 17 ff.
Köster, Miss. 108.
Kohlhoff sen. und jun., Miss., Bbl. 87.
Kolobeng, Miss.-Stat. 517.
Kolonialmissionen 261.
Kolonie, jüd., in Khaifang Fu 232.
Kompanie, engl.-ostind. 341 ff.
Konfuzianismus 16.
Konfuzius 12 ff.
Kongo 478.
Korea 475.
Kotas, ind. Stamm 497.
Koto, Josef, getaufter Häuptling 61.
Kranz, Miss. 145.
Krapf, Miss. 342.
Kriks, Indianer 472.
Krotmbatur, Miss.-Stat. 560. 569.
Krog, Bisch., Bbl. 34.
Krüger, Friedr. H., Prof. 484 ff.
Krull jun., Miss., 269 f.
Kuang Ssu, chines. Kaiser 116 f.
— -ßi, Prov. 230.
— -tung, Prov. 225.
Kühne, Dr., Miss.-Arzt 189.
—, Miss. (Java) 265.
Kuei-tschau, Prov. 230.
Kunze, Miss. (rhein.) 74.
Kuruman, Miss.-Station 515.
Kurze, G., D. 22 ff. 76 ff. 136 ff. 442 ff. 480 ff. 484 ff.

Lacroix, A. F., Miss. 571.
—, Henriette, Miss.-Frau 572.
Lady Dufferin Association, Ausbildungsanstalt für Ärztinnen 301.
Lambusch, R. W., Miss.-Sekretär 435.
Lancheſter, Bisch. 80.
Lang, Miß 299.
Lange, Miss., Bbl. 44.
Lauga, Pastor 485.
Lau-ze, Stifter des Tauismus 16 f.
Lawrence, Henry, ind. Administrator 384.
—, John, ind. Administrator 376. 379. 382. 384 f.
Laws, Dr. 74. 478.
Lawton, Miss. 470.

Lawunakhamek, christl. Indianer-Niederlassung Bbl. 24.
Lazaristen in Madagaskar 142.
Leang-A-fa, christlicher Chinese 578 f.
Lees, Miss. 580.
Lechler, Miss., 108 f. 184. 568.
Legge, Dr., Sprachgelehrter 53. 106. 119 f. 579.
Leh, Miss.-Hospital 302.
Leray, apostol. Vikar 535 f.
Lewis, Miss. 61. 569.
Liang Kung-fa, erster eingeborener Prediger 52 f.
Lichtenau, christliche Indianer-Ansiedelung, Bbl. 25.
Lichtenfels, Miss.-Station 224.
Liebendörfer, Dr., Miss.-Arzt 302.
Lifu, Insel 470.
Li-Hung-Tschang 100. 580.
van der Lingen, Miss. 512 f.
Lipinghang, Gouverneur 99. 102.
Liverpool, Lord, Minister 573.
Livingstone, David, 161 f. 515 ff.
Livingstone Memorial Medical Missionary Training Institution 295.
Lobengula, Häuptling 518.
Lobethal, Miss.-Station (Kamerun) 63. 68. 71.
Lockhardt, Dr., Miss.-Arzt 118. 579 ff.
Löns, Miss. 141.
Louédin, Resident 137.
Love, John, Geistl. 405. 410.
Lovett, R., Rev. 37. 433 f.
Lütkens, Dr., Hofpred., Bbl. 49.

Macaulay, Oberst 566.
Macfarlane, Miss. 470. 565.
Mack, Miss., Bbl. 22.
Mackay, Miss. 125.
Mackenzie, Bisch. 125.
—, Dr., Arzt 580.
Madagaskar 22 ff. 76 ff. 136 ff. 485 ff. 519.
Madura, Zweig-Station, Bbl. 81.
Mädchenschulen in Indien 338.
Maine, Sumner, ind. Gesetzgeber 385.
Malakka 52. 577.
Malintoa, König 467.
Malnainstitut (Missions-Instit.) 469.
Mangala, Miss.-Filial 65. 76.
Mangali, ind. Göttin 502.
Mangamba, Miss.-Stat. 61 f. 70 f.
Mangeia, Insel 468.
Mare, Insel 470.
Margary, Konsulatsbeamter 117.
Marschallinseln 536.
Martin, Dr. 72. 191.
—, Fr., Miss. 218 ff.
—, Henry, Reg.-Kapl. 344.
—, W., engl. Offizier 377.
Massafoiet, indian. Häuptling, Bbl. 2 f. 13.
Matebelen, Zulustamm 518.
Mattern, Miss. 315.
Mault, Miss. 567.
Maus, Miss. 369. 448. 530 f.
Mayhew, Thomas, Miss., Bbl. 4 f.
Mc. Clatchie, Miss. 107.
Mc. Kinley, Präsident 321 ff.
Mc. Leod, engl. Administrator 377.
Mc. Nair, Miss. 475.
Mead, Miss. 567.
Medhurst, Dr. 578 ff.
—, Miss. 52. 54. 106. 111.
Melanesien 461 ff. 468.
Menschenfresserei 127.
—, Schlächterei 127.
Merensky, A., D. 316 ff. 430 ff. 476 ff.
Mergoredjo, Miss.-Kolon. 264 f.
Messer, Miss. 312. 514.
Metacomet, Bbl. 13 f.
Metlakahtla, Miss.-Stat., 136.
Mettetal, Pastor 139.
Metz, Miss. 497.
Meyer, F. B. 40.
Milne, W., Miss. 52. 577 f. 580.
Millzoug, Miss., Bbl. 44.
Mission, ärztliche 131 ff. 188 f. 270. 294 ff. 437 f. 530.
—, Amoy- 579.
—, Anglikaner 79 f.
—, Aussätzigen- 300.
—, Baptisten-Union 53.
—, Basler 57 ff. 159. 184. 190.
—, Bayrische 159.
—, Berlin I 159. 190. 228.
—, Brüder-Gem. 6. 161.
—, China-Inland- 107. 229 ff.
—, chines. 353 ff.
—, christl. 80 ff. 120 ff.
—, dänisch-hallische 312. Bbl. 84.
—, deutsch-ostafrikanische (Berlin III) 160.
—, evang. 3 ff. 49 ff. 156 ff.
—, — in China 12 ff. 49 ff. 106 ff. 188 ff. 225 ff.
—, Goßnersche 159.
—, Hermannsburg. 159.
—, Indianer- 472.
—, Kamerun- 57 ff.
—, kathol., auf Java 260 f.
—, —, in China 97 ff. 535 ff.
—, Leipziger 159.
—, Londoner 77 f. 183.
—, Madagaskar- 76 ff.
—, Mahratten- 347.
—, Makololo- 517.
—, medizinische 579.
—, Mennoniten- 258.
—, Mexiko 473.
—, Mohammedaner-, rhn. 417.
—, Neuendettelsauer 160.
—, Neukirchner 160.
—, norddeutsche 159.
—, Njassa-, schott. 478.

Mission, protest.-bischöfl. 107.
—, reform. Kirchen- 269.
—, rheinische 159. 184. 190.
—, Salatiga- 258.
—, Sambesi-, industrielle 478.
—, Schlesw.-Holstein. 159.
—, Singrauli- 572.
—, Tanganyika- 518 f.
—, Telugu- 347.
—, Travankor- 568.
—, Ultra-Ganges- 577. 579.
—, Wesleyaner 232. 469.
Missionare, evang. 10.
Missionen, röm.-kathol., in China 197.
—, —, in Madagaskar 139 f.
Missionsbetrieb, röm. 535 ff.
Missionsbewegung, studentische 7.
Missionserfolg 11.
Missionsfrauenverein für China 109.
Missionsgesellschaft, ärztliche, in Kanton 56. 107.
—, Allgem. ev. protest. Miss.-Verein 148 f. 160. 185. 190. 227 f.
—, Amerik. Holländ. Reform 107.
—, Baptisten, engl. 229.
—, —, Südl. 107.
—, Baptistische vereinigte 6. 106 f.
—, Baseler 108 f. 509.
—, Berliner I. 109. 315.
—, Board, amerik. 53.
—, Breslauer 554.
—, China-Inland- 185.
—, Christian Vernacular Education Society 378.
—, englische hochkirchliche (S. P. G) 527.
—, — kirchl. (C. M. S.) 6. 107. 312. 339 ff. 376 ff., 415. 518. Bbl. 83. 95.
—, Frauenverein f. China, Berliner 147.
—, Freikirche, norweg. 138 f.
—, Friends 79. 526.
Missionsgesellsch., Hauptverein für China (jetzt mit Berlin I vereinigt) 147.
—, Javakomitee 259.
—, Kirche, vereinigte (norweg.) 138.
—, Ladies' Female Education Soc., Frauen- 347.
—, Londoner 6. 49. 228. 312. 401 ff. 461 ff. 509 ff. 518. 527. 564.
—, Medical Mission Society (Edinbourgh) 294 f.
—, Methodisten, amerik. Bischöfl. 107. 231.
—, Neukirchener 258.
—, Niederländ. 55. 312. 415. 510.
—, — reform. Kirchen-miss.-Vereinigung 259.
—, Norddeutsche 241.
—, norwegische 136 f. 526.
—, Pariser 78 f. 464. 484.
—, Presbyter., amerik. 107. 475.
—, —, engl. 107.
—, —, Kanad. 232.
—, Rhein., 108 f.
—, Rotterdamer, alte (Nederlandsche Zendelinggenootschap) 257 f.
—, Rotterdamer, neue (Nederlandsche Zendingsvereeniging) 258.
—, südafrikan. 511.
—, schott. 518.
Missionshilfsverein, Breslauer 554.
Missionshospitale 270.
Missions-Jubil.-Feier in Herrnhut 326 ff.
Missionskonferenz, allg. in New-York, 201, 316 ff. 430 ff. 471 ff.
Missionsschule (-seminar), Jänickes 300 ff.
Missionsverein, Bunzlauer 548.
—, chines. 108.
Modjowarns, Miss.-Kol. 265 f. 269.
Moffat, Robert, Missionar 515 f.
Moffat-Institut 516.
Mohammedanismus in China 18.
Mongolei 228. 476.
Monro, Kollektor, Bbl. 91. 93.
Montgomery, B., Beamter 376 f. 384.
Moor, Rev. 431.
Morgan, Oberst, Bbl. 26.
Morgen, Leutnant 63.
Morija, Miss.-Stat. 485.
Morris, Halbneger 473. 479.
—, Rev. 39.
Morrison, Rob., Miss. 49. 576 f.
Morton, Mr. 182.
Mosilikatse, Häuptling 518.
Mott, J. R., Generalsekret. 437.
Moule, Archib. 72.
Müller, Emil, Miss. 276. 331 ff.
—, Joseph, Th. 496.
Muir, Will., Lieutenant governor 384.
Muirabad, christl. Kolonie 485.
Muirhead, Miss. 72. 106. 112. 580.
Mukonje, Miss.-Filial. 65.
Mullens, Dr. 514, 519. 524. 526 f.
—, Joseph, Miss. 572. 583.
Munz, Miss. 63.
Murdoch, Dr., Generalsekret. 46. 439.
Murray, Gouverneur 574 f.
—, Miss. 45.

Nagerkoil, Miss.-Station 567.
Nandial, Außen-Station 570.
Nanking, Stadt 227.
Natick, christl. Indianerdorf, Bbl. 10.
Ndogobesol, Ort 72.
Ndogominye, Miss.-Stat. 63.
Negtsem, Miss.-Station, Bbl. 44.
Nestorianismus in China 18.

Netawatwes, indianischer Oberhäuptling, Bbl. 25.
Neu-Guinea 470 f.
Neuhebriden 468. 470. 473 f.
Neuseeland 342.
Neyur, Miss.-Stat. 567.
Ngan-hoei, Prov. 231.
Nies, kathol. Miss. 98. 188.
Nikolayson, Juden-Miss. 313.
Nilgiri (blauen Berge) 497.
Ningpo, chines. Hafenstadt 56.
v. Nissen, Kommandant, Bbl. 63.
Nitschmann, Dav. 210 f.
Niue, Insel 467.
Nösgen, Judenmiss. 313.
Nordindien 571.
Normanville, Miss.-Stat. 137.
Nott, Miss. 463.
Nuawey, Miss. 470.
Nyasoho, Miss.-Station 62 f. 71.
Nyländer, Miss. 313.

Oldham, W. F., Miss. 432.
Olopun, nestorian. Mönch 18.
Onondaga, Miss.-Station, Bbl. 20 f.
Opiumhandel 82. 383 f.
v. Orelli, Conr., D. und Prof. der Theol. 143 f.
Ostindien 564.

Pacall, Karl, Miss. 514.
Pacallsdorp, Miss.-Stat. 544.
Packalt, Miss., 312.
Pakanke, Indianerhäuptling, Bbl. 24.
Pakenham, Konsul 523.
Palm, Miss. 309. 312. 565.
Pandschab 376 ff.
Pao, eingeb. Lehrer 470.
Papetha, eingeb. Lehrer 466.
Parker, Dr. 56. 72. 107. 294.
—, Miss. 582.
—, Rev. 439.
Parrot, Lehrer 139.
Paton, Dr. 122 f. 474.
—, R. J. G. 441. 474.
Patres v. heil. Geist 142.
Pearse, Miss. 78.
Pechin, Pastor 139.
Peking 228. 581.
Pengharepan, Miss.-Stat. 262.
Penick, Bisch. 434.
Pennequin, General 22.
Penrhyn-Inseln 469.
Pequods, Indianerstamm, Bbl. 13 f.
Peters, Miss. 475.
Philip, Dr. 513 ff. 583.
Philipp, eingeb. Gehilfe, Bbl. 70.
Philippinen 474.
Philippo, Baptisten-Miss. 126.
Pierson, Arthur 431.
„Pilgerväter," engl. Auswanderer, Bbl. 2.
Pillans, Rev. 526 f.
Pinnock, Kameruner Past. 58.
Pitman, Miss. 467.
Plütschau, Heinrich. Bbl. 49 ff.
Pochard, Lehrer 139.
Polo, Stadt 579.
Polynesien 461 ff.
Pomare, König 462.
— II., König 463.
Poreiar, Außen-Stat., Bbl. 61, 70.
Port Jackson 493.
Port Moresby, Miss.-Stat. 470.
Post, Pflanzer 573.
Postel, Sup.-verweser 550. 557.
Prasse, Miss. 313.
Price, Roger, Miss. 518.
Pritchard, Konsul 464.
Purworedjo, Miss.-Kolonie 269.
Pyrläus, Ind.-Miss., Bbl.

Quilon (Kollam) Miss.-Stat. 568.

Radama I., König 520.
— II., König 522 f.
Rajaneiken, Katechet, Bbl. 71.
Raiatea, Insel, 464 f.
Rakotobe, König 520 f.
Ramabai, Pandita 86. 91.
Ramainandro, Miss.-St. 79.
Ramnad, Zweig-Stat. Bbl. 81.
Ramseyer, Miss. 127.
Ranavalona I., Königin 521 f.
Ranavalona II., Königin 524 f.
Ranavalona III., Exkönigin 32.
Randulff, Bisch., Bbl. 34.
Rarotonga, Insel 466 ff.
Rasoherina, Königin 523 f.
Rauch, Chr., Heinr., Miss. 213.
Read, Miss. 512 ff.
Rebmann, Miss. 342.
Reden, Gräfin, 552. 562.
Reeve, Bisch. 74.
Reichardt, Dr. Juden-Miss. 313.
Religionsgeschichte 142 ff.
Religious Tract Society (R.T.S.), Traktatgesellschaft, 33 ff. 72 ff.
Renner, Miss. 309. 313.
Revivalbewegung 5.
Reynolds, John 405.
Rhenius, K. G. E., Miss. 313 f. Bbl. 83 ff.
Rhiem, Hanna 497 ff.
Rhodes, Cecil 518.
Ribbeck, Fr., General-Sup., 547. 561.
Ricci, Matteo, ein Gründer der Jesuiten-Miss. in China 19 ff.
Rice, Miss. 569.
Richard, Baptist 73.
Richards, Baptisten-Miss. 478.
Richardson, Seminar-Vorsteher 529.
Richter, Paul, P. 339 ff. 376 ff. Bbl. 49 ff. 67 ff. 83 ff.
Ridley, Bisch. 472.

Riedel, Joh. Friedrich, Miss. 310 f. 315.
Ringeltaube, W. T., Miss. 565.
Ripon, Lord, Vicekönig 382.
Roberts, Kaufmann 433.
Robin, Agent 520.
Robinson, Miss., Bbl. 88.
Roblet, Jesuitenpater 27. 141.
Röstvig, Miss.-Superint. 137.
Roosevelt, Oberbürgermeister 323. 326. 472.
Roß, Dr. Miss., 72. 452 f.
Roxbury, Ort, Bbl. 5.
Ruben, Miss. 315.
Rückert, Max 314 f.
Rugiero, Michael, ein Gründer der Jesuiten-Miss. in China 19.
Rurutu, Australinsel 465.
Ryland, Dr. 402.
Ryle, Bisch. 5.

Saathianadhan, S., ind. Schriftstellerin 86.
Sadrach, Evangelist 259. 267.
Saker, Emilie 69.
Salem, christl. Ind.-Ansiedlung, Bbl. 25.
Samoainseln 467 f.
Sansalvador 478.
Saß, Miss. 312. 514.
Sattianaden, eingeborener Gehilfe, Bbl. 81.
Sawaii, Insel 467 f.
Schäfer, P. 491.
Schall, Adam jesuit. Miss. 20.
Schanghai, chines. Hafenstadt 56. 227.
Schan-ßi, Prov. 269.
Schantung, Prov. 97 ff. 227.
Schaub, Miss. 190 f.
Schekomeko, Miss.-Stat., Bbl. 19.
Schen-ßi, Prov. 229.
Scheuver, Dr., Arzt 270 f.
Sching-king 228.
v. Schirnding, A. K. Fr., Oberforstmeister 308 ff.
Schiv, indischer Geistlicher 500.
Schleiermacher 159.
Schmelen, Joh., Heinrich, Miss. 312, 514.
Schmick, Miss., Bbl. 23.
Schmid, Bernhard, Pädagog, Bbl. 88.
Schmidt, Bernhard, Miss. 313.
Schmidt, Deocar, Miss. 313.
Schmidt, Georg, Miss. 213.
Schnarre, J. K., Miss. 313. Bbl. 83.
Schneider, Dr. 459.
Schön, Miss. 341.
Schönbrunn, christl. Ind.-Ansiedelung, Bbl. 25.
Schott, W., Dr., 80 ff. 120 ff.
Schreiber, Dr., Miss.-Inspektor 435.
Schreyvogel, Dan., Miss. 312.
Schröter, Miss. 313.
Schule für Ärzte 269 f.
Schulen auf Java 265.
Schuler Miss. 69.
Schulwesen in Indien 276. 331 ff.
Schulz, David, Prof. 546 ff. 550. 559 f.
Schulze, Miss. (Jänicke) 313.
Schwartz, Christ., Friedr., Miss., Bbl. 67 ff.
Schwarz, Joh., Gottlieb, Miss. 312. Bbl. 87.
v. Schweinitz, P. 431.
Selam, Miss.-Stat. 563.
Selenginsk, Stadt 582.
Seminar, anglochines. 52 f.
Senkel, Pastor, 555.
Sensemann jun., Miss., Bbl. 25.
Setschele, Häuptling 517.
Shaftesbury, Graf 383.
Shrubsole, William, Miss.-Sekr. 411.
Siam 474.
Sibree, Baumeister, 524.
Simon, G. K., Missionar 417 ff.
St Piongot, Miss.-Stat. 417.
Siregar, Markus, eingeb. ordin. Gehilfe, 417.
Sklavenasyle 125.
Sklavenhandel, 123.
Sloan, Miss.-Arbeiter, 474.
Smith, Arthur, Miss. 452.
—, ev. Bisch. 118.
—, G., Dr. 8.
—, Th., Dr., (Freischott.-Miss.) 92.
Smith, Miss. (L. M. S.) 126. 572. 574.
Smith, Rev. D. 317.
—, Sir Harrey, Gouverneur 135.
Söhlenthal, Baron 209.
Spangenberg, Brüdern-Bisch., Bbl. 19.
Speer, R. E., Miss.-Sekr. 430.
Spener 286.
Sperrhaken, Miss. 313.
Spicer, Direktorialmitglied 77.
Sprague, Miss. 582.
Sſi-ngan Fu, Provinzial-Hauptstadt 229.
Sſi-tschhuen, Prov. 229.
Stagg, Miss. 589.
Stallybraß, Miss. 582.
Steinkopf, Dr. 314.
Stenz, Pater 103. 105.
Stephens, Miss.-Direktor 573.
Steven, Jamens, Pred., 402. 405.
Stevenson, D. Roß, Prof. 436.
Stock, Eugen, Miss.-Sekr. 340.
Strachan, Miss.-Sekretär 381.
Stracke, P. 310.
Stronach, A., Miss. 106. 579.
—, J., Miss. 106. 111.
Strong, H. W., Dr. 430.
Strümpfel, P. 33 ff. 72 ff. 305 ff.
Sſu-tschau, Stadt 227.
Südafrika 479. 509 ff.
Südseeinseln 473.
Supper, Miss. 312.
Surakarta, Stadt, 273.
Sutherland, A., Miss.-Sekretär 434.

Swan, Miss. 582.
Swayne, Reg.-Kommissar 483.

Tahiti 462 f.
Tamatoa, Häuptling, 464 f.
Tandschaur, Miss.-Gem. in, Bbl. 71.
Tanna, Insel 468.
Tauismus 16 f.
Tautain, Resident 137.
Taylor, Hudson 107. 185. 226. 366. 431.
—, —, Frau 474.
—, Regin., englischer Administrator 377.
Thai-a-ko, christl. Chinese 578.
Thai-schan, Berg 228.
Thienzin, Stadt 117. 228.
Thoburn, Bisch. 431.
Thoelkeld, Miss. 465.
Tholuck 159.
Thomas, Katachet, Bbl. 90.
Thomason, Thom., Reg.-Kaplan 344.
Thompson, W., Direktor der Lond. Miss. 77.
Thomson, J. C., Miss. 518.
—, Rev. 40.
Thung-tschi, chines. Kaiser 115.
Tientsin, Miss.-Stat. 580.
Tillealt, Außen-Station, Bbl. 61.
Tinnevelly Bbl. 87.
Tomason, James, ind. Administrator 347.
Tongatabu, Insel, 467.
Top, Alb., Miss., Bbl. 43 f.
Townsend, John 405.
Toz, Dr. 474.
Toy, Miss. 523.
Trankebar, Miss.-Stat., Bbl. 68 ff.
Trinidad 573.
Tritschinopoli Bbl. 71.
Trivandram, Miss.-Stat. 568.
Tschang-Tschi-Tung Vicekönig 155.
Tschang-tschiu, Miss.-Stat. 579.
Tschau-han, gelehrter Chinese 230.
Tsche'-kiang, Prov. 226 f.
Tschhang-scha, Hauptstadt der Prov. Hu-nan 230.
Tschi-li, Prov. 228.
Tschirokesen 472.
Tschokta (Indianer) 472.
Tschu-Hi, Ausleger der konfuz. Schriften 231.
Tschungking. Miss.-Stat. 580.
Tucker Bisch. 342.
—, Miss.-Sekr., Bbl. 76 ff.
Tullasi, Radscha, Bbl. 76 ff.
Tutuila, Insel 467.

Uganda 342. 478.
Ulbricht, Miss. 309, 312.
Underwood, Rev. 436.
Universitätem, ind. 335 ff.
Upolu, Insel 467 ff.
Uvea, Insel 470.

Venn, H. Sekretär 341. 378.
Verbiest, jesuit. Miss. 20.
Viktoria, Europäerstat. in Kamerun 57 f. 61. 71 f.
Vilstermann, Pater 188.
Vitolia, junge Christin 480 f.
Vonanjo, Miss.-Stat. 60.
Vorderindien 476.
Vos, Miss. 565.
Voskamp, Miss. 72. 155.

Wade, Sir Thomas, Gesandter 177.
Waisenanstalten, christl., 121 f.
Warneck, G., Prof. D., 3 ff. 48. 97 ff. 145 ff. 166. 200 ff. 239 ff. 247. 304. 326 ff. 353 ff. 448 ff. 487. 496. 535 ff. 544.
Warneck, Joh., Miss. 257 ff.
Washburn, Dr. George 433 ff.
Waterboer, Häuptling 515.
v. Watteville, Friedr. 207 f.
v. Watteville, Joh. Bisch., Bbl. 20.
Webb, Laienhelfer, 74.
Wendebourgh, W., 486 ff. 541.
Wendt, Juden-Miss. 313.
Wenzel, Miss. 313.
Wesley 401.
Westindien 573.
Wheatley, Miss. 80.
Whitefield 401.
Whitehouse, Miss. 567.
Whiting, Miss. 189. 229.
Wiedebrock, Miss., Bbl. 70.
Wilberforce 344, 573 f.
Wilhelm, Miss. 313.
Wilks, Matthew, Geistl. 405.
Williams, John, Miss. 464 f.
—, Roger, Pred., Bbl. 4.
—, Wells, Miss. 52.
Williamson, Miss. 580.
Wilson, Kameruner Pastor 58.
—, Kapitän 411 f.
Wimmer, Mich., Miss. 312.
Winkler, Hans, Dr. med. 294 ff.
Wisagazatam, Miss.-Stat. 570.
Withey, Rev. 39.
Wix, Miss. 312.
Wolfe, Miss. 107.
Wray, Miss. 126. 564. 573. 575.
Wurm, P., 142. 401 ff. 461 ff. 509 ff.

Yuhien, Gouvern. 100 ff.
Yule, G. indischer Administrator 385.

Zahn, D., Michael 239 ff.
—, Miss. 370.
Zai A-ko, erster evang.-christl. Chinese 52.
Zeisberger, Dav., Miss., Bbl. 17 ff.
Ziegenbalg, Barthol., Miss. 207, Bbl. 49 ff.
v. Zinzendorf, Graf 306 ff., Bbl. 45.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar 1900.

John Eliot, der Apostel der Indianer.[1])

Dargestellt von R. Kölbing, Pastor zu Fischbach im Riesengebirge.

1. Antriebe und Grundgedanken.

Am 28. Oktober 1646 verkündigte John Eliot, Prediger der englischen Ansiedler von Roxbury bei Boston in Nordamerika, zum erstenmal den Massachusetts-Indianern an den Wasserfällen des Charles-Flusses das Evangelium in ihrer Sprache. Mit drei Freunden hatte er sich aufgemacht, um die Niederlassung der Wilden etwa zwei Stunden von Roxbury aufzusuchen. Jetzt stand er im rauchigen Wigwam, wohin ihn der Häuptling Waubon, den er seinen Besuch und den Zweck seines Kommens vorher gemeldet hatte, freundlich geleitete. Ein inbrünstiges Gebet in englischer Sprache stärkte ihn und seine Genossen zum Glaubenswerk. Dann verlas er in der Sprache seiner staunenden rotbraunen Zuhörer die von ihm selbst übersetzte Stelle Hesekiel 37, 9. 10 vom Lebendigwerden der Totengebeine durch den Odem Gottes und legte sie ihnen auf indianisch in mehr als einstündiger Rede aus. Das war die erste eigentliche evangelische Missionspredigt, von der Kunde auf uns gekommen ist. Von da an regte sich nicht nur unter den Indianern ein bis daher unbekanntes Leben aus Gott, sondern der Geist Gottes begann auch durch die Gefilde der evangelischen Christenheit, der neuen wie der alten Welt, zu rauschen, die in ihrem Missionssinn noch tot gewesen waren. John Eliot ist mit Recht nicht nur der Apostel der Indianer, sondern auch der erste evangelische Missionar genannt worden.

Wir wissen nicht, ob Eliot auch durch die in den Urwäldern bleichenden Gebeine des Indianerstammes der Pequods, die 9 Jahre früher durch die weißen Ansiedler jämmerlich hingeschlachtet worden waren, auf die Wahl des Schriftabschnitts seiner ersten Missionspredigt geführt worden ist.

[1]) Dieser Artikel ist der Anfang einer Serie von Lebensbildern hervorragender Pioniere der evangelischen Heidenmission, die nach und nach zu einer Art Missionsgeschichte in Biographien sich gestalten soll, wenn, wie ich hoffe, sie den Beifall der Leser findet. D. H.

Jedenfalls aber hatten sich die Kolonisten der Neuenglandstaaten durch diese Ausrottung eines ganzen Stammes in blutigen Widerspruch zu den Antrieben gesetzt, welche die „Pilgerväter" vor 17 Jahren als maßgebend für ihre Ansiedlung in Nordamerika ausgesprochen hatten. Waren es doch Puritaner der strengsten Richtung, die England verließen, weil sie sich dem Bekenntnis der gottesdienstlichen Formen und dem weltlichen Regiment der anglikanischen Kirche aus Gewissensbedenken nicht fügen wollten. Nachdem sie zuerst in Leyden in Holland Aufnahme gefunden hatten, waren sie nach vielem Fasten und Beten zu dem Entschluß gekommen, in der neuen Welt eine feste Zuflucht zu suchen. Als Pilger zogen sie aus, Mühsal und Gefahren nicht achtend, wenn sie nur der reinen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit leben könnten. Auch leitete sie die ausgesprochene Absicht, unter den Heiden das Reich Christi zu bauen, für das in der alten Welt keine Stätte mehr zu sein schien, „wenn der Herr ein Volk unter den Heiden hätte, zu denen er sie bringen würde." Als im November 1620 das Schiff der „Pilgerväter" die „Maiblume," in der Bucht bei Kap Cod, einige Meilen südlich vom späteren Boston, die Anker auswarf, schloß sich die Gesellschaft der Auswanderer, noch bevor sie an das Land ging, das auch am folgenden Tage wegen des Sabbaths noch mit keinem Fuß betreten werden durfte, zu einem staatlichen Gemeinwesen zusammen, das die bürgerlichen und religiösen Freiheiten gewährleistete. Das Siegel der so begründeten Kolonie Massachusetts zeigte einen Indianer, umgeben von den Worten des Mannes aus Macedonien: „Komm herüber und hilf uns." Der Freibrief, den Karl I. der Kolonie gewährte, enthält die schönen Worte: „Dies Volk soll von England so fromm, friedlich und gesittet regiert werden, daß ihr gutes Leben und ihr geordneter Verkehr die Eingeborenen für die Erkenntnis und den Gehorsam des einzig wahren Gottes und den christlichen Glauben gewinne. Dies ist nach Unsrer königlichen Absicht und dem freien Bekenntnis der Auswanderer der Hauptzweck der Ansiedlung."

So schwer der Anfang für die Einwanderer im ersten Winter durch Krankheiten und die Entbehrungen in der Wildnis war, so leicht wurde er ihnen seitens der Eingeborenen gemacht. Als sie am 16. März 1621 des ersten Indianers ansichtig wurden, rief er ihnen zu: „Willkommen, Engländer." Samoset, so hieß der Mann, vermittelte eine Zusammenkunft mit Massasoiet, dem Häuptling der anwohnenden Wampanoags. Mit ihm wurde ein Freundschaftsvertrag geschlossen, der 54 Jahre in Kraft blieb. Massasoiet blieb bis an sein Ende den Engländern ergeben

und leistete ihnen wichtige Dienste. Die Indianer brachten ihnen Korn und zeigten ihnen, wann und wie sie am besten Fische fangen könnten.

„Wir haben", so heißt es in den Nachrichten aus der Anfangszeit Neuenglands, „die Indianer sehr treu erfunden in ihrem Friedensbündnis mit uns, sehr liebevoll, immer bereit, uns Dienste zu erweisen. Wir gehen oft zu ihnen und sie kommen zu uns. Etliche von uns sind mit ihnen 50 Meilen zu Land in ihrem Gebiet gereist. Wir unsern Teils wandern in ihren Ländern so friedlich und sicher wie auf einer Landstraße in England." Und ähnlich: „Sie waren wohl in der Regel höchst grausam und verräterisch, wie wilde Tiere; aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft, so unterwürfig, so treu und zuverlässig, daß man wohl sagen kann: viele Christen sind nicht so gütig und lauter."

Auch die Puritaner benahmen sich friedlich und ehrenhaft gegen die Indianer. In streitigen Fällen kauften sie einen Strich Landes lieber zweimal, um ja sicher den Weg des Friedens und der Ehrlichkeit zu gehen.

Aber andererseits betrachteten die Ansiedler — mehr englisch als christlich — es als ganz selbstverständlich, daß sich die Indianer im ganzen Gebiet der Neuenglandstaaten als Unterthanen des Königs von England anzusehen hätten. Zeigte sich ein Stamm oder Häuptling feindselig gegen die Kolonisten, so wurde das als Empörung gegen die Krone Englands angesehen und bestraft. Allerdings wird eine Urkunde aus dem Jahr 1621 erwähnt, in der sich mehrere Häuptlinge als Unterthanen von England bekannten. Aber was mögen diese selbst von der Bedeutung und Tragweite solcher Schriftstücke verstanden haben? Die Indianer fingen naturgemäß bei zunehmender Besetzung ihres Landes an, gegen die Beschränkungen ihrer Freiheit anzukämpfen und konnten das ihnen zugemutete Unterthanenverhältnis weder verstehen noch ertragen. Die Ursachen zu Reibereien mehrten sich, je mehr Einwanderer von England nachgezogen kamen, unter denen es an schlechten Elementen nicht fehlte. Sobald durch die Ausschreitungen solcher Abenteurer das gute Verhältnis zwischen den Weißen und Rothäuten gestört wurde, hätten die Puritaner die Gemeinschaft mit ihren Landsleuten abweisen sollen. Statt dessen aber machten sie mit ihnen gemeinsame Sache, kamen auch wohl, wenn sie sich bedroht fühlten, durch schnellen Angriff den Gegnern zuvor. So entspann sich 1637 ein Krieg mit den Pequods. Die vereinigte Macht der Kolonieen wurde gegen den Stamm, dessen Vernichtung ihnen für die Wohlfahrt der ganzen englischen Ansiedlung nötig schien, aufgeboten und mit Pulver, Feuer und Schwert wurde gegen Männer, wehrlose Weiber und Kinder der Vernichtungskampf mit blutiger Härte geführt. Auch die benachbarten Indianerstämme hetzte man gegen die Pequods auf: für

jeden Skalp der Unglücklichen wurde von den Weißen pünktlich der ausgesetzte Preis gezahlt.

An diesen Grausamkeiten beteiligten sich die Puritaner nicht nur, sie glaubten sie auch aus der Bibel rechtfertigen zu können. Nur seltsam, daß ihre Bibelfestigkeit nie des Herrn Wort (Luk. 9, 55) beachtete: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ So blieben sie in der unevangelischen Gleichsetzung des Alten und Neuen Testaments stecken und vermischten Religion und Politik in Amerika wie sie es in England gethan hatten. Sie fühlten sich als die Auserwählten Gottes, denen er dies Kanaan übergeben hätte. Darum waren hier die Indianer die Kanaaniter, wie für Cromwell die katholischen Irrländer; der Kampf gegen die Feinde Gottes erschien als heiliger Krieg, bei denen man Gottes besonderen Schutz und Erleuchtung fühlte. Als der Stamm der Pequods ausgerottet war, wurde ein allgemeiner Danktag in Neuengland gefeiert und die puritanischen Geschichtsschreiber bemerken im Anklang an das Buch der Richter: „Das Land hatte nun Ruhe vor den Indianern 40 Jahre lang.“

Das war nun freilich die Ruhe des Totenfeldes, und ungeeigneter konnte kein Weg sein, um die Indianer für die Religion der Weißen zu gewinnen. Da war es John Eliot, der die ursprünglichen Antriebe der puritanischen Einwanderung wieder wirksam werden ließ.

„Als wir hierherkamen,“ so schrieb er noch 1675, „erklärten wir der Welt, und es ist beurkundet, — ja wir sind dazu durch den königlichen Freibrief angehalten — daß das Bestreben, die Indianer zu bekehren, nicht sie auszurotten, der eine große Endzweck unsrer hiesigen Niederlassung sei.“

Was Eliot antrieb, selbst Hand an die Indianermission zu legen, war wie sein Freund, General Gookin, erzählt,

„erstlich: die Verherrlichung Gottes durch die Bekehrung einiger dieser armen, gottverlassenen Seelen; ferner: sein Mitleid und die brennende Liebe zu ihnen in ihrer großen Blindheit und Unwissenheit; drittens, und nicht am wenigsten: das Bestreben, so viel an ihm liege, den Vertrag und das Versprechen, die das Volk von Neuengland gegen seinen König bei Gewährung des Freibriefs eingegangen sei, zu halten und zu erfüllen, nämlich, daß ein Hauptzweck bei Besiedelung dieser Länder die Mitteilung des Evangeliums an die Indianer sein solle.“

Ganz vergessen hatte man diese Gedanken ja nicht. Der Prediger Roger Williams hatte Missionsversuche unter den Narraganfets gemacht, aber sich von ihnen als einem habsüchtigen, rachgierigen, lügnerischen und betrügerischen Geschlecht abgewandt, das zwar über die christliche Lehre disputieren, aber sich nicht nach ihr bessern wollte. Und von 1641 an nahm sich Thomas Mayhew auf den zu Massachusetts gehörigen Inseln

„Marthas Weinberg“ und „Nantucket“ als Seelsorger nicht nur der weißen Ansiedler, sondern auch der Indianer an. Ihr Erstling Hiakumes wurde 1643 getauft und fing selbst an, unter seinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. 1644 faßte der oberste Gerichtshof von Massachusetts den Beschluß, daß die niederen Gerichtshöfe sich um die Civilisation und den christlichen Unterricht der in ihrem Gebiet lebenden Indianer bekümmern sollten. Diesem Beschluß folgte am 4. November 1646 der andre, daß zwei Geistliche von den Kirchenältesten erwählt werden sollten, um den Indianern den himmlischen Rat Gottes bekannt zu machen.

Damals hatte John Eliot seine Arbeit schon begonnen, wie wir denn in diesen letzten Beschlüssen vielleicht bereits Wirkungen seines Eintretens für die Indianerbekehrung sehen können. Jedenfalls aber ist nach vorangegangenen Ansätzen eine eigentliche Indianermission erst durch Eliots Glaubenseifer und die organisatorische Ausprägung seiner Grundgedanken ins Leben getreten. Um sie zu ermöglichen, dazu bedurfte es des Ansehens eines allgemein verehrten Mannes, wie John Eliot es war. Er war damals 42 Jahre alt und stand schon 14 Jahre in seinem Pfarramt zu Roxbury. In Widford, einige Meilen nördlich von London, im Jahre 1604 geboren, hatte er sich auf dem Jesus-College in Cambridge eine tüchtige wissenschaftliche, philologische und theologische Bildung angeeignet. Nach der Studienzeit wirkte er als Lehrer an einer Schule zu Little-Baddow, die Thomas Hooker 1629 errichtet hatte. Derselbe war wegen seiner puritanischen Gesinnung seines Predigtamtes entsetzt worden; später ging er als Geistlicher nach Neuengland. Unter Hookers Einfluß erlebte Eliot die entscheidende Wendung seines inneren Lebens. „Auf diese Stelle,“ bekennt er dankbar, „bin ich berufen worden durch den unendlichen Reichtum der Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu. Hier hat der Herr zu meiner toten Seele gesagt: Lebe! und durch die Gnade Gottes lebe ich und werde ewig leben.“ Da er sich völlig zu puritanischen Grundsätzen bekannte, war eine geistliche Anstellung in dem damaligen England für ihn ausgeschlossen, und so finden wir ihn 1631 in Boston und von 1632 an in Roxbury, wo er 58 Jahre lang bis zu seinem Tode als erster Geistlicher in großem Segen gestanden hat. Er war ein Mann von lauterer, sein ganzes Wesen durchdringender Frömmigkeit; sein Sinn war vom Irdischen ganz abgezogen. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Schranken. Da man wußte, daß er oft über sein Vermögen den Armen wegschenkte, band man ihm einmal sein Gehalt mit festen Knoten zu-

sammen, damit er unterwegs nichts davon fortgeben könne. Als er aber auf dem Heimweg um eine Gabe angesprochen wurde und das Geldbündel nicht öffnen konnte, schenkte er lieber die ganze Summe weg, als daß er den Bittenden abgewiesen hätte. Sein Gebetsleben machte ihn ebenso ergeben und demütig wie furchtlos und unverzagt. Sein Herz war lauter Liebe, mit der er für das Seelenheil eines jeden seiner Pflegebefohlenen wirken wollte. Dabei handhabte er auch eine strenge Zucht; ein heiliger Eifer für die Ehre seines Gottes ließ ihn rücksichtslos alle Arten der Sünde bekämpfen. Er würde, so sagt ein alter Biograph Eliots, lieber sein Herzblut hingegeben haben, als daß er den Kelch des Herrn solchen gereicht hätte, die nicht die Merkmale eines Jüngers Christi an sich trugen. Und in so hohem Ansehen stand Eliot wegen seines heiligen christlichen Wandels und seiner hohen Frömmigkeit in weiten Kreisen, daß ein alter Puritaner sagt: „Wir hatten eine Tradition unter uns, daß dies Land nicht untergehen könne, so lange Eliot am Leben sei."

In Eliots theologischen und kirchlichen Anschauungen, die für die Grundgedanken seiner Missionsarbeit maßgebend wurden, ist er der echte Vertreter des Puritanertums. Wir wurden schon daran erinnert, wie dasselbe durch seinen mechanischen Inspirationsbegriff mißleitet zu einer durchaus ungeschichtlichen und unevangelischen Gleichsetzung des Alten und Neuen Testaments kam. Hieraus erklärt sich der gesetzliche Zug der Sabbathfeier, der gesammten Sitte, der Kleiderordnungen und aller Lebensregeln der Puritaner; auch Eliot eiferte gegen lange Haare und Perücken, und die Unglücksfälle der Kolonieen sah er als Strafen Gottes für solche Unsitten an. Im Alten Testament fanden die Puritaner die Beweise für ihre politischen und bürgerlichen Freiheitsbestrebungen, die in England Cromwell auf den Wogen der Revolution über die Leiche des ihrer Überzeugung nach durchaus gesetzmäßig hingerichteten Königs Karl I. an die Spitze der nach ihren Grundsätzen gestalteten Republik führten. Cromwell war Eliots Ideal in kirchlicher und politischer Beziehung. Er huldigte der ausgeprägt theokratischen Grundanschauung, daß alle bürgerlichen und obrigkeitlichen Verhältnisse nicht nach ihrer geschichtlichen Entwickelung, sondern nach dem Vorbild des alttestamentlichen Gottesstaats geordnet werden sollten. Gott habe im Gesetz Moses ein für allemal ein Gesetz und eine Verfassung gegeben, darum sollten überall auf Erden die menschlichen, selbsterdachten Regierungsformen der von Gott selbst in den 5 Büchern Moses niedergelegten Verfassungsordnung weichen. Diese Gottesherrschaft herzustellen sei freilich nicht ohne große Umwälzungen

möglich, aber nach der Schrift sollte ja in den letzten Tagen noch einmal die Erde erschüttert werden. Diese Gedanken gingen doch selbst der puritanischen Obrigkeit in Neuengland zu weit. Sie unterdrückte sein Buch „the Christian Commonwealth“ (das christliche Gemeinwesen), in dem er sie darlegte. Eliot mußte einen öffentlichen Widerruf ausgehen lassen, der in allen Städten Neuenglands öffentlich angeschlagen wurde. Doch blieben ihm die Grundgedanken für die Organisation seiner Missionsarbeit maßgebend und wir werden sehen, daß die Kolonialverwaltung ihm hier, wo es sich um die Neuordnung der gesamten Lebensverhältnisse der Wilden handelte, einen weiten Spielraum gewährte, um seine religiös-politischen Ideale zu verwirklichen.

„Die Indianer“ so sagt er, „sollen ganz und gar durch die Schrift regiert werden; in allen Dingen, beide in Kirche und Staat sollen sie keinen anderen Gesetzgeber haben; der Herr selber soll ihr Gesetzgeber, ihr Richter, ihr König sein und er wird sie erretten.“

Hiermit hängt nun der weitere Grundgedanke Eliots unmittelbar zusammen, daß christliche Gesittung und Civilisation zugleich mit der christlichen Lehre eingeführt werden müsse. Die Predigt des Evangeliums könne keinen rechten Nutzen schaffen, wenn nicht zuvor einem Volke die Wohlthat der Civilisation gebracht worden sei. Man müsse bei den Indianern denselben Weg gehen, den Gott mit seinem Volk Israel gegangen sei. Dort sei auch das erste gewesen, daß Gott ihm das bürgerliche Gesetz gab, die Juden dadurch zu zähmen, zurückzuhalten, zu erziehen und zu demütigen. Also schien es Eliot nicht genug, das Evangelium zu predigen, und einzelne Seelen zu gewinnen, sondern das gesamte Volkstum der Indianer mit all seinen Lebensäußerungen galt es, durch eine geordnete bürgerliche Verfassung unter christlichen Einfluß zu bringen. Dann erst könne die innere Herzensbekehrung, auf die Eliot unausgesetzt drang, dann erst auch die Taufe, die nur der völlig Bekehrte empfangen sollte, bleibende Frucht bringen, wenn vorher eine geordnete Gemeinschaft gebildet sei, in der der Herr zu wohnen vermöge.

2. Missionsarbeit und Erfolge.

Im Jahre 1646 wiederholte Eliot seine Missionsgänge an den Charlesfluß noch dreimal, dann war er, so lange seine Pflegebefohlenen in der Nähe von Roxbury blieben, etwa alle zwei Wochen bei ihnen; daneben führte er sein arbeitsreiches Pfarramt fort. Die Arbeitskraft und -freudigkeit des Mannes wuchs mit den Fortschritten seines Werkes. Allein schon die ausdauernde Beharrlichkeit seiner Sprachstudien ist staunenswert.

Damals gab es weder grammatische Hilfsmittel noch Wörterbücher. Er nahm einen Indianer in seine Dienste, dem er Wort für Wort vom Munde ablas. So setzte er sich ein Wörterverzeichnis zusammen und übersetzte das Vaterunser und die zehn Gebote. War dies seine einzige Ausrüstung bei den ersten Missionsgängen, so war es doch eine so außerordentliche Leistung, daß man seine Bemeisterung der sehr schweren Indianersprache nur durch eine besondere Inspiration glaubt erklären zu können. In der That muß ihm eine hervorragende Sprachbegabung inne gewohnt haben. Denn neben seiner Doppelarbeit als Pfarrer und Missionar schuf er die Anfänge eines indianischen christlichen Schrifttums: eine Fibel, eine Hilfsgrammatik dazu, einen Katechismus, Übersetzungen mehrerer englischer Traktate, besonders von Baxter, mit dem er auch im Schriftwechsel stand, endlich eine Übersetzung der ganzen Bibel, die 1663 in Boston vollständig erschien, die erste heilige Schrift, die überhaupt in Amerika gedruckt wurde. Sie bleibt ein leuchtendes Denkmal der treuen Liebesarbeit wie des eisernen Fleißes des „Apostels der Indianer", wenn auch heute nur noch Philologen sie zu lesen verstehen. Der Stamm, der einst diese Bibel voll Heilsbegierde empfing, ist längst bis auf die letzten Reste vom Erdboden verschwunden.

Es dauerte nicht lange, da zeigte sich bei den Indianern am Charlesfluß Empfänglichkeit. Immer mehr Stammesgenossen sammelten sich bei jener Niederlassung, die man seit Eliots Besuchen Nonanetum, d. h. „unsere Freude" nannte. Aus den Nachrichten über Eliots Verkündigung an die Indianer geht hervor, daß sein Hauptziel stets war, die Zuhörer zur Erkenntnis Christi und zum Ergreifen der Gnade Gottes, wie zum Gehorsam gegen seinen Willen zu führen. Von einer Anknüpfung an die religiösen Vorstellungen seiner Zuhörer hören wir nichts, sodaß auch wir hier von einer Darstellung der Religion der Indianer absehen können, zumal wir nicht wissen, wie viel davon auf die Massachusetts-Indianer zutreffen würde. Für Eliot genügte offenbar als Voraussetzung seiner Predigt die allgemeine Sündhaftigkeit, Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit aller Menschen. Das Heilsverlangen der Indianer fing an, zu erwachen, wenn es sich auch zunächst vielfach in sehr einfältigen, ja kindischen Fragen zeigte, die sie dem Missionar bei seinen Besprechungen vorlegten. Gern sahen sie ihn wiederkommen, nachdem er zuerst durch kleine Geschenke ihr Vertrauen geweckt hatte. Bald fingen sie auch an, manche ihrer heidnischen abergläubischen und lasterhaften Gebräuche aufzugeben. Sie legten europäische Kleider an, die sie teils

geschenkt erhielten, teils sich erarbeiteten. Sie richteten unter sich Ordnungen auf, daß alle ihr Haar nach Weise der Engländer anständig schneiden sollten, daß keiner sich unterstehe, ohne gebührlich anzuklopfen, in ein Haus zu treten. Der Sabbath wurde mit ängstlicher Sorgfalt beobachtet; mit großem Ernst wurde die Frage erwogen, ob es nicht eine große Sünde sei, am Sonntag etwas Holz zu spalten, und das erloschene Feuer wieder anzuzünden. Überall in den Wigwams wurden Gebete eingeführt, morgens und abends, vor und nach dem Essen. Auch verbanden sich die Eingeborenen zu festen Lebensregeln, auf deren Übertretung Strafen gesetzt wurden, wo allerdings Äußerlichkeiten kleinlichster Art mit sittlichen Vorschriften in bunter Mischung zusammengestellt sind. Aber es war doch der Anfang, das Leben in seinen christlichen wie bürgerlichen Beziehungen nach dem Vorbilde der Christen zu gestalten. Gerade dies entsprach ja Eliots Lieblingsgedanken. So versprach er denn mit seinen Genossen, ihnen weiter behilflich zu sein, um ihre Felder einzuhegen und ihnen Ackergerätschaften zu verschaffen. Die Frauen lernten spinnen, machten Besen und Körbe, sammelten Beeren u. dgl. Für die Kinder wurde Schulunterricht begonnen.

Diese ersten Erfolge ermutigten Eliot dem Plane näher zu treten, die dem Christentum geneigten Indianer in einer besonderen Niederlassung zu sammeln, wo sie sowohl dem Einfluß ihrer heidnischen Landsleute, wie der Berührung mit den Ansiedlern entzogen seien. Die Ausführung dieses Gedankens wurde ermöglicht durch die Unterstützung, die Eliots Werk sehr bald im Mutterlande fand. Seine Missionsberichte erweckten freudiges Aufsehen in befreundeten Kreisen Englands. Zwölf angesehene englische Geistliche nahmen die Sache in die Hand und empfahlen die Evangelisation Neuenglands dem Schutz des Staats und der Wohlthätigkeit der Christen. Im Parlament wurde Eliots Mission Gegenstand eingehender Besprechung. Die Universität Oxford und Cambridge erließen Schreiben an die Geistlichen des Landes und forderten sie auf, ihre Gemeinden zu dem guten Werke zu ermuntern. 1649 wurde eine Missionsgesellschaft gebildet, die unter dem Namen „Corporation for promoting and propagating the gospel of Jesus Christ in New-England“ Korporationsrechte erhielt und eine rege Wirksamkeit entfaltete. Trotz aller Gegnerschaft und Zweifel, an denen es in England nicht fehlte, flossen die Geldunterstützungen von dort so reichlich, daß man Ländereien ankaufen konnte, die eine jährliche feste Einnahme von 10—12000 Mark zur Unterstützung der Indianermission abwarfen. Die Begeisterung für dieselbe zeigte sich auch in dem

Umschwung der Anschauung weiter Kreise über die Indianer. Während man früher in ihnen oft Abkömmlinge des Teufels hatten sehen wollen, fanden jetzt viele eine fromme Freude darin, sie für die untergegangenen 10 Stämme Israels zu erklären und eine Menge Ähnlichkeiten und Berührungspunke zwischen Indianern und Israeliten ausfindig zu machen.

Nach vierjähriger Missionsarbeit hatte Eliot die Freude, daß sein Plan der Begründung einer rein christlichen Indianerkolonie verwirklicht wurde. Die Kolonialregierung wies 18 englische Meilen westlich von Boston am Charlesfluß einen genügenden Landstrich für die Ansiedelung an. Hier entstand von 1650 an das Dorf Natick, wo sich alle „Bet-Indianer", wie man die christlich angeregten Eingeborenen nannte, sammeln konnten. Bei der Anlage der Niederlassung war Eliot unermüdlich thätig. Eine Brücke von 80 Fuß Länge wurde von den Indianern über den Fluß geschlagen; jede Familie erhielt ein Stück Land angewiesen. Unter den Häusern fehlte nicht ein geräumiges Versammlungshaus für Schule und Gottesdienst, in dessen oberem Stockwerk auch ein Zimmer für Eliot eingerichtet war. In Natick konnte er sein Ideal eines theokratischen Gemeinwesens zu verwirklichen versuchen. In einer Versammlung wurde zuerst das 18. Kapitel im 2. Buch Mose erklärt und die dort beschriebene Einrichtung auf die Indianergemeinde übertragen. Es wurde ein Aufseher über hundert, zwei über je fünfzig, zehn über je zehn Mann gewählt. Und am 24. September 1651 wurde die kirchliche Gemeinschaft in derselben Weise zusammengeschlossen, wie alle puritanischen Gemeinden gegründet wurden. Die Gemeinde schloß nämlich ein spezielles Bündnis (covenant) mit Gott:

„Wir ergeben durch Hilfe der Gnade Christi uns und unsre Kinder Gotte, daß wir sein Volk seien. Er soll uns in allen unsern Werken und Sachen regieren. Die Weisheit, die Gott uns in seinem Buch gelehrt hat, soll uns leiten. Herr, nimm uns hin, daß wir dein Volk sind, und laß uns Dich nehmen, so daß Du unser Gott seiest."

Je mehr die Gemeinde nach außen und innen aufblühte, regte sich aber auch die Feindschaft der heidnischen Sachems (Häuptlinge) und Powahs (Zauberer), die um ihren Einfluß besorgt wurden. Doch konnten die Bet-Indianer unter dem Schutze der Obrigkeit, die eine Anzahl sehr wohlwollender Gesetze für sie erließ, weiter im Frieden ihr Gemeinwesen festigen. Immer dringender verlangten die Geförderten nach der heiligen Taufe, die Eliot bisher noch keinem erteilt hatte, damit das Sakrament nicht an einen Unwürdigen käme. Zwar befanden sich unter den Bekenntnissen, welche die Taufbewerber bei einer 1652 vorgenommenen

Prüfung ablegten, und die niedergeschrieben und nach England geschickt wurden, ergreifende Beispiele von tiefer Sündenerkenntnis und innerer Umwandlung. Aber auch nachdem 1654 Eliot in Gegenwart mehrerer anderer Geistlichen die Prüfung mit bestem Erfolg wiederholt hatte, wurde die Taufe in übertriebener Zaghaftigkeit wegen noch mangelnder Bewährung der jungen Christen nochmals hinausgeschoben. „Wenn wir es bei der Taufe machen wollten, wie die Römischen," bemerkt Eliot, „so könnten wir bald Hunderte und Tausende gesammelt haben." Erst 1660 werden getaufte Christen erwähnt und im Jahre 1670 gab es in Natick 40—50 Abendmahlsglieder, die man nach hinlänglicher Prüfungszeit in die volle kirchliche Gemeinschaft aufgenommen hatte, während eine bei weitem größere Anzahl Indianer außer ihnen im Dorfe lebte, die in den Kovenant und in christliche Sitte und Verfassung eingetreten waren.

Man darf also Eliots Erfolge nicht nach der Zahl der Getauften beurteilen; vielmehr war die Wirkung seiner Arbeit eine sehr weitreichende. Mehrere christliche Männer folgten seinem Missionsbeispiel; bis 1671 entstanden nach dem Muster von Natick noch 6 ähnlich organisierte Niederlassungen, zu denen in den nächsten Jahren noch 7 hinzukamen. In diesen 14 Dörfern der „betenden Indianer" in Massachusetts standen 1100, in ganz Neuengland 3600 Seelen unter geistlicher Leitung. Unermüdlich war Eliot unterwegs. Kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, um ihn von seinem heiligen Werk abzuhalten. Über steile Berge, durch pfadlose Wildnisse, auf Wegen, die selbst den abgehärteten Indianern mühsam und beschwerlich vorkamen, ging er seiner Missionsarbeit nach.

„Ich bin nun", schreibt er einmal, „von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel aus, winde meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wieder an mit ihnen! Aber Gott steht mir bei und hilft mir. Ich jauchze, selbst wenn viel ermüdende Tage und Nächte über meinem Haupt dahingerollt sind, in Gefahren in der Wildnis. Oft, wenn ich Flüsse durchwatete, brach die Flut plötzlich herein. Aber dann dachte ich der köstlichen Verheißung und stützte mich darauf: „So du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein."

Allmählich überstiegen die Anforderungen von Eliots Missionsarbeit auch seine außergewöhnliche Leistungsfähigkeit. Die Unterstützung der Missionsgesellschaft half ihm Mitarbeiter zu gewinnen. Auch wurde ihm ein Gehalt von 1000 Mark ausgeworfen, während ihm seine Gemeinde Roxbury sein Pfarrgehalt von 1200 Mark weiterzahlte. Zuletzt allerdings

wurde auf seine wiederholten Bitten dort ein zweiter Geistlicher als Stellvertreter und Nachfolger angestellt. Vor allem war er auf die Gewinnung von indianischen Predigern und Lehrern bedacht. In Cambridge an der Mündung des Charlesflusses (jetzt Vorstadt von Boston, wie auch Roxbury in Boston übergeht) war 1636 eine theologische Bildungsschule (der Keim der heutigen Harvard-Universität) begründet worden. In Verbindung mit derselben wurde ein eigenes „indianisches College" für 20 Studenten errichtet. Doch bekam der schnelle Übergang zum civilisierten Schulleben trotz guter geistiger Erfolge den jungen Indianern gesundheitlich so schlecht, daß Eliot die Verlegung des Seminars nach Natick beantragte, während in den frei werdenden Räumen in Cambridge die Missionsdruckerei aufgestellt wurde, aus der Eliots Schriften, vor allem seine Bibelübersetzung, hervorgingen. Die indianischen Missionsgehilfen, 24 an der Zahl, scheinen sich als Prediger und Lehrer gut bewährt zu haben. Sie wurden vom Volk erwählt und nachdem man nach apostolischem Vorbild gefastet und gebetet hatte, wurden ihnen die Hände aufgelegt und sie feierlich zu ihrem Amte ordiniert.

Überhaupt suchte man die Indianer von Anfang an in den christlichen Kolonieen zur Selbständigkeit zu erziehen. Die Generalregierung Neuenglands verband mit den Ansiedlungen den Plan, unter den Indianern besondere Gerichtshöfe zur Erledigung ihrer Angelegenheiten einzurichten. Eliots Freund Gookin übernahm die äußere Leitung und bildete mit den aus den Indianern genommenen Vorstehern der Dörfer einen solchen Gerichtshof zur Aufrechterhaltung der angenommenen Ordnungen. Die Gesetze gegen das Treiben der Medizinmänner, gegen Vielweiberei, Sabbathschändung und Trunkenheit wurden streng durchgeführt. Die Indianer gewöhnten sich an Ackerbau und Viehzucht, an Holzarbeit in den Wäldern und an die Formen gesitteten Lebens. Viele lernten bei den meist indianischen Lehrern lesen und schreiben. Zum Unterhalt der öffentlichen Einrichtungen wurde der Zehnt eingeführt, beim Ernten und Dreschen wurde er gleich auf die Seite gelegt und dann in jedem Dorfe als Eigentum Gottes aufgespeichert. Die Sabbathfeier hatte streng puritanisches Gepräge, alle andern Festtage fielen weg. Die Gemeinde war geteilt in volle Kirchenmitglieder (Abendmahlsgenossen) und Katechumenen. Strenge Kirchenzucht und Kirchenbuße war eingeführt, und in allen Wigwams wurde Hausgottesdienst gehalten.

Als Eliot in den Jahren 1673 und 74 mit General Gookin eine Visitationsreise durch die Indianerdörfer unternahm, durfte er auf ein

unter Gottes Segen blühendes Werk blicken, das bei allen menschlichen Unvollkommenheiten des jungen Christenstandes die Anwartschaft auf eine glückliche Entwickelung des Indianervolks in Neuengland bot. Ein Augenzeuge schreibt:

„Es ist so viel Gotteswerk unter den Indianern, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Güte zu betrachten, wenn irgend jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zum lebendigen Gott gen Himmel erheben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen, zu hören ihr Bekenntnis des Namens Christi und ihrer Sündhaftigkeit — gewiß! das beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist.“ Auch die Indianer erkannten den Segen, der ihnen durch Eliot zu teil geworden war. Einer von ihnen sagte zu ihm: „Mein Herz lacht vor Freude, weil ich mich vor dir sehe. Wir alle haben das Wort gehört, das du uns sandtest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie rot und zornig, denn unsre Hände waren mit Blut befleckt, unsre Streitäxte dürsteten nach Blut. Unsre Weiber heulten über den Tod unsrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsre Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen sangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk mit uns vor Freude, uns auf demselben Weg mit dir gehen zu sehen zum Vater der Geister.“

3. Untergang und Bedeutung des Werks.

25 Jahre waren seit der Begründung Naticks, 29 seit Beginn von Eliots Missionswerk vergangen, als völlig unvorhergesehen mitten in seiner aussichtsreichen Blüte ein Unwetter über dasselbe hereinbrach, das alle Hoffnungen knickte und bald seinen Untergang herbeiführte. Ein greuelvoller Indianerkampf loderte 1675 auf, der in der Geschichte Neuenglands als Krieg „König Philipps“ eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Diesen Namen führte bei den Ansiedlern der Sachem der Wampanoags Metacomet (oder Pometacom), ein Sohn (nach andern Enkel) jenes Massasoiet, von dem wir hörten, daß er mit den Pilgervätern ein Freundschaftsbündnis geschlossen hatte. Massasoiet ließ sich bei seinem Tode zwar von seinen Nachkommen Treue gegen die Engländer geloben; Metacomet aber hegte einen bittern Groll gegen die Weißen, da sie den früheren Verträgen entgegen immer mehr Land in Besitz nähmen, sein Volk durch ihr „Feuerwasser“ zu Grunde richteten und den Indianern vor Gericht das Rechtverweigerten, wenn auch nur ein weißer Schurke gegen sie aussagte. Als die Ansiedler merkten, daß die Indianer den Kriegspfad gegen sie betreten wollten, warteten sie ihren Angriff nicht ab. Mit furchtbarer Erbitterung und blutiger Schonungslosigkeit wurde von beiden Seiten gekämpft.

Schließlich wurde Metacomet getötet, geviertteilt und sein Kopf als Trophäe nach Neu-Plymouth geschickt. Der Krieg endete mit der völligen Ausrottung der Wampanoags und der mit ihnen verbündeten Narraganſets und Nipmucks. Im Gebiet der letzteren lagen die erſt ſeit 2—3 Jahren begründeten 7 neuen Dörfer der betenden Indianer. Dieſe fielen in ihrer Geſamtheit zu ihren Landsleuten ab, nachdem die Treubleibenden umgebracht waren; der Raſſetrieb des roten Mannes war ſtärker als die noch zu neuen chriſtlichen Einflüſſe, wie ja freilich auch bei den weißen Anſiedlern der politiſche Selbſterhaltungstrieb alle Menſchlichkeit überwog. Die öffentliche Meinung in Neuengland ſchlug wieder in fanatiſchen Haß gegen die Indianer um. Selbſt Geiſtliche gebrauchten, wenn ſie von ihnen redeten, Ausdrücke wie Hunde, Schlangenbrut u. dergl. Der Krieg wurde dargeſtellt als Kampf zwiſchen dem Weibes- und Schlangenſamen. Hubbard, ein Geiſtlicher, ſchrieb als Motto über ſeine Geſchichte dieſes Indianerkriegs 2. Moſe 17, 14: „Ich will gänzlich ausrotten das Andenken Amaleks unter dem Himmel.“ Die innere Zwieſpältigkeit der puritaniſchen Chriſtlichkeit bricht hier abſchreckend hervor. Hervorgegangen aus dem aufrichtigen Trachten nach reiner Lehre, rein geiſtigem Gottesdienſt und unbeflecktem Wandel, erfüllt vom Bewußtſein beſonderer göttlicher Erwählung und Erleuchtung, vermochte der Puritanismus doch die harte Naturart des alten Menſchen, wie ſie dem Angelſachſentum beſonders als Rückſichtsloſigkeit und Übertreibungsſucht anhaftet, nicht zu überwinden, vielmehr ſanktionierte er ihre Ausbrüche unter dem Einfluß des geſchichtsloſen Schriftbegriffs der damaligen Theologie mit altteſtamentlichen Bibelworten.

Auch gegen Eliot, Gookin und ihre Schutzbefohlenen in den 7 alten Dörfern wandte ſich die allgemeine Erbitterung. Obgleich die dortigen Indianer die Feuerprobe beſtanden und treu blieben, ſich ſogar des Kriegsdienſtes gegen ihre Landsleute nicht weigerten, beargwöhnte man ſie und bewachte ſie ſtreng, ſodaß ſie ihre Anſiedelungen nicht verlaſſen konnten und am Lebenserwerb behindert waren. Verbrechen wurden ihnen angedichtet und wenn ſie freigeſprochen wurden, entſtanden Volksaufſtände. Die bekehrten Indianer wurden von ihren Wohnplätzen an der Grenze weggeſchleppt und an andre Plätze verſetzt, damit ſie keinen Schaden anrichten könnten. So ſtanden ſie zwiſchen zwei Feuern, da ſie mit ihren Landsleuten um des Chriſtentums willen gebrochen hatten und von den Engländern beargwöhnt und bedrückt wurden. Rührend lautet die Klage eines Indianers an Eliot: „Die Engländer haben manches von meinem

Land, Korn, Vieh und Pflügen genommen, und die gottlosen Indianer verspotten mich und sagen: Was ist nun aus deinem Leben geworden? Die Engländer tadeln mich und sagen, ich sei ein Heuchler. In dieser Not weiß ich nicht, wohin ich schauen soll, als zu Gott im Himmel, daß er mir helfe."

Wie mußte Eliot das Herz bluten, als er sein Werk so bedrängt und der Vernichtung preisgegeben sah! Denn auch nach dem Kriege kam es nicht wieder zur Blüte. Zwar wurden die früheren Ordnungen neu aufgerichtet, aber die Gemeinden waren zusammengeschmolzen und siechten dahin. 1683 hatte Eliot noch die Freude, die zweite Auflage seiner Bibelübersetzung in 2000 Exemplaren gedruckt zu sehen, aber sie ist seine letzte Freude gewesen. Noch bis in sein hohes Greisenalter setzte er seine Besuche bei den Indianern zu ihrem Trost und zu ihrer Ermahnung fort. Zum letztenmal ist er als 86jähriger Greis bei seinen geliebten Pflegebefohlenen gewesen. Seine treue Lebensgefährtin war einige Jahre zuvor heimgerufen worden, nachdem schon früher von seinen 5 Söhnen drei gestorben waren, von denen einer bereits als Prediger wirkte und ein andrer ihn bei seinem Missionswerk unterstützte. Nun harrte er bei zunehmender Schwäche seiner Auflösung entgegen. Seine Kräfte schwanden, aber — wie er an einen Freund schrieb — seine Liebe nicht. Noch mit sinkender Kraft sammelte er Negersklaven zum Unterricht um sich; ein blinder Negerknabe war um ihn an seinem Lager, dem er Bibelsprüche vorsagte nnd mit dem er betete. So ist er am 26. Mai 1690 in Roxbury im Frieden entschlafen, nach einem arbeitsreichen Leben der Aussicht sich freuend: „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf dem Müden."

Hat auch Eliots Werk sich von dem vernichtenden Schlage, der es 1675 getroffen, nicht erholen können, so hat es doch eine weittragende Bedeutung für die christliche Mit- und Nachwelt gehabt. Diese erste Ausführung des Missionsbefehls Christi innerhalb der evangelischen Christenheit hatte allem theologischen und praktischen Zweifel zu Trotz den Beweis erbracht, daß es nur einer Aussaat wahrer christlicher Liebe bedürfe, um Glaubensfrüchte auch unter den Heiden zu ernten. Als neue Wahrheit lernte man es verstehen: „So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben." (Apgesch. 11, 18). Der Thatbeweis von der Wirkungskraft des Evangeliums weckte den Missionssinn der alten Christenheit. 1698 und 1701 folgten neue Stiftungen von Missionsgesellschaften in England der ersten nach, und in Nordamerika ist der Missionsgedanke seit Eliots Zeiten nicht mehr ausgestorben. Zeigt sein Missionsbetrieb auch in mancher

Hinsicht die Einseitigkeiten der puritanischen Lehr- und Lebensauffassung, so bleibt doch ihr Kern, wenn wir die zeitgeschichtlichen Schalen wegnehmen, von vorbildlicher Bedeutung. Die Vorsicht in Erteilung der Taufe, wenn auch bei Eliot zu weit getrieben, entspricht doch der protestantischen Scheu vor den oberflächlichen Massenbekehrungen, wie man sie damals bei den Jesuiten in Kanada sehen konnte. Die kirchlich-bürgerliche Gemeindeverfassung und Kulturerschließung, wenn auch von theokratischen Gedanken durchzogen, ist doch der erste Versuch, ein ganzes Volkstum mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen und ihm dabei zur Civilisation und Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten zu verhelfen. Die Heranziehung eingeborener Missionsgehilfen wurde von Eliot mit einem Erfolg angebahnt, den man später bisweilen zum Schaden mancher Missionsarbeit sich hat entgehen lassen. Seine sprachlichen Arbeiten endlich, vor allem seine Bibelübersetzung, zeigen schon bei diesem ersten evangelischen Missionar grundlegend und abschließend die Eigenart des Sendungswerkes der Kirche des Evangeliums. Auch reichten in der Doppelarbeit dieses Theologen und Missionars die theologische Wissenschaft und die kirchlich-missionarische Praxis sich die Hand, wie es immer sein und bleiben sollte. Seine Bibelübersetzung widmete er in wohlgesetzten lateinischen Versen seiner Alma Mater, der Universität Cambridge; und dasselbe Evangelium verkündete er den weißen Ansiedlern wie den früher verachteten Rothäuten.

So ist das Lebenswerk des von Liebe für die Seelen und Eifer für die große Sache Gottes glühenden Indianerapostels in mehr als einer Richtung vorbildlich und nicht ohne dauernde Segensspuren geblieben. Fand er auch in seinen Missionsgemeinden keinen direkten Nachfolger, so pflanzte doch das Zeugengeschlecht der Mayhews seine Gedanken durch 5 Generationen fort, und dem folgenden Jahrhundert sollte es an treuen Missionsarbeitern unter dem roten Volk nicht fehlen. Es ward dem Gebetswunsch Eliots aus seinen letzten Tagen Erfüllung zu teil: „Eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den Indianern. Der Herr möge es von neuem beleben und segnen, daß es fortlebe, wenn ich tot bin!"

Quellen: Fritschel, Gesch. der christl. Missionen unter den Indianern Nordamerikas, Nürnberg (1870). — Burkhardt-Grundemanns Missions-Bibl. 2. Aufl., Leipzig 1876. — Vormbaum, John Eliot, Düsseldorf 1849. — Thompson, Christian Missions, New-York 1894. — Köhler, John Eliot. Gotha 1871.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März 1900.

David Zeisberger, ein Held der Indianermission.

Dargestellt von R. Kölbing, Pastor zu Fischbach im Riesengebirge.

Im Herbst 1883 feierten die Deutschen der Vereinigten Staaten von Nordamerika ihr „Pionierjubelfest“. 200 Jahre waren vergangen, seit am 6. Oktober 1683 die ersten 13 deutschen Ansiedlerfamilien in Philadelphia, der neugegründeten Hauptstadt der Kolonie Pennsylvanien, landeten, die damals im Innern nichts als eine wald-, berg- und flußreiche Wildnis war. Heut zählt dieser Staat mehr als 5 Millionen Einwohner in einem blühenden Gemeinwesen, dessen Kultur in nichts hinter Europa zurücksteht. Welch großen Anteil gerade die Deutschen an dieser Entwickelung gehabt haben, das wurde bei jenen Festlichkeiten zu lebendiger Darstellung gebracht. Unter den Pionieren des gewaltigen Kulturfortschrittes von Nordamerika, unter den Ansiedlern, Jägern, Kriegern, Staatsmännern vergaß man auch nicht der heldenmütigen christlichen Missionare. Als ihr Vertreter erschien in einem der geschichtlichen Festzüge an hervorragender Stelle der Indianermissionar David Zeisberger, wie er den wilden Kindern des Urwaldes das Evangelium verkündigt. Inwiefern dieser schlichte Heidenbote der Brüdergemeine solchen Ehrenplatz in der Geschichte der geistigen Eroberung der Neuen Welt verdient, wird aus der Darstellung der Hauptzüge seines Heldenlebens klar werden.

1. Vorbereitung.

Wie die meisten Pioniere der Brüdermission stammt David Zeisberger aus dem nordöstlichen Mähren. Dort wurde er am 11. April 1721 in Zauchtenthal im fruchtbaren „Kuhländchen“ geboren. Als er 5 Jahr alt war, entflohen seine Eltern, wohlhabende Landleute, wie damals viele evangelisch gesinnte Nachkommen der alten böhmisch-mährischen Brüderkirche, bei Nacht über die Grenze und ließen Hab und Gut im Stich, um nur dem unerträglichen Glaubensdruck der römischen Kirche zu entgehen. Sie kamen 1726 nach Herrnhut, wo der Graf von Zinzendorf vielen Auswanderern eine Freistatt bereitet hatte. Aber er selbst wurde später aus Sachsen

verbannt und mußte neue Zufluchtsstätten für sich und die Brüdergemeine suchen. So wanderten 1736 Zeisbergers Eltern mit anderen mährischen Familien weiter und segelten nach Nordamerika, wo in der Kolonie Georgien eine neue Ansiedelung entstand. Dorthin folgte ihnen ihr Sohn nach einigen Jahren und siedelte 1740 mit ihnen von Georgien nach Pennsylvanien über; hier wurde 1741 die Brüdergemeine Bethlehem an der Leche (Lehigh), einem Nebenflusse des Delaware, gegründet. Da schwang der Jüngling eifrig die Art zum Bau der Blockhäuser in der Einöde, half bei Anlage der Maisfelder und Wartung des Viehs; und wenn die Vorräte nicht reichen wollten, so warf er sein Fischnetz aus oder zog in den dichten Wald auf die Hirschjagd. Bald hatte er in allen Fertigkeiten, die dem Jäger und Ansiedler in der Wildnis unentbehrlich sind, außerordentliche Gewandtheit erlangt.

In Bethlehem schlug ihm auch 1743 eine unvergeßliche Gnadenstunde, vorbereitet durch den herzlichen Zuspruch des Indianermissionars Gottlob Büttner.

Eines Tages sangen die jungen Brüder bei ihrem gemeinsamen Mittagessen den Vers von Zinzendorf: „Du ewiger Abgrund der göttlichen Liebe, In Jesu Christo aufgethan! Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe, Die kein Verstand begreifen kann. Was liebest du? Sünder die schnöde Zucht. Wen segnest du? Kinder die dir geflucht. O großes, ja gutes, ja freundliches Wesen, Du hast dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen!“ Die letzten Zeilen drangen Zeisberger so ins Herz, daß er in Thränen ausbrach und den ganzen Nachmittag in der Einsamkeit weinend und betend darüber nachdachte. Da ward ihm die feste, tröstliche Gewißheit der Vergebung seiner Sünden für immer unverlierbar ins Herz geprägt, und der Entschluß, dem er ein langes opfervolles Leben hindurch treu geblieben ist, sich seinem Herrn und Heiland mit allen Kräften Leibes und der Seele ganz zu eigen zu geben, kam zur gesegneten Reife.

Als Zeisberger früher einmal gefragt wurde, ob er sich denn nicht bekehren werde, hatte er geantwortet: „Das wird schon geschehen, und dann wird jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“ Die Folge seiner Bekehrung war der Entschluß, sich dem Werke der Indianermission zu widmen. Dasselbe war seit 1735 von der Brüdergemeine mit Eifer in Angriff genommen worden, zuerst bei den Creek-Indianern und Tscherokesen in Georgien, dann seit 1740 unter den weiter nördlich wohnenden Stämmen in Neu-York, Konnecticut und Pennsylvanien. In den Nachwirkungen von Eliots früherer Missionsarbeit war damals Ebbe eingetreten gewesen; etwa gleichzeitig mit der Brüdermission begann hauptsächlich durch Brainerd, später durch Wheelock eine Neubelebung derselben unter den englischen Christen Neu-Englands. Von dem Indianer-

missionar Pyrläus erlernte Zeisberger die Grundzüge der Sprache der Mohaks, eines Stammes der Irokesen, und benutzte jede Gelegenheit, wenn Indianer durch Bethlehem kamen, zur Übung auch in anderen Mundarten der Irokesen. Seine in Herrnhut genossene gute Schulbildung, auch im Lateinischen, kam ihm sehr zu statten, und er erlangte bald solche Sprachgewandtheit, daß er bereits 1744 von der Regierung als Dolmetscher benutzt wurde. Doch wollte er gern unter den Mohakindianern selbst sich ihrer Sprache völlig bemächtigen. Mit seinem Freunde Friedrich Post, der mit einer getauften Indianerin verheiratet war, machte er sich 1745 auf den Weg zu ihnen. Sie rasteten in Schekomeko, der Missionsstation unter den Mohikanern im Staate Neu-York. Die Gegner der Mission aber, die man ja in den Kolonieen überall findet, verdächtigten die beiden wandernden Missionare als staatsgefährliche Menschen. Sie wurden verhaftet, wie gemeine Verbrecher nach Neu-York geschleppt und dort 6 Wochen im Gefängnis gehalten.

Im Mai desselben Jahres erhielt Zeisberger den ehrenvollen Auftrag, den Brüderbischof Spangenberg zum großen Ratsfeuer der Irokesen nach Onandaga, nicht weit von der südöstlichen Ecke des Ontariosees im Staat Neu-York, zu begleiten. Die Irokesen waren ein Bundesvolk von sechs Stämmen, den Onondagas, Oneidas, Mohaks, Kajugas, Senekas und Tuskaroras. Der große Rat der fünfzig Sachems (Ratmänner oder Häuptlinge), welche die verschiedenen Stämme je nach ihrer Stärke vertraten, hielt seine Sitzungen in Onandaga, und seinen Beschlüssen waren alle Irokesenstämme unterworfen. Für Spangenberg galt es, den Bund zu erneuern, den 1742 die Häupter der Irokesen mit dem Grafen Zinzendorf, der sie in der Wildnis aufgesucht hatte, geschlossen hatten. Dieser Zweck wurde vollkommen erreicht. Er rauchte mit ihnen die Freundschaftspfeife und die Zuneigung ging so weit, daß Schikellimy, ein angesehener Sachem, den Bischof und seine 2 Begleiter mit großer Feierlichkeit in den Bund der sechs Stämme aufnahm. Zeisberger erhielt den Namen Ganousseracheri und wurde dem Stamm der Onondagas und in diesem dem Geschlecht der Schildkröte einverleibt. Diese höchste Ehre, welche einem „Blaßgesicht“ von den Indianern zu teil werden kann, stellte sein Leben unter den Schutz des mächtigen Irokesenbundes und öffnete seiner Thätigteit auch unter dem von den Irokesen abhängigen großen Stamme der Delawaren freie Bahn. Zugleich lernte aber Zeisberger auf dieser Reise auch das volle Maß der Entbehrungen kennen, die ihm bevorstanden. Oft litten die Reisenden bitterste Not und wurden mehrfach nur

wie durch ein Wunder vom Hungertode gerettet. Aber die Erfahrungen von der Durchhilfe Gottes gaben dem jungen Missionar einen so lebendigen Eindruck von der Fürsorge seines Herrn, daß er später in unerschütterlichem Vertrauen auf ihn alles wagte.

2. Geduldsschule.

Im Jahre 1749 erreichte Zeisberger das Ziel seiner Herzenswünsche: er wurde um 16. Februar durch den Bischof Johannes von Watteville zum Amt der Predigt des Evangeliums ordiniert. Ein Jahr später machte er eine sehr gefahrvolle Reise nach Europa, wo er dem Grafen von Zinzendorf in Herrnhut über den Stand des Missionswerkes unter den Indianern genauen Bericht erstatten sollte. Der Graf besprach sich eingehend mit ihm, erkannte in ihm ein von Gott selbst ausgerüstetes Werkzeug für diesen Dienst und gab ihm dazu seinen besonderen Segen. So kehrte Zeisberger 1751 aus Europa mit der Bestätigung seines ersehnten Berufs nach Amerika zurück, voll von glühenden Verlangens, nun sofort in die eigentliche Missionsarbeit einzutreten.

Aber nur die Liebe, die warten kann, ist echt und dauerkräftig. Auch Zeisbergers Liebe zum Indianervolk mußte besonders in den ersten Jahren selbständigen Wirkens diese Probe bestehen. Sein hauptsächliches Arbeitsfeld war bis zum Jahre 1755 Onondaga mit den umwohnenden Irokesenstämmen.

Bisher hatte der Bund der sechs Stämme bei aller Freundschaft gegen Zinzendorf und Spangenberg sich gegen das Evangelium innerlich ablehnend verhalten. Daß Zeisberger sich eine Hütte bauen und frei unter den Irokesen umherwandern durfte, war das Zeichen höchsten Vertrauens. Er hatte es erlangt und befestigte es in den folgenden Jahren durch die völlige Uneigennützigkeit seines Auftretens, die das ganze Gegenteil der Handlungsweise der anderen Europäer war, welche als Händler durch jenen Teil des Gebiets von Neu-York zogen. Er nahm an den Arbeiten der Indianer teil, wenn sie ihn brauchten, schliff ihre Beile, fällte Holz für sie und baute ihnen Hütten. Dafür erhielt er und sein Genosse, was man ihnen freiwillig an Lebensmitteln gab. Oft mußten sie sich auch im Walde Wurzeln suchen, um ihren Hunger zu stillen. Die Indianer staunten darüber, daß die Brüder, die es in ihrer Heimat so gut haben könnten, bloß aus Liebe zu ihnen, sich einem so entbehrungsreichen Leben unterzogen. — So glaubten sie es ihnen wirklich, daß sie keine selbstsüchtigen Nebenabsichten hätten und zollten ihnen Achtung und Liebe. Zeisbergers Aufnahme in ihr Volk blieb keine bloße Form. Riefen die Kinder im Indianerdorf ihm nach: „Assaroni, Assaroni“ (weißer Mann), so wiesen die Eltern sie zurecht: „Nein, Ganousseracheri ist ein Aquanoschioni (Mitglied des Bundesvolkes), kein Assaroni!“

Aber trotz all dieses Entgegenkommens, das Zeisberger fand, gelang ihm die Sammlung einer Irokesengemeine nicht. Nicht eine einzige Taufe konnte er damals dort verrichten.

Er erfuhr es, daß es auch im Missionsdienste nicht an des Menschen Wollen und Laufen liegt, sondern daß Gottes Geist zu seiner Zeit und Stunde die Herzen anrühren und öffnen muß. In diesem Sinn prägte es Zinzendorf seinen Missionaren ein, sich nie mit der Predigt des Evangeliums den Heiden aufzudrängen, sondern sich nur an die zu wenden, bei denen nach dem Beispiel des Kämmerers aus Mohrenland oder des Hauptmanns Kornelius eine Sehnsucht nach Licht und Heil sich regte. So hielten denn Zeisberger und sein Begleiter im Irokesenlande wohl unter einander Gottesdienst, sangen und beteten im Urwald, feierten auch das heilige Abendmahl, aber öffentliche Bekehrungspredigt begannen sie nicht. Sie sollten nach Zinzendorfs Anweisung ruhig warten, bis die Heiden durch das Verhalten der Glaubensboten gewonnen, durch ihr Glück und ihren Frieden gelockt, Verlangen nach der Seligkeit der Christen empfänden, und erst dann mit der Heilspredigt beginnen. Dieser von Zeisberger heiß ersehnte Augenblick schlug damals dem Irokesenvolke noch nicht.

Beginnende Kriegsunruhen nötigten ihn 1755 seine Arbeit in Onondaga abzubrechen. Er hoffte sie später wieder aufnehmen zu können und benutzte in den folgenden Jahren jede freie Stunde zur Vollendung seiner Arbeiten über die Irokesensprache. Mit staunenswertem Fleiß hat er ein Onondaga-Wörterbuch von sieben Bänden und eine Sprachlehre nebst anderen Arbeiten zur Irokesensprache, teilweise unter dem Beistand der Sachems, geschrieben, die heut noch als Denkmal seines rastlosen Eifers um jenes Volk dastehen.

Noch einmal ist er nach den Kriegszeiten 1766 in Onondaga gewesen; aber schon war ihm damals eine andere Missionsaufgabe gestellt. Und doch ist sein Wirken und die Geduldszeit nicht vergeblich gewesen. Durch seinen Wandel und seine uneigennützige Liebe hat er dem Evangelium auch dort Bahn gebrochen und Boden bereitet. Er hat gesät, andere sind an seine Stelle getreten und durften die Ernte erleben; so besonders der Amerikaner Kirkland, der von 1765 an mit Erfolg unter den Oneideas gewirkt hat.

3. Kriegsunruhen.

Die Herrschaft über Nordamerika war bis 1763 zwischen England und Frankreich geteilt. Letzteres besaß Kanada und war willens, von dort aus am Ohio hin eine Verbindung mit seinen Ansiedlungen am Mississippi herzustellen. Die unter Englands Oberhoheit stehenden Kolonialstaaten wollten sich das nicht gefallen lassen und eröffneten 1755 einen Zug gegen die französischen Befestigungen im Norden. Dieser An-

fang war unglücklich, und nun überschwemmten die von den Franzosen zum Krieg im Bund mit ihnen angestachelten wilden Indianer Pennsylvanien. Dadurch geriet die dortige Brüdermission in große Gefahr. Sechs Meilen nordwestlich von Bethlehem war seit 1746 das christliche Indianerdorf Gnadenhütten lieblich erblüht. In einiger Entfernung vom Dorf, durch die Lehe von ihm getrennt, lag ein großes Haus mit Wirtschaftsgebäuden, das den durchreisenden Missionaren als Aufenthalt diente, daher nach dem vorbeifließenden anderen Flusse das „Pilgerhaus an der Mahony“ genannt.

Schon seit einiger Zeit war die Umgegend durch französisch gesinnte heidnische Indianer unsicher gemacht. Dem Missionshaus an der Mahony schworen sie blutigen Untergang. Es war der 24. November 1755. Zeisberger war von Bethlehem aus mit einer wichtigen Botschaft nach Gnadenhütten geschickt worden. Dort warnte man ihn, aber die Nachricht sollte an dem Abend auch noch nach dem Pilgerhaus gelangen, und so ritt er weiter. Der Missionar Mack eilte ihm sorgenvoll nach in die Herbstnacht hinaus. Als Zeisberger eben zu Pferd die Mitte der Lecha erreicht hatte, hörte Mack Schüsse fallen. Zeisberger aber vernahm wegen des Rauschens des Wassers um ihn nichts. Erst am feindlichen Ufer hörte er die Angst- und Warnungsrufe seines Freundes und kehrte durch den Fluß zurück: nur wenige Minuten weiter und er wäre mitten ins Verderben hinein geritten. Nun gewahrten die beiden mit Entsetzen einen roten Feuerschein in der Richtung des Pilgerhauses, und nicht lange darauf brachten zwei fliehende Brüder von dort die furchtbare Nachricht von blutiger Greuelthat. 7 Missionare, 2 Frauen und ein Kind waren eben grausam ermordet und eine Frau in Gefangenschaft geschleppt worden. Oft äußerte Zeisberger später: „Wäre ich früher oder etwas später zu den Geschwistern an der Mahony gekommen, so würde ich dem Feinde gerade in die Hände gelaufen sein. Das wollte der Herr nicht, denn ich sollte ihm noch dienen.“

Zur eigentlichen Missionsarbeit war freilich in den nächsten Jahren wenig Gelegenheit. Gnadenhütten mußte verlassen werden und wurde am Neujahrstag 1756 durch die Indianer der französischen Partei in Asche gelegt. Zeisberger wurde vielfach zu Gesandtschaften und Verhandlungen mit den Indianern, deren Vertrauen er in seltenem Maße besaß, auch seitens der Regierung verwendet; jeden freien Augenblick widmete er seinen sprachlichen Arbeiten.

4. Blütezeit.

Die Indianermission der Brüdergemeine war infolge der greuelvollen Kämpfe der Eingeborenen und Ansiedler von 1756 an fast völlig vernichtet worden. Zeisberger sollte ihr zu einer zweiten Blüte verhelfen. Als es im Jahre 1765 galt, für die übrig gebliebenen christlichen Indianer eine neue Heimat zu finden, war ihr durch Zeisbergers Arbeit schon eine

Bleibstätte bereitet: Machiwihilusing am oberen Susquehanna. Hieher führte er die Überbleibsel der christlichen Indianergemeine. „Friedenshütten“ wurde die neue Ansiedelung genannt.

Nicht lange dauerte es, so erhob sich ein Blockhaus am andern im schweigenden Urwald. Ein Kirchlein wurde gebaut und der Zudrang zu den Gottesdiensten nahm wunderbar zu. Die Gemeine der Getauften mehrte sich in erfreulicher Weise; sie gehörten verschiedenen Stämmen an, hauptsächlich waren es Delawaren. 29 Blockhäuser und 13 Indianerhütten umschlossen ein fleißiges und glückliches Völkchen, Gärten und Felder wurden angelegt, Geflügel und Rindvieh füllten Höfe und Ställe. Mit Korn, Ahornzucker und Butter wurde Handel getrieben, ja viele Familien hielten sich ein eigenes Boot, um ihre Erzeugnisse auszuführen. Es waren in der That nach außen und innen gesegnete Friedenshütten, die hier in der Wildnis die Friedensbotschaft wie durch ein Wunder ins Dasein gerufen hatte.

Die Kunde von den Wirkungen der christlichen Predigt verbreitete sich überall hin, wo Delawaren wohnten. Vom Flusse Alleghany im äußersten Westen Pennsylvaniens kam die Nachricht, daß die dortigen Indianer nach dem Evangelium Verlangen trügen. Sofort überließ Zeisberger die Fortsetzung des Werks in Friedenshütten dem Missionar Schmick und zog 1767 als Pionier aufs neue in die Einöde hinaus, begleitet von 2 christlichen Delawaren. Nach einer zweiwöchigen Reise, deren Anstrengungen fast über ihre Kräfte gingen, erreichten sie Goschgoschünk, den Hauptort der Delawaren jener Gegend. Sie gehörten zum Geschlecht der Monsys oder Wölfe, vor deren durchtriebener Bosheit und ungezügeltem Blutdurst Zeisberger nachdrücklich gewarnt worden war. Wilde Gestalten umringten ihn am Abend, als er zum erstenmal zu den Monsy-Delawaren sprach; Krieger waren darunter, die an der Ermordung der Missionare an der Mahony vor 12 Jahren beteiligt gewesen waren.

„Meine Freunde,“ begann Zeisberger, „wir sind gekommen, euch große Worte zu sagen und frohe Botschaft zu bringen, Worte von unserem Gott und euerem Gott, Botschaft von unserem Erlöser und euerem Erlöser. Wir sind gekommen, euch zu sagen, daß ihr glücklich sein werdet, wenn ihr an Jesus Christus glaubt, der sein Blut für euch vergoß und sein Leben für euch dahingab. Euere Freunde in Friedenshütten haben die frohe Botschaft angenommen; sie sind glücklich. Nun bringen wir euch den Frieden Gottes. Euere Zeit ist gekommen. Sagt nicht in euren Herzen, diese Lehren sind nicht für uns. Ich sage euch, Jesus Christus starb für mich, für euch, für alle Menschen. Auch ihr seid berufen, berufen zum ewigen Leben.“ Zeisbergers Worte machten einen tiefen Eindruck auf die wilden Gemüter. „Noch nie,“ so schreibt er, „sah ich auf den Gesichtern der Indianer so klar die Finsternis der Hölle und die weltüberwindende Macht des Evangeliums ausgedrückt.“ Viele konnten in den nächsten Tagen sich an der Botschaft, daß die Sünder einen Heiland haben, nicht satt hören und riefen immer wieder: „Ja, es ist gewiß so, das ist der rechte Weg zur Seligkeit.“

Im April 1769 wanderte Zeisberger mit seinen Getreuen den Alleghany etwa 3 Viertelmeilen aufwärts, wo er in Lawunakhannek eine neue Niederlassung gründete. Die Übersiedelung leitete mit ihm Allemewi, ein uralter (man behauptete 120jähriger) Monsyhäuptling, erblindet zwar, aber vom Evangelium erleuchtet. Er befand sich unter den Erstlingen von Lawunakhannek; zu Weihnachten empfing er die heilige Taufe und den Namen Salomo. Hier wurde auch der berühmte Glikkikan, Kriegsführer und Ratmann des mächtigen Monsyhäuptlings Pakanke, von der Macht des Evangeliums ergriffen. Nach einiger Zeit brachte er von seinem Häuptling eine Einladung an Zeisberger, sich in der Nähe von seiner und des Monsygeschlechts Hauptstadt Kaskaskunk niederzulassen. Dort wurde Zeisberger am 14. Juli 1770 in förmlicher Ratssitzung auf Wunsch der „Wölfe von Goschgoschünk" in das Geschlecht der Monsys mit allen Rechten eines freien Delawaren aufgenommen. Eine neue Ansiedelung, Friedensstadt, wurde hier angelegt, von der äußersten Westgrenze von Pennsylvanien, einige Meilen nordwestlich vom heutigen Pittsburg. Missionar Jungmann und seine Frau, die fließend delawarisch sprachen, unterstützten Zeisberger, und auch hier blühte bald ein christliches Gemeinwesen auf, das nach einem halben Jahr mit Einschluß der 22 Auswanderer und den später von Goschgoschünk Nachgefolgten 73 Getaufte zählte.

Glikkikan ließ sich in Friedensstadt nieder und zog sich dadurch die Ungnade seines Häuptlings Pakanke zu. Dieser hatte zwar selbst die Brüder rufen lassen, jetzt aber ärgerte es ihn, daß er seinen tapfersten Anführer und besten Ratgeber verlieren sollte. Doch Glikkikan antwortete ihm ruhig: „Ich habe mich den Brüdern angeschlossen. Wo sie hingehen, da gehe ich auch hin; wo sie bleiben, da bleibe ich auch. Nichts soll mich von ihnen trennen. Ihr Volk soll mein Volk sein, und ihr Gott mein Gott." Einige Tage nachher wurde er in Friedensstadt beim Gottesdienst durch eine Rede über die Verwerflichkeit der Sünde und die unermeßliche Gnade Gottes so ergriffen, daß er laut schluchzend in seine Hütte zurückkehrte. „Ein stolzer Kriegsführer weint öffentlich in Gegenwart seiner früheren Genossen," schreibt Zeisberger in seinem Tagebuch. „So zerbricht der Herr durch sein Wort die harten Herzen und demütigt den Hochmut der Indianer." Zu Weihnachten 1770 wurde Glikkikan als Isaak getauft und ist Zeisberger ein bis an seinen Märtyrertod getreuer Helfer geblieben. Eine Erweckung durchging in jenem Jahre Friedensstadt. Auch Pakankes Sinn wandte sich wieder und als er seinen Tod kommen fühlte, gab er seinen Kindern den Rat, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben der Brüder anzunehmen.

Doch auch in Friedensstadt war des unermüdlichen Missions-Bahnbrechers Zeit nicht lange. Der Zug nach dem Westen, das innere Gesetz europäischer Kultur in Nordamerika, führte auch die Brüdermission über

die Grenzen Pennsylvaniens hinaus in die Thäler vom Ohio. Netawatwes, der kluge und mächtige Oberhäuptling des ganzen Delawarenstammes, lud Zeisberger nach seiner Hauptstadt Gelemekpechünk ein. Ein Landstrich am Flusse Muskingum, einem nördlichen Nebenfluß des Ohio im Tuskarawasthal, wurde der Mission überwiesen und hier entstanden 1772 und in den folgenden Jahren die 4 Ansiedelungen Schönbrunn (Welhiktuppek), ein neues Gnadenhütten, Lichtenau und Salem. Allmählich wurden hierher die Überreste der ganzen Indianermission der Brüder verpflanzt. Es folgte ein Jahrzehnt der lieblichsten Blüte, die goldene Zeit von Zeisbergers Missionsleben, der hier mit seinen Mitarbeitern, von denen wir noch Senfemann den Jüngeren und Heckewälder nennen, die Frucht einer langen mühevollen Aussaat sehen durfte. 414 Getaufte bildeten schon 1775 den Stamm der Gemeinen; aber weit größer war die Zahl derer, die unter dem Einfluß der christlichen Predigt standen. Die Blockkirche in Schönbrunn, die 500 Zuhörer faßte, war oft zu klein für die Menge der Zubringenden. Hauptsächlich waren es Delawaren aus den 3 Geschlechtern des Wolfs, der Schildkröte und des Truthahns; aber auch Mohikaner (der letzte Nachbleib von Schekomeko), Nantikoks, Schwawanos, selbst Tscherokesen fanden sich unter den Christen. Die Christengemeinschaft am Muskingum war ein scheinendes Licht unter den Indianern vom Ohio bis an die großen Seeen.

Schon von Natur war die Gegend schön und fruchtbar. Durch die mächtigen Urwaldbäume schlang die einheimische Weinrebe ihren rankenden Arm. Wohlschmeckende Beeren der verschiedensten Art bedeckten den Boden. Nußbäume, Pflaumen, Kirschen, Maulbeeren und andere Obstbäume gediehen mit leichter Mühe. Der Fluß beherbergte eßbare Fische in reicher Fülle. In diese liebliche Landschaft waren die christlichen Indianerdörfer eingebettet, umgeben vom grünen Kranz ihrer Felder und Gärten. Auf den saftigen Wiesen weideten zahlreiche Viehheerden. Schmucke Blockhütten, in regelmäßige Straßen geordnet, waren an Stelle der früheren Wigwams aus Pfosten und Fellen oder Rinde getreten, schon äußerlich bekundend, daß dies Jägervolk im Begriff stand, zu Viehzucht und Ackerbau übergeführt zu werden. Reinlichkeit und Ordnung herrschten statt des Schmutzes, von dem früher Wohnungen und Insassen starrten. Aus dem Schulhaus hörte man die Stimmen der Kleinen und Großen, die nach Zeisbergers gedruckter Delawarenfibel lesen lernten und die Geschichten der 4 Evangelien in seiner Übersetzung sich einprägten. Die Kirche bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Nicht nur Sonntags, sondern täglich wurde Morgen- und Abendgottesdienst gehalten. Zum Worte Gottes erklangen nach den Melodieen des deutschen Liederschatzes die von Zeisberger ins Delawarische übertragenen Choräle der evangelischen Kirche, Zinzendorfs und der böhmisch-mährischen Brüder. So gingen von der Mission Segensströme aus, die das ganze Leben des Volks durchdrangen und umzugestalten begannen. Ein un-

parteiisches Zeugnis hierfür ist der Bericht des Obersten Morgan der in Fort Pitt (dem späteren Pittsburg) als Beamter für die Indianer-Angelegenheiten jener Gegend angestellt war. Er urteilt als Augenzeuge über die Missionsplätze am Muskingum, „er sei erstaunt gewesen über das, was er gesehen. Die Sauberkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit, die überall bemerkbar seien, gäben den Indianern, abgesehen von ihrer Frömmigkeit, Anspruch darauf, als zivilisierte Menschen betrachtet zu werden; man könne sie vielen weißen Ansiedlern als Vorbild hinstellen. Ihm sei es ganz ausgemacht, daß die Indianer, wenn sie nur abgesondert von den Weißen lebten, leicht zu zivilisieren seien und gute Bürger werden könnten. Er halte den Weg der Brüdermission für den sichersten, um die Wilden von ihrem Heidentum, von Trägheit und Ausschweifungen zu bekehren."

Wodurch erreichte Zeisberger diese Erfolge?

Das Geheimnis seines Einflusses liegt in der Kraft seines Zeugnisses vom Erlöser und in der persönlichen unbeirrten Liebe zu den Indianern.

Ihr Land war das Land seiner Wahl. Zeisberger liebte den majestätischen Urwald mit seiner unentweihten Stille und der jungfräulichen Kraft seines Bodens, der nur des fleißigen Bearbeiters wartete, um alle Mühe vielfältig zu lohnen; er liebte die mächtigen Flüsse und tiefklaren Seeen. Er liebte den rotbraunen Ureinwohner Amerikas, seit er sein Land betrat. Er hatte ein Auge für seine sehnige Kraft, für die Gewandtheit und Abhärtung seines Leibes, für die Klugheit, Selbstbeherrschung und mannigfache Begabung seines Geistes. Freilich ließ er sich je länger desto weniger durch die prahlerischen Reden, in denen der Indianer Meister ist, täuschen: er wußte, daß während sein Mund von Freundschaft, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit überging, Lug und Trug, Herzlosigkeit, Bosheit, Rachsucht sein Gemüt beherrscht. „Die Indianer lieben es, für ehrbar und gut gehalten zu werden" bemerkt Zeisberger gelegentlich, „auch wenn man sie bei der größten Schurkerei ertappt." Aus täglicher Anschauung kannte er die verheerende Macht ihrer Leidenschaften, ihre Unzucht, ihre Trunksucht, ihren Blutdurst. Und dennoch liebte er diese Indianer: er liebte sie als Miterlöste, als erlösungsbedürftige aber auch als erlösungsfähige Genossen seines Heils. Dieselbe Gnade Gottes, die ihn überwältigt, mußte stark genug sein, auch sie aus ihrem Elend zu reißen. Und so wurde Zeisberger in christlicher Liebe, um den Indianern die Heilsbotschaft nahe zu bringen, den Irokesen ein Irokese, den Delawaren ein Delaware. Die Aufnahme in die Stammesgemeinschaft der Indianer entsprach der Wahrheit: Ganousseracherí war ganz der ihre geworden. Er konnte es in allen Fertigkeiten, die das Leben in der Wildnis fordert, mit ihnen aufnehmen: sein Auge und seine Flinte waren scharf und sicher, wie die des Indianers; und war er auch klein von Gestalt, so schwang er doch die Axt, führte das Ruder, warf das Netz wie der Sohn des Urwaldes. Den Gefahren der Wildnis hatte er kühn ins Auge geschaut: in den Wellen des Sees, im Feuer des Waldbrandes hatte er nicht gebebt, vom Biß der Klapperschlange, vom Kriegsbeil der Wilden ward er wunderbar errettet. So bewunderten sie ihn und liebten ihn wieder. Er kannte ja alle ihre Gebräuche, redete ihre Sprache, dachte in ihren Gedanken, hatte ihre eigen-

tümliche Redeweise, auch ihre Schweigsamkeit und Bedachtsamkeit angenommen. Aus seinen Mienen und seinem Wesen sprach ruhige Besonnenheit, die sich langsam entschließt, aber das einmal erfaßte Ziel auch unverrückbar festhält. Und das letzte höchste Ziel all seines Trachtens war, das wußten sie, sie zu glücklichen, zu seligen Menschen, zu Kindern seines Gottes zu machen. Die Liebe, die aus seiner stets gleichbleibenden Freundlichkeit gegen sie hervorleuchtete, war selbstlos und uneigennützig; die tiefen Furchen dieses Antlitzes zeugten von den Entbehrungen, die er um ihretwillen erduldete. Er ließ sich nicht bezahlen, sondern sorgte selbst für seinen Unterhalt. Vom Morgen bis zum Abend plagte er sich mit ihnen beim Baumfällen oder auf der Jagd im Walde, bei der Arbeit auf den Feldern. Lieber litt er Hunger, als daß er andern zur Last fiel. Einem solchen Manne glaubten auch die durch und durch mißtrauischen Indianer, daß er wirklich ihr Bestes im Auge hatte; ihn trieb die Sorge nicht nur für ihr äußeres Ergehen, indem er sie die Künste der Weißen lehrte oder ihnen als geschickter und erfahrener Arzt die Krankheiten vertrieb, sondern vor allen Dingen die Sorge um ihre Seelen und ihr Heil für Zeit und Ewigkeit. Davon zeugte seine Predigt und darum machte seine Verkündigung einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck.

In der Art der Darbietung des Evangeliums folgte Zeisberger ganz den Grundsätzen der Brüdermission, nichts zu wissen und zu predigen als Christum und zwar den gekreuzigten. In die Finsternis ihres Geisterglaubens hinein stellte er das Kreuz Jesu Christi. Er that es mit solcher Einfalt und zugleich mit solcher inneren Bewegung, daß die Wirkung oft eine staunenswerte war.

Die Äußerung seiner Gefühle zurückzuhalten, ist beim Indianer erste Regel; aber in Zeisbergers Versammlungen ging oft alle Selbstbeherrschung der Eingebornen dahin: Seufzen, lebhafte Ausrufe, Thränen der Indianer waren nichts Seltenes. Daß es aber nicht bei empfindsamen Regungen des Gefühls blieb, sondern der Wille für das Reich Gottes gewonnen wurde, dafür sorgte Zeisbergers treue Seelsorge und die strenge Kirchenzucht, in welche die Bekehrten genommen wurden. Es war der höchste Beweis des Ernstes ihrer Umwandlung, daß sich die freiheitliebenden Indianer, die auch den einheimischen Häuptlingen gegenüber ein hohes Maß von Selbständigkeit wahrten, freiwillig unter Gemeinordnungen, wie die von Schönbrunn stellten, in denen es heißt: „Niemand darf unter uns sich anbauen, ehe die Lehrer es erlaubt und die Helfer ihn geprüft haben. — Wir wollen unsern Lehrern und den Helfern gehorchen, die angestellt sind, um Ordnung in den Versammlungen, Dörfern und Feldern zu halten. Wir lassen keine berauschenden Getränke in unsern Dörfern zu. Wer auf einen Jagdzug oder eine Reise geht, soll es beim Geistlichen oder Ältesten melden. Junge Leute dürfen nicht heiraten ohne die Einwilligung der Eltern und Geistlichen. Wir wollen in keinen Krieg ziehen und nicht kaufen, was im Krieg geraubt ist." Das gesamte häusliche, bürgerliche und Berufsleben wurde in diesen Ordnungen unter den Einfluß des Christentums gestellt.

Die Macht des Evangeliums und das Zeugnis, das diese Gemeinen für seine Wahrheit und seinen beseligenden Einfluß ablegten, überwand

allmählich allen Widerstand bei den Delawaren. Auf den Rat des Kriegsanführers Weißauge beschloß die große Ratsversammlung des Oberhäuptlings Netawatwes: „Dem christlichen Glauben wird volle Freiheit gegeben und dem ganzen Stamm geraten, ihn anzunehmen. Die christlichen Indianer und ihre Lehrer stehen den anderen Delawaren völlig gleich; sie bilden alle zusammen ein Volk."

5. Neue Kriegsgreuel.

Die Indianer verglichen die Weißen in Nordamerika, wenn diese sich gegenseitig bekämpften, mit den zwei Klingen einer Scheere, die alles, was zwischen sie gerät, zerschneiden, ohne sich selbst abzustumpfen. Nicht die Weißen gingen dabei zu Grunde, sondern die Indianer. So war es in den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen gewesen, so geschah es wieder, als von 1774 bis 1783 die 13 nordamerikanischen Kolonialstaaten in einem blutigen Kriege gegen Englan dihre Unabhängigkeit erkämpften. Beide Male ist mit den Indianern auch die Indianermission „zerschnitten" worden.

Im Jahre 1781 traf ein vernichtender Schlag die blühenden Missionsansiedelungen am Muskingum. Schon neigte sich der Krieg, in dem die christlichen Indianer sich auf Zeisbergers Rat von jeder Parteinahme fern hielten, seinem Ende zu. Auch für Zeisberger erschien dies Jahr als ein besonders friedliches und freundliches. Er verheiratete sich nämlich auf den dringenden Rat seiner Missionsbehörde mit der ihm gleichgesinnten Schwester Susanna Lekron. Kaum waren die Neuvermählten von Bethlehem am Muskingum angelangt, als die letzten Stürme des zu Ende gehenden Krieges die gesegnete Arbeit Zeisbergers zerstörten. Schon vor 3 Jahren war eine Aufforderung des englischen Gouverneurs von Detroit (zwischen Erie- und Huronsee) an Zeisberger ergangen, er solle seine christlichen Indianer gegen die Amerikaner auf den Kriegspfad schicken und die erbeuteten Skalpe als Beweis dafür einliefern. Mit Entrüstung hatte er derartige Anträge abgewiesen und strenge Neutralität gewahrt. Dadurch hatte er den Zorn der Engländer auf sich geladen. Die englischen Agenten sandten an die mit ihnen verbündeten Irokesen die Botschaft: „Wir schenken euch die christlichen Indianer am Muskingum. Macht ihnen den Garaus." Die Irokesen aber wollten den schimpflichen Auftrag gegen ihren Ganousseracheri nicht übernehmen. Endlich fanden sich die Huronen (Wyandots) für das Zerstörungswerk bereit. — Im August 1781 zogen 300 Huronenkrieger unter Führung ihres Halbkönigs Pomoakan, geleitet von dem englischen Agenten Elliot, mit der englischen Fahne ins Thal

des Muskingum, um die christlichen Indianer zu vertreiben und die Missionare tot oder lebendig nach Detroit zu bringen. Am 3. September hielt Zeisberger seinen letzten Gottesdienst in Gnadenhütten. Er sprach über die Tageslosung Jes. 64, 5: Siehe du zürnest, denn wir haben gesündigt. Uns ward aber doch geholfen". Tiefe Bewegung ging durch die Versammlung und viele Thränen flossen. Zum Schluß betete er für die Feinde, die im Begriff standen, sein Lebenswerk zu vernichten. Und nun ließen Missionare und Indianer in christlicher Geduld alles über sich ergehen. Man schleppte die Missionare unter rohester Behandlung in die Gefangenschaft fort und ohne ihren Drängern Widerstand zu leisten, folgten ihnen etwa 400 christliche Indianer. Wilde Huronenkrieger trieben sie 20 Meilen in nördlicher Richtung an den Sandusky-Fluß. Hier bauten sie sich mitten in der Wildnis kümmerlich an.

Die bitterste Wintersnot trieb die armen Indianer öfters heimlich nach den früheren Wohnplätzen am Muskingum zurück, um Mais von den noch nicht abgeernteten Feldern zu holen. Bei einem solchen Zug fand ein Viertel der Indianerchristen einen schaudererregenden Untergang. Sie wurden von einer amerikanischen Streifschar im Tuskawarasthal überfallen und gefangen genommen. Die wilden Freiheitsmänner beschuldigten sie des heimlichen Einverständnisses mit den englischen Indianern: Die Miliz hielt Kriegsrat über die wehrlosen Gefangenen, die umsonst ihre Unschuld beteuerten. Durch förmliche Abstimmung wurden sie zum Tode verurteilt. Eine Nacht wurde ihnen zur Vorbereitung auf die Hinrichtung Frist gegeben. Zwei Häuser in Gnadenhütten wurden von den höhnenden Henkern zu „Schlachthäusern" bestimmt, eins für die Männer, eins für Weiber und Kinder. Der 8. März 1782 war der Tag des grauenvollen Blutbades in Gnadenhütten. Zwei und zwei wurden die christlichen Indianer zur Schlachtbank geschleppt. Mit Tomahawks, Kriegshämmern, Keulen und Speeren stach und hieb die entmenschte Bande auf die stummen Opfer ein. Ein einziger dieser Schlächter soll 14 Indianer umgebracht haben. Nicht Weib noch Kind wurden geschont. 96 Skalpe waren die blutigen Trophäen der Metzelei, deren Rohheit auch in der Verwilderung des Grenzkrieges beispiellos dasteht. Der treue Isaak Glikikkon und seine Frau befanden sich mit 5 Indianer-Helfern unter den Ermordeten. Aber noch durch ihren Tod hatten sie ein christliches Zeugnis abgelegt, und ihre Furchtlosigkeit, und Gelassenheit hatte auf einige der Mörder einen tiefen Eindruck gemacht. Andere freilich gedachten, nachdem sie die Gemeinorte am Muskingum ausgeplündert und

niedergebrannt, nach einiger Zeit ihr Vernichtungswerk an den vertriebenen christlichen Indianern zu vollenden. Sie wollten auch die an den Sandusky gezogenen eingeborenen Christen niedermetzeln, und unternahmen einen Zug dorthin. Aber sie fanden Ende Mai deren Hütten schon verlassen und wurden selbst von heidnischen Delawaren überfallen und gefangen genommen. Unter den ausgesuchtesten Qualen wurden sie abgeschlachtet, ihr Anführer am Marterpfahl langsam zu Tode geröstet: eine barbarische Rache der Heiden für die viel größere Barbarei der Weißen.

Das Blutbad von Gnadenhütten fügte der Indianermission der Brüdergemeine einen Verlust zu, von dem sie sich nie wieder vollständig erholt hat. Freilich blieb Zeisberger trotz nochmaliger Vorladung nach Detroit seiner Indianergemeine treu und sie ihm. Er wollte retten, was noch zu retten war. Seine heldenmütige Ausdauer hat sich nie in seinem Leben so wunderbar bewährt, wie in den 16 Jahren einer neuen dornenvollen und enttäuschungsreichen Wanderschaft durch die Wildnisse am Eriesee. Wie von Israel auf seinen Zügen durch die Wüste wurden bald da bald dort die Hütten aufgeschlagen und wieder abgebrochen. Später wollte der amerikanische Kongreß, die oberste Vertretung der seit 1783 als frei anerkannten Vereinigten Staaten, die Schandthat vom 8. März 1782 soviel als möglich wieder gut machen. Der Brüdermission wurden 10000 Acker Land im Tuskarawasthal am Muskingum geschenkt, um ihre Indianer dort wieder anzusiedeln. Voll Freude machten sich 1786 die Übergebliebenen — es waren im ganzen noch 117 Seelen — auf den Weg dorthin. Aber Hunger, neuer Kriegslärm und Feindschaft der umwohnenden Stämme bedrängten das Pilgerhäuflein so, daß noch 12 Jahre vergingen, bis sie die alte Heimat erreichten.

6. Ausgang.

Nach 17jähriger Verbannung kehrte Zeisberger 1798 mit 7 Indianerfamilien in das Tuskarawasthal zurück und begann nicht weit von den zerstörten Missionsplätzen Schönbrunn und Gnadenhütten seine dreizehnte Ansiedelung, Gosen. Noch war er mit seinen 77 Jahren die Seele des Missionswerks, das allmählich wieder wuchs. Unablässig predigte und lehrte er und machte Besuche bei den Indianern. Als die Kräfte allmählich nachließen, widmete er sich mit dem letzten Eifer der Fertigstellung seiner Arbeiten zur Delawarensprache. Wie der Erzvater Jakob, so durfte auch Zeisberger in Gosen einen stillen Lebensabend feiern, umgeben von der Liebe und Verehrung seiner geistlichen Kinder und jüngeren Mitarbeiter.

Zum Schluß verlor er sein Augenlicht: um so eifriger betete er für seine Pflegebefohlenen. Drei Wochen vor seinem Ende ließ er sie einzeln an sein Lager kommen: sie baten um Verzeihung für alles, wodurch sie den Herrn betrübt fund gelobten neue Treue. Langsam verglomm nur Zeisbergers Lebenskraft. Er bekannte: „Ich gehe heim im Gefühl eines armen Sünders.“ Im stillen Frieden entschlief er am 17. November 1808 im Alter von 87 Jahren unter den sanften Sterbeliedern, die die Indianer anstimmten. —

An seinen Vorgänger im amerikanischen Missionswerk, John Eliot, erinnert nicht nur Zeisbergers patriarchalisches Alter und der friedvolle Ausklang des rastlosen Lebens, sondern auch das tragische Schicksal der eiferglühenden Arbeit. Dabei zeigt aber auch jeder der 2 ausgezeichneten Missionsbahnbrecher die bestimmte Eigenart seiner Kirche. Zeisberger ist der echte Vertreter des Herrnhutertums in der Mission. Ohne gelehrte Bildung zieht er aus um „über dem Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben.“ Hinter ihm steht weder die Macht einer kapitalkräftigen Gesellschaft, noch das Ansehen der Kolonialregierung. Aber die Uneigennützigkeit seiner Liebe entwaffnet die Wildheit der Indianer, und die Schlichtheit und Wärme seiner Predigt des Worts vom Kreuz überwindet ihre harten Herzen. „Und wär er wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär er kalt wie Eis, er wird zur Flamme“, das hat mancher bekehrte Indianer unter dem Einfluß der „Blut- und Wunden-Theologie“ der Brüdergemeine in Zeisbergers Pflege bewiesen. Die Kirchenzucht, durch welche er die Heidenchristen zusammenschloß und erzog, ist von der alttestamentlichen Gebundenheit des mosaischen Gesetzes gelöst: es ist der Gedanke der Nachfolge Jesu, der Nachbildung seiner reinen Menschheit, der in den einzelnen „Chören“, den Alters- und Lebensgemeinschaften, das herrschende Prinzip bildet. Wen aber die Sprache der Brüdermissionare jener Zeit zu empfindsam oder weichlich anmutet, dem kann das Heldenleben eines Zeisberger beweisen, daß es Wahrheit ist, was Zinzendorf vom Erlöser und seinen Jüngern sang:

Lamm und Löwe —
Gar sanft und weich, doch stark zugleich
So sind auch die aus seinem Reich.

Quellen: Loskiel, Geschichte der Indianermission (Gnadau — das grundlegende Werk, auf Zeisbergers Aufzeichnungen beruhend). E. v. Schweinitz, Life and times of David Zeisberger (Philadelphia 1871). Heckewelder (Zeisbergers Mitarbeiter), Narrative (Philadelphia 1808). Zeisbergers und Spangenbergs Lebensläufe (Gnadau). Die allgem. Darstellungen der Brüdermission sind verzeichnet bei Warneck, Abriß, 6. Aufl. S. 66. Außerdem: F. W. Kölbing: Übersicht der Missions-Geschichte der ev. Brüderkirche in ihrem ersten Jahrhundert (Gnadau, 1833).

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Barth, F., Prof. Lic. theol., **Die Hauptprobleme d. Lebens Jesu.** Eine geschichtliche Untersuchung. 4 M., geb. 4,80 M.

Freybe, DDr. A., **Die heilige Taufe und der Taufschatz** in deutschem Glauben u. Recht, in der Sitte des Volks u. der Kirche, in deutscher Sage u. Dichtung. 4 M., geb. 4,80 M.

Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr **1900.** Hrsg. von Pfr. J. Schneider. 3,50 M., geb. 4 M.

Knodt, Emil, Prof. in Herborn, **Christliche Lebenszeugen aus u. in Westfalen.** II. Bd.: **Sturmi. Ansgar. Liudger.** Kirchengeschichtliche Skizzen. 1 M.

Kölling, D. W., **Die Satisfactio vicaria** das ist die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung des Herrn Jesu. I. Bd.: Die Vorfragen. 4,50 M., geb. 5,40 M. II. Bd.: Der Aufbau. 6 M., geb. 7 M.

— — **Pneumatologie** oder die Lehre von der Person des heiligen Geistes. 6 M., geb. 7 M.

Lechler, Prälat D. K., Gen.-Sup. a. D., **Die bibl. Lehre vom heiligen Geiste.** 4,80 M., geb. 5,60 M.

Noesgen, D. K. F., Prof. in Rostock, **Geschichte der Lehre vom heiligen Geiste.** 6,40 M., geb. 7,20 M.

— — **Symbolik** od. konfess. Prinzipienlehre. 8,50 M., geb. 9,50 M.

Storjohann, P. J., **König David.** Sein Leben und seine Psalmen. Aus dem Norweg. v. P. O. Gleiss. I. Teil. 3 M.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1897

sucht

Berlin W. 9. Hugo Rothers Buchh.

(Martin Warneck.)

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beiträge zur Förderung christ. Theologie. Hersg. v. D. Schlatter u. D. H. Cremer. 3. Jahrg. 1899. (Kpl. 10 M.)

6. Heft: **Vollert,** Lic. theol. Wilh., **Kaiser Julians religiöse und philosophische Überzeugung.** 1,40 M.

1. Heft des 4. Jahrg. 1900: **Schlatter,** Prof. D. A., **Die Furcht vor dem Denken.** Eine Zugabe zu Hiltys „Glück", III. — **Kropatscheck,** Lic. Dr. Fr., **Occam und Luther.** 1 M.

2. Heft: **Galley,** Lic. theol. Alfred, **Die Bußlehre Luthers** und ihre Darstellung in neuester Zeit. 2,40 M.

Cremer, D. H., Prof. in Greifswald, **Wesen und Wirkung der Taufgnade.** 30 Pf.

— — **Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe** in Kraft des heiligen Geistes. 1 M., geb. 1,50 M.

— — **Die Paulinische Rechtfertigungslehre** im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Voraussetzungen. 2. Aufl. 6,75 M., geb. 7,50 M.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai 1900.

Hans Egede, der erste Missionar unter den Eskimo.

Von E. Fries, Vikar in Mansfeld.

Das war ein großer Tag im Leben des norwegischen Pastors Hans Egede, als am 12. Mai 1721 die „Hoffnung“ im Hafen von Bergen die Anker lichtete und den Kurs nach Grönland richtete. Acht Wochen vorher war er durch ein Schreiben des Missionskollegiums in Kopenhagen zum „königlich dänischen Missionarius“ berufen, am 2. Mai hatte er sich als Leiter der grönländischen Expedition der Bergischen Handelskompanie eidlich verpflichtet und das neugekaufte Schiff durch gottesdienstliche Feier dem Schutz des Höchsten empfohlen; nun ging es endlich aufs offene Meer dem Lande seiner Sehnsucht zu, und sein zehnjähriges Warten hatte ein Ende.

Hans Egede, geboren am 31. Januar 1686, begegnet uns zum ersten Male als 21jähriger junger Pastor der norwegischen Gemeinde Vogen im Sprengel Drontheim. Er selbst beginnt seine biographischen Aufzeichnungen mit jenem Tage des Jahres 1708, an dem ihm wieder in den Sinn kam, wovon er vor langer Zeit einmal gelesen, daß seine nordischen Vorfahren einst auf Grönland festen Fuß gefaßt hätten. Seitdem trieb ihn warmes Interesse, weiter nach den dort verschollenen Landsleuten zu forschen, und je unsicherer und dunkler die Kunde aus dem Munde bergischer Schiffahrer lautete, desto größeres Mitleid wurde in ihm wach mit „den armen Menschen, die zuvor im christlichen Glauben erleuchtet gewesen, nun aber aus Mangel der Lehre und Unterweisung wieder in heidnische Blindheit und wildes Wesen verfallen wären.“ Ein schwerer Kampf entbrannte in seiner Seele; jenen Entfremdeten wieder Christum zu predigen, schien ihm wichtigste Aufgabe und größte Freude, aber die Furcht vor Gefahr und Beschwerlichkeit und die Angst, durch eigenwilliges Vorgehen sich und die Seinen ins Unglück zu stürzen, hielt ihn daheim. Wenn ihm denn durch Amt und Familie der Weg verlegt war, so sollten doch wenigstens andere Hand ans Werk legen; so wandte sich

Egede, um auch selbst von seinen quälenden Gedanken frei zu werden, im Jahre 1710 an die Bischöfe Randulff in Bergen und Krog in Drontheim, suchte sie von der Notwendigkeit einer Missionsarbeit in Grönland zu überzeugen, bat um Verwendung bei dem dänischen König Friedrich IV.[1]) und bot schließlich doch seine eigene Hilfe an.

Er giebt selbst den Inhalt seines „allerunterthänigsten Memorials" mit folgenden Worten an: „Diesen Vorschlag zur Bekehrung der Grönländer gründete ich erstlich auf die Schrift, welche doch aller Heiden Bekehrung klärlich kündet, auf den Befehl des Herrn, welcher ohne Zweifel nicht allein die Apostel, sondern auch die ganze christliche Kirche bis an das Ende der Welt angehet, dann auf die Praxis der ersten Kirche und endlich auf den Wunsch gottesfürchtiger und gelehrter Männer."

Glaubte Egede zunächst auch, aller eigenen Last durch diese Veröffentlichung seines Planes entbunden zu sein, so mußte er trotz der verständnisvollen Antwort des greisen Randulff gar bald merken, daß sie ihm nur neue Kämpfe brachte. Die Anverwandten seiner Gattin Gertrud Rask hatten in Bergen von seinem Plan Nachricht bekommen und wußten nichts Besseres zu thun, als ihn mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen; und der tapfere Mann gab nach seinem eigenen Geständnis ihren Vorstellungen und den Thränen seines Weibes eine Zeit lang nach und war wieder fest entschlossen, in seinem Amt zu bleiben, ja er freute sich sogar, „von seinen Versuchungen und thörichten Grillen befreit zu sein." Aber nun ging die innere Unruhe wieder an, Tag und Nacht stand Jesus vor ihm mit seinem unzweideutigen Wort: „wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert," und fast wollte er verzagen. Erst als sich der Sinn seiner Gattin im Gebet vor Gott gewandelt und zur Selbstverleugnung um Christi willen Mut und Freudigkeit gewonnen hatte, wurde Egede wieder der fröhliche und unbeweglich feste Mann, der nach Überwindung dieser Schwierigkeiten nicht mehr am Gelingen seines Vorhabens zweifelte. Doch schob sich die ganze Sache noch weit hinaus. Auf seine erneuerten schriftlichen Gesuche an die Bischöfe und an das 1714 vom König eingesetzte collegium de cursu evangelii promovendo mußte er sich bescheiden lassen, er solle Geduld haben, da wegen des Krieges mit Schweden an augenblickliche Erfüllung seiner Wünsche nicht zu denken sei; dazu schwebten Verhandlungen, ob sich ein Nachfolger für die Gemeinde Vogen finden ließe, der Egede bis zu seiner definitiven Aussendung Pension zahlen wolle, und endlich stellten Freunde

[1]) Seit 1699 König von Dänemark und Norwegen.

und Feinde seinem Unternehmen lästige Hindernisse in den Weg durch gutgemeinte Warnungen ebenso wie durch böswillige Verleumdungen.

Diesen letzteren begegnete Egede öffentlich (1715) in einer bemerkenswerten „Apologie" unter dem Titel: „Auf die Schrift und Vernunft gegründete Resolution und Erklärung über die obiectiones und Verhinderungen, den Vorsatz der heidnischen Grönländer Bekehrung betreffend." Hauptsächlich wandte er sich hier gegen die, welche ihm die Gefahren einer Missionsarbeit im eisigen Grönland vorhielten, ihn einen Thoren nannten, daß er sein Amt und Brot mit ungewisser Zukunft vertauschen wolle, ihm ehrgeizige Motive unterschoben und ihn zu überzeugen suchten, daß er leichtsinnig Weib und Kind in offenbare Gefahr stürze, was er nie und nimmer vor Gott verantworten könne.

Auf den Abschluß des Friedens, der erst nach dem Fall Karls XII. von Schweden im Winter 1719 erfolgte, konnte und wollte Egede nicht warten; schon zwei Jahre vorher legte er sein Amt nieder, ohne daß ihm Pensionsentschädigung zugesichert worden war, und nahm Abschied von der Heimat und von seiner Gemeinde. Seine letzte Predigt über Ap.-Gesch. 20, P, 32, „die schwerste Predigt seines Lebens," läßt deutlich erkennen, wie fest er mit dieser seiner kleinen Gemeinde verwachsen war; nur die „Lust und Liebe, Gottes Ehre unter den wahnwitzigen Grönländern zu befördern," war stark genug, jenes Band zu zerschneiden. Im Juli 1718 langte Egede in Bergen an und ging, durch das Gerede der Leute unbeirrt, energisch seinem Ziele zu. Seine damaligen Versuche, Großkaufleute der Stadt für grönländischen Handel zu interessieren, schlugen allerdings fehl, und so mußte er alle seine Hoffnung auf das ausführliche „Projekt für die grönländische Mission" setzen, das er persönlich im Frühjahr 1719 den Herren des Missionskollegiums in Kopenhagen einhändigte.

In dieser letzten Eingabe führte er aus: das von Norwegen her besiedelte Grönland sei stets eine „Dependence der nordischen Krone" gewesen, die Einwanderer hätten auch der christlichen Kirche angehört und wären bis zur Zeit der Königin Margaretha (1387—1412) von einem grönländischen Bischofssitze aus versorgt worden. Seitdem aber hätte sich das dänische Königtum ebenso wenig wie die Kirche um das abgelegene Land gekümmert, ja man hätte scheinbar die alte Kolonie gänzlich vergessen. Die notwendige Folge jener Vernachlässigung wäre gänzliche Verwilderung der stammverwandten Glaubensgenossen, sowie auch Verluste des dänischen Handels, da Holland sich den ganzen Vorteil eines Verkehrs an der grönländischen Küste gesichert hätte. Eine Wiederaufnahme der alten berechtigten Beziehungen verspräche reichen Gewinn und werde vor allem die Möglichkeit bieten, versäumte Christenpflicht nachzuholen. Da man ja in Kopenhagen seine Fürsorge sogar den heidnischen Unterthanen in Ostindien zuwende, so hoffe er bestimmt, daß der König die Bildung von Handelskompanieen durch Privilegien unterstützen und in seinem Reich für grönländische Expeditionen und für den Unterhalt dänischer Missionare eine allgemeine

Kollekte veranstalten werde. Nachdem sich „die Engländer und Deutschen aus eigenem freien Willen so gutthätig gegen die indische Mission erzeigt hätten," könne solche Beisteuer mit Fug und Recht auch in Dänemark und Norwegen erhoben werden, zumal eine Mission in Grönland weniger Kosten als die indische verursachen würde und dazu größeren Erfolg verspreche; „denn es müsse doch bei den Grönländern noch einige Erkenntnis des verfallenen Christentumes übrig sein."

Vornehmlich stützte Egede also sein Gesuch auf die geschichtliche Verbindung zwischen Norwegen und Grönland und wohlweislich beschränkte er sich auf jene kurzen Mitteilungen, wenngleich er bedeutend mehr über Altgrönland wußte.[1]) Auch wir brauchen uns hier nicht zu bemühen, die unzuverlässigen Nachrichten alter Chroniken zu sichten; nur weniges soll noch zur Erläuterung der geschichtlichen Angaben Egede's gesagt sein.

Schon Ansgar ist durch eine im Jahr 835 vom Papst Gregor VI. ausgefertigte Bulle ausdrücklich mit der Bekehrung der Grönländer betraut worden, so daß man die Entdeckung des Landes wohl bis 800 hinaufrücken muß. Zur Christianisierung der nordischen Ansiedler ist es aber erst um das Jahr 1000 gekommen, und der von Egede erwähnte Bischofssitz wurde erst 1123 in Gardar (wahrscheinlich an der Ostküste) gegründet und hat seit der 1261 besiegelten Abhängigkeit Grönlands von Norwegen dem Erzbistum Drontheim unterstanden. Die Chroniken verfolgen eine Reihe von 17 grönländischen Bischöfen bis zum Jahre 1408, wissen aber wenig mehr als ihre Namen; was sie darüber hinaus z. B. von einem grönländischen Dominikanerkloster St. Thomas erzählen, lautet wenig glaubhaft. Egedes summarisches Urteil über die Loslösung Grönlands vom Mutterland seit 1400 ist jedenfalls berechtigt; denn die wiederholten Versuche einer Wiederentdeckung der alten Kolonie waren bis auf den letzten im Jahre 1670 gescheitert, und der noch für das Jahr 1533 belegbare Titel des Drontheimer Bischofs als eines „Bischofs von Grönland" war damals sicherlich nichts mehr als eine leere, antiquarische Form. Wie sehr sich Egede aber trotz der Richtigkeit seiner geschichtlichen Angaben täuschte, wenn er noch Reste jener normännischen Bevölkerung und der alten grönländischen Kirche zu finden hoffte, werden wir bald sehen.

Das Projekt wurde im Missionskollegium sehr günstig aufgenommen, Egede bekam sogar Gelegenheit, persönlich mit dem König über sein Vorhaben zu reden, und im November 1719 erging ein Schreiben Friedrichs IV. an den Magistrat von Bergen mit der Aufforderung zur Wiederaufnahme des grönländischen Handels; doch kein Kaufmann wollte sich bereit finden lassen, man berichtete nur über die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens und verlangte Privilegien, auf deren Bewilligung von vornherein nicht zu rechnen war. So verging wieder ein Jahr unter vergeblichem Warten; Egedes Drängen blieb noch immer unverstanden, man hielt ihn ebenso wie seine tapfere Frau „für toll und

[1]) cf. die 1741 von Egede herausgegebene „Neue Perlustration des alten Grönland oder Naturellhistorie des Landes."

verrückt." Aber auch diese Zeit geringer Dinge hat der geprüfte Mann zu würdigen gewußt:

Er schreibt: „wie niedergeschlagen und betrübt ich hierüber wurde, ist Gott bekannt; denn es schien mir, als hätte ich alle Mühe vergebens angewandt. Allein es wollte Gott also gefallen, mich auf die Probe zu setzen und mich dadurch zu lehren, daß ich mich nicht auf Menschen verlassen sollte, sondern allein auf Gott."

Solches Vertrauen mußte schließlich doch zum Siege kommen. Etliche Kaufherren ließen sich wirklich erwärmen, auch Egedes rastloser Sammeleifer blieb nicht erfolglos: Anfang des Jahres 1721 hatte er ein Kapital von fast 10000 Thalern zusammengebettelt, „die Frucht seiner Beständigkeit und seiner Zuversicht auf Gottes allmächtige Hilfe." Als nun vollends im März des Jahres aus der königlichen Kasse 200 Thaler zur Ausrüstung und 300 Thaler jährliches Gehalt bewilligt wurden, konnte ohne Säumen Hand ans Werk gelegt werden, und Mitte Mai war Egede schon als königlicher und staatlich besoldeter Missionar nach Grönland unterwegs, durch langjähriges Warten und Hoffen dazu gerüstet, Schwereres zu ertragen.

Schon die Landung bei Sturm und Nebel war mit größter Lebensgefahr verknüpft; doch schließlich fand sich am 3. Juli 1721 zwischen all den eisumlagerten Fjorden der Westküste Grönlands ein kleiner Hafen am Ausgange des sogen. Bals-Revier[1]); „Hoffnungsinsel" nannte Egede dies Stückchen Erde. Noch ehe man das fremde Land betreten hatte, kamen neugierige Grönländer in ihren Kajaks herangerudert, und „so bekam Egede gleich die Leute zu sehen, um derentwillen er sich so viel Mühe gegeben. Sie kamen ihm elend und bemitleidenswert vor, so daß er nichts weiter thun konnte, als für sie seufzen." Der erste Eindruck war also nicht gerade ermutigend. Diese kleinen Menschen mit dem platten, dicken Gesicht waren sicherlich keine Normannensöhne, wie er sie zu finden gehofft hatte. Auch fernerhin suchte Egede vergeblich nach Überresten der alten Bevölkerung nnd der alten christlichen Kirche; an die Ostküste, wo das Bistum gelegen haben soll, ist er trotz mehrfacher, mühseliger Fahrten nicht gekommen und auf der Westküste fand er nur spärliche Ruinen zerfallener Steinbauten, die von einer vergangenen Kultur Kunde gaben. Die Eingeborenen wußten nur aus mündlicher Überlieferung von den „Kablunät" zu sagen, welche einst von ihren Vorfahren vernichtet worden wären. Das wird übrigens mit dem wirklichen Verlauf übereinstimmen; selbst isländische Chroniken legen die Vermutung nahe, daß

[1]) Entstellt aus Bals-Rivier = Balthasars Fluß.

die Normannen schon Ende des 14. Jahrhunderts im Kampfe mit den verachteten und wahrscheinlich geknechteten Skrällingern aufgerieben sind; vielleicht hat auch die Pest an dem Zerstörungswerk geholfen. Wie dem auch sei, jedenfalls fand Egede statt einer gesunkenen christlich-normännischen Bevölkerung einen Stamm der heidnischen, wahrscheinlich von Amerika her eingewanderten Eskimo[1]) vor. Er hatte Reformator werden wollen und wurde Heidenmissionar.

Von vornherein war die missionierende Berufsarbeit Egedes aufs äußerste gehemmt durch die Sorge um das tägliche Brot und durch die lästige Verbindung mit der dänischen Handelsgesellschaft. Kaum war das erste notdürftige Torfsteinhäuschen auf der Hoffnungsinsel eingeweiht, da trieb schon der Hunger und die Weisung der bergischen Kaufleute den Missionar wieder aufs Meer bald nordwärts, bald südwärts; die Eingeborenen, unwillig darüber, daß die Fremdlinge sich bei ihnen einnisten wollten, waren in der ersten Zeit überhaupt nicht zum Tauschhandel zu bewegen und ließen auch später ihre Waren lieber an holländische Schiffahrer ab, die ihnen wertvollere Artikel dafür bieten konnten. So mußten die dänischen Kolonisten selbst auf die Renntierjagd und den Walfischfang ausziehen, und meist war die aufgewandte Zeit und Mühe größer als die eingebrachte Beute. Daher war Egede samt seiner Mannschaft besonders während der unwirtlichen Wintermonate eigentlich nur auf den Schiffsproviant angewiesen, und der ging oft zur Neige. Schon im ersten Jahre trat solche Notlage ein, daß kein Mensch mehr bei Egede aushalten wollte, ja er selbst wurde verzagt und war zur Rückreise entschlossen.

Solche schweren Stunden lehrten es ihn: „Es ist leicht geruhig zu sein, zu hoffen und zu vertrauen, wenn keine Not vorhanden, allein in betrübtem und bedrängtem Zustande gutes Mutes zu sein und eine große und feste Zuversicht zu Gott zu haben, ist eine Gabe Gottes."

Die Ausdauer in diesen verzweifelten Lagen wurde dann vor allem schwer, wenn Egede außer der Not noch all die Schmähungen meuternder Schiffsleute zu ertragen hatte; aber stets wurde sein gläubiges Warten durch rechtzeitige Hilfe belohnt. — Mehr noch als die Sorge für das eigene Leben nahm die Leitung der Handelskolonie seine Zeit und Kraft in Anspruch. Wie oft hat er sich gefahrvollen Untersuchungsreisen unterzogen, um nur für die Kolonie einen geeigneten Platz an dem un-

[1]) Eigentlich Eskimaux, vom indianischen eskimantik = „roh essen." Die anderen Eskimo-Stämme wohnen in Labrador, an der Hudsonbay, auf den Aleuten, Alaska und in Kamtschatka. Sie selbst nennen sich Innuit-Eingeborene und bezeichnen alle Fremden als Kablunät-Ausländer.

zugänglichen Festlande zu entdecken! Erst 1728 konnte der Umzug von der Insel an die Küste bewerkstelligt werden, und guten Mutes taufte Egede auch diese „neue Kolonie" wieder Godhaab (gute Hoffnung). Wohl hatte er oft zu klagen, daß die eigentliche Missionsarbeit hinter irdischen Geschäften zu kurz komme, aber er mußte ganz abgesehen von seiner eidlichen Verpflichtung schon deswegen auf den Vorteil und Nutzen der Handelskolonie bedacht sein, „weil vom Gelingen dieser weltlichen Dinge der Fortgang des eigentlichen Bekehrungswerkes durchaus abhängig war."

Von hier aus können wir es auch nur verstehen, daß Egede zu einer Zeit, als sich die bergischen Kaufleute wegen der Aussichtslosigkeit des grönländischen Handels von dem Unternehmen zurückziehen wollten (1727), zu einem abenteuerlichen Mittel griff, um die Finanzlage zu heben. Schon in Bergen hatte er sich 1718 von einem Apotheker in der Chemie unterweisen lassen, um dem Zug der Zeit folgend die „Goldmachekunst" zu erlernen; obgleich er schon damals bei seinen Experimenten mehr Gold verloren als gewonnen hatte, machte er sich doch in Grönland wieder an ein eifriges Studium; natürlich blieben auch hier seine kostspieligen Versuche erfolglos, ja fast wäre er samt seiner Familie durch unvorsichtige Behandlung der chemischen Gifte umgekommen.

Er selbst schreibt nach Abschluß dieser „alchemischen Periode": „zum Schluß will ich den Leser ersuchen, sich nicht über meine fruchtlose Arbeit zu ärgern und mich nicht unter diejenigen zu zählen, welche aus großer Begierde nach Reichtum sich zu dergleichen thörichten Spekulationen verleiten lassen; denn wie ich sonst in all meinem Vornehmen allein auf der Heiden Bestes gesehen, so weiß auch Gott, daß ich hierbei keine andere Absicht gehabt."

Je weniger der Ertrag des Handels befriedigte, desto mehr war Egede persönlich auf die anfänglich versprochene königliche Unterstützung angewiesen. Mit ängstlicher Spannung wurde jede Nachricht von Kopenhagen erwartet, und mit Freuden wurde es begrüßt, wenn „Seine Königliche Majestät allergnädigst intentionieret war, die grönländische Mission fortzusetzen." Friedrich IV., der selbst zu großen Ausgaben bereit war, „wenn nur eine Seele dadurch gerettet werden könnte," ließ es an seiner Hilfe nicht fehlen, und veranstaltete sogar nach Egedes Vorschlag in seinen Landen eine Kollekte unter dem Namen der „grönländischen Schatzung." Ein anderes Mittel, der Mission zu dienen, schlug ihr allerdings mehr zum Schaden aus: im Jahre 1728 kam ein Kriegsschiff in Grönland an, es sollte auf königlichen Befehl in Godhaab ein militärisches Fort errichtet werden. Mit den Kommandanten und Offizieren war wohl auszukommen, aber die meist aus Zuchthäusern

deportierten Koloniſten machten große Not, die Eskimo zogen aus Furcht vor dieſen bewaffneten Ausländern in andere Gegenden, und Egede ſelbſt, der in den Hütten der heidniſchen Eingeborenen ruhig ſchlafen konnte, mußte ſich bei Nacht mit geladenem Gewehr gegen dieſe „Mitchriſten“ verteidigen. So war er froh, als das Fort aus klimatiſchen Gründen bald nordwärts nach Nepiſene verlegt wurde. — Wie ſehr die Miſſion von der Regierung abhängig war, trat aber erſt 1731 ganz an den Tag, als zugleich mit der Trauerkunde vom Tod Friedrichs IV. die noch betrübendere Nachricht einlief, daß ſein Nachfolger Chriſtian VI. Handel und Miſſion in Grönland aufheben wolle; Egede erhielt zwar Erlaubnis zu bleiben, jedoch mit der beſtimmten Weiſung, daß er außer dem Proviant für ein Jahr keine weitere Unterſtützung zu erwarten habe. So hing das ganze Werk vom Willen des däniſchen Königs ab, und der Untergang einer 10jährigen Arbeit ſtand in Ausſicht. Aber Egede blieb im Vertrauen auf eine Wendung der Dinge, er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Arbeit aufzugeben und ſein Miſſionsfeld zu verlaſſen.

Um Verkündigung des Evangeliums war es ihm zu thun, ſo war Erlernung der vollſtändig unbekannten Sprache der Eskimo die vorgezeichnete, grundlegende Arbeit. Es wurde Egede beſonders ſchwer gemacht: im erſten Halbjahr ließen die Grönländer ihn einſam auf ſeiner Inſel und wichen ihm aus, wenn er ans Feſtland kam. Erſt ganz allmählich konnte er durch freundliches Weſen und Geſchenke ihr Zutrauen gewinnen, und auch dann brachte ihm ſein unermüdliches Fragen nur eine Unſumme fremder Vokabeln ein, die, oft noch unrichtig gehört und geſchrieben, für das Verſtändnis der Sprache nur wenig bedeuteten. Es war ein ganz richtiges Empfinden, wenn Egede bald zu ihrer Erforſchung auch eine Kenntnis der grönländiſchen Denk- und Lebensweiſe für nötig erachtete und nichts mehr erſehnte, als täglichen, näheren Umgang mit den Eingeborenen. Die erſte Nacht, die er im Anfang des Jahres 1722 in einer Eskimobehauſung zubrachte, hätte ihm jenen Wunſch allerdings gründlich verleiden können, denn der Aufenthalt in dem niedrigen, von Thrangeruch und Lampenqualm erfüllten Raum, in dem 30—40 Familien bei faſt unerträglicher Unreinlichkeit zuſammengepfercht wohnten, war nichts weniger als einladend. Dennoch entſchloß ſich Egede, auf ein paar Wochen unter den Eskimos zu leben, und wenn er dieſen Beſuch auch nur durch Geſchenke erkaufen konnte und durch Erkrankung eher, als ſeine Abſicht war, wieder zur Heimkehr genötigt wurde, ſo waren doch jene Tage, in denen er ſich unter großer Selbſtverleugnung als Eskimo gebärden mußte,

von weitreichender Bedeutung. Die Eingeborenen merkten, daß er keine bösen Absichten habe, und suchten seit dem den Verkehr, auf welchen es gerade ankam: das Eis war gebrochen. Zugleich hatte Egede einen Einblick in das Heidentum gewonnen, dem er entgegentreten sollte. Er wurde damals schon Zeuge der trostlosen Klagen und der unsinnigen Ceremonieen, durch welche die Grönländer ihre Verstorbenen ehrten, er wurde auch ohne sein Zuthun Zuschauer eines „nächtlichen Affenspiels," dessen betäubender Lärm und dessen unverständliche Zauberformeln den Zweck haben sollten, ihn, den fremden weißen Mann, aus der Welt zu schaffen. Trotz der häufig wiederholten „Gaukelkünste" der heidnischen Zauberer, der Angekut, blieb er natürlich frisch und gesund, und die grönländischen „Weisen" konnten ihre Ehre nur durch die billige Behauptung retten, der dänische Priester sei selbst ein Angekok. Diese Ernennung hob ihn gewaltig im Ansehen der Eskimo, hatte zugleich jedoch auch ihre Schattenseiten: massenweise kamen die Kranken herzu, um durch seinen Zauberspruch geheilt zu werden, und späterhin wurden die heidnischen Zauberdoktoren selbst auf diese Konkurrenz eifersüchtig und stellten dem lästigen Eindringling, über den ihre Formeln keine Macht hatten, nach dem Leben. Was Egede damals schon von heidnischem Wesen sah, hat sich ihm in den folgenden Jahren bewahrheitet: da war kein grober Götzendienst und keine offenen Greuel und Schandthaten, und doch waren selbst die friedlichsten und gutmütigsten Grönländer Knechte der Furcht und des Todes; da war keine Häuptlingstyrannei und keine Priesterherrschaft, und doch waren sie alleſamt abhängig von jenen Angekut, die mit dem großen Geiste Torngarsuk Verbindung zu haben vorgaben, und eigenen Gewinnes halber die abergläubische Masse am Gängelbande ihrer Lüge führten.

Egede hat alles, was er über die „Superstitiones der Grönländer" erfahren konnte, eifrig zusammengetragen und in der schon erwähnten „Naturellhistorie" veröffentlicht, aber er hat sich nie mit jenen Zauberern in Dispute eingelassen und auch keine religiösen Anknüpfungspunkte für seine Predigt gesucht; daher sind auch all jene wunderlichen Gebilde des grönländischen Aberglaubens ohne Wert für das Verständnis seiner Arbeit, und für uns entbehrlich.

Egedes ganzes Verlangen ging darauf aus, in diese heidnische Finsternis das Licht göttlicher Wahrheit zu tragen, und so fing er schon nach einem Jahre an, so gut oder schlecht er es vermochte, die Bekehrung zum lebendigen Gott zu verkünden. Er erzählte von der Schöpfung, wies die Kranken auf des allmächtigen Gottes Vermögen hin und versuchte ihnen immer wieder klar zu machen, daß er kein Zauberer, sondern dieſes

lebendigen Gottes Diener wäre und sie mit seinem Herrn, dem Herrn der Welt, bekannt machen wolle. In schlichtesten Worten sprach er auch vom Sündenfall, vom Untergang der Welt und dem letzten Gericht, um das stumpfe Gewissen seiner Zuhörer zu treffen, oder er berichtete von Jesu Wundertaten, um ihr Vertrauen zu wecken. Am liebsten hörten die Eskimo ihn von der Auferweckung der Toten und vom ewigen Leben reden; bald trösteten sie sich schon untereinander mit dieser Hoffnung — der erste kleine Erfolg, der Egede ermutigte, wenn er niedergeschlagen war ob seiner Unfähigkeit, über die Erlösung und den Glauben auch nur annähernd verständlich zu sprechen. Diese ersten Predigtversuche unterstützte er klug durch anschaulichen Unterricht: sein ältester Sohn Paul lieferte mit geschickter Hand einige Zeichnungen zu den wichtigsten biblischen Geschichten, und diese von den Grönländern gern betrachteten Bilder leisteten der unfertigen Rede nicht unbedeutenden Helferdienst. Noch mehr wurde sein Wort durch offenbare Gebetserhörungen beglaubigt, und dann waren die Leute scheinbar ganz von der Wahrheit seiner Verkündigung überzeugt. Meist jedoch bat man ihn um seine Fürbitte für einen guten Fischfang, Kranke stellten das Ansinnen, er solle sie berühren und anblasen, wie Jesus es gethan, damit sie gesund würden, ja man führte ihn sogar eines Tages an ein Grab mit der Aufforderung, den Toten wieder ins Leben zu rufen. So blieb der heidnische Sinn auf äußere Zeichen und Wunder gerichtet, und Egede hatte noch nach Jahren Mühe, speziell christliche Erfahrungswahrheiten überhaupt in Worte zu fassen.

So trieb ihn jede Probe geistlicher Unterredung wieder ins Sprachstudium hinein, dessen Fortschritte er bald auch nicht mehr mit dem ungesunden Aufenthalt in grönländischer Hütte zu bezahlen brauchte. Seit jenem ersten Besuch erboten sich nämlich des öfteren junge Eskimo dazu, längere Zeit auf der Kolonie zu bleiben. Zwar war manchmal nur der Hunger das treibende Motiv, und die Ablösung erfolgte auch meist zu schnell, als daß Egede viel hätte erreichen können; immerhin hatte er nun ununterbrochen Eingeborene im eigenen Hause, die ohne es zu wissen, die Rolle von Sprachlehrern spielen mußten. Gleichzeitig wandte er allen Fleiß daran, seinerseits zu unterrichten, und ließ es sich nicht verdrießen, mit jedem neuen Ankömmling wieder von vorn zu beginnen. Diese Schule wurde allmählich recht kostspielig, denn die jungen Grönländer waren zu längerem Bleiben auf der Hoffnungsinsel nur gegen freien Unterhalt zu bewegen und ließen sich außerdem jeden Buchstaben, den sie lernen sollten, extra bezahlen. Statt fröhlicher Seehundsjagd den ganzen Tag über „von einem

Stück Papier Buchstaben ablesen", das war ihnen auf die Dauer ein unmöglicher Tausch, und wenn der Missionar ihnen auch klar machen wollte, daß man durch das Lesen Gottes Wort und Willen erfahren könne, so ließen sie sich doch nur selten bereit finden, ihre goldene Freiheit zu opfern. Mit der Zeit waren doch einzelne Früchte des mühseligen Elementarunterrichts zu sehen, bei welchem der 15jährige Paul seinem Vater bald wertvolle Hilfe leisten konnte. Je mehr sich allmählich einige Eskimo daran gewöhnten, zur „Schule" zu kommen, desto fühlbarer wurde das Bedürfnis nach einer wenn auch noch so unzureichenden Fixierung biblischen Geschichtsstoffes in grönländischer Sprache. Am Ende des Jahres 1725 ging Egede mit dem treuen Kollegen Albert Top, der ihm zwei Jahre vorher nachgesandt war, an die wichtige Aufgabe. Gar manchmal wollte ihnen der Mut entfallen, wenn nach neuen Entdeckungen eine Arbeit von mehreren Wochen als unbrauchbar vernichtet werden mußte, aber besonders mit Hilfe der Kinder gelang es doch schließlich, einige Redensarten zu sammeln und grammatische Regeln aufzustellen; ja selbst mit einer Übersetzung der Sonntagsevangelien wurde begonnen, und ihr Verständnis durch angehängte Fragen und Erklärungen erleichtert.

Einer von den jungen Eskimo, die bei Egede im Hause wohnten, konnte auch im Jahre 1725 getauft werden: Christian Friedrich, der Erstling der grönländischen Missionskirche und bald auch der erste eingeborene Lehrer seines Volkes. Sein Tauftag war ein Hoffnungsstrahl für die auch weiterhin scheinbar vollständig vergebliche Geduldsarbeit. Die Eingeborenen hörten zwar stets die biblischen Geschichten gern an, wenn sie ihnen neu waren, und zeigten selbst ganz gutes intellektuelles Verständnis, aber der wiederholten Predigt wurden sie überdrüssig und wollten dann nichts mehr von Jesus hören, „weil sie schon alles wüßten"; sie waren froh, wenn der Betrug ihrer Angekut an den Tag kam, und fingen an, sich aus ihrer Lügenherrschaft herauszusehnen, aber sie blieben doch eiskalt, wenn es sich nun um Herzensbekehrung zum lebendigen Gott handelte; einige begannen zwar, diesem Gott für erfahrene Hilfe in Leibesnöten zu danken, aber die meisten ahmten nur äußerlich durch Händefalten und Gemurmel die christliche Andacht nach; Egede stand wohl in so großer Achtung bei den Heiden, daß er es wagen konnte, selbst mit körperlichen Züchtigungen gegen ihre Sünden vorzugehen, aber all die Versprechungen, künftig den Wandel nach väterlicher Weise zu meiden, wurden rasch vergessen.

Egede schreibt selbst: „Ich bekenne, daß das geringste Zeichen einer Rührung und Bewegung an den Grönländern bei mir eben so viel gegolten hat, als eine

große Andachtsübung bei vielen von unseren Christen; sonst hätte ich längst über eine solche dem äußerlichen Ansehen nach vergebliche Arbeit sollen müde geworden sein."

Hatte Egede auch bis 1729 noch 5 Eskimo taufen können, so stand er doch nach diesen 8 Jahren im ganzen einem ungebrochenen, selbstzufriedenen Heidentum gegenüber, dem sich nicht beikommen ließ. So entschloß er sich, nachdem in diesem Jahr sein Kollege Top und sein Sohn Paul nach Dänemark abgereist und zwei neue Mitarbeiter, Lange und Miltzoug, eingetroffen waren, zu einer anderen Praxis. Wenn der Gedanke, aus den Heiden eine kleine Christengemeinde zu sammeln, nicht überhaupt aufgegeben werden sollte, so mußte er seine ganze Hoffnung auf die grönländische Jugend setzen. Mit vollem Recht war Egede bis dahin sehr vorsichtig und zurückhaltend mit Erteilung der Taufe gewesen, weil im besten Fall den Erwachsenen nur eine „historische Wissenschaft von Gott" hatte beigebracht werden können; nun aber machte ihn das Mitleid mit den sterbenden Kindern und die Erfolglosigkeit der bisherigen Arbeit weitherziger. So schlug er denn seinen beiden Mitarbeitern vor, schon „die unmündigen Kinder in ihrem unschuldigen Alter durch göttliche Mittel aus ihrem Elend und Verderben herauszuretten und sie der heiligen Taufe teilhaftig zu machen." Selbstverständlich dürfe das nur geschehen, wenn die Eltern der wahren Religion Beifall und zur Taufe der Kleinen ihre Einwilligung gäben, und wenn sie in solcher Nähe wohnten, daß die Getauften unter beständiger Aufsicht des Missionars in Gottesfurcht auferzogen werden könnten. Ältere Kinder sollten bereits dann getauft werden, wenn sie die vornehmsten Stücke des christlichen Glaubens einfältig gefaßt hätten, und nur bei den Erwachsenen sollten die bisherigen Ansprüche unvermindert geltend bleiben. „Allein auf diesem Wege könne das Christentum eingepflanzt und das Heidentum allmählich durch den Tod der Alten ausgerottet werden." Der Erfolg verscheuchte alle die Bedenken, die er selbst anfänglich gegenüber dieser freigebigeren Taufpraxis gehabt hatte: durch die Kinder bekam er Einfluß auf die Eltern, sie wollten hinter jenen nicht zurückstehen und begehrten gleichfalls das Sakrament, kurz, es kam etwas Leben in die starre Masse. Die oben erwähnte, zweite Kolonie Nepisene wurde zur Missionsstation erhoben, und der bekehrte Christian Friedrich leistete als erster eingeborener „Katechet" wesentliche Hilfsarbeit. So erreichte Egedes Mission mit dem Jahre 1731 ihren Höhepunkt: 150 Kinder waren getauft, der Unterricht wurde fleißig besucht und, das Wichtigste, die Eskimo fingen an, weiter zu erzählen, was sie auf Godhaab gehört; vom hohen Norden her kam die Botschaft:

„der Redner (Egede) soll weiter nordwärts ziehen; wir wollen gern gründlich von dem großen Schöpfer unterrichtet sein.“ Mußte Egede solche hoffnungsvolle Einladung des öfteren abschlägig bescheiden, dann forderte man ihn ebenso oft auf: „Sage dem dänischen Könige, er solle mehr Priester senden.“ Endlich schien also die Saat aufzugehen — und gerade in diesem Augenblick kam jene niederschmetternde Nachricht vom Tode Friedrichs IV.

Diesen Schlag hat Egede und seine Arbeit nicht verwinden können; die folgenden fünf Jahre brachen seine Kraft und zerstörten sein Werk, er sollte selbst die Ernte nicht mehr erleben. Doch blieb er vorläufig noch auf seinem Posten.

Natürlich war es „eine pure Unmöglichkeit“, daß Egede mit seiner kränklichen Frau allein zurückblieb, und so wandte er sich in einem auch sonst ganz charakteristischen Schreiben an den dänischen Gouverneur: „Wohledle, wohlehrwürdige und vornehme Herren, sämtlich allergnädigster verordneter Rat in Grönland! Ob zwar keine gewünschtere Gelegenheit sich vor mich äußern könnte, wenn ich allein auf mein zeitlich Vergnügen und Wohlergehen sehen wollte, von dieser Insel und Wüstenei zu kommen, allwo wie genug bekannt, lauter schlechte Umstände und wenig Vergnügen zu finden, zumalen da es Ihro Kgl. Majestät allergnädigst gefallen, die Kolonieen aufzuheben — so kann ich doch nicht mit gutem Gewissen diese armen Menschen verlassen, welche bereits Gottes seligmachendes Wort geschmeckt haben. So habe ich in Jesu Namen beschlossen zu verbleiben, sintemalen Ihro Kgl. Majestät selber so gnädig ist und solches in meinen freien Willen stellet, anbei auch allergnädigst erlaubt, daß einige bei mir bleiben möchten.“ . . . .

Die Herren hatten auch ein Einsehen, und 10 Schiffsleute ließen sich bereit finden noch ein weiteres Jahr bei dem Missionar auszuhalten. War so auch vorläufig das drohende Ende aufgeschoben, so war doch der wachsenden Arbeit der Lebensnerv zerschnitten; in kurzer Zeit stand der Abbruch in Aussicht. Daher war an weitere Ausbreitung und Heidentaufen nicht zu denken, Egede konnte nur durch Predigt den Anfangsunterricht vertiefen; diese Beschränkung wurde ihm bitter schwer, zumal sich die Grönländer mehr als je zur Taufe drängten.

Das Jahr 1733 brachte fast gleichzeitig die ersehnte Wandlung der äußeren Verhältnisse und neues, unermeßliches Leid. Am Hof in Kopenhagen war der Wind umgeschlagen, Christian VI. hatte seine Stellung zur grönländischen Frage geändert. Man führt diese Wandlung wohl mit Recht auf den Einfluß des Grafen L. N. v. Zinzendorf zurück, der schon 1731 in den Tagen der Krönungsfeierlichkeiten Christians VI. mit der dänischen Mission Fühlung bekam; er lernte damals in Kopenhagen Paul Egede kennen und sah auch die jungen Grönländer, welche jener

wesen." Der folgende Winter brachte dem vereinsamten Manne noch schmerzhafte Krankheit und große innere Anfechtungen; es war ihm oft zu Mut, „als müsse er seinen Gott verklagen, als sei seine Seele von Höllenangst umgeben; er wußte vor innerlichen und äußerlichen Schmerzen oft nicht wohin." Es war die letzte Trübsal, durch die er sich in Grönland hindurchkämpfen mußte. Am 29. Juli 1736 stand er dann zum letzten Male als Diener des Wortes vor seinen Grönländern und hatte bei diesem Abschiedsgottesdienst die Freude, nach fünfjähriger Pause den ersten grönländischen Knaben taufen zu können — seine letzte Amtshandlung auf Grönland.

Text und Grundton seiner letzten Predigt war Jes. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist." In sein Tagebuch schrieb er später für diesen Tag: „Der schlechte Ausgang meines wohlgemeinten Vorsatzes hatte mich gänzlich niedergeschlagen; doch hoffte ich, bei glücklicher Rückkehr mehr zur Beförderung des Werkes ausrichten zu können, als wenn ich länger in Grönland bliebe. Daß dies mein einziger Endzweck gewesen, ist dem allwissenden Gott bekannt, und gar nicht etwa eine Entschädigung für meine ausgestandene Mühe und Arbeit oder eine andere Belohnung zu suchen, die mir ja nichts helfen kann. Denn da ich nicht zeitlichen Gewinnes halber nach Grönland gereiset, so bin ich auch nicht zeitlicher Wohlfahrt wegen wieder davon gereiset, sondern Gottes Ehre allein und die Erleuchtung dieser armen Menschen ist und soll mein einziger Endzweck sein, ja mein beständiger Wunsch bis in den Tod."

Egede hat wirklich noch lange Zeit für Grönland wirksam sein können Nachdem er die mühselige Seefahrt überstanden und die Gebeine seiner geliebten Frau auf dem Nikolaifriedhof in Kopenhagen beigesetzt hatte, meldete er seine Ankunft dem Missionskollegium an und wurde zum König nach Friedensborg befohlen. Schon drei Wochen darauf reichte er einen ausführlichen Bericht ein und bat vor allem um Vermehrung der Arbeitskräfte und um genügende, besonders sprachliche Vorbildung der Sendboten. Man ging sofort auf seinen Vorschlag ein, errichtete in Kopenhagen ein Seminar, auf dem Missionare und Katecheten ausgebildet werden sollten, und ernannte Egede zum Leiter dieses Instituts wie auch zum „Superintendenten der dänischen Mission in Grönland." Auch hier machte sich nach einigen Jahren wieder das von Anfang an mißliche Verhältnis zur staatlichen Kirchenbehörde geltend: das Missionskollegium beachtete Egedes Ratschläge nicht und sandte wider seinen Willen Leute aus, die nicht Zeugen rechten Glaubens waren. So bat er schließlich 1747 um Entlassung aus dem Amt, für das er doch bei seiner langjährigen Erfahrung der einzig gewiesene Träger war. Seitdem lebte er in stiller Zurückgezogenheit auf der Insel Falster, bis sich am 5. November 1758 sein müdes Auge schloß.

Sein langes Leben war voller Mühe und Arbeit, reich an Entbehrungen und schmerzlichen Enttäuschungen, aber reich auch an starkem Glaubensmut, an ausharrender Pflichttreue, an thätiger Liebe; seine Predigt in Grönland war scheinbar vollständig vergeblich, und doch war sie eine Aussaat auf Hoffnung, deren Ernte heute in der Thatsache vor uns liegt, daß Grönland ein völlig christianisiertes Land geworden ist.

Litteratur: H. Egede, Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfang und Fortgang der grönländischen Mission. Hamburg 1740. Cranz, Historie von Grönland. Barby 1765. Vormbaum, Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen, I. Bd. 6. Heft. Düsseldorf 1850. Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung, III., 2. Altona 1839. Die dänische Mission in Grönland. Ev. Missionsmagazin 1891. Burkhardt, Kl. Missionsbibliothek, I. 1. Bielefeld 1857.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli 1900.

Bartholomäus Ziegenbalg.

Von P. Paul Richter-Werleshausen.

Der 9. Juli 1706 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der Christianisierung Indiens, bedeutet er doch den Anfang der evangelischen Mission daselbst. An diesem Tage nämlich ging die „Sophia Hedwiga“ auf der Rhede von Trankebar vor Anker, sie hatte zwei sonderbare Passagiere an Bord, wie das indische Festland noch keine gesehen hatte, die beiden evangelischen Missionare Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau.

Trankebar mit dem angrenzenden kleinen Gebiet war eine dänische Kolonie an der Koromandelküste im Mündungsdelta des Kaweristromes. Der König von Tandschaur hatte diesen Küstenstrich 1620 gegen eine jährlich zu leistende Abgabe an die Dänen abgetreten, welche daselbst das Fort Dansborg erbauten, von den Eingebornen Tarangambadi (Wellenburg) genannt. Auf dem dänischen Gebiete wohnten etwa 30000 Eingeborne, zu dem großen dravidischen Volke der Tamilen[1]) gehörig. Zur Bekehrung dieser Heiden waren die beiden Glaubensboten von König Friedrich IV. von Dänemark ausgesandt. Gemäß dem in jenen Zeiten allgemein herrschenden Territorialsystem gehörte es mit zu den Funktionen eines Landesfürsten, für das geistliche Wohl seiner Unterthanen Sorge zu tragen. In Übertragung dieser Anschauung auch auf die Verwaltung ihres kolonialen Besitzes hatten dann zuerst die Holländer in Indonesien und auf Ceylon von Staatswegen Missionen eingerichtet. Diesem Beispiele nachzufolgen, fühlte sich auch Friedrich IV., nachdem er 1699 den dänischen Thron bestiegen, veranlaßt. Er wandte sich an seinen Hofprediger Dr. Lütkens, der ihm zur Ausführung dieses Planes geeignete Männer verschaffen sollte. Vergeblich hielt derselbe in Dänemark nach solchen Umschau. Da dieses versagte, nahm er seine Zuflucht nach seinem Heimatlande Deutschland und schrieb dieserhalb an seine Berliner Freunde,

[1]) In den alten Missionsberichten werden sie fast durchweg „Malabaren“ genannt.

die Prediger Lysius und Campe. Beide gehörten zu dem unter Speners und Langes Leitung stehenden pietistischen Kreisen Berlins. Und das ist das Providentielle hieran, daß so von Anfang an ein Band zwischen der Königlich dänischen Mission und dem deutschen Pietismus geknüpft wurde, ein Band, das im Lauf der Entwicklung mehr und mehr befestigt wurde. Aus der Königlich dänischen Mission ist so eine dänisch-hallesche Mission geworden, ja man kann sagen eine Mission des Pietismus, denn aus ihm hat diese Mission bekanntlich ihre beste Kraft gezogen. Die beiden Männer nun, die von Berlin aus dem Dr. Lütkens als Missionskandidaten vorgeschlagen wurden, waren Barth. Ziegenbalg und Heinr. Plütschau.

Während über den letzteren, der allerdings auch gegen die bedeutendere Persönlichkeit Ziegenbalgs sehr in den Hintergrund tritt, nur wenig Nachrichten vorliegen, sind wir über die Lebensführungen des ersteren fast von Kind auf gut unterrichtet. Ziegenbalg wurde am 24. Juni 1683 in dem Städtchen Pulsnitz in der Oberlausitz als Sohn eines kleinen Handels- und Ackermannes geboren. Schon in sehr zartem Alter verlor er beide Eltern. Ein schöner Zug wird von der sterbenden Mutter erzählt. Sie rief ihre Kinder an ihr Sterbebette und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder, ich habe euch einen großen Schatz gesammelt, einen sehr großen Schatz habe ich euch gesammelt; und auf die Frage der ältesten Tochter, wo sie ihn denn verwahrt habe, fuhr sie fort: „Suchet ihn in der Bibel, da werdet ihr ihn finden; ich habe jedwedes Blatt mit meinen Thränen genetzt.“ So werden wir es nicht eben verwunderlich finden, wenn Ziegenbalg später von seiner Knabenzeit erzählt, wie Gott schon damals angefangen habe, kräftig an seiner Seele zu arbeiten, indem er sich der Gedanken von dem Himmel und der Hölle niemals entschlagen konnte. Wenn er etwas Böses begangen hatte, fühlte er in seinem Gemüte immer harte Bestrafungen; und wenn jemand gestorben war, mußte er bei sich immer denken, wo mag diese Seele wohl hingefahren sein, welch eine große Veränderung wird sie erfahren haben? Zur rechten inneren „Harmonie“ brachte ihn aber erst der Anschluß an die damals von Halle ausgehende kräftige Lebensluft des Pietismus. Als 16jähriger junger Mensch war er in Görlitz, wohin er zum Besuch des Gymnasiums übergesiedelt war, einmal mit einigen Genossen zu einem collegium musicum versammelt, als ein junger Student hereintrat, der zwar die Musik lobte, aber dann auf eine höhere „Harmonie“ hinwies, die Harmonie der Seele mit Gott, auf die am Ende alles ankomme. Die Worte zündeten in Ziegenbalgs Herzen, von Stund an schloß er sich innig an diesen Studenten an und ließ sich von ihm jene wahre Harmonie im Pietismus mit seiner praktischen Bethätigung des Christentums zeigen. Franckes Predigten übten fortan einen großen Einfluß auf ihn.

Für Ziegenbalgs weiteren Entwicklungsgang waren in der Folge ein Aufenthalt an dem Friedr. Werderschen Gymnasium zu Berlin und ein anderer in Halle von ausschlaggebender Bedeutung. An beiden Orten verweilte er zwar nur kurze Zeit, an ersterem zwei Monate, an letzterem ein Semester. Ernstliche Krankheit, von der er von Kindesbeinen an bis an seinen frühen Tod überhaupt viel heimgesucht war, bereitete beide Male dem längeren Aufenthalt ein nur zu schnelles Ende.

Aber er ist an diesen Orten mit den berühmten Stimmführern des Pietismus, mit Spener und Lange in Berlin und Francke in Halle, in persönliche Beziehungen getreten, Beziehungen, die er dann durch regen Briefwechsel fortzusetzen sich angelegen sein ließ. Diese Männer sind es vornehmlich, die ihm den Stempel ihres Wesens aufgedrückt haben.

Als er sich schweren Herzens entschließen mußte, Halle den Rücken zu kehren, wandte er sich wegen des nun einzuschlagenden Lebensweges an Prof. Breithaupt. Sein innigster Wunsch sei ja, im Weinberg des Herrn einiges, wenn auch nur das allergeringste Amt zu verrichten; aber, wenn es Gottes Wille sei, sei er auch bereit, diesen Lieblingswunsch fahren zu lassen und sich ganz bescheiden dem Ackerbau zu widmen, wobei er ja auch manche Gelegenheit finden werde, Gottes Namen zu verherrlichen und seinem Nächsten im Geistlichen zu dienen. Breithaupt sprach ihm Trost zu, unter anderem ließ er die merkwürdige, prophetische Äußerung fallen: „Wenn man eine Seele unter fremden Völkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist solches eben so viel, als wenn man in Europa 100 gewinnt, indem diese täglich genugsam Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben, jenen aber diese mangeln." Dies Wort ist von Ziegenbalg nie vergessen worden; hiermit war zum ersten Male der Missionsgedanke in sein Herz geworfen.

In den folgenden Jahren von 1703—5 finden wir ihn an verschiedenen Orten, Merseburg, Erfurt, Pulsnitz und zuletzt Werder bei Berlin, in verschiedenen Stellungen im Stillen für das Reich Gottes wirken. Schön war der Bund, den er damals mit seinem vertrauten Freunde von der Linde schloß: „Wir beide wollen in der Welt nichts anderes suchen als die Verherrlichung des göttlichen Namens, die Ausbreitung des göttlichen Reiches, die Fortpflanzung der göttlichen Wahrheit, das Heil unseres Nächsten und die stete Heiligung unserer eigenen Seele, wir mögen in der Welt sein, wo wir immer wollen, es mag uns auch noch so viel Kreuz und Leiden deshalb begegnen."

Einige Wochen war Ziegenbalg in Vertretung des Ortspfarrers in Werder, da kam ganz unerwartet an ihn die Anfrage, ob er bereit sei, sich als Missionar im Dienst des Königs von Dänemark nach Westindien senden zu lassen. Nach anfänglichem Bedenken im Hinblick auf seinen schwächlichen Gesundheitszustand sagte er zu. Mit ihm zugleich wurde Plütschau, ihm schon von Halle her bekannt und befreundet, für denselben Dienst gewonnen. Ohne langes Verweilen und viel Abschiednehmen reisten sie zusammen nach Kopenhagen, wo sie am 15. Oktober 1705 eintrafen. Von Lütkens wurden sie mit offnen Armen aufgenommen, auch der König freute sich herzlich über ihre Bereitwilligkeit. Sonst fanden sie keine große Sympathie, man schüttelte über ihre Tollkühnheit und Schwärmerei die Köpfe und hielt ihr Vorhaben für ganz und gar aussichtslos. Bischof Bornemann, der sie zu prüfen hatte, sah, als strenger Orthodoxer von alter Schule, mit argwöhnischen Augen auf die pietistischen Prüflinge. Er ließ sie denn auch in der Prüfung mit der Begründung

durchfallen, sie seien verwerflich, denn sie seien Pietisten. Aber auf königlichen Befehl mußte er in Gegenwart von Lütkens die Prüfung wiederholen. Und siehe, da bestanden beide; Bornemann rief aus: „Ei, wie haben sich die Männer geändert!“ Das Jahr war noch nicht zu Ende, da hatten Ziegenbalg und Plütschau Europa schon hinter sich und befanden sich auf der Seereise. Das Ziel derselben war aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, Westindien, auch nicht Guinea, das zu zweit ins Auge gefaßt war, sondern Trankebar in Ostindien. Welche Ursachen diese Änderung veranlaßt haben, ist nicht bekannt.

Schon in Kopenhagen war der jugendlich ungeduldige Ziegenbalg, als er den unerwarteten, von Bornemann ausgehenden Widerstand sah, darauf und daran, von der Mission zurückzutreten und nach Deutschland zurückzukehren. Hätte er gewußt, welche Berge von Hindernissen sich in Trankebar vor ihm auftürmen würden, so wäre er vielleicht noch viel mehr verzagt geworden und nicht hinausgegangen. Aber das ist ja Gottes Weisheit, daß er seinen Dienern nicht in voraus alle Hindernisse zeigt, sondern sie ihnen allmählich, wie sie es tragen können, enthüllt und Schritt für Schritt Kraft giebt, hindurchzudringen. Das hat Ziegenbalg erfahren. Und wie sehr er auch unter allen ihm bereiteten Widerwärtigkeiten geseufzt hat und sich dadurch in seiner Thätigkeit gehemmt sah, so sind sie doch eine heilsame Schule für ihn gewesen, aus der er geläutert hervorgegangen ist. Nicht allein aber das, sondern für das ganze Missionswerk sind eben jene Verhinderungen — Verhinderungen, welche meist von der dänischen Kolonialregierung ausgingen — schließlich von Segen geworden, indem dadurch verhütet ist, daß die Trankebarsche Mission in die Fußstapfen der alten holländischen Missionen trat und aus ihr lediglich eine Staatsmission mit allen ihren Mißständen und Schäden wurde.

Ziegenbalg und Plütschau kamen als „Königlich dänische Missionare“ nach Trankebar und fühlten sich auch nur zu sehr als solche. Sie setzten demgemäß ein sehr starkes Vertrauen auf den königlichen Empfehlungsbrief in ihrer Tasche und glaubten auf Grund desselben von der Kolonialbehörde beanspruchen zu können, daß diese für alle ihre Wünsche ein geneigtes Ohr haben und ihre Bestrebungen in jeder Weise befördern werde. Sie sollten es gleich am ersten Tage ihres Aufenthaltes in Trankebar anders gewahr werden. Sie waren gelandet und standen am Ufer. Der Kommandant Hassius, begleitet von Mitgliedern des Rates und den beiden dänischen Predigern, kam heraus und fragte barsch, was sie wollten, wer sie geschickt, und ob sie eine Instruktion hätten. Sie wiesen ihr Be-

glaubigungsschreiben vor, worauf er antwortete, sie könnten am Ende in der dänischen Schule beschäftigt werden, sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Damit kehrte er ihnen den Rücken. Auch die beiden dänischen Prediger behandelten sie, während sie den mitangekommenen Schiffsprediger mit Bruderkuß begrüßten, sehr kühl. Die Erfahrungen der nächsten Tage konnten die ersten üblen Eindrücke nur bestärken. Ziegenbalg schreibt:

„Wir waren anfänglich sehr niedergeschlagenen Gemütes und fanden, daß alles schon durch das ärgerliche Leben der Christen unter den Heiden sehr verderbt worden war. Überdies konnten wir genugsam verspüren, daß unsere Ankunft den meisten unter den Christen wegen unseres Vornehmens teils ganz lächerlich vorkam, teils ihnen ganz zuwider war. Aber diesem allen ungeachtet hielten wir doch beständig an mit Bitten und Flehen vor Gott, daß derselbe uns eine Thür öffnen möchte und sich desto inniger mit seiner Gnade zu uns halten, je weniger Beistand wir von Menschen zu hoffen hätten."

Die erste missionarische Thätigkeit, die sich den beiden Glaubensboten eröffnete, war die Arbeit an den sogenannten Portugiesen. Es war das die Mischbevölkerung, die sich durch den Verkehr mit den Europäern gebildet hatte, und deren Sprache noch aus den Zeiten der portugiesischen Vorherrschaft in Indien das Portugiesische war; zu der herrschenden europäischen Klasse standen die „Portugiesen" größtenteils in dem Verhältnis von Sklaven. Bis dahin hatte ein katholischer Pater in Trankebar die Arbeit unter diesen für seine Domäne angesehen; dies wurde auch stillschweigend von den evangelischen Dänen anerkannt. Selbst die Sklaven der beiden dänischen Prediger — so gang und gäbe war damals das Sklavenhalten, daß selbst evangelische Prediger nichts darin fanden, solche zu haben — waren dem Namen nach katholisch. Als Ziegenbalg und Plütschau in Trankebar ankamen, war Pater Guevara mit der Pflege dieser katholischen Gemeinde betraut. Er bekümmerte sich aber weniger um seine Herde als um seine ausgedehnten Handelsgeschäfte. Tamilisch verstand er überhaupt nicht, und portugiesisch predigte er vielleicht drei- bis viermal jährlich. Nichtsdestoweniger sah er es als einen Eingriff in seine Rechte an, als Ziegenbalg und Plütschau Miene machten, sich dieser in Unwissenheit verkommenen Sklaven anzunehmen. Sie setzten es durch, daß fortan die Sklavenkinder evangelisch getauft wurden, machten einen kleinen Anfang mit einer Waisenschule und fingen an mit den Sklaven in ihrem Hause regelmäßige Katechesen abzuhalten. Auch sonst nahmen sie sich freundlich und hilfreich dieser Armen an. Dadurch zogen sie sich sehr bald die Feindschaft des Paters zu, und es entbrannte ein stiller,

unausgesetzter Krieg zwischen beiden Teilen. Und der Pater war keineswegs ein zu unterschätzender Gegner, denn er war ein vertrauter Freund des Kommandanten und konnte so in heimlicher, oft nur zu wirksamer Weise gegen sie intriguieren.

Leider blickten auch die beiden dänischen Geistlichen, die doch die natürlichen Bundesgenossen der Missionare hätten sein sollen, eifersüchtig auf ihre Thätigkeit. Die Veranlassung, wodurch sich Ziegenbalg und Plütschau das Mißfallen jener zuzogen, war folgende. Die Missionare pflegten zu ihrer Erbauung in ihrem Hause täglich Hausandacht zu halten, dazu stellten sich allmählich andere deutsche Landsleute ein, die sich freuten, nun endlich einmal wieder einen deutschen Gottesdienst zu haben. Denn die dänischen Geistlichen predigten natürlich nur dänisch; fast die Hälfte der Besatzung bestand aber aus Deutschen. Je größer nun der Zulauf zu den Andachten der Missionare wurde, desto mehr wuchs der Verdruß der dänischen Geistlichen. Es kam so weit, daß der eine von ihnen in der Kirche eine geharnischte Predigt gegen sie hielt, worin sie als falsche Propheten und Irrgeister charakterisiert wurden. Es bedurfte der Vermittlung des Kommandanten, um wenigstens äußerlich ein besseres Einvernehmen zwischen beiden Teilen herzustellen.

Schlimmer war es jedoch für die beiden Missionare, daß sie je länger je mehr eben diesen Kommandanten Hassius zu ihrem entschiedenen Gegner bekamen. Bei der fast unbeschränkten Machtbefugnis, die ihm sein Amt verlieh, konnte er die Missionsarbeit in vielen Stücken fördern oder auch hemmen. Die Missionare mußten bald Klage führen, „daß sie in unterschiedlichen Dingen, so mit in ihr Amt liefen, ihn um Hilfe ersucht, aber sie nicht hätten erlangen können.“ Dadurch, daß sie ihm gegenüber reichlich oft ihren königlichen Empfehlungsbrief ausspielten und auf Grund dessen es als seine Pflicht forderten, ihnen behilflich zu sein, erbitterten sie ihn natürlich vollends. Es war auch sehr unvorsichtig und nur durch Übereifer zu entschuldigen, wenn Plütschau im öffentlichen Gottesdienst in unzweideutiger Weise den Kommandanten angriff.

„Ihr, die ihr am Steuer des Regimentes sitzt — sprach er — prüfet euch, ob ihr das, was euch anbefohlen ist, treulich ausrichtet, ob ihr das Werk des Herrn mehr sucht zu befördern als zu hindern, und ob ihr mehr auf die Ehre Gottes sehet als auf euren Nutzen.“

Der Kommandant forderte wütend Rechenschaft über diese Anmaßung, dabei schlug er Ziegenbalg mit der Faust vor die Brust und rief: „Ihr Leute fangt es nur zu dumm und desperat an, daß man euch nach dem Vaterlande schicken soll, denn euer Amt wird euch gar zu schwer.“

Fehlte es demnach nicht an trüben Erfahrungen, die dazu angethan waren, den Missionaren das Leben sauer zu machen, so gab es aber auch manchen freundlichen Lichtblick, der ihren Mut aufrecht erhielt. Am 6. November 1706 hatten sich schon die ersten Portugiesen gemeldet, die tiefer in der evangelischen Lehre unterwiesen zu werden begehrten. Nach sorgfältigem, halbjährigen Unterricht konnte man sie unter tiefer Bewegung der Herzen in die evangelische Kirche aufnehmen. Wieder ein halb Jahr später wurden die ersten reinen Tamilen getauft. Das bedeutete einen sehr wichtigen Fortschritt der Arbeit. Zunächst nämlich hatten die Missionare wohl gedacht, daß sie mit der portugiesischen Sprache auskommen und sich für den Verkehr mit den Tamilen eines Dolmetschers bedienen könnten. Auf die kurze Zeit von drei Jahren — auf so lange waren sie nur zum Missionsdienst verpflichtet — schien es sich der Mühe nicht zu lohnen, die schwierige tamilische Sprache zu lernen. Und doch würden sie damit aller weitergehenden Arbeit die Adern unterbunden, die Mission würde sich nie ein Heimatrecht unter den Tamilen erworben haben. Glücklicherweise erkannten sie sehr bald, daß es unerläßlich sei, auch das Tamil zu lernen. So legte sich zuerst Plütschau, der durchs Los dazu bestimmt war, dann aber Ziegenbalg, der offenbar die größere Sprachengabe besaß, mit aller Energie auf die Erlernung des Tamil. Die erste tamilische Predigt hielt er bei einer feierlichen Gelegenheit, der Einweihung eines bescheidenen eignen Kirchleins am 14. August 1707. Ziegenbalg schreibt davon in seinem Tagebuche:

„Heute wurde im Namen des dreieinigen Gottes unsere Kirche eingeweiht und ihr der Name Jerusalem gegeben, da denn des Morgens früh um 6 Uhr bei einer großen Frequenz von meinem Kollegen eine portugiesische und nachmittags von mir eine malabarische Rede gehalten wurde: da denn etliche tausend Malabaren, Mohren[1]), Portugiesen, Deutsche und Dänen zugegen waren".

Christen und Heiden verwunderten sich auf das höchste, daß Ziegenbalg so schnell die schwierige Sprache bemeistert hatte. Von da an wurde sonntäglich in tamilischer und portugiesischer Sprache gepredigt, auch an drei Tagen Katechisationen über Luthers kleinen Katechismus abgehalten, der sowohl ins Portugisische wie ins Tamil übersetzt war. Und damit die Gemeinde auch zum Lob und Preis Gottes den Mund aufthun könnte, machte sich Ziegenbalg daran, einige tamilische Kirchenlieder zu dichten, deren Melodie er der tamilischen Singweise anpaßte. Er faßte sogar schon die schwierige Arbeit der Bibelübersetzung ins Auge; davon schreibt er im Sommer 1708:

[1]) Damit sind Mohammedaner gemeint.

„Meine meiste Sorge geht anjetzo dahin, daß die heilige Schrift und das liebe Wort Gottes in dieser Malabaren-Sprache möge übersetzt werden als das Fundament der christlichen Kirche: warum ich Gott auch täglich anrufe, daß er mich hierzu tüchtig und geschickt machen möge. Es wird aber solches Werk von mir noch nicht unter 2 Monaten können angefangen werden wegen der vielfältigen Arbeit, die ich jetzt unter den Händen habe, und weil ich resolviert bin, auch vorher diejenigen Autoren zu repetieren, die in der malabarischen Sprache den besten und fließendsten Stylum schreiben."

Auf dies letztere, das Studium der familischen Litteratur, hat Ziegenbalg aber nicht nur darum großen Fleiß verwandt, um sich in dieser Sprache zu vervollkommnen, sondern auch um daraus die gesamte Weltanschauung, die Sitten und Bräuche der Tamilen gründlich kennen zu lernen, sich in ihr Denken und Fühlen hineinversetzen zu können und dann danach die Verkündigung des Evangeliums zu gestalten und recht wirksam zu machen. Die Resultate seiner Studien hat er in einer ganzen Reihe von Schriften niedergelegt, die zum Teil noch heute Bedeutung haben.

Eine Bibliotheca Malabarica machte den Anfang, es ist eine Inhaltsangabe von 150 tamilischen Büchern. Seine letzte und gediegenste Arbeit, „die Genealogie der malabarischen Götter," eine südindische Götterlehre, ist nach dem kompetenten Urteile Dr. Germanns noch heute die beste und zuverlässigste Quelle über diese weitschichtige und vielverworrene Materie. Ein Seitenstück dazu, die religiösen Sitten und Bräuche der Tamilen behandelnd, ist seine „ausführliche Beschreibung des malabarischen Heidentums, darinnen aus dieser Heiden eigenen Schriften ihre Prinzipia und Lehrsätze sowohl in Theologicis als in Philosophicis umständlich entdecket und zur dienlichen Nachricht dem geliebten Europa kommuniziert werden von den königlich dänischen Missionariis unter den ostindischen Heiden." Ziegenbalg eröffnet mit dieser Thätigkeit die lange Reihe evangelischer Missionare, die durch ethnologische und religionsgeschichtliche Studien diesen Wissenschaften wertvolle Beiträge geliefert haben.

Während sich aber Ziegenbalg solcher Art mit gelehrten Studien beschäftigte, war es ihm nicht zu gering, sich zu den Kleinen und Unmündigen herabzulassen. Ausgangs Dezember 1707 wurde zunächst eine Schule für portugiesische Kinder und bald darauf eine für tamilische eröffnet. Für letztere hatte er sogar schon einen eingeborenen Lehrer zur Verfügung, der der Erstling aus den Tamilen gewesen war. Mit wie hoffnungsvollen Augen die Missionare gerade diese ihre Missionsschulen anschauten, hören wir aus einem nach Europa gerichteten Schreiben:

„Will man unter solchen Heiden etwas Dauerndes ausrichten, so muß man sein Hauptaugenmerk auf die Jugend richten, denn was die Alten betrifft, so sieht man zwar, daß sie die Hauptstücke des Glaubens lernen und glauben und sich nach den Regeln der christlichen Kirche richten; aber es hält doch sehr schwer für sie, ihre Herzen so der Wirkung des heiligen Geistes hinzugeben, wie man es wohl wünschen könnte. Und ungeachtet viele von ihnen eifrig sind, andere mit sich zum Christentum

zu ziehen, so findet man doch in ihrem Wandel Gebrechen, welche in ihrem Alter nicht so leicht abgelegt werden können. Mit den Jungen dagegen hat man es besser, und sie können weit früher und leichter zum Christentume gebracht werden als die Alten. Deshalb haben wir uns gleich von Anfang an Mühe gegeben, fleißig an der Jugend zu arbeiten. Ich und mein Kollege haben eine so große Liebe zur Jugend gefaßt, daß wir beide beschlossen haben, allen Kindern, welche mit ihren Eltern zu unserer Gemeinde übertreten, freien Unterhalt zu geben, damit wir sie besser auf unsere eigne Weise erziehen und unter ihnen solche Leute finden können, die später geschickt sind, zur Ausbreitung der christlichen Religion verwendet zu werden."

Der Schluß des Schreibens zeigt uns auch nebenbei, wie die Missionare gleich von Anfang an die Heranbildung eines eingeborenen Lehrerstandes ins Auge gefaßt haben.

In der Stille mehrte sich die kleine Gemeinde, sowohl der portugiesische wie der tamilische Zweig. Etwa nach einjähriger Missionsthätigkeit, Ende 1707, standen in dem neuangelegten Kirchenbuche 40 Gemeindeglieder eingeschrieben; abermals ein Jahr später ist die Zahl 100 erreicht. Man suchte bei der Aufnahme vorsichtig und streng zu Werke zu gehen, denn man verhehlte sich nicht, daß manche aus äußerlichen Beweggründen kamen, irdische Vorteile von der Annahme des Christentumes erwartend. Trotzdem glaubten sie, auch solche nicht ohne weiteres abweisen zu dürfen:

„Wenn wir in unserm Amte nach dem Exempel Christi und seiner Apostel verfahren wollen, so können wir keinen von uns stoßen, er mag auch mit noch so vielen falschen Absichten kommen, sondern müssen mit Lehren und Vermahnen so lange an ihm arbeiten, bis er seine falschen Absichten erkennen lernt und nachmals aus wahren Absichten sich zur Taufe präparieren läßt. Aus was für Absicht kamen zu Christo so viel Arme, Kranke, Besessene und andere dem Leibe nach bedrängte Leute? Suchten sie nicht vielmehr das Leibliche als das Geistliche? Und mußte ihnen nicht ihre Krankheit, Armut und andere leibliche Beschwerung dazu dienen, daß sie von Christo unterrichtet und zum geistlichen Seelenheil gebracht wurden?"

Der Umstand, daß die sich an die Mission Anschließenden meist in großer Armut lebten, machte den Missionaren viel Not. Dazu kam, daß auch schon damals wie noch heute ein Hindu bei seiner Bekehrung zum Christentum aus seiner Familie ausgestoßen und existenzlos wurde. Andere Taufbewerber kamen gar von auswärts und waren nun in Trankebar ohne Unterhaltsmittel. In allen diesen Fällen fühlten sich die Missionare verpflichtet, helfend einzutreten. Doch machte die Versorgung so vieler armer Glieder den selbst nur mit dürftigen Mitteln ausgestatteten Missionaren viel Beschwer. Auch wurde ihre allzugroße Gutmütigkeit bisweilen von verschlagenen Hindus schnöde mißbraucht. Um ihren Bekehrten neue Wege

zu selbständiger Existenz zu eröffnen, haben sich unsere Missionare auch auf industrielle Unternehmungen eingelassen (Weberei, Buchbinderei, Papiermühle), die aber wegen ihrer Unrentabilität bald wieder aufgegeben wurden.

Interessant ist es, zu hören, aus welchen Klassen der Bevölkerung sich die Bekehrten rekrutierten. Während die ersten meist Sklaven und Parias waren, kamen bald auch Sudras, ja diese bildeten dann sogar die Mehrheit. Freilich hatte das zur Folge, daß man auf sie große Rücksicht nahm. Mit Bezug auf die Kastensitten sagte Ziegenbalg zu einem Brahmanen:

„Wenn ihr zu unserer christlichen Religion tretet, so werden wir euch nicht nötigen, daß ihr euch in Kleidung, Essen und Trinken und solchen äußerlichen Dingen nach uns Europäern richten sollt, sondern wir werden euch hierin eure Freiheit lassen, daß ihr thut, wie es dieses euer Land mit sich bringt. Denn wir verlangen unter euch keine Veränderung in solchen äußerlichen und leiblichen Dingen, sondern eine Veränderung eures Herzens und Sinnes, als worinnen die rechte Bekehrung besteht."

So harmlos, ja berechtigt diese Worte erscheinen, so muß man doch wissen, welche wichtige Rolle in der Kastenfrage eben diese äußerlichen und leiblichen Dinge spielen, um das Bedenkliche in den von Ziegenbalg nach Seite der Kaste gemachten Zugeständnissen zu erkennen. Die Sudras haben denn auch die Nachgiebigkeit der hall. Missionare nur zu sehr ausgenutzt, so z. B. wenn sie es erreichten, daß beim heiligen Abendmahl Sudrafrauen vor den Pariamännern zum Altar herantraten, um nicht nach diesen aus dem Kelch zu trinken und so ihre Kaste zu verunreinigen. Daß Ziegenbalg, um einen tüchtigen Paria nicht hinter den Sudras zurückzustellen, ihn unter die „Portugiesen" steckte, die sogar noch über den Sudras standen, will mir nicht als ein glücklicher Ausweg erscheinen.

Über die Mängel an der jungen heidenchristlichen Gemeinde gaben sich übrigens auch die Missionare selbst keinen Illusionen hin. Wir sahen ja in ihrem Bericht von den Missionsschulen schon gelegentlich, wie sie wohl zwischen äußerer Annahme des Christentums und wahrhaftiger Bekehrung zu unterscheiden wissen und ihre Augen nicht vor den dem Wandel der Heidenchristen noch anhaftenden Gebrechen verschließen, „welche in ihrem Alter nicht so leicht abgelegt werden können."

Zu dieser mehr pastoralen Thätigkeit gesellt sich die eigentlich missionarische, evangelisierende. Die Gottesdienste in „Jerusalem" wurden vielfach auch von Heiden besucht, andere Heiden besuchten die Missionare in ihrer Wohnung, um mit ihnen religiöse Fragen zu erörtern. Dabei ließ es aber Ziegenbalg nicht bewenden, er ging auch unter die Heiden

in den Straßen der Stadt und auf die Dörfer. Er war erstaunt über die Dichtigkeit der Bevölkerung.

„Wenn man ein wenig ins Land hineingehet, hat's das Ansehen, als wenn die ganze Erde mit Menschen und dergleichen blinden Heiden besäet wäre."

Wohl nur im ersten Übereifer geschah es auf solcher Predigttour, daß er, vor einer Pagode zahlreiche Bildwerke — nach seiner Meinung Götzenbilder — wahrnehmend, dazwischenfuhr, sie umstieß und zertrümmerte. Er hat es bald gelernt, daß man die Heiden auf andere Weise gewinnen müsse. Durch freundliches Benehmen wußte er das Vertrauen der Heiden zu gewinnen, so daß sie ihm am Schluß der mit ihnen angeknüpften Unterredung ihre Kinder brachten, damit er sie segnen möge. Bei diesen Gesprächen kam ihm nun seine Kenntnis des tamilischen Heidentums sehr zu statten; ihr Götterglaube mußte oft den Ausgangspunkt abgeben und er bemühte sich nicht nur, ihnen die Thorheit desselben vor Augen zu führen, sondern ihnen das Bessere, das Evangelium zu zeigen.

Dabei meinte er jedoch, daß es zwecklos sei, gleich mit dem gekreuzigten Christus anzufangen, man müsse mit „dem Buche der Natur" beginnen und sie so weiter zum Buche der Schrift führen, wie es Umstände und Gelegenheit an die Hand gäben. Er liebte es auch, von den Tugendlehren auszugehen, weil dies die Heiden zur Aufmerksamkeit bringe, daß sie ohne Widerspruch dem Worte Gottes Gehör gäben. Nach solchem Vortrage suche man ihnen zu zeigen, aus wes Grunde und wessen Kraft die Tugenden müssen ausgeübt werden, da man dann anfinge sie auf Jesum Christum zu weisen und ihnen das Evangelium zu predigen.

Mitten in diese Periode des Wachstums und der Entwicklung brachen dann neue Stürme herein, und zwar schwerere als vorher. Eine recht bittere Enttäuschung hatten die Missionare schon am 1. August 1708 gehabt. Ein dänisches Schiff war angekommen, es brachte langersehnte Briefschaften und 1000 Thlr. Missionsgelder. Sie freuten sich zu früh darüber. Das Boot, das die kostbare Ladung ans Land bringen sollte, kenterte in der Brandung durch die Schuld des betrunkenen Kapitäns. Mehrere Menschen ertranken und das Geld fiel ins Wasser. Das Nachsuchen wurde — wie es schien, absichtlich — so oberflächlich betrieben, daß das Geld nicht wieder gefunden wurde. Mit bitterem Hohn wies der Kommandant die Missionare ab, als sie ihm wiederholt anlagen, daß er ihnen zu ihrem Recht verhelfen solle. Immer werde er von ihnen angelaufen und inkommodiert. Er werde ihr Treiben die Länge nicht mehr dulden, sondern wäre zufrieden, daß es schon ein Ende hätte. Es kam noch ärger. Plütschau hatte auf Bitten eines evangelischen Soldaten die Obhut über ein uneheliches Kind desselben, das wider seinen Willen katholisch getauft war, übernommen. Deswegen sollte ihm auf Anstiften

des P. Guevara der Prozeß gemacht werden. Die Trommel wurde gerührt und Plütschau wie ein schwerer Verbrecher mit militärischer Eskorte auf das Fort geholt. Freilich mußte er, da sich seine völlige Unschuld bald herausstellte, zu Hassius' großem Verdrusse freigesprochen werden. Böser erging es Ziegenbalg. Er hatte sich nachdrücklich — und dabei wohl etwas mit Hintansetzung des Kurialstils — der gerechten Sache einer armen Tamilenwitwe gegen einen dänischen Kompaniebeamten angenommen. Der Kommandant, der letzterem durchhelfen wollte, glaubte gegen Ziegenbalg als einen Störenfried ein Gerichtsverfahren wegen Rebellion einleiten zu können. Er lud ihn ohne Angabe des Grundes durch einen gemeinen Knecht vor seinen Richterstuhl und als er sich weigerte, einem derartigen Befehl Folge zu leisten, wurde er gleichfalls gewaltsam von der Wache geholt. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, den Schlafrock mit angemessenerer Kleidung zu vertauschen. Das Ende war, daß der Kommandant ihn ins Gefängnis werfen ließ, in ein rechtes Schwitzloch neben der Küche. Niemand, nicht einmal Plütschau durfte ihn besuchen. Die Speisen, die dieser ihm zuschickte — er mußte selbst für seine Beköstigung sorgen — wurden vorher erst untersucht, ob auch mit ihnen kein Brief eingeschmuggelt würde. Nicht einmal Papier und Tinte wurden ihm bewilligt. Mehr als 4 Monate hat Ziegenbalg in diesem Gefängnis sitzen müssen. Schließlich gab ihn der Kommandant gegen einen Revers frei, wodurch er sich verpflichten mußte, sich jeder Zeit wieder zu stellen.

Während dessen suchte Hassius das Missionswerk auf alle Weise zu schädigen. Plütschau gedachte er womöglich von Ziegenbalg abwendig zu machen, und als dies fehlschlug, legte er auch ihm allenthalben Hindernisse in den Weg. Der eingeborene Gehilfe Aleppa wurde schimpflich aus Trankebar verwiesen, getaufte Sklaven wurden nach auswärts verkauft, alle Anhänger der Mission eingeschüchtert oder offen verfolgt. Viele zerstreuten sich infolgedessen an andere Plätze, sammelten sich aber hernach fast alle wieder. Als Ziegenbalg seiner Haft entlassen wurde, begrüßten ihn die Seinen mit vielen Thränen.

Eine rechte Erquickung war in dieser Zeit für die schwergeprüften Glaubensboten die Ankunft von 3 weiteren Missionaren. Diese Freude erfuhr indessen nur zu bald eine merkliche Trübung. Zwei von den neuen Arbeitern, Berlin und Gründler, schlugen gut ein, besonders letzterer ist hernach Ziegenbalgs rechte Hand geworden. Desto mehr Kummer erlebten sie an Bövingh, dem dritten. Dieser, ein orthodoxer Theologe, konnte sich in das pietistische Wesen seiner Amtsgenossen gar nicht hineinfinden. Es

wollte durchaus nicht zu einem friedlichen Zusammenleben und -arbeiten kommen. Die Spannung wurde immer größer, es war ein Zusammenleben voll bitterer, oft kleinlicher Reibereien. Daher empfanden es die Zurückbleibenden nicht als einen Verlust, sondern als eine Erleichterung, als Bövingh schon 1711 Trankebar den Rücken kehrte und sich wieder nach Europa begab.

Die Vermehrung der Arbeitskräfte ermöglichte es, mehrere neue Werke in Angriff zu nehmen. Für Gründler wurde in dem nahen Poreiar die erste Außenstation gegründet. Eine zweite in dem Dorfe Tilleali hart an der Grenze des Königreichs Tandschaur wurde allerdings auf Anstiften der fanatischen Brahmanen daselbst bald wieder zerstört und mußte aufgegeben werden. Von englischen Freunden war 1712 eine Druckerei mit lateinischen Lettern und aus Halle bald darauf sogar eine mit tamilischen Lettern eingetroffen. Das waren willkommene Gaben, denn nun konnte man Fibeln, Gesangbücher, Neue Testamente, Traktate und was man sonst nötig hatte, gleich an Ort und Stelle drucken. Das geschah in ausgedehntem Maße. Ja, da man das Papier nur schwer und sehr teuer in Indien haben konnte, legte man selbst in Poreiar eine Papiermühle an, die allerdings später, wie schon erwähnt, wieder eingegangen ist.

Auch größere Reisen zu unternehmen, fand sich jetzt eher Zeit. Das Reisen war freilich damals noch mit ungleich mehr Beschwerden und Hindernissen verbunden als heutzutage; um so anerkennenswerter ist, was Ziegenbalg auch in diesem Zweige der Missionsthätigkeit geleistet hat. Die heimische Missionsleitung hat später einmal die Missionare getadelt, weil sie nach ihrer Meinung nicht genug reisten. Darauf konnte Gründler — Ziegenbalg war eben gestorben — getrost antworten:

„Man erwäge doch mit stiller Überlegung, was zwei Missionare in göttlicher Kraft gethan haben. Wir sind durchgereist die zehn Städte an der Küste, allwo die europäischen Nationen ihre Sitze haben, von Negapatnam bis Paleacatta, welches ist ein Weg von 50 Meilen, noch einmal so lang als Judäa, Samaria und Galiläa. Wir sind durchgereist 1000 und mehr malabarische Städte und Dörfer, die dabei liegen und angrenzen, und haben nach unserm Amt das Evangelium verkündigt und Bücher von der Erkenntnis Christi ausgestreut."

Nach Westen wurde freilich Ziegenbalgs weiterem Vordringen in das Innere bald ein Riegel vorgeschoben. Obwohl er sich in die Landestracht gekleidet hatte, gelang es ihm nicht, die Grenze von Tandschaur zu passieren, er mußte, von den Brahmanen zurückgewiesen, unverrichteter Sache zurückkehren. Mehrfache Reisen hat er aber mit Erfolg südwärts bis Nega-

patnam und nordwärts bis Madras ausgeführt, wobei er in Städten und Dörfern unterwegs viele Bekanntschaften mit Brahmanen und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten anknüpfte. Diese Bekanntschaften pflegte er dann sorgsam durch einen ausgedehnten Briefwechsel weiter, in welchem er die Wahrheit des Christentums darzulegen suchte. In Negapatnam kam es einmal zu einer regelrechten, feierlichen Disputation mit den dortigen Brahmanen in Gegenwart des holländischen Kommandanten und seiner Beamten und vieler Hindus. In Madras wurde er sehr freundlich aufgenommen, er mußte bei dem englischen Gouverneur zu Gast sein, 3 Wochen lang predigte er Tag für Tag auf den Straßen und Plätzen von Madras das Evangelium.

Die Reisen nach diesen beiden Orten hatten übrigens noch eine Nebenabsicht; sie sollten den Missionaren eine unabhängige Verbindung mit Europa eröffnen. In Trankebar nämlich wurden sie je länger je mehr fast wie Gefangene behandelt. Verschiedene Male war es ihnen verwehrt worden, selbst nach Europa hinüberzugehen. Das Gleiche war ihren Briefen widerfahren. Als nun Hassius erfuhr, daß die Missionare nach Negapatnam seien, wütete er aufs neue. Nur daß der Rat sich aufs entschiedenste weigerte, etwas gegen die Missionare zu unternehmen, verhinderte, daß er seine Wut an ihnen ausließ. Schließlich glückte es Plütschau doch, 1711 von Madras aus nach Europa zu gelangen. Indessen verhinderten mancherlei Umstände, daß seine Reise den gewünschten Erfolg hatte. Hassius fuhr derweile fort, die Missionare zu plagen. Zuletzt riet die heimische Missionsleitung den armen Missionaren an, sich lieber auf gütlichem Wege mit Hassius zu einigen und eine gegenseitige Amnestie zustande zu bringen. Es war in der That ein Akt großer Selbstverleugnung, daß sie nach all den ausgestandenen Drangsalen um der Missionssache willen hierein willigten. Bei dieser Gelegenheit brachten sie nun in Erfahrung, daß der Kommandant nicht aus eigener Initiative der Mission alle diese Hindernisse bereite, sondern daß er von der ostindischen Handelskompanie in Kopenhagen, deren Beamter er war, heimlichen Befehl habe, jedes Fortschreiten der Mission dadurch zu hemmen, daß über die kleinsten Dinge jahrelange Verhandlungen mit der Kompanie geführt werden mußten.

Lag die Sache so, dann war es allerdings halb verlorene Zeit, die die Missionare in Trankebar zubrachten. Dann konnte nichts anderes helfen, als daß man diesen verborgenen, mächtigen Widerstand an der Quelle aufsuchte und besiegte. Kurzer Hand entschloß sich Ziegenbalg,

selbst nach Kopenhagen zu reisen. Ein solcher Entschluß hatte in jenen Zeiten mehr auf sich als heutzutage, wo eine Reise nach Indien fast zu einer Lustreise geworden ist. Damals war's eine Reise, die 8—10 Monate dauerte und mit vielen Beschwerden und Gefahren verbunden war. In 22 Monaten hoffte Ziegenbalg wieder in Trankebar sein zu können. Denn wieder dahin zurückzukehren, war seine unerschütterliche Absicht.

„Wir freuen uns, — schreibt er einmal — daß Gott uns gewürdigt hat, zu arbeiten allhier unter den Heiden und werden in unserm Entschluß von Tag zu Tag gestärkt, daß wir unsere ganze Lebenszeit allhier in Ostindien zuzubringen gedenken und solches zwar aus vielen Ursachen, sonderlich aber aus Liebe gegen unsere schwarzen Schafe und Lämmer und aus herzlicher Begierde, den Heiden aus dem verdammlichen Zustande zu helfen und unter ihnen Christo Jesu eine Gemeinde zu sammeln, auch durch mündliche und schriftliche Arbeit einen festen Grund auf das Zukünftige zu legen."

Ende 1714 reiste er aus Trankebar ab, am 1. Juni landete er nach fast 10jähriger Abwesenheit in Europa. Sein Aufenthalt war nach allen Seiten hin fast über Erwarten erfolgreich. König Friedrich IV., der ihn unterdessen zum Propst der Mission mit der Vollmacht zum Ordinieren ernannt hatte, empfing ihn im Kriegslager vor Stralsund, behandelte ihn sehr huldvoll und legte viel Interesse für die Arbeit an den Tag. In Kopenhagen war Lütkens zwar gestorben, aber an seine Stelle war ein Missionskollegium getreten, in dem mehrere warme Missionsfreunde saßen. Die ostindische Kompanie wurde — allerdings erst nach langem Sträuben — zum Einlenken gebracht, daß sie für die Mission günstigere Ordre nach Trankebar sandte. Hassius wurde seines Amtes enthoben und durch den missionsfreundlichen Herrn v. Nissen ersetzt. In Deutschland vollends fand Ziegenbalg ein herzliches Willkommen, besonders in Halle. An manchem Orte mußte er unter großem Zulauf predigen; reichliche Kollekten wurden eingesammelt, in Württemberg und Meiningen wurde sogar eine Landeskollekte erhoben. Kurz, sein Aufenthalt diente dazu, das Missionsinteresse in Deutschland mächtig anzufachen. Nach $1\frac{3}{4}$jähriger Abwesenheit kehrte er über Holland und England, wo sein Aufenthalt gleichfalls zur Förderung der Mission diente, nach Indien zurück, und zwar nicht allein, sondern mit einer treuen Lebensgefährtin, die er in einer ehemaligen Schülerin gefunden hatte.

In Trankebar war nun seine nächste Hauptaufgabe, eine möglichst feste Fundierung der jungen Gemeinde. Er hatte es gelernt, die Verhältnisse derselben immer nüchterner anzusehen. Das Herz wurde ihm oft schwer, wenn er im Kirchenbuche die Namen der Getauften überlas;

bei einigen ein Kreuz zum Zeichen, daß sie eingegangen zum ewigen Leben, wie er hoffte; bei vielen das Zeichen des Abfalls; und unter den übrigen wiewiel wahrhaft Bekehrte? Die Sorge um sie raubte ihm in mancher Nacht den Schlaf. Des Tages über arbeitete er dann in aller Kraft an diesen Seelen. Angesichts der Schwachheit der Gemeinde war er darauf bedacht, sie durch feste, dauerhafte Einrichtungen vor künftigen Stürmen zu schützen. So führte er eine auf lutherischen Anschauungen ruhende Kirchendisziplin ein, für Kirchenzuchtsfälle wurde ein gemischtes Konsistorium eingerichtet. Auch das Ältestenamt hatte er im Sinne einzuführen, es geschah dies aber erst nach seinem Tode. Die Ältesten sollten nicht allein auf das Leben der Neubekehrten sehen, sondern auch allen entstehenden Streitigkeiten abhelfen. Um unwürdige Taufbewerber möglichst auszumerzen, ließ man die Katechumenen 1, 2, ja 3 und 4 Jahre im Taufunterricht. Die schon Getauften suchte man durch tägliche Katechesen in der Erkenntnis des Heils zu befestigen und zu fördern. Feste Sitten und Bräuche, die ja bei den Orientalen eine große Rolle spielen, wurden für Taufe, Trauung und Beerdigung eingeführt und anderes mehr.

Ein anderes Werk, das alsbald nach der Rückkehr in Angriff genommen wurde, war die Errichtung eines Seminars zur Ausbildung eingeborner Gehilfen. Mit acht Zöglingen wurde der Anfang gemacht. Für den Unterricht derselben verfaßte Ziegenbalg selbst eine Theologia thetica und übersetzte den Spenerschen Katechismus. Eine neue, stattlichere „Jerusalemskirche" konnte im Oktober 1718 eingeweiht werden.

Für die Heidenpredigt wurde inmitten der Eingebornenstadt ein Pandel, ein offner, auf Säulen ruhender Bau, hergerichtet, und hier verkündete Ziegenbalg mit Zuhilfenahme der eingebornen Lehrer dreimal wöchentlich meist vor vielen Zuhörern das Evangelium.

Über aller dieser Arbeit im Kleinen verlor er aber nicht den ins Weite schauenden Blick. Über die engen Grenzen Trankebars schweifte sein Auge in Gedanken über die weiten Lande Indiens.

Er hofft, „wie nach Fundierung der Mission in Trankebar die Providenz Gottes hinführe ihnen aus Europa mehrere subsidia zufließen lassen werde, daß sie ohne Abbruch und Hinderung des Werkes in Trankebar auch an anderen Örtern in Ostindien die Bekehrung der Heiden suchen können; sie würden dann die Freiheit dazu haben und erstlich zu dessen Versuch einige Arbeiter nach Bengalen und nach der malabarischen Küste auf die dänischen Logien aussenden und nachmals zusehen, ob solches auch auf anderen Plätzen geschehen könne."

Es drängt sich einem so der Eindruck auf, als ob jetzt eine recht gesegnete Erntezeit für Ziegenbalg anbrechen werde. Er stand ja auch

mit 33 Jahren eben im besten Alter. Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Gerade aus dieser sich anbahnenden Entwickelung der Arbeit wurde Ziegenbalg abgerufen. Viele Krankheiten und dazu das aufreibende Klima Indiens hatten seine Lebenskräfte allzu früh verzehrt. Am schmerzlichsten aber ist, daß er den Todesstoß von einer Seite erhielt, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen, von dem Missionskollegium in Kopenhagen.

In übergeistlicher Weise hatte sich dessen Missionssekretär in ein Missionsideal verrannt, das nach seiner Meinung eine wahrhaft apostolische Mission im Sinne des Herrn sein sollte. Er fand, daß sich die Missionare viel zu viel mit äußerlichen Dingen abgäben, mit Heiraten, Haushalten, Kirchenbauen, Schulunterricht, Sprach- und Volksstudien, Schreiben, Drucken, Verpflegung der Getauften u. s. w. Von dem allen stehe doch Matth. 10 nichts geschrieben. Die Missionare sollten anstatt alles dessen lieber fleißig unter die Heiden gehen und predigen. Asia müsse in externis sich selbst helfen. — Die ganze herbe Verurteilung seines selbstlosen Lebenswerkes traf Ziegenbalg ins innerste Herz. In maßvoller Nüchternheit rechtfertigte er sich in einem Schreiben und zeigte, wie alle diese Äußerlichkeiten für die Missionare keineswegs ein Vergnügen, sondern eine große Last seien, wie sie sich denselben aber gar nicht entziehen könnten, und wie ja auch alle diese Äußerlichkeiten dem großen Endzweck dienten.

Die Gemütsbewegung warf ihn auf ein schweres Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand. Bald mußte er die Leitung der Mission seinem treuen Amtsgenossen Gründler übergeben. Nachdem er dann noch feierlich von seiner lieben Tamilengemeinde Abschied genommen und sie mit beweglichen Worten zur Treue im Glauben ermahnt hatte, wurde er am 23. Februar 1719 heimgerufen. Schon nach Jahresfrist folgte Gründler dem vorangegangenen Freunde nach.

Auf den ins Auge fallenden Erfolg gesehen, war die Frucht von Ziegenbalgs Arbeit nur bescheiden. Die Missionsgemeinde in Trankebar zählte bei seinem Tode nur etwa 250 Seelen, gegenüber den Tausenden und Zehntausenden der Tamilenchristen, deren die katholische Mission sich rühmte, eine kleine Zahl. Eine Ursache für diese kleinen Erfolge bilden sicherlich die zahllosen Hemmnisse, die Ziegenbalg in seiner Arbeit zu überwinden hatte. Vor allen aber war es ihm auch selbst nicht um Massenerfolge zu thun, sondern um Bekehrung der einzelnen Seelen.

Daß Ziegenbalg in seiner missionarischen Thätigkeit in allen Stücken das Richtige getroffen hätte, wäre unbillig zu erwarten. Er hatte noch keine Vorgänger, deren Erfahrungen ihm zu gute gekommen wären, er mußte vielmehr selbst für andere Erfahrungen sammeln. Einzelne Fehlgriffe sind gelegentlich schon erwähnt worden. Was seine Missionsthätigkeit im ganzen angeht, so hatte schon Graf Zinzendorf daran auszusetzen, daß auf die Dogmatik ein zu großes Gewicht gelegt wurde.

Daran ist etwas Wahres; wie Ziegenbalg in Trankebar trotz der großen Hitze dennoch stets schwere, schwarze Tuchkleidung trug, so ging er auch bei seiner Predigt und missionarischen Verkündigung allzusehr in der schweren Rüstung lutherischer Dogmatik einher.

Dennoch muß Ziegenbalg unter die Bahnbrecher der evangelischen Mission gerechnet werden. Sind doch die meisten Wege, die er eingeschlagen hat, von der evangelischen Mission weitergegangen und werden noch heutigen Tages für die richtigen anerkannt. Im besonderen Sinne aber war er ein „Bahnbrecher" in zweifacher Weise. Er hat in der That der Mission „Bahn gebrochen" draußen in Trankebar durch alle sich in den Weg stellenden Hindernisse hindurch. Es ist mehr als wahrscheinlich, hätte er den Posten in Trankebar mutlos aufgegeben, so wäre es mit der dortigen Mission bald wieder aus gewesen. Und „Bahn gebrochen" hat er der Mission auch in der Heimat. Die Nachrichten von seinem Wirken in Trankebar und dann seine Besuchsreise in Deutschland haben mehr als alles andere dazu gedient, die vielen Vorurteile gegen die Mission zu durchbrechen und den Missionsgedanken dem evangelischen Deutschland vertraut zu machen.

Litteratur: Germann, Ziegenbalg und Plütschau 2 Teile. — Bormbaum, Ziegenbalg und Gründler. Kleinere Aufsätze: Germanns in A. M.-Z. 1884: Ziegenbalg, ein Bahnbrecher der evangel. Heidenmission. Ev. Miss. Mag. 1868: Arbeiter in der Tamil-Mission. Nr. 4 der Geschichten und Bilder aus der Mission 1884: Barth. Ziegenbalg.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. August 1900.

Christian Friedrich Schwartz,
der Königspriester von Tandschaur.

Von P. Paul Richter-Werleshausen.

Wenn die englisch-ostindische Kompanie, deren feindselige Stellung zur Mission zur Genüge bekannt ist, dennoch einem Missionar ein Marmordenkmal gesetzt hat, bei dessen Einweihung die Spitzen der Behörden von Madras zugegen waren, und dessen Inschrift auf Befehl der Direktoren der Kompanie in die Landessprachen Südindiens übersetzt und unter den Eingeborenen verbreitet werden mußte: so kann man schon daraus den Schluß ziehen, daß es eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein muß, der eine so ungewöhnliche Auszeichnung zu teil geworden ist. In der That ist auch Christian Friedrich Schwartz, nicht nur der größte Missionar, der in Verbindung mit der dänisch-halleschen Mission nach Trankebar hinausgegangen ist, sondern überhaupt bis heute einer der bedeutendsten Missionare, die Indien gehabt hat.

Fast ein halbes Jahrhundert (von 1750—98) ist es Schwartz vergönnt gewesen, als Missionar in Indien zu wirken. Durch seine Thätigkeit wurden nicht nur die Seile des Missionswerkes weiter und weiter gespannt, sondern er hat in weiten Kreisen, unter Engländern wie Eingeborenen einen so segensreichen Einfluß ausüben dürfen, wie es selten einem Missionar beschieden ist. Dies sein Wirken vollzog sich unter den denkbar erschwerendsten Zeitverhältnissen. Es herrschten damals unruhige, friedlose Zustände in Südindien. In langjährigem Ringen stritten Engländer und Franzosen um die Vorherrschaft in Indien; in diese Kämpfe wurden mehr oder weniger die eingeborenen Fürsten hineinverwickelt, indem sie entweder für die Engländern oder für die Franzosen Partei nahmen. Dann, nachdem es den Engländern gelungen war, die Franzosen aus Indien herauszudrängen, schlossen sich daran ihre weiteren Eroberungskriege mit Heider Ali und Tippu Sahib, den mächtigen Herrschern von Maisur, mit Mohammed Issuf, dem Nabob von Madura, mit den Mahratten u. a. Diese Kriege, in denen Treulosigkeit und Hinterlist

eine nur zu große Rolle spielten, trugen vollends zu jener unerhörten Demoralisierung der skrupellosen englischen Eroberer bei.

„Was will aus dem Jammer werden!“ — ruft Schwartz einmal aus. — „Wäre es zu verwundern, wenn der heilige Gott alle Europäer, welche seinen Namen so schändlich verunehren, aus dem Lande jagte? Sie sind ein Schandflecken der christlichen Religion. Selbst die Heiden sagen, daß die Europäer dreiste und verwegne Sünder sind. Der Götzendienst wird von diesen Apostaten mehr befördert als gehindert. Der öffentliche Gottesdienst wird gar entsetzlich verachtet. Spielen ist fast aufs höchste gestiegen. Die Prediger spielen abends und morgens und führen Prozesse wegen der Kartenschulden. Der Sünden der Trunkenheit und Hurerei nicht zu gedenken — denn diese sind fast privilegiert. So sieht es aus unter denen, die große Leute heißen. Die Kleineren folgen in großem Maße den Großen nach, und so wird das Verderben ganz entsetzlich groß. Ihr Geiz ist schrecklich. Denn wenn sie auch mit Augen den Ruin der Kompanie sehen, so ließen sie doch ihr Geizen und Stehlen nicht nach. Es schien mehr als einmal, daß das Schiff zerbrechen würde, so dachte mancher noch einen Planken davonzutragen. Wenn ich nicht so klar gesehen, so hätte ich es nimmer glauben können, daß sie so rasend werden könnten.“

Das ist das dunkle Bild, das den Hintergrund für die Wirksamkeit Schwartzens abgiebt. Als er, ein 24jähriger Jüngling,[1]) 1750 nach Indien kam, zählte die Mutterstation Trankebar mit dem Filial Poreiar 1674 Seelen. Im Innern des Landes, im Gebiet der angrenzenden Radschas, sonderlich im Königreich Tandschaur, waren zerstreut noch 3555 Tamilenchristen, die in 5 Kreise gruppiert waren: Majaveram, Combaconum, Tirupalaturei, Madevipatnam und Tandschaur. Dazu kamen dann noch auf englischem Gebiete die Stationen Kudelur und Madras, von der Society for Promoting Christian Knowledge unterhalten. Die Zahl der Missionare war 8, von denen 5 in Trankebar, die anderen auf den englischen Stationen standen. Die Landgemeinden im Innern wurden ausschließlich von 2 eingeborenen Landpredigern Ambrosius und Diogo besorgt, die aber auch nicht in ihrer Mitte wohnten, sondern nur von dänischem Gebiet aus ihre Rundreisen zu ihren Gemeinden unternahmen.

Es war keine Zeit großer Dinge, als Schwartz in den Kreis der Brüder in Trankebar eintrat. Auch für ihn selbst waren die 12 Jahre, die er unter ihnen zubrachte, wesentlich eine Zeit stiller, wenig in die Augen fallender Arbeit. Man gewinnt den Eindruck, daß er zunächst nicht merklich hervortrat und vor seinen Mitarbeitern nichts besonderes vorauszuhaben schien. Es war damals unter den Missionaren allerdings

[1]) Geboren ist Schwartz am 22. Oktober 1726 zu Sonnenburg in der Neumark. Im benachbarten Küstrin absolvierte er die Ratsschule. Von 1746—50 studierte er in Halle unter dem jüngeren Francke.

auch Brauch, ihre Persönlichkeiten ganz hinter die Arbeit zurücktreten zu lassen; sie nannten geflissentlich in ihren Berichten keinen Namen. Als man von Halle aus im Interesse der zu veröffentlichenden Nachrichten darum bat, schlugen sie es dennoch ab und erklärten:

„Ihr Verlangen sei einzig, daß Gott ihre Namen im Buche des Lebens im Himmel wolle angeschrieben sein und bleiben lassen. Wenn er sie einmal dahin bringen werde, wo sie ohne Sünde ihn ewiglich loben könnten, da würden sie auch mit innigster Demut ihm zu Ehren aus hocherfreuter Seele erzählen, was seine Gnade an ihnen, von Natur so überaus schnöden Sündern, gethan habe, und dann mögen auch andere ihm zum Preise erzählen, was er durch das Wort, das er in ihr (der Missionare) Herz und Mund gelegt habe und zu ihnen reden lassen, zu ihrem Heile gewirkt."

Mit jugendlicher „Munterkeit", die schon der jüngere Francke dem Kopenhagener Missionskollegium von ihm zu rühmen wußte, trat Schwartz mit den 2 anderen zugleich mit ihm hinausgekommenen Missionaren in die Arbeit ein. Und diese „Munterkeit" wirkte ansteckend auf die älteren Arbeiter; dankbar bekennt einer von ihnen:

„Gott hat mir durch die Ankunft der 3 neuen Brüder viel Gutes erzeigt. Durch ihren erweckten Geist und herzlichen Umgang, auch ganzen Wandel, Emsigkeit, Eifer, Treue und Unverdrossenheit bin ich öfter beschämt, gebeugt und aus meiner Trägheit aufgeweckt; ich hoffe auch, daß sich der Segen hiervon noch weiter ausbreiten wird. Nun es soll und muß ja eine Kohle durch die andere angezündet werden."

Die nächstliegende Arbeit, die Erlernung des Tamil, hatte Schwartz verhältnismäßig schnell bewältigt, da er sich schon in Halle unter Anleitung des emeritierten Missionars Schultze mit tamilischen Studien beschäftigt hatte. Bereits nach 4 Monaten, am 22. November, hielt er seine erste tamilische Predigt; sein Text war Jesu Ruf an die Mühseligen und Beladenen (Matth. 11, 25 ff.); ausklingen ließ er diese erste Verkündigung des Evangeliums in dem brünstigen Wunsche, daß Gott doch dies erste Lallen um Jesu willen überschwenglich segnen wolle. In der tamilischen Schule übernahm er mit Freuden — obwohl selbst unverheiratet, war er doch stets ein großer Kinderfreund — den Unterricht der Jüngsten. Da in den beiden folgenden Jahren eine große Anzahl von Taufkandidaten vorhanden war, so half er auch an ihrer Vorbereitung, indem er 5 Gruppen in je 6wöchigem Unterricht täglich 2 Stunden morgens und abends unterrichtete. Die seelsorgerliche Arbeit an der Tamilengemeinde zerstörte ihm zunächst manche schöne Illusion.

Er schreibt: „Ich stellte mir in Halle die äußeren Umstände zu hart und den Zustand der Gemeinde zu gut vor und habe in beiden geirrt." — In einem gemeinschaftlichen Schreiben heißt es: der innerliche Zustand unserer Gemeinde ist schlecht und preßt uns manchen Seufzer aus, daß wir fast gar keine reelle Frucht unsrer

Arbeit sehen. Wir beugen und schämen uns vor dem Herrn herzlich, wollen aber den Mut nicht gänzlich hinwerfen, sondern uns vielmehr zum Glauben an den Allmächtigen erwecken, der da machen kann, daß allerlei Gnade auch unter uns und unsern Schafen und Lämmern reichlich sei."

Also nicht zum Verzagen, sondern zu desto größerem Eifer mußten Schwartz diese Erfahrungen dienen. Er ließ keine Woche verstreichen, wo er nicht in die umliegenden Dörfer zur Predigt ausging; meilenweit, so daß es dem ihn begleitenden Missionar Wiedebrock bald zu viel wurde, lief er zu Fuß nicht nur in die Ortschaften innerhalb der dänischen Kolonie, sondern auch über die Grenze in das Königreich Tandschaur hinein. Dies wurde immer mehr seine liebste Beschäftigung. Zur Begleitung nahm er meist den eingeborenen Gehilfen Philipp mit, von dem er viel Gutes zu rühmen wußte: „Ein stilles Gemüt, eine Fähigkeit zu meditieren, eine gute Gabe zu dozieren und besonders zu katechisieren, ein gut donum regendi und eine feine Gabe zum Beten. Stolz merkt man nicht bei ihm." Unterwegs ließ er nicht so leicht jemand vorüber, ohne die gute Botschaft angebracht zu haben. Dabei verstand er es, geschickt sein Wort jedesmal der Situation anzupassen.

Leuten, die schnell an ihm vorbeieilen wollten, sie hätten keine Zeit, der Amtmann rufe sie, erwiderte er, jetzt rufe sie ein noch Größerer, Gott selbst, der sie zum Himmel einladen lasse. — Da traf er Zollbeamte, die bei ihren Steuerrechnungen saßen, diese wies er auf die große Sündenrechnung hin, und wie sie in Richtigkeit gebracht werden müsse, ehe der Tod herbeikomme. — Da klagte ihm jemand die große Not, die ihn betroffen, er zeigte ihm, wie er auch von dieser Not einen guten Gebrauch machen könne, indem er sich vor Gott demütige, seine Sünden bekenne und fleißig bete. — Da waren Leute auf dem Felde gerade bei der Ernte, zu ihnen wurde von der geistlichen Aussaat und Ernte geredet. — Da kam ein auf einer Wallfahrt begriffener Pilger des Weges, ihm wurde gezeigt, wie wir auf Erden alle Pilger seien. Die Hauptsache sei, daß unsere Pilgrimschaft nicht zur Hölle, sondern zum Himmel gerichtet sei. — Da saß am Fluß ein Wäscher und wusch, er wurde ermahnt, sein Herz zu reinigen, und ihm gezeigt, wie das geschehen könne. — Da kam eine Götzenprozession, die Götzen wurden mit Schirmen gegen die Sonnenstrahlen geschützt; das gab Gelegenheit zu zeigen, wie die Götzen nichts sind und nicht helfen noch schaden können. Und so fort.

Leider hinderten die unruhigen Zeitläufte Schwartz oft an diesem ihm so lieb gewordenen Ausgehen unter die Heiden. Die feindlichen Scharen schwärmten bisweilen hart an die Mauern von Trankebar. Das 50jährige Jubiläum der Mission im Jahre 1756 wurde in Trankebar gefeiert, während die Tandschaurschen ringsumher sengten und brannten. Das Filial Poreiar wurde vollständig ausgeraubt. Scharen von geflüchteten Christen lagerten um die Missionskirche von Trankebar herum.

Willkommene Abwechselung in das Einerlei der täglichen Missionsarbeit brachten je und je größere Missionsreisen. Bald wurden die Missionare in Kudelur und Madras besucht, um mit ihnen die brüderliche Gemeinschaft lebendig zu erhalten und sich gegenseitig zu stärken. Bald baten die europäischen Christen in Negapatnam oder gar auf Ceylon um den Besuch eines Missionars, der ihnen wieder einmal Gottesdienst halten und das heil. Abendmahl spenden sollte. In der Regel war es der wanderlustige Schwartz, dem solche Botengänge zugewiesen wurden. Mit ganz besonderem Interesse machte er sich aber 1859 mit Missionar Klein zu einer Reise in das dichtbevölkerte, tempelreiche Königreich Tandschaur auf. Wie schon bemerkt, hatte sich auch in und um Tandschaur eine Missionsgemeinde gebildet. Ein ehemals katholischer Unteroffizier Rajanaiken war durch das Lesen der Ziegenbalgschen Bibelübersetzung für die reine Lehre des Evangeliums gewonnen und hatte dann auch viele seiner Landsleute derselben zugeführt. Diese Tandschaursche Gemeinde, welche er als Katechet leitete, lebte freilich unter hartem Druck, denn der Radscha war ihr feindlich gesinnt. Nur einigemale war es einem Missionar verstattet gewesen, die Christen in Tandschaur zu besuchen. Den Besuch von Schwartz hatte der in Diensten des Radschas stehende und bei ihm sehr beliebte Hauptmann Berg ausgewirkt, der für sich und andere dort ansässige Deutsche geistliche Dienste begehrte. Der Aufenthalt in der Hauptstadt dauerte nur wenige Tage, in die sich viel Arbeit zusammendrängte. Erst in später Abendstunde konnten die eingeborenen Christen in dem Versammlungshause, das sie sich erbaut hatten, versammelt und aus Gottes Wort gestärkt werden. Aber alles in allem war es doch, wie Schwartz berichtet, „eine gar vergnügte Reise", die er in gutem Andenken behielt, und die er bei sich bietender Gelegenheit im Mai 1762 gern wiederholte.

Diese zweite Reise endete aber nicht in Tandschaur, sondern ging noch ein Stück westwärts bis nach Tritschinopoli. Dies war ein bedeutender Ort, der nach damaligen Angaben $^1/_2$ Million Einwohner zählte.[1]) Ursprünglich zum Reiche Tandschaur gehörig, war er nach manchen Wechselfällen in die Hände des mohammednischen Nabobs von Arkot gefallen, der auch zeitweilig dort residierte. Außer dem tamilischen Hauptbestandteil der Bevölkerung gab es darum auch sehr viel Mohammedaner in der Stadt. Hochberühmt und das Ziel vieler Wallfahrer ist das Heiligtum von Seringham auf einer Kaweriinsel im Norden der

[1]) Heute hat die Stadt nur etwa 100 000 Seelen.

Stadt; der Bautenkomplex der hierzu gehörigen Tempel hat das Ansehen einer stattlichen Stadt. Sie ist von 7 hohen Mauern umgeben, durch welche 21 mächtige Thortürme (Gopurams) hindurchführen.

Schwartz wurde von dem Kommandanten der englischen Garnison, die seit einigen Jahren dort lag, sehr freundlich aufgenommen, derselbe sorgte selbst für sein Logis und ließ ihn täglich an seinem Tische speisen. Der Aufenthalt war eigentlich nur auf einige Tage berechnet, aber unter der Hand wuchs die Arbeit; die Abreise mußte immer wieder verschoben werden. Mit Zustimmung der Missionare in Trankebar beschloß Schwartz schließlich, hier seinen vorläufigen Wohnsitz zu nehmen. Über die mannigfaltige Wirksamkeit, die er allmählich an der neuen Wirkungsstätte entfaltete, giebt er selbst in einem Bericht an das Kopenhagener Missionskollegium im Jahre 1766 einen orientierenden Überblick:

„Eine geraume Zeit bin ich nun von Trankebar weg und habe mich hier in Tritschinopoli und bisweilen in Tandschaur aufgehalten. Meine schuldigste Pflicht wäre es gewesen, dem Kollegium über alles Bericht zu erstatten, und ich habe mich auch oft daran erinnert. Aber die Ungewißheit meiner Verhältnisse zugleich mit der Hoffnung, bald etwas Gewisses melden zu können, hat mich so lange von dieser Pflicht zurückgehalten. — — — Daß ich mich bisher mit Zustimmung meiner teuren Brüder hier im Lande aufgehalten, haben diese schon gemeldet. Im Anfang meines hiesigen Aufenthalts predigte ich vor der kleinen tamilischen und portugiesischen Gemeinde. Zugleich suchte ich an den Wochentagen Mohammedaner, Heiden und Römische im Evangelium zu unterrichten und gedachte nach kurzer Zeit nach Trankebar zurückzukehren. Nicht lange darauf verlangte der englische Kommandant, daß ich Sonntags den Engländern Gottesdienste halten solle. Ich ging mit den Brüdern zu Rate, und diese rieten mir, es aus Dankbarkeit für den Schutz zu thun, den ich hier genoß, doch so, daß die tamilische und portugiesische Gemeinde nicht versäumt würde. Wenige Monate nachher gab mir ein trauriger Zufall Veranlassung zur Errichtung einer englischen Schule. Die hiesige Pulverfabrik flog in die Luft und raubte vielen Soldaten das Leben, vielen Kindern ihre Väter. Der gegenwärtige Kommandant, Major Preston, veranstaltete aus Mitleid mit den Vaterlosen eine Kollekte, die 300 Pagoden einbrachte[1]), und übergab mir dieselbe mit der Bitte, einen Schulmeister unter den alten Soldaten auszusuchen. Dann rückte die englische Armee vor Madura, um den Rebellen den Platz zu entreißen. Die Belagerung zog sich in die Länge, die Zahl der Verwundeten vermehrte sich, und Major Preston bat mich öfter um der Kranken willen, auf einige Zeit zu ihnen zu kommen. Meine sämtlichen Brüder gaben mir ihren Beifall; ich ging deshalb ins Lager und blieb 2 Monate dort. Als nun Madura an die Engländer überging, machte der Nabob[2]) den Armen ein Geschenk, wovon mir ohne das geringste Begehren von meiner Seite

[1]) Eine Pagode = 2 1/2 Thaler.

[2]) Der Nabob von Arkot, auf dessen Betreiben dieser Krieg — ein rechter Raubkrieg — geführt wurde.

600 Pagoden zuerkannt wurden, die ich ganz der tamilischen Gemeinde und Schule weihte. Nicht lange darauf gab der Nabob für die Vaterlosen 300 Pagoden, so daß ich nun 900 Pagoden für sie hatte, wovon ich den Schulmeister und 4 Kinder unterhielt; die übrigen Kinder bekamen nur Unterricht, Bücher und Papier. Weiter entstand unter den Offizieren der Wunsch, hier eine Kirche zu bekommen und eine Subskription zu eröffnen, die nach und nach 2000 Pagoden einbrachte. Die Kirche wurde auch zum Dienst der tamilischen und portugiesischen Gemeinde bestimmt. Der Bau wurde im Mai 1766 vollendet und die Kirche am 1. Pfingsttage eingeweiht. Der Gottesdienst wird so gehalten: Sonntag morgen von 8—10 versammeln sich die tamilischen Christen, um 10 die Engländer und nachmittags um 4 Uhr die Portugiesen. Die Wochentage über arbeite ich in der Gemeinde und suche die Heiden durch häufige Unterredungen zu erwecken. Unter den Heiden sowohl als unter den Römischen lassen sich einige Kennzeichen der Überzeugung verspüren, die Gott durch seinen heiligen Geist zu einer gründlichen Bekehrung stärken wolle. Dieses Jahr (1766) habe ich zwei kleine Häuflein Heiden zur Taufe vorbereitet und 2 Portugiesinnen, die freiwillig von der römischen Kirche zu unserer Kirche übertreten wollen, unterrichtet. Im übrigen, da es nun eine geräumige Kirche hier giebt und ein Missionar vollkommen Freiheit hat, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, da auch eine tamilische und portugiesische Gemeinde und Schule errichtet sind und die Engländer hier die Gewalt haben, so kommt es mir vor, daß Tritschinopoli ein bequemer Ort ist, von wo aus das Evangelium den Heiden im Lande verkündigt werden kann, zumal ein Missionar von hier aus zum wenigsten einmal im Jahr die Gemeinde zu Tandschaur recht gut besuchen kann."

Wir sehen aus diesem Berichte, wie die Arbeit unter den Engländern einen wichtigen Zweig seiner Thätigkeit bildete. Nicht ohne Bedenken hatte er sich darauf eingelassen, indem er die sittliche Verwilderung und Roheit, in welcher die meisten dahin lebten, ansah. „Mein Gott, in was für seelengefährliche Umstände bin ich geraten!" rief er aus. Es bedurfte großer Charakterfestigkeit und Lauterkeit, um nicht selbst angesteckt zu werden. Aber mit Hilfe dieser Eigenschaften sowie seiner furchtlosen Freimütigkeit gewann Schwartz allmählich solchen Einfluß, daß sie sich von ihm die Wahrheit sagen ließen, wie sie es von keinem andern ertragen hätten, und ihm mit besonderer Hochachtung und Freundschaft begegneten. Und auf diese seine Wirksamkeit unter den Engländern wurde ein besonderer Segen gelegt; es ging eine großartige Veränderung im ganzen sittlichen Leben der Garnison vor sich. Die angeregteren Soldaten schlossen sich eng um Schwartz zusammen und bildeten einen förmlichen Verein, dessen Mitglieder sich zu brüderlicher Aufrichtigkeit und Warnung, zu Armen- und Krankenbesuchen verpflichteten. Die Bibelstunden, die Schwartz mit ihnen abhielt, erfreuten sich zahlreichen Besuches. Ein gelegentlich von Trankebar zu Besuch hinaufkommender Missionar konnte nur staunend ausrufen, dergleichen sei in Indien noch nie gesehen, es gehe gar lieblich,

ja himmlisch zu. Die ostindische Kompanie stellte in der Folge Schwartz als Garnisonprediger für Tritschinopoli an, und die Society for Promoting Christian Knowledge nahm ihn, da es nicht gut anging, daß er als königlich dänischer Missionar in der englischen Interessensphäre amtierte, in ihre Dienste,[1]) ohne daß damit jedoch das Band, das ihn mit den Trankebarer Missionaren verband, gelöst sein sollte.

Diese Arbeit an den Soldaten lag zunächst freilich außerhalb des Missionsberufes. Aber, abgesehen davon, daß das Gehalt, welches er als Garnisonprediger empfing, sich in der Missionsarbeit trefflich zur Besoldung eingeborener Gehilfen verwenden ließ, diente sie indirekt auch auf manche Weise der Mission. Indem bei den Engländern Religiosität und Moralität sich wieder hob, konnten nun die Eingeborenen eher einen richtigen Begriff vom Christentum bekommen; für die erfolgreiche Wirksamkeit der Missionare war ja das greuliche Leben der Europäer in Indien eines der schwersten Hindernisse. Weiter haben die von Schwartz bekehrten Soldaten, wenn sie hernach an andere Plätze versetzt wurden, oft das Evangelium mit dorthin genommen und der Mission vorgearbeitet. Dafür ist das schlagendste Beispiel der Anfang der Mission in Tinnevelly (s. u.). Das Wichtigste aber ist dies: durch Schwartzens Thätigkeit sind nicht wenige höher stehende englische Offiziere und Beamte religiös angeregt und zu warmen Missionsfreunden gemacht worden, die dann die Missionssache sowohl in Indien als auch besonders nach ihrer Heimkehr in England kräftig gefördert haben. So hat also die von Schwartz auf die Europäer verwandte Mühe einen reichen, noch lange über seinen Tod hinausreichenden Segen gehabt; ja man darf dies als einen der wichtigsten Erfolge der ganzen Wirksamkeit Schwartzens bezeichnen; dieser Erfolg wiegt mehr als die Gründung mancher Stationen und die Bekehrung vieler Heiden.

Übrigens hat Schwartz über solcher Thätigkeit keineswegs die eigentliche Missionsarbeit aus den Augen gelassen. Gleich als er das Garnisonpredigeramt annahm, bedingte er sich aus, daß sein Missionsberuf darüber nicht zurückgesetzt zu werden brauche, denn dieser war und blieb für ihn die Hauptsache. Das volkreiche Tritschinopoli bot nach allen Seiten hin ein weites Missionsfeld dar. Auf Mohammedaner, Tamilen und Römische richtete er gleicherweise sein Augenmerk. Um der ersteren willen lernte er noch das Hindostani, das von ihnen gesprochen wird; und als sich ihm Beziehungen zum Nabob und seinem Hof eröffneten, unterzog

[1]) So wurden auch die Missionare in Kudelur und Madras von ihr besoldet.

er sich mit Eifer der weiteren Mühe, auch noch die Hofsprache, das Persische, zu lernen.

Allmählich predigte er das Evangelium in sechs verschiedenen Sprachen: auf englisch, deutsch, portugiesisch, hindostani, persisch und tamilisch. Der Vormittag war in der Regel dem Schulehalten, der Nachmittag der Heidenpredigt gewidmet. In den Straßen der Stadt war er bald eine wohlbekannte Erscheinung. Wir haben aus dieser Zeit eine anschauliche Schilderung seiner Persönlichkeit, von einem englischen Kompaniebeamten Chambers entworfen. Er beschreibt Schwartz folgendermaßen:

„Oft hatte ich, ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwartz als einen Mann nennen hören, der mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft der Landessprachen verbindet; doch mischte sich bei mir das Vorurteil finstern Trübsinns und übertriebener Strenge in alles, was ich von andern zu seinem Lobe gehört hatte. Allein schon der erste Anblick des Mannes nötigte mich, diese vorgefaßten Meinungen von ihm aufzugeben. Zwar war sein Anzug ziemlich abgetragen und ganz nach altmodischen Zuschnitt, aber in seinem ganzen Wesen fand ich gerade das Gegenteil dessen, was man finster und zurückstoßend nennt. Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Menschen von mehr als mittlerer Größe vor, dessen Körperhaltung aufrecht und ungekünstelt ist, von ziemlich dunkler, gesunder Gesichtsfarbe mit schwarzen, gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen sichtlich herausleuchten."

Auf seinen Nachmittagsgängen pflegte er nun die Heiden nicht mit langen Predigten anzupredigen, sondern knüpfte in geschickter Weise mit ihnen ein Gespräch an, dem er schließlich immer eine praktische religiöse Spitze zu geben wußte.

Wollten ihm Leute einmal lang und breit ihren Streithandel, den sie miteinander hatten, zur Schlichtung vortragen, so gab er ihnen zur Antwort: „Ihr streitet wegen geringer Sachen, und könnt den Verlust einer geringen Sache nicht verschmerzen; aber den Verlust eurer Seelen und deren ewiges Wohlsein laßt ihr aus den Augen. Fanget doch an, fürs Bessere zu sorgen!" — Forderte ihn ein alter Priester zur Erprobung der Vorzüglichkeit ihres beiderseitigen Glaubens auf, ihre Hand in siedende Butter zu stecken, so wurde er von ihm mit dem Bescheid zurückgewiesen: „Es giebt viel untrüglichere Beweise für die Göttlichkeit einer Lehre." — Stellten sich ihm einmal die Bedienten des Fürsten voll Stolz als solche vor, so erhielten sie zur Antwort: „Ich kenne einen größeren König, als dieser ist, und der auch besseren Sold giebt, als den ihr bekommt." — Fragte ihn einmal ein vornehmer Beamter nach einem Mittel, lange zu leben, so bezeugte er ihm: „Ich weiß sogar ein Mittel, ewig zu leben." — Erkundigten sich andere hochmütig nach dem Geschlecht, von dem er abstamme, so versetzte er: „Ich bin von dem Geschlecht der Sünder und ihr auch; fragt lieber, wie wir von den Sünden loskommen können." — Fragte ihn einmal ein Brahmane, ob er es für Sünde halte, einen Paria zu berühren, so versetzte er: „Ja, für eine große Sünde." Und als der Brahmane, über die unerwartete Antwort verwundert, weiter fragte, was er denn

unter einem Paria verstehe, da bekam er die scharfe Antwort: „Einen Dieb, Lügner, Verläumder, Trunkenbold, Ehebrecher und — einen Hochmütigen.“ [1])

Begleitet war Schwartz bei seinen Ausgängen unter die Heiden in der Regel von einem oder zwei eingeborenen Gehilfen, denen er dergestalt eine praktische Anleitung zur Ausübung ihres Berufes geben wollte. Auf die Heranbildung dieser Gehilfen verwandte er viel Sorgfalt. „Giebt uns Gott geschickte Nationalhelfer, so wird sein Werk in diesem Lande fortgehen. Wo ich einen munteren, gottesfürchtigen Jüngling treffe, spare ich keine Kosten, ihn zu dem Werke brauchbar zu machen.“ Sandte er sie dann selbst zur Heidenpredigt aus, so pflegte er nach dem Vorbilde des Herrn immer zwei zusammen zu schicken. Ehe sie morgens ausgingen, wurde ein Abschnitt aus der heil. Schrift gelesen und besprochen, wobei ihnen Schwartz zeigte, wie sie etwa das Wort Gottes den Heiden nahe bringen könnten. Am Abend versammelten sich alle wieder zu einer Bibelstunde und Gebet. Nach und nach hatte Schwartz in Tritschinopoli acht solcher eingeborenen Gehilfen zur Seite. In ihrer Zahl befanden sich einige recht tüchtige, so Dewanesen und sein Sohn Rajappen und vor allen Sattianaden. Immer wieder wurden ihm von diesen Gehilfen Katechumenen zugeführt, die dann von ihm selbst nähere Unterweisung im Christentume erhielten. In dieser Weise hat er 14 Jahre lang in Tritschinopoli gearbeitet. Mit Bewunderung schilderten andere Missionare seine Thätigkeit:

„Der Amtsgeschäfte sind so viel und mancherlei, daß Schwartz es unmöglich auf die Länge allein ertragen kann. Die Abwechslung der Arbeit ist seine einzige Erholung, und bei jeder neuen Arbeit zeigt er sich voll Kraft und Leben, als habe er vorher noch nichts gethan. Mit einem Wort, er thut allein mehrerer Missionarien Arbeit, und wir haben hier mehr gefunden, als wir uns vorstellen können.“

Dabei lag nicht nur die Arbeit in Tritschinopoli auf seinen Schultern, sondern dazu kam noch die Versorgung der Gemeinde von Tandschaur, das er jährlich besuchte, nach einer günstigen Gelegenheit ausspähend, wo dieses besetzt werden könnte. So lange Radscha Partabusinga lebte, war jedoch daran nicht zu denken. Er starb 1768, und sein Nachfolger wurde Tullasi. Dieser nahm zu Schwartz alsbald eine überaus freundliche Haltung ein. Er gestattete nicht nur die öffentliche Verkündigung des

[1]) Was übrigens die Behandlung der Kaste betrifft, so stand Schwartz hierin wesentlich auf dem Standpunkte der meisten halleschen Missionare. Er hoffte durch unermüdliche, geduldige Belehrung die eingeborenen Christen allmählich dahin zu bringen, daß sie von selbst die Thorheit der Kastenvorurteile erkennen und sie dann ohne Zwang, freiwillig nach und nach fallen lassen möchten. Er berief sich dabei auf manches Beispiel, bei welchem es ihm auf solche Weise gelungen war, den Kastengeist zu brechen.

Evangeliums in den Straßen von Tandschaur, sondern er ließ sogar Schwartz oft in den Palast rufen und sich über die christliche Lehre Vortrag halten. Eine Zeitlang legte er eine sichtliche Neigung für den christlichen Glauben an den Tag, es ging selbst das Gerede, daß er zum Christentum übertreten wollte, worauf das Volk nur warte, um ihm in großem Maße nachzufolgen. Er werde nur von den Hofbrahmanen daran gehindert. Sicher war, daß diese letzteren argwöhnisch den wachsenden Einfluß des Evangeliums beobachteten und sich beklagten, daß man, wo man gehe und stehe, nur noch vom wahren Gesetz höre. Sie schüchterten auch den Radscha ein, der seinerseits kein charakterfester Mann war, und vor allem sich von den Sünden der Wollust und der Trunksucht nicht frei machen konnte.

Es war Tullasi auch im letzten Grunde mehr um die politische Vermittlerrolle Schwartzens zu thun, als um die Wahrheit. Er wußte, welche angesehene Stellung Schwartz bei den Engländern einnahm, und hoffte, durch ihn seine Beziehungen zu denselben verbessern zu können. Denn Tullasi befand sich in einer gefährlichen Situation. Der Nabob von Arkot, sein Grenznachbar, schaute schon lange mit begehrlichen Augen auf das reiche Ländchen Tandschaur. Es war zu fürchten, daß die Engländer, die Verbündeten des Nabobs, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen würden. In seiner Ratlosigkeit wandte sich Tullasi an Schwartz, wie er sicher und ruhig leben könne. Er setze sein ganzes Vertrauen auf ihn, weil er für das Geld unempfänglich sei. Schwartz konnte ihm nur den Weg zur wahren Ruhe zeigen, und den verschmähte man. So ging denn das Verhängnis seinen Weg. In einem der ungerechtesten Kriege, den die Engländer in Indien geführt haben, wurde dem unglücklichen Tullasi 1773 sein Land genommen. Dies erregte sogar in London Anstoß und man gab Befehl, ihn wieder auf den Thron zu setzen, was 1776 geschah. Leider vergaß Tullasi zu schnell die erfahrene Demütigung und, anstatt durch eine weise und gerechte Regierung seinen Thron zu befestigen, ließ er mehr und mehr eine greuliche Mißwirtschaft einreißen. Der Geiz war das ihn beherrschende Laster; um ihm zu fröhnen, wurde das Volk bis aufs Blut ausgesogen. Das gab den Engländern aufs neue Veranlassung einzugreifen; sie stellten ihm einen Aufsichtsrat an die Seite. Schwartz, der 1777 gänzlich nach Tandschaur übergesiedelt war, war eins von den 3 Mitgliedern dieses Rates, und er übte einen besonders segensreichen Einfluß auf die Regierung aus. Tullasi willigte in alle Forderungen ein, die er zum Besten des Landes machte. Es gelang Schwartz auf diese

„Die Folgen des Krieges wird das Land lange fühlen. Ja, bei Betrachtung mancher Umstände ist die Hoffnung gering, das Land wieder in gutem Flor zu sehen. Indessen kann Gott ja mehr thun, als wir verstehen. Im Vertrauen auf seine väterliche Hilfe und Segen fahren wir fort, und predigen Christum den Gekreuzigten als göttliche Weisheit und Kraft, bitten und ermahnen Schwarze und Weiße und flehen zugleich zu Gott, daß er ihnen allen Gnade schenken wolle, die Wahrheit zu erkennen. Bei allem Jammer, welchen wir hier mit Schmerzen täglich sehen, ist dies doch tröstlich, daß niemand uns hindert, das Evangelium von Christo zu verkündigen. Und ob wir gleich klagen, daß die Zahl der wahrhaft Gläubigen und Heiligen klein ist, so hat doch Gott seinen Samen auch hier in diesem Lande unter Jungen und Alten. Und wer wollte diese, wie es scheint, geringen Tage verachten? Ich bin der Arbeit nicht müde, obgleich der Segen nicht so groß ist, als wir wünschen. Auch nur ein Zeuge des Versöhnungstodes Christi zu sein, ist und bleibt mir unschätzbar. Es geht doch nicht ohne Segen ab.“ [1])

Nein, es ging gewiß „nicht ohne Segen ab.“ Wenngleich es so unruhige Zeiten waren, wuchs in der Stille die Gemeinde von Jahr zu Jahr, bisweilen in einem Jahr um mehrere 100 Seelen. Viele trieb wohl äußere Not herzu. Aber dann tröstete er sich: „Von manchen haben wir wahre Proben einer christlichen Rechtschaffenheit, an den Übrigen arbeiten wir in Geduld und Hoffnung.“ So zählte allein die Gemeinde in Tandschaur bei seinem Tode 2800 Seelen. Dazu hatte die Arbeit weit im Süden einen vielversprechenden Absenker getrieben. Ein seelsorgerlicher Besuch hatte Schwartz 1778 nach Tinnevelly geführt; er fand dort in einem eingeborenen Regiment 50—60 ehemalige Glieder seiner Tandschaurschen Gemeinde, die ihn herzlich willkommen hießen. Eine Brahmanenwittwe, die auch schon in Tandschaur das Christentum kennen gelernt hatte, aber wegen ihres unsittlichen Verhältnisses mit einem Engländer von der Taufe zurückgewiesen war, konnte jetzt, da sie allenthalben ein gutes Zeugnis erhielt, getauft werden. Diese Frau, in der heil. Taufe Clarinda genannt, hat dann in der Zukunft großen Eifer in der Ausbreitung des Evangeliums bekundet. Als Schwartz nach sieben Jahren zum zweitenmale nach Tinnevelly kam, war die Gemeinde schon auf 150 Glieder angewachsen. Er mußte täglich zwei- bis dreimal predigen. Zur Pflege dieses hoffnungsvollen Werkes, von dem Schwartz sich sogar

[1]) Schön sind auch die Worte, die er ein ander Mal über den äußeren Erfolg schreibt: „Mit Klagen soll sich kein Missionarius abgeben. Man wünscht wohl, daß, wie auf Petri Predigt 3000 Seelen bekehrt wurden, auf unsere Arbeit ein sichtbarer, reicher Segen gelegt werden möchte. Indessen Säen hat seine Zeit, und Ernten hat seine Zeit. Und dabei wäre es noch eine Frage, ob wir bei solchem großen Segen in der Herzensdemut bleiben würden. Am besten ist es, fleißig zu arbeiten und dann zu beten, daß Gott die Arbeit segnen wolle.

mehr Frucht versprach als von Tandschaur, ließ er dann seinen tüchtigsten eingeborenen Gehilfen Sattianaden dort zurück, der bis 1814 segensreich daselbst gearbeitet hat. Die Erwartungen, die Schwartz auf dieses Arbeitsfeld gesetzt hat, sind bekanntlich in reichem Maße erfüllt worden. Tinnevelly ist ja bis heute mit seinen mehr als 85 000 evangelischen Christen numerisch das fruchtbarste Missionsfeld in Indien.

Auf dem Wege von Tandschaur nach Tinnevelly fand Schwartz Gelegenheit, auch den Kallern, der übel berüchtigten Diebeskaste, näher zu treten; das Evangelium fand bei ihnen unerwarteten Eingang und bewies seine Kraft, indem es diese Räuber und Diebe in ordentliche, ehrliche Ackerleute umwandelte. Weitere Zweigstationen entstanden in Ramnad und Madura.

Bis in sein hohes Alter hinein war Schwartz unermüdlich thätig. In seinen letzten Jahren konnte er sich von politischen Angelegenheiten mehr und mehr zurückziehen, und ganz in der Stille nur der Mission leben. Nach seiner Gewohnheit unterrichtete er täglich vier Stunden in den Schulen, und nachmittags besuchte er die Christen in ihren Häusern. Von den Knaben hatte er die zehn tüchtigsten ausgesucht, um sie noch besonders vorzunehmen; sie bildeten gewissermaßen sein kleines Seminar. Daneben hatte er auch die nach Indien hinauskommenden jungen Missionare, die man in der Regel ihm, dem Patriarchen der Mission, zusandte, in den Missionsdienst und in die tamilische Sprache einzuführen. Den Sohn des alten Missionars Kohlhoff hat er sich in jahrelanger treuer Arbeit zu seinem Timotheus herangezogen; er sollte, wenn er einmal nicht mehr wäre, seine Arbeit fortsetzen. Bei Gelegenheit des 50jährigen Amtsjubiläums des alten Kohlhoff konnte Schwartz unter tiefer Bewegung seinen geistlichen Sohn ordinieren. „Was ich an diesem, dem ergreifendsten Tage meines Lebens, empfunden," sagt er, „ist nicht zu beschreiben." Um so dankbarer war er Gott für dieses Geschenk, als die Aussichten der Mission auf weitere tüchtige Missionare infolge des in Deutschland um sich greifenden Rationalismus immer trüber wurden.

Seit Anfang der 90er Jahre fing Schwartz mehr und mehr an, die Beschwerden und die Gebrechen des Alters zu fühlen. Ausgangs 1797 warf ihn eine schwere Krankheit darnieder, von der er sich zur Verwunderung aller noch einmal erholte. Aber sehr schnell folgte die letzte Krankheit, die seinem arbeits- und segensreichen Leben am 13. Februar 1798 ein Ziel setzte. In seinen letzten Tagen hat er zu den ihn besuchenden Brüdern noch manches schöne Missionswort geredet.

„Der Missionsdienst ist der seligste Dienst, der mit keinem auf der Welt zu vergleichen ist. Freilich kommt manches Kreuz, aber das ist uns heilsam; dadurch wird unser Herz mehr zu Gott gezogen, wir werden in der Demut erhalten, welche das eigensinnige und stolze Herz so bald vergißt." — „Es ist bei vielen ein guter Anfang des Christentums; sagt aber jemand, es ist noch nichts Vollkommnes da, so mag er erst sich selbst untersuchen." — „Meine ganze Meditation ist der Tod Christi, und daß ich ihm ähnlich werden möchte." — „Die ganze Welt ist eine Maske, ich wünsche aber in der Sache selbst zu sein." — „Sage den Brüdern, daß sie stets auf die Hauptsache sehen möchten."

Groß war die Teilnahme, die die Kunde seines Abscheidens allenthalben erweckte. Europäer — christliche wie unchristliche — und Eingeborene und zwar ohne Unterschied des Glaubens — Heiden, Mohammedaner und Christen — und ohne Unterschied des Standes — Radschas, Brahmanen und Parias — trauerten um ihn als um einen der größten Wohlthäter Indiens; und lange hat er im Gedächtnis der Eingeborenen fortgelebt als „der Königspriester von Tandschaur."

Litteratur: Dr. Germann, Missionar Christian Friedrich Schwartz. — Bormbaum, Christian Friedrich Schwartz. — Dr. Gundert, Arbeiter in der Tamil-Mission Nr. 6 in Ev. Miss.-Mag. 1868.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November 1900.

Karl Rhenius.

Von P. Paul Richter-Werleshausen.

Als im Jahre 1813 nach langem und harten Kampfe der englisch-ostindischen Kompanie ein neuer Charter abgerungen war, der es als Pflicht Englands erklärte, zur Beförderung der Interessen und des Glückes von Indien nützliche religiöse und moralische Kenntnisse in das Land zu bringen und allen, die mit solchen Absichten nach Indien gingen, jeden erforderlichen Vorschub zu leisten, und als durch diese Bestimmungen eine wenn auch noch beschränkte und viel behinderte Ausübung der Missionsthätigkeit in Britisch Indien ermöglicht wurde, da war unter den Missionsgesellschaften, die durch die geöffnete Thür eintraten, alsbald auch die englische Kirchenmissionsgesellschaft (C. M. S.). Gleich im folgenden Jahre sandte sie ihre ersten beiden Missionare nach Indien. Es waren dies, wie fast alle in den ersten Jahren von ihr ausgesandten Missionare, zwei Deutsche: Rhenius und Schnarre. Während letzterem nur eine kurze Wirkungsfrist in Indien vergönnt gewesen ist — er starb schon 1820 in Trankebar — so ist dem ersteren eine 24jährige, so bahnbrechende missionarische Laufbahn zu teil geworden, daß er unter den Pionieren der evangelischen Mission in Indien im 19. Jahrhundert eine der ersten Stellen einnimmt.

Karl Gottlieb Ewald Rhenius ist am 5. November 1790 zu Graudenz als der zweite Sohn eines preußischen Offiziers Otto Rhenius geboren. Unwillkürlich fühlt man sich geneigt, in gewissen Charaktereigenschaften, die wir an Rhenius hernach fortgesetzt zu beobachten Gelegenheit haben werden — so in dem straffen soldatischen Wesen, in seiner unbeugsamen Entschiedenheit und seinem zähen Festhalten an einem einmal gefaßten Plane, in seiner rückhaltlosen, bisweilen anstoßenden Geradheit und Offenheit, sowie in seinem besonderen Talente zum Organisieren und Regieren — ein geistiges Erbteil seines Vaters zu sehen, den er allerdings schon in früher Kindheit verloren hat. Von entscheidendem Einfluß auf den jungen Rhenius und seinen ganzen Lebensgang wurde später ein

mehrjähriger Aufenthalt bei seinem innig frommen Onkel Wilhelm auf einem Landgute bei Memel. Hier kam er, obwohl er auch bis dahin keineswegs ein gottloser Mensch gewesen war — in den Augen der Menschen, so heißt's in seinem Tagebuche, mochte er wohl stets für einen guten und brauchbaren Menschen gelten —, zum lebendigen Glauben, „er ließ sich überwinden von der Erkenntnis der Liebe Gottes gegen arme Sünder und der Erlösung, die durch Jesum Christ geschehen ist; und und durch den Geist der Gnade, dem er sich ergeben hatte, wurde er in dem Entschlusse bestärkt, Ihm nachzugehen, abzutreten für alle Zukunft von der Ungerechtigkeit, Ihm Leib und Seele mit allen ihren Kräften zu übergeben und der Gerechtigkeit zu leben." Missionsberichte der Brüdergemeine, die er in des Onkels Familie vorfand, erweckten allmählich in ihm den Gedanken, sich selbst dem Missionswerke zu widmen. Der fromme Onkel konnte ihn hierin nur bestärken. So begab sich Rhenius als 20jähriger Jüngling 1810 nach Berlin, um als Schüler in das 1800 von Jänicke gegründete Missionsseminar einzutreten. Anderthalb Jahre, Jahre des Wachstums an seinem inwendigen Menschen, hat er unter der Leitung des ehrwürdigen Mannes zugebracht, bis er am 7. August 1812 die Ordination empfing und unmittelbar darauf nach England reiste, um in den Dienst der Kirchenmissionsgesellschaft zu treten. Bekanntlich sandte Jänicke seine Zöglinge nicht selbständig aus, sondern stellte sie nach vollendeter Ausbildung anderen bestehenden Missionsgesellschaften zur Verfügung.

Als Sendbote der genannten Gesellschaft ging Rhenius mit Schnarre 1814 nach Indien. Da es zunächst in der Absicht der Gesellschaft lag, daß ihre Sendboten der alten halleſch-dänischen Mission in Trankebar zu Hilfe kommen sollten, so wandten sich unsere beiden Reisenden bald nach ihrer Ankunft in Madras südwärts nach Trankebar. Aber die altberühmte Mission gewährte damals nur noch den traurigen Anblick einer in Trümmer gesunkenen Ruine. Geistliche Todesstarre hatte sich auf die Gemeinden gesenkt; auch die Missionare steckten im tiefsten Rationalismus. Da war für einen schaffensfreudigen, arbeitsdurstigen Mann wenig zu machen. Darum verließ Rhenius Trankebar bald wieder und kehrte nach Madras zurück, um dort eine neue eigene Arbeit zu beginnen.

Um den Heiden näher zu sein, zog er es vor, anstatt in dem Europäerviertel in der Eingeborenenstadt (Black town) seine Wohnung aufzuschlagen. Da sehen wir ihn nun bald in reger mannigfaltiger Thätigkeit. Das erste war die Eröffnung einer Volksschule, die schnell in Auf-

nahme kam, so daß ihr in kurzem weitere ähnliche Schulen zur Seite treten konnten. Hierbei sah sich Rhenius nun gleich vor eine in der indischen Mission so wichtige Frage, die Kastenfrage, gestellt. Sollte man ohne Unterschied Kindern höherer und niederer Kasten den Zutritt gewähren? War nicht zu befürchten, daß in diesem Falle sich die höheren Kasten fern halten würden? Rhenius entschied sich nach reiflicher Erwägung, andere Bahnen einzuschlagen als die der alten dänisch-halleschen Missionare.

Wir sehen mit Bedauern — schreibt er — daß solche Kastenunterschiede in anderen Missionsniederlassungen beibehalten worden sind, Unterschiede, die mit dem wahren Christentum so unvereinbar, dem Gedeihen so hinderlich, dem Geiste gegenseitiger Liebe und Unterstützung so zuwider sind. Wir halten es für unpassend, diese sündlichen und übertriebenen Unterschiede dadurch zu begünstigen, daß wir sie zuließen.

Er beschloß also, in die Schule aufzunehmen, wer nur immer käme, und unter den Schülern keinen Unterschied der Kaste zu dulden, obwohl er voraussah, daß die Sudraknaben dann die Schule verlassen würden. Aber auch wenn er Jahre lang keine Sudras, sondern nur Parias haben sollte, wollte er sich doch nicht von seinem Entschluß abbringen lassen. Diesen Grundsatz hat er mit aller Festigkeit sein Leben lang durchgeführt und keine Ursache gefunden, davon wieder abzugehen.

Als sich Rhenius in seiner neuen Umgebung eingelebt hatte, knüpfte er mit vielerlei Volk Bekanntschaft an und stand bald in regem Verkehr mit Leuten aller Klassen, Brahmanen und Sektenhäuptern, mit Hohen und Niedrigen. Manche entmutigende Erfahrung mußte er freilich mit den Oberen machen. So hatte er z. B. lange mit einem sivaitischen Guru (Gelehrten) verkehrt, der ihm nicht weit vom Reiche Gottes schien; aber schließlich kam es heraus, daß alles nur Heuchelei war, daß der verschmitzte Guru dem unerfahrenen Missionar nur um irdischer Vorteile willen geschmeichelt und schnöde hinters Licht geführt hatte. Oder da wollten zwei Brahmanen sich taufen lassen, wenn er ihnen monatlich 10 Pagoden gäbe, denn sie hätten gehört, ein vornehmer Mann habe für die Annahme des Christentums 100 oder 200 Pagoden erhalten. Da mochte Rhenius wohl seufzen:

„Die Thorheit, Verkehrtheit und Verstocktheit der Heiden, vereint mit der ärgerlichen Aufführung der eingeborenen Christen, die Zwietracht unter ihnen, die offenbare Erfolglosigkeit der bisherigen Predigt, die meisterliche Heuchelei, von der das Land voll ist, und die uns täuscht, gerade wo wir die besten Hoffnungen fassen, drückt meinen Geist sehr nieder."

Aber auf die Dauer ließ er sich doch nicht niederdrücken. Immer wieder sann er auf neue Mittel, wie das Evangelium im Lande bekannt gemacht werden könne. Zu dem Ende wurde ausgangs 1817 die tamilische Bibelgesellschaft ins Leben gerufen, an deren Gründung sich zu seiner Freude auch einige vornehme Heiden beteiligten, die in ihren Ansprachen die Güte der Sache anerkannten. Zu dieser Bibelgesellschaft kam im Jahre darauf noch eine religiöse Traktatgesellschaft, auch zu ihr vereinigten sich Europäer und Eingeborne, Leute von hohem und niederen Stande. Beide Gesellschaften haben viel Gutes gestiftet.

Auch an die Revision der tamilischen Bibelübersetzung machte sich Rhenius auf Geheiß seiner Gesellschaft sehr bald, wir müssen sogar sagen: zu bald. Er war nicht wenig überrascht, als ihm die älteren Missionare seine ihnen zugesandte revidierte Übersetzung unter Mißbilligung sämtlicher gemachten Verbesserungen zurücksandten. Trotzdem hat er auch in der folgenden Zeit, ja überhaupt während seiner ganzen missionarischen Thätigkeit viel Zeit und Fleiß auf diese Arbeit verwandt, ohne daß man sagen könnte, daß er damit etwas von bleibendem Werte geleistet habe. Er schrieb wohl ein gewandtes, flüssiges Tamil — die von ihm verfaßten zahlreichen Traktate wurden viel und gern gelesen — aber zur Bibelübersetzung mangelte ihm nach dem Urteil auch der wohlwollendsten Beurteiler doch zu sehr die theologische Durchbildung und Tiefe.[1])

Die ersten Jahre seiner Madraser Wirksamkeit blieb Rhenius' Thätigkeit auf die Stadt selbst beschränkt. Allmählich zog er aber die Kreise weiter. Ein schlichter, thätiger Christ auf dem Lande, Sandappen mit Namen, veranlaßte ihn, auch auf das Land hinauszukommen und in den Dörfern Schulen anzulegen. Solche entstanden bald hin und her. Zuerst gab es recht thörichte Vorurteile zu bekämpfen, es hieß, die Schulkinder sollten durch Zauberei zu Europäern gemacht oder gar aus dem Lande entführt und verkauft werden und dergl. Aber als diese Befürchtungen gehoben waren, baten mehr Ortschaften um Schulen, als Rhenius im-

[1]) Zum Beleg dafür bringt das Ev. Miss. Mag. 1868 in der ausgezeichneten Lebensskizze des Missionars Rh. ein überaus charakteristisches Beispiel. Er stellt für die Bibelübersetzung unter anderen den Grundsatz auf: „Die Übersetzung soll nicht wörtlich sein, sondern es soll sowohl die Redeweise der Grundsprache als auch der Sprache, in die übersetzt wird, genau berücksichtigt werden." So wenig sich gegen das Prinzip an sich etwas einwenden läßt, so machte er doch davon einen weit über das Erlaubte hinausgehenden Gebrauch. So übersetzt er die Wendung „die in Christo Jesu sind" einfach mit „die zu Christo Jesu gehören". Wie wenig ist damit die Tiefe des Gedankens ausgedrückt!

ſtande war mit Lehrern zu beſetzen. Der wohlwollende Gouverneur von Madras Elliot intereſſierte ſich lebhaft dafür und zeigte ſich geneigt, ſei es von ſich aus, ſei es in amtlicher Eigenſchaft, dieſe Schularbeit zu unterſtützen.

Die Pflicht, die Landſchulen zu revidieren, wurde nun für Rhenius die Veranlaſſung zu häufigeren Rundreiſen im Lande. Dabei machte er die intereſſante Bekanntſchaft mit Anhängern der Sekte der Dſchainas[1]), bei welchen er offenen Eingang zu finden ſchien. Ihr in Tſchittambur reſidierender Oberprieſter nahm ihn mit großer Herzlichkeit auf, ſeine Leute hörten aufmerkſam die Lehren des Evangeliums an. Zu einer nachhaltigen Thätigkeit unter ihnen kam es jedoch nicht, denn gerade um dieſe Zeit (1820) fand Rhenius' Madraſer Aufenthalt ein unerwartetes Ende. Er hatte ſchon gelegentlich kleine Reibereien mit dem dortigen Hilfskomitee der Kirchenmiſſionsgeſellſchaft gehabt.[2]) Um weiteren unerquicklichen Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen, willigte Rhenius, ſo hart es ihn auch ankam, das liebgewordene Arbeitsfeld zu verlaſſen, doch in den von dem Komitee gemachten Vorſchlag einer Stationsveränderung ein. So erreichte dieſer 6 Jahre umſpannende Abſchnitt von Rhenius' Miſſionslaufbahn — ſeine Lehrjahre — ſein Ende. Hat er in dieſen Jahren nur vereinzelte Früchte zu ſehen bekommen, ſo wartete ſeiner auf dem neuen Arbeitsfelde dafür eine deſto reichere Ernte.

Dies neue Arbeitsfeld war die Landſchaft Tinnevelly.

Hier hatte zuerſt Schwartz das Evangelium verkündet und die erſte Chriſtengemeinde geſammelt. Prophetiſch rief er damals aus: „Hier iſt ein weites Feld. O um treue Arbeiter laßt uns beten. Gott gebe ſolche!“ Den gleichen Eindruck gewann Miſſionar Jänicke, als er in den 90er Jahren mehrere Male Tinnevelly beſuchte und ſich auf ſeinen Reiſen durch das Land von ganzen Volksmaſſen umringt ſah. Nach ihm hat von 1800—1803 Miſſionar Gericke in Tinnevelly gewirkt und einige Tauſende getauft; allerdings iſt er wohl mit der Erteilung der Taufe zu ſchnell vorgegangen. Nach ſeinem frühen Tode hat ſich leider kein Miſſionar mehr um die Gemeinden bekümmert. Die Zahl der Chriſten war ſo nach und nach bis auf 3000 zuſammengeſchmolzen, und auch unter dieſen mangelte es an lebendigem Chriſtentum. Der anglikaniſche Kaplan Hough hatte ſich wohl, ſo viel es ſein Amt zuließ, nebenher auch der eingeborenen Chriſten angenommen. Allzuviel hatte er jedoch nicht thun können. Er war es, der die Kirchenmiſſion hierher rief.

---

[1]) Dieſe manche Verwandtſchaft mit dem Buddhismus zeigende Sekte verwirft u. a. die Anbetung von Götzenbildern. Beſonders ſtreng iſt ſie darin, daß ſie kein Tier, auch nicht das kleinſte Inſekt zu töten erlaubt.

[2]) So wegen des interdenominationellen Charakters der Bibel- und Traktatgeſellſchaft.

So ließ sich denn Mitte des Jahres 1820 Rhenius in Palamkotta unweit der Hauptstadt Tinnevelly nieder. Zu seiner Freude folgte ihm sein lieber Freund Bernh. Schmid von Madras bald auf die neue Wirkungsstätte nach. Nun ging es frisch in die Arbeit hinein. Aus den alten Christengemeinden hofften sie wenigstens das Material für ein zu gründendes Lehrerseminar gewinnen zu können. Aber als man in demselben Söhne von Sudras und vom Parias zu vereinigen gedachte, gab es alsbald einen Bruch. Die Sudras weigerten sich mit den Parias in einem Saale zu essen; selbst daß zwischen beiden Teilen Matten aufgehängt wurden, war ihnen nicht genug. Da machte Rhenius kurzen Prozeß, er schickte alle nach Hause und verschob lieber die Gründung des Seminars auf gelegenere Zeit. Und siehe, er brauchte nicht lange zu warten; schon im nächsten Jahre trat es wieder ins Dasein, und man hörte in ihm nichts mehr von Kastenstreit.

Die Arbeit am Seminar bildete die Hauptaufgabe des Pädagogen Schmid, während Rhenius sich die evangelistische Thätigkeit erwählte, wiewohl er sich auch gern am Unterricht im Seminar beteiligte; unter anderm verfaßte er im Laufe der Jahre die sämtlichen am Seminar gebrauchten Lehrbücher. In Ausübung der evangelistischen Thätigkeit durchzog er nun unermüdlich das Land hin und her, besuchte die alten Christengemeinden und predigte den Heiden. In seinem ganzen Auftreten lag etwas ungemein Imponierendes, und er übte einen mächtigen Zauber auf die in Scharen sich um ihn drängenden Zuhörer aus.

Missionar Robinson giebt uns davon eine anschauliche Schilderung. Er erzählt: „Seine lebhafte natürliche Art und das Fließende seines Vortrages zog die Heiden wunderbar an. Die Brahmanen umringten ihn aufmerksam. Er wußte durch hingeworfene Fragen das Gespräch so zu leiten, daß die Heiden, durch ihre eigenen Antworten überführt, die Thorheit des Götzendienstes zugeben mußten; daran anschließend gestaltete sich das Gespräch nach und nach zu einer allgemeinen Ansprache an die Menge, die in aufmerksamster Stille zuhörte. Es ist etwas Lebhaftes, Freimütiges, Eindringendes und zugleich Liebevolles in seinem ganzen Auftreten. Er ist überaus glücklich in seinen Erläuterungen und ein Meister nicht allein ihrer Sprache, sondern auch ihrer Gefühle und Ansichten."

Auf diese Reisen pflegte er immer einige von den Seminaristen mitzunehmen. Solche, die sich durch reife Erkenntnis und Frömmigkeit auszeichneten, schickte man auch selbständig zu zweien auf Evangelistengänge aus, wobei sie bis in die entlegensten Winkel der Provinz kamen.

In systematischer Weise wurden nach und nach die Städte und größeren Ortschaften mit den im Seminar ausgebildeten Lehrern und

Katechisten besetzt. Die Schulen gediehen und wurden zu Leuchtern, deren Licht sich in der ganzen Umgegend verbreitete.

Ein weiteres wichtiges Mittel, das Evangelium unter das Volk zu bringen, war auch hier wieder die Stiftung eines Traktatvereins, der bald in hoher Blüte stand. Für die Abfassung populärer Traktate hatte Rhenius offenbar eine besonders glückliche Begabung, denn dieselben wurden zu Tausenden und aber Tausenden abgesetzt. In diesen Traktaten gab er nicht nur religiöse Belehrung, sondern besprach auch Tagesfragen aller Art, Sonnenfinsternis, Cholera, Dürre u. s. w., um den damit verknüpften vielfachen heidnischen Aberglauben zu zerstören.

Der auf solche Weise reichlich unter das Volk gebrachte Sauerteig begann schon nach einigen Jahren eine wunderbare Wirkung zu üben. Es war im Jahre 1824, da kam eine Anzahl Leute aus dem Dorfe Paikolam südöstlich von Palamkotta und erklärte Rhenius: „Wir haben lange genug grobe Speise gegessen, wir verlangen nun nach Reis," und bekundeten ihren Entschluß, die christliche Religion anzunehmen, es koste, was es wolle. Mit diesem an sich unbedeutenden Ereignis bahnte sich nun eine große Bewegung zum Christentum hin an. Schon das Weihnachtsfest desselben Jahres feierten die Missionare mit 140 Personen, von denen viele aus entfernten Ortschaften, 25—30 Meilen weit, gekommen waren. Und als Rhenius in den ersten Monaten des neuen Jahres wieder mehrere Rundreisen unternahm, fand er allenthalben unerwartete Fortschritte. An einem Orte waren 11 Erwachsene mit 9 Kindern in christlicher Erkenntnis und in aufrichtiger Buße so weit gefördert, daß er sie für reif zur Taufe erklären konnte. Bei ihrer Taufe war das ganze Gotteshaus voller Menschen, und eine ziemliche Anzahl meldete sich sofort zum Taufunterricht. An einem andern Orte hatten die Bewohner sich selbst ein Gotteshaus gebaut, und fast das ganze Dorf versammelte sich zur Predigt. Wieder anderswo war der heidnische Tempel zur Kirche umgewandelt, und das gestürzte Götzenbild lag vor der Thür. Im Mai 1825 zählte man bereits in 35 verschiedenen Ortschaften kleine Christengemeinden; ja ausgangs des Jahres waren es bereits 125 mit mehr als 1000 Familien, die im christlichen Unterricht sich befanden. Zunächst spielte sich die Bewegung im Süden und Osten ab. Im Norden und Westen blieb es vorerst noch still. Hier hatten die Zamindare (Grundherren) noch größere Macht und hielten die Bewegung nieder. Schließlich kam sie aber auch da zum Durchbruch; im Verlauf weniger Monate meldeten sich auch hier aus verschiedenen Dörfern über 1500 Leute zum Unterricht.

Die folgenden Jahre vollends brachten ein faſt lawinenmäßiges Anſchwellen der Bewegung. Die Miſſionare waren in Verlegenheit, wie ſie allen Unterweiſung Begehrenden dieſe verſchaffen ſollten. Man griff zu dem Auskunftsmittel, daß man aus den verſchiedenen Gemeinden junge Männer, die Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit und ihres Eifers für die chriſtliche Religion gegeben hatten, nach Palamkotta berief, ſie hier $^3/_4$—$1^1/_4$ Jahre in der chriſtlichen Lehre unterwies und dann als Katechiſten wieder zu ihren heimatlichen Gemeinden zurückſchickte.

Wie erklärt ſich dieſe merkwürdige Bewegung? Daß Tinnevelly ein überaus empfänglicher Boden für die Miſſionsarbeit war, hatte ſchon die vorübergehende Thätigkeit von Schwartz, Jänicke und Gericke bewieſen. Ein gut Teil des Erfolges iſt zweifellos auf Rechnung des kraftvollen, imponierenden Auftretens eines Feuergeiſtes, wie Rhenius es war, zu ſetzen. Daneben darf aber ein überaus wichtiges ferneres Moment nicht außer Augen gelaſſen werden. Wie überall in Indien, wo es Bewegungen dieſer Art gegeben hat — ſo unter den Kols und Santals und gegenwärtig unter den Parias im Bezirk von Madras — ſpielten dabei ſoziale Verhältniſſe eine große Rolle. In der Provinz Tinnevelly bilden neben einigen höheren Sudrakaſten — den Vellalern und Maravern — den Hauptbeſtandteil der Bevölkerung die Schanars oder Palmenbauern. Obwohl es unter dieſen auch wohlhabende Leute giebt, Beſitzer von Palmenhainen, ſo ſind doch die meiſten arme, in gedrückter Lage lebende Bauern. Wie überall in Indien werden ſie von den Zamindaren, denen ſie faſt rechtlos gegenüberſtehen, bis aufs Blut ausgeſaugt. Ihrer Religion nach ſtehen die Schanars auf einer noch bedeutend tieferen Stufe, als ſie der Hinduismus darſtellt; ſie treiben Dämonendienſt. Die Miſſion hat nun wohl auch eine ganze Anzahl von Bekennern aus den höheren Kaſten gewonnen, einige der tüchtigſten Katecheten ſind aus ihrer Mitte gekommen.

So der Katechet Thomas, von dem Rhenius rühmen kann: „Er hat durch ſeinen Eifer für die Ehre Gottes, ſeinen Glauben bei Entbehrungen und Unfällen, ſeine Liebe zu den Brüdern, ſeine Wohlthätigkeit gegen die Armen, ſeinen heiligen Wandel, ſeine Ausdauer im Gebet, ſein fleißiges Betrachten des Wortes Gottes kund gethan, daß der Chriſt nicht in der Sünde beharrt, damit die Gnade überſchwänglich werde.“ So vor allem der ehemals ſtolze Kſchatriyaſohn Jakob, der, von Rhenius' ſoldatiſchem Auftreten angezogen, um der Wahrheit willen alles zu verlaſſen bereit war, der dann als Katechet mit unermüdlicher Energie ſein vielbedrängtes Dorf in den beſten Stand brachte; er tröſtete, ſtärkte und organiſierte, die eingeſchüchterten, ſchon halb zerſtreuten und wankenden Chriſten, und machte geneigten Heiden Mut zum Übertritt, ſo daß in kurzem 80 Familien das Evangelium an-

nahmen. So der Philosoph Gnany, der sich, nachdem er einmal die Wahrheit des Christentums erkannt, ohne sich um die Vorwürfe seiner Landsleute und den Verlust seiner vermeintlichen Heiligkeit und der ihm dargebrachten Huldigungen zu kümmern, auch taufen ließ und alle Zeit treulich zur christlichen Kirche bekannte.

Aber das Hauptkontingent stellten doch die gedrückten Schanars. Was sie zuerst dem Evangelium zuführte, mag in den meisten Fällen die Hoffnung auf Verbesserung ihrer irdischen Lage gewesen sein. Nicht als ob die Missionare irgend wie den Übertretenden weltliche Vorteile in Aussicht gestellt hätten. Rhenius schreibt darüber:

„Von Anfang an haben wir es verabscheut, weltliche Vorteile anzupreisen, um das Volk zur Annahme des Evangeliums zu bewegen oder uns geneigt zu machen. Und wir können getrost sagen, daß es hier nicht eine einzige Gemeinde giebt, welche nicht aufstehen und erklären könnte, daß wir hinsichtlich irdischer Vorteile ihnen nur eine Hoffnung gemacht hätten, wenn sie das Verlangen äußerten, Christen zu werden. Wir haben ihnen immer vorgestellt, daß die Religion Jesu sie zu nüchternen, keuschen, gerechten und himmlisch gesinnten Menschen machen will, die mit brünstigem Geist dem Herrn dienen und demzufolge in ihrem Beruf emsig sind. Wenn wir den Leuten sagen, daß sie unter dem Einflusse der Religion, die uns lehrt, zu entsagen dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Lüsten, ein glückliches Leben führen werden, so darf das nicht als ein falsches Lockmittel betrachtet werden."

Dem widerspricht aber nicht, daß Rhenius es als seine Pflicht ansah, den um ihres Glaubens willen ungerecht bedrückten Christen seinen Schutz zu teil werden zu lassen, die Schliche der Zamindaren, ihre Betrügereien und Gewaltthätigkeiten aufzudecken und ihnen einen Riegel vorzuschieben. Sehr erfreulich war, daß er in diesem Bestreben bei dem wackern Kollektor Monro wirksame Unterstützung fand. In unparteiischer Weise bemühte sich dieser, auch den Christen Recht widerfahren zu lassen, sprach sie z. B. auch von der Verpflichtung frei, bei heidnischen Götzenfesten den Götzenwagen mitzuziehen und ähnliches. Das war damals unerhört, darüber schäumten Zamindaren und Priester voll Wut und verklagten Monro wie Rhenius in Madras, zunächst jedoch ohne Erfolg.

Zu diesem Schutz, den die Schanars so durch Anschluß an die Christengemeinden fanden, kam ihre durch den Schulunterricht bewirkte Hebung in kultureller und sittlicher Beziehung. Das alles war wohl geeignet, arme, niedergetretene Schanars anzuziehen.

Rhenius verhehlte sich auch keineswegs, daß es zunächst materielle Beweggründe waren, die solche Scharen ihm zuführten. Das hinderte ihn indessen nicht, sie zunächst als Katechumenen aufzunehmen. Desto gewissenhafter wurde es mit der Vorbereitung auf die Taufe und mit der

Aufnahme in die christliche Kirche genommen. Z. B. als sich die Zahl der Anhänger bereits auf 11000 belief, betrug die der Getauften erst 1000. Um unwürdige Glieder fern zu halten oder wieder auszuscheiden und überhaupt, um die jungen, noch schwachen Gemeinden zu kräftigen, wurden feste kirchliche Ordnungen und straffe Kirchenzucht eingebürgert.

Die Hauptbestimmungen darüber waren folgende: Jedermann, der den Wunsch bezeugt, in der christlichen Religion unterwiesen zu werden, wird ohne alle Rücksicht auf seine früheren Lebensverhältnisse aufgenommen. Die Bedingung dabei ist, daß er dem Götzendienste entsagt, an der Unterweisung im Worte Gottes teil nimmt und sein Leben dem christlichen Glauben gemäß einrichtet.

Jede Gemeinde wird unter die Leitung eines Katecheten gestellt, der fähig ist, das Wort Gottes zu lehren und die Seelen zu weiden. Diesem stehen alle Verrichtungen eines Pastors zu, ausgenommen die Verwaltung der Sakramente, Ausschließung aus der Gemeinde und Eheschließung.

Jedem Katecheten wird ein Ältester zugesellt, um ihm in Handhabung der Ordnung und Überwachung der Sitten behilflich zu sein. Der Älteste wird von den Missionaren ernannt, die bei ihrer Wahl nur auf Frömmigkeit, christliche Erkenntnis und andere Eigenschaften sehen, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die übrigen Gemeindeglieder zu üben geeignet sind.

Für jede Gemeinde soll ein Bethaus oder eine Kapelle errichtet werden, zu deren Erbauung jedes Mitglied nach Verhältnis seiner Mittel beisteuert. (Auch zur Bestreitung der Kosten der Gottesdienste wurde von den Gemeinden ein regelmäßiger Quartalsbeitrag erhoben.)

In jedem Bethause wird alle Morgen und Abend eine Versammlung gehalten, worin gebetet, das Wort Gottes gelesen und ausgelegt wird; jedem Christen liegt es ob, so oft wie möglich beizuwohnen.

Jeder Christ, der dazu fähig ist, lernt den in der Kirche eingeführten und von dem Katecheten ihm erklärten Katechismus auswendig.

Niemand soll zur Taufe zugelassen werden, ohne daß er eine deutliche Kenntnis der durch Seligkeit notwendigen Wahrheiten besitze, und ohne durch den Wandel Beweis gegeben zu haben, daß er ein wahres Glied der Kirche Christi sei.

Jedes Mitglied, das den Geboten Gottes zuwiderhandelt, soll, nachdem es zuerst von den Katecheten, dann vom Missionar ohne Erfolg verwarnt worden ist, vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Beharrt es hierauf in seinem schlechten Wandel, so wird es aus der Gemeinde ausgestoßen. Giebt es später Beweise wahrer Buße, so wird es wieder aufgenommen.

Die Katecheten und Schullehrer begeben sich jeden Monat einmal zum Missionar und bleiben vier Tage bei ihm, um über den Stand ihrer Gemeinden und Schulen ausführlich Bericht zu erstatten, ihre brüderlichen Weisungen zu erhalten und im Worte Gottes weiter gefördert zu werden.

Ein anderes Mittel, um die Spreu vom Weizen zu scheiden, wurden die bald über die jungen Christengemeinden hereinbrechenden Verfolgungen.

So lange es nur einzelne waren, die Christen wurden, achteten die Zamindaren nicht darauf. Als aber die Bewegung anschwoll, witterten sie Gefahr nnd setzten nun alle Hebel an, um sie zu unterdrücken. Zunächst versuchten sie es mit Bedrohungen. Wo sich aber die Christen nicht einschüchtern ließen, schritt man zu Gewaltthaten. Den Christen wurden neue ungerechte Abgaben auferlegt, oder schon bezahlte noch einmal eingetrieben. Den Handwerkern wurde verboten, für Christen zu arbeiten. Sie wurden von der Benutzung der öffentlichen Brunnen ausgeschlossen. Pächtern wurde ihr Pachtland entzogen und sie so existenzlos gemacht; die Ernte wurde ihnen abgeschnitten, ihr Vieh verstümmelt oder gestohlen; Häuser wurden verbrannt, Kapellen wieder eingerissen, Leute gemißhandelt. Falsche Anklagen wurden gegen sie erhoben, und durch falsche Zeugen, die ja nirgends so billig zu haben sind wie in Indien, ihre Verurteilung erzielt, auch wo ihr Recht sonnenklar war. Selbst Mordfälle kamen vor. Bedauerlicherweise fanden die Zamindaren nach dem nur zu frühen Tode des edlen Monro 1827 in den englischen Beamten meist willfährige Helfershelfer; es waren dies Leute, welche mit einer Art von Begeisterung das Heidentum begünstigten und mit fanatischem Haß die Mission verfolgten. Das waren schwere Zeiten, und von den Taufbewerbern gingen manche doppelzüngige und halbherzige zurück. Um so bemerkenswerter war es, daß kaum einmal ein getaufter Christ wieder abgefallen ist. Ja allen diesen Verfolgungen zum Trotz breitete sich die Bewegung immer mehr aus. Ausgangs 1834 zählte die Mission schon gegen 12000 Anhänger.

Je größere Dimensionen nun die Bewegung annahm, desto mehr kam Rhenius' Talent zum Regieren und Organisieren zur Entfaltung. Er war ein geborener Herrscher, und es war, wie ein Mitarbeiter sagte, eine wahre Lust, sich unter die Leitung seiner Augen zu stellen. Wie sicher er das Ganze überschaute, sagte derselbe Zeuge, ohne sich je im Detail zu verlieren, wie er jede einzelne Kraft zu verwenden und zu leiten verstand, wie er auch den stärksten im Zaum zu halten wußte, ohne doch die freie Entwickelung des Charakters zu hindern, das kann nicht leicht geschildert werden. Auf seiner Missionsstation ging es zu wie in dem Hauptquartier des Feldherrn.

Hier das Bild eines Arbeitstages in Palamkotta: Es ist morgens früh. Gestärkt für die Last des Tages durch kindliches Gebet, tritt Rhenius aus seiner Kammer, um mit dem langen schwarzen Stabe eine kurze Strecke durch den Garten zu schreiten, umjubelt von seinen Kindern. Briefe laufen ein, Boten nahen sich und werden an ihre Plätze verwiesen, um erst die englische Andacht mit Gesang, Bibel-

leſen, Katechiſieren und Gebet zu halten, ehe die Geſchäfte des Tages beginnen. Fenſter und Thüren ſeines Studierzimmers ſind geöffnet; Leute von hier und da kommen mit ihren Anliegen und werden befriedigt. Der Schreiber hat das zuletzt überſetzte Kapitel aus der Bibel abgeſchrieben, der Sekretär die befohlenen Briefe ausgefertigt; ſchnell werden ſie vorgeleſen und unterſchrieben. Um 1 Uhr wird geſpeiſt, die Kinder ſagen auf, was ſie gelernt. Nach dem Eſſen iſt $^1/_2$ Stunde alles ſtill. Dann öffnen ſich die Thüren wieder. Das Geſumme, das Erzählen, das Fragen, gelegentlich auch das Jammern und Eifern beginnt wieder, immer unterbrochen von der klaren, ruhigen Stimme des Führers. So geht es, bis ſich die Sonne neigt. Der geſattelte Pony wird vorgeführt, etwa um einen Ritt in die Hauptſtadt zu thun und dort den Heiden noch das Wort Gottes zu verkündigen. Womöglich iſt er zu Abend zurück, um die Abendandacht in Tamil zu halten. Nach dem Thee ſitzt der unermüdliche Mann wohl bis Mitternacht am Schreibtiſch und überſetzt weiter an einer geliebten Bibel.

Als die immer weitergreifende Verzweigung der Arbeit es Rhenius und ſeinen Mitarbeitern trotz noch ſo vielen Umherreiſens unmöglich machte, alles ſelbſt zu leiten, wurden neue lebenskräftige Organiſationen eingeführt. Das ganze Gebiet wurde in 10 Diſtrikte eingeteilt; an die Spitze jedes Diſtriktes wurde ein beſonders tüchtiger Katechet geſtellt. Dieſer hatte monatlich einmal die Gemeinden ſeines Diſtrikts zu bereiſen und in chriſtlicher Erkenntnis zu fördern, die Katecheten und Lehrer zu beaufſichtigen und anzuſpornen, etwaige Unordnungen abzuſtellen, die Gemeinden vorkommenden Falls in Streitſachen mit Zamindaren vor den Behörden zu vertreten und über alles dies monatlich dem Miſſionar Bericht zu erſtatten. In Verbindung mit der Einteilung in Diſtrikte wurde der Anfang mit der Bildung von Diſtriktsfonds gemacht. So gab es einen Fonds zur Beſtreitung der Koſten für allgemeine Angelegenheiten, einen Fonds für die Armen- und einen für die Witwenpflege. Es lag Rhenius ſehr daran, den jungen Chriſten von Anfang an die Verpflichtung zu ſolchen Angelegenheiten beizuſteuern, zu Bewußtſein zu bringen.

Eine andere wohlthätige Einrichtung war die Gründung der Dharma Sangam, der philanthropiſchen Geſellſchaft. Veranlaſſung zu ihrer Gründung waren jene bereits geſchilderten Verfolgungen der Chriſtengemeinden. In den Fällen, wo Chriſten um ihres Glaubens willen von Haus und Hof gejagt wurden, oder wo ihnen durch unabläſſige Drangſalierungen das Verbleiben an ihren Wohnorten unmöglich gemacht wurde, erwies es ſich als dringend wünſchenswert, ihnen eine neue Heimat zu verſchaffen, wo ſie in Frieden ihres Glaubens leben konnten. Solche Aſyle zu gründen und zu dieſem Zwecke zuſammenhängendere Ländereien zu erwerben, war Aufgabe der philanthropiſchen Geſellſchaft. Durch ihre

Thätigkeit entstand allmählich eine ganze Reihe neuer schöner Dörfer, so Kadachapuram (Gnadendorf), Suwiseschaparam (Evangeliumsdorf), Nallur (gute Stätte). Auch für die Beförderung des Missionswerkes, Bau von Schulen und Kapellen, trat die Gesellschaft ein. Alle diese Organisationen haben sehr segensreich gewirkt und dazu gedient, die Bewegung in feste Bahnen zu leiten und ihr Bestand zu verleihen.

Inzwischen hatte sich mehr und mehr zwischen Rhenius und der Kirchenmissionsgesellschaft eine bedrohliche Spannung herausgebildet, die schließlich 1835 zu einem bedauerlichen Konflikte führte. Rhenius war gewiß durch und durch ein gläubiger Christ, aber sein Christentum trug einen interkonfessionellen, allianzlichen Charakter, wie wir ihn bei den gläubigen Christen jener Tage so viel wahrnehmen. Er wollte kein Lutheraner sein und ebenso wenig ein Anglikaner. Vor allen Dingen glaubte er, daß es vom Übel sei, diese Parteiunterschiede auch auf dem Missionsfelde zum Ausdruck zu bringen. So trugen seine christlichen Lehrbücher in konfessioneller Beziehung einen farblosen Charakter. Ebenso widerstrebte es ihm, etwa die ganze anglikanische Liturgie bei seinen Tamilengemeinden einzuführen. Nun hatte er den Wunsch, einige eingeborene Gehilfen ordiniert zu sehen, um die wachsende Arbeit bewältigen zu können. Die Missionsgesellschaft war damit einverstanden, wünschte aber, daß sie auf die symbolischen Schriften der anglikanischen Kirche verpflichtet werden sollten. Das widerstrebte Rhenius, er wünschte wenigstens den Zusatz: so weit dieselben mit dem Worte Gottes übereinstimmen. Sollte das nicht angängig sein, so schlage er vor, die Gehilfen nach lutherischem Ritus selbst ordinieren zu dürfen, wie dies von den in Diensten der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) stehenden deutschen Missionaren früher unbedenklich geschehen sei. Daraus argwöhnte die Kirchenmission, daß Rhenius die Gemeinden der anglikanischen Kirche entfremden und ihnen ein lutherisches Gepräge aufdrücken wolle. Ein längerer Briefwechsel hin und her schloß sich hieran. Am Ende kam noch ein anderes Ereignis hinzu, das den Bruch völlig machte. Der anglikanische Archidiakon Harper in Madras hatte ein Buch geschrieben: „Die Kirche, ihre Töchter und ihre Dienerinnen" und Rhenius um eine Rezension gebeten mit der Zusage, dieselbe zu veröffentlichen. Rhenius schrieb die gewünschte Rezension, griff aber darin verschiedene Institutionen der anglikanischen Kirche wie z. B. die apostolische Succession der Bischöfe scharf an. Als darum Harper die Veröffentlichung dieser unerwarteten Rezension unterließ, ließ sich Rhenius leider bestimmen, dieselbe selbst zu drucken

und zu verbreiten.[1]) In einer andern Flugschrift, betitelt „Einheit aller Christen“ stellte er entsprechend seiner interkonfessionellen Stellung die Forderung auf, daß die Missionare hinsichtlich der in ihren Gemeinden einzuführenden Kirchenformen in keiner Weise von den Komitees abhängig sein sollten.

Von diesen Flugschriften nahm das Komitee in London mit tiefstem Bedauern Kenntnis und fühlte sich, so sehr es Rhenius' Eifer, Frömmigkeit, Hingebung und unermüdliche Arbeiten anerkannte, dennoch verpflichtet, als Glied der Kirche von England, die Verbindung mit ihm zu lösen. Wenn wir die schwierige Situation der Kirchenmission berücksichtigen, die von strengen Anglikanern immer schon argwöhnisch auf ihren kirchlichen Charakter hin angesehen wurde, so werden wir nicht umhin können zuzugestehen, daß sie um ihrer selbst willen kaum anders handeln konnte.

Dennoch hätte sich das Äußerste vielleicht doch noch vermeiden lassen, denn als der Missionssekretär Tucker im Auftrage der Gesellschaft sich nach Palamkotta begab, um die dortige Mission zu übernehmen, erklärte sich Rhenius bereit, schriftlich sein Bedauern über die Herausgabe der beiden Flugschriften, die eine unbeabsichtigte Wirkung gehabt hätten, auszusprechen. Leider wies Tucker dies als zu spät zurück, er habe strikte Weisungen. Um des lieben Friedens willen räumte Rhenius das Feld, obgleich er betonte, daß er an die von ihm gesammelten Gemeinden dasselbe Recht habe wie die Gesellschaft. Die andern deutschen Missionare schlossen sich ihm an, und so verließen sie ihr reich gesegnetes Arbeitsfeld. In Arkot, wo Rhenius einst von Madras aus unter den Dschainas schon Eingang gefunden hatte, beschlossen sie sich eine neue Wirkungsstätte zu schaffen.

Kaum hatten sie sich dort niedergelassen, als aus Tinnevelly eine von 43 Katecheten unterschriebene Bittschrift kam, sie möchten zu ihnen zurückkehren; ihr folgte bald eine zweite mit 77 Unterschriften. Da glaubte Rhenius es den von ihm bekehrten Christen schuldig zu sein, ihrem wiederholten Rufe Folge zu leisten und kehrte mit seinen Genossen nach Tinnevelly zurück, um die verlassene Arbeit wieder aufzunehmen. Etwa 100 Gemeinden schlossen sich ihrem alten Lehrer an, während 200 auf seiten der Kirchenmission traten. Rhenius' Lage war außerordentlich schwierig.

[1]) Es wäre wohl weiser von Rhenius gewesen, wenn er als Missionar einer anglikanischen Gesellschaft diesen Schritt unterlassen hätte. Aber in seiner rückhaltlosen Geradheit mochte er nie ein Hehl aus seiner Meinung machen.

Es war weniger der äußere Unterhalt der von keiner heimatlichen Missionsgesellschaft mehr getragenen Arbeit, die ihm Sorge verursachte; wenig Menschen hat es gegeben, die sich so ganz an das Wort Gottes hielten und so unbedingt ihre Sorgen auf den Allmächtigen warfen wie Rhenius. Und damit ist er nicht zu schanden geworden; die Unterstützungen gingen reichlich ein. Allerdings mußte er sich mit ihnen auch die einander entgegengesetztesten Ratschläge gefallen lassen, so daß er wohl meinte, es ist ein schlechter Tausch, statt eines Komitees habe er nun wohl ein Dutzend. Aber wo würden die Missionare künftig herkommen, die nach ihnen das Werk fortsetzen würden? Unerquicklich waren auch die vielen Prozesse, die um das Besitzrecht an die Kapellen zu führen waren; denn die Kirchenmission beanspruchte dieses auch in den Gemeinden, die Rhenius treu geblieben waren. Es fehlte auch nicht an gewinnsüchtigen Katecheten, die die Spaltung mißbrauchten, um im Trüben zu fischen. Hämisch spotteten Feinde der Mission über den kläglichen Zusammenbruch und auch manche Wohlwollenden hielten mit ihrer Mißbilligung nicht zurück. Das alles war schmerzlich.

Andrerseits gab es doch auch in jener Zeit viel Erfreuliches. Die religiöse Frage bildete jetzt überall das Tagesgespräch. Bei vielen wurde dadurch das religiöse Interesse erweckt. Thatsache war, daß nie so viel Menschen bei Rhenius christliche Unterweisung suchten als damals, in 3 Jahren meldeten sich 4000. Die Christen aber wurden aus der Gleichgiltigkeit und Trägheit aufgeweckt, und manch einem gereichten diese Kampf- und Notzeiten zu einer Vertiefung seines Glaubens. Auch in der Gründung neuer Institutionen mußte sich der rastlose Schaffenstrieb von Rhenius wieder bethätigen. Es wurde eine neue Bibel- und Traktatgesellschaft gestiftet, weiter eine Friedensgesellschaft mit der Aufgabe christliche Dörfer zu gründen, und endlich eine Pilgergesellschaft mit der Aufgabe, Evangelisten in die weiter abliegenden heidnischen Gebiete auszusenden. Es wurden auch gleich 2 Boten ausgesandt.

Da wurde unerwartet Rhenius am 5. Juni 1838 durch den Tod diesem Kampf entrückt. Die Kunde erweckte allgemeine Teilnahme. Verstummt waren mit einem Schlage alle Angriffe; auch die Feinde hatten für den Toten nur Lob und Anerkennung. Die Kirchenmissionsgesellschaft bot edelmütig der Witwe eine Pension an, die sie auch annahm. Rhenius hat nie irdische Schätze besessen, die Sorge für die Seinen überließ er getrost dem Herrn. Der älteste Sohn trat bald darauf in die Dienste der Gesellschaft zurück. Auch der größte Teil der Rhenius nachgefolgten

Christen schloß sich ihr nun wieder an, so daß in kurzem jede Spur des Schismas verschwunden war.

Litteratur: Schaffter, Geschichte der evangelischen Mission in der Provinz Tinnevelly (Miss. Mag. 1844, II) — Leben des Missionars Rhenius in Miss. Mag. 1844, III. — Schmidt, Leben des Missionars Rhenius 1842 — Arbeiter in der Tamil-Mission: Karl T. E. Rhenius in Miss. Mag. 1868 S. 257 ff. — Auch Stock, History of the C. M. S. Band I.

22. Aufl. 22. Aufl.

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse.

Von

Prof. D. G. Warneck.

Preis nur 25 Pf., von 50 Ex. an 20 Pf.!

Massenverbreitung weiter **dringend erwünscht.**

Berlin W. 9. Linkstraße 4. **Martin Warneck** Verlagsbuchhandlung.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Stanford University Libraries

3 6105 012 517 988

BV
2354
A6
v. 27
1900

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.